DAS
TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Berlin 1921
2. Jahrgang
1. Halbjahr

* STEFAN GROSSMANN * ERSCHEINT JEDEN SONNABEND

DAS TAGEBUCH

BERLIN · 8. JANUAR
1921

INHALT

Seite

Einzelheft 2,50 M. einschl. Zuschlag   Vierteljährlich 25.— M.
In der Schweiz einschl. Zuschlag Fr. 1.—

JAHRGANG II * HEFT 1 * HERAUSGEBER

* ERNST ROWOHLT VERLAG *

DAS TAGE-BUCH

HERAUSGEBER STEFAN GROSSMANN

INHALTS-VERZEICHNIS

2. Jahrgang / I. Halbjahr

1 9 2 1

Politik, Geschichte, Philosophie, Wirtschaft:

Kunst, Literatur und Wissenschaft:

Betrachtungen, Briefe, Erinnerungen:

Dichtungen, Aphorismen, Satiren:

Glossen:

R. Abendroth, Riesa

Das Tage-Buch / Heft 1 Jahrg. 2 / Berlin, 8. Januar 1921

ZUM ZWEITEN JAHRGANG

Keine Programmreden zum ersten Geburtstag!

Seht Euch den ersten Jahrgang des »Tagebuch« an, aber mit guten Augen, und fragt Euch selbst, welche deutsche Wochenschrift so viel Lebensbuntheit und soviel innere Freiheit enthält.

Sagt Ihr Ja zu uns, so kauft nicht bloß Einzelhefte, sondern abonniert!

Verlag und Redaktion des „Tagebuch".

THOMAS WEHRLIN

AN FRITZ EBERT

Sie haben, verehrter Herr Ebert, Ihre Kanditatur für die Reichspräsidentschaft wieder angemeldet. Die Nachricht ist in die Zeitungen übergegangen und es hat nirgendwo ein Wort des Protestes gegeben. Im Grunde ist diese direkte Wahl durch das Volk allen Parteien gleich unangenehm und, wenn sie nur könnten, würden alle Parteien diese lästige Volksbefragung und -entscheidung vermeiden und Sie ruhig, solang Sie wollen, in Ihrem Präsidentenstuhl belassen. Das ist gewiß ein persönlicher Erfolg für Sie. Nur Ihr Takt, Ihre Schweigsamkeit, Ihr lautloses Walten hat diese allgemeine Anerkennung ermöglicht. Das Gesindel, das Sie, nüchternen Bürger, als Süffling und Ihre einfache, unauffällige Frau als Protzin karrikieren wollte, hat sich längst verlaufen. Sie lassen sich auch nicht mehr so oft fotografieren wie im Anfang Ihrer Präsidentschaft, es besteht ja auch kein Bedürfnis nach einem Ebert-Kultus. Sie sind beliebt, weil Sie fast nicht da sind.

Aber das Moralische, in der Politik das Sachliche, als das einzig Moralische, versteht sich immer von selbst. Und da bitte ich Sie, verehrter Herr Reichspräsident, sich einmal die Frage vorzulegen, ob Ihre Präsidentschaft der jungen Republik von Vorteil ist? Ich glaube es nicht. In derselben Zeit, in der der Widerstand gegen Ihre Person hingeschmolzen ist, hat der monarchische Gedanke unzweifelhaft große Eroberungen gemacht. Zwischen diesen beiden Tatsachen besteht ein Zusammenhang. Es gibt eine Menge sehr schlauer Monarchisten, die im Augenblick für eine Präsidentschaft Ebert eintreten, eben weil von ihr kein Glanz, keine Legende, keine Anziehungskraft ausgeht. Je unbemerkbarer diese Republik, so sagen sich die Hohenzollern-Jesuiten, desto weniger setzt sie sich in den Köpfen, in den Gemütern fest. Ihr Vorzug, daß sie beinahe nicht da sind, wird gerade von den Monarchisten hoch eingeschätzt. Die Republik wäre unangenehmer, gefährlicher und — dauerhafter, wenn an ihrer Spitze kein unbeachteter, stiller Parteisekretär a. D., sondern eine Persönlichkeit, ein representativ man stände, um den herum Legende und Illusion entsteht. Ihr Vorzug, verehrter Herr Präsident,

ist Ihre echte, unverschminkte Mittelmäßigkeit, das genügt und erquickt nach dem wilhelminisch-theatralischen Zeitalter.

Aber in den Republiken, die sich gründlich befreien wollen von Ihrer dynastisch-militärischen Vergangenheit, da waren kluge Republikaner einsichtig genug, eine überparteiliche, illusionerzeugende Persönlichkeit an die höchste Spitze des Staates zu stellen. Die Tschechen, die ein leidenschaftliches Volk von Politikern sind, wußten, warum sie Thomas Masaryk auf den Gipfel des Hradschin setzten. Masaryk, der eine verschwindend kleine Gruppe von Realisten hinter sich hat, der weder den Sozialisten, noch den Nationalisten angehört. Aber er ist nicht nur der erste Mann im Staate, er ist auch die stärkste geistig-moralische Autorität Tschechiens, unwillkürlich hat ihn die Legende umrankt. Der Gedanke, daß Karl von Habsburg, der liebenswürdige Operettenerzherzog, den Denker und Dulder Masaryk jemals verdrängt, könnte gar nicht aufkeimen. Ebenso staatsmännisch handelten die Oesterreicher, als sie jetzt Michael Hainisch zum Bundespräsidenten wählten, gleichfalls einen überparteilichen Mann, einen Landwirt, der die Bedürfnisse des Industriestaates kennt, einen Eigenbrötler, zu dem die Bauern und (verschämt, weil sie ihm nicht schaden wollen) die Sozialisten Ja sagen. Dort konzentrieren sich die inneren Kräfte des Reiches in einem führenden Kopf. Die Republik erstarkt innerlich, wenn ein mehr als gewöhnlicher und doch nüchterner, ein allseitig imponierender, zurückhaltender Mann an ihrer Spitze steht.

Wäre die deutsche Republik in den Köpfen, in der Phantasie, in den Instinkten des politischen Deutschen schon befestigt, dann wäre verehrter Herr Ebert, gegen Ihre lautlose, unbemerkbare, elastische Präsidentschaft kein Einwand zu erheben.

Aber in diesem noch instinktiv monarchischen Reich, in dieser widerwilligen Republik müßten Arbeiter, Bürger, Bauern irgendwie zur neuen Staatsform verlockt und verführt werden. Deshalb müßte an der Spitze der Republik ein Mann von illusionierendem Wesen stehen, Einer, der nicht nur bei einem Bruchteil der Reichstagsmajorität, sondern in der lebenden, webenden Volksgemeinschaft das Gefühl erzeugt: Blut von unserem Blut, Hirn von unserem Hirn, ein Führer. Es ist wahr, der Fall Masaryk ist ein besonderer Glücksfall. Aber schon der Fall Hainisch, den bis zu seiner Wahl nur ein kleiner, freilich aus allen Parteien bestehender Kreis kannte, ist von denkenden republikanischen Politikern bewußt geschaffen worden. Uns fehlen die überparteilichen Führer, die Kredit auf allen Seiten haben. Vielleicht wäre ein freier religiöser Deutscher, wie Friedrich Naumann, der ideale Präsident gewesen, weil soziale und nationale, religiöse und rationale, dichterische und denkerische Elemente sich in ihm vereinigten. Auch in Hans Delbrück sind conservative und Erneuerungstendenzen lebendig vereint, doch fehlt ihm die schöpferische Naivität, er ist ein Professor. Aber wo gibt es politische Deutsche, die nicht Professoren sind? Bis tief in die Reihen der Kommunisten hat sich das unoriginale, temperamentlähmende Privatdozententum eingenistet. Der ideale Präsident der

deutschen Republik mußte Johann Wolfgang von Goethe heißen, der ein Dichter und Staatsmann gewesen. Wie wär's, wenn man den Präsidenten, dessen Befugnisse Preuß eng genug begrenzt hat, in diesen Sphären suchte? Der Berufspolitiker würde auflachen, wenn man ihm den Namen Gerhart Hauptmann vorschlüge. Aber das beweist bloß die Fantasielosigkeit der politischen Fachsimpel. Die Republik braucht ein Gesicht und sie braucht eine Fahne. Aber ihr allzu schnelles Ja, verehrter Herr Ebert, verhindert, daß wir alle uns anstrengen und suchen. Es handelt sich darum, die Figur zu finden, die geeignet ist, die Lust an der Republik zu steigern oder vielmehr zu wecken.

Ich fürchte, verehrter Herr Ebert, Sie werden wieder gewählt werden. Wer wird davon Nutzen haben? Ihre Partei? An die Sie, selbstverständlich, vor allem denken. Ich bezweifle es. Kommunisten und Altpreußen werden aus Ihrer Präsidentschaft billiges agitatorisches Kapital schlagen. Die Republik? Sie sind zu still, zu grau, zu korrekt, Sie sind zu wenig da. Die Monarchisten werden Sie wählen, weil Sie wissen, daß Sie sich hüten werden, Ihre Macht zu verstärken, ja nur zu gebrauchen. Ihr durch Parteidisziplin gedrilltes Temperament wird sich nie immer bescheiden. Selbst Kapp, Sie erinnern sich noch, wollte Ihr Schein-sein nicht stören!

Deshalb halte ich Ihre Kandidatur für einen Fehler, und ich würde Sie bitten, den Fall noch einmal zu überdenken, wenn ich nicht wüßte, daß die Partei-Instanzen, nicht nur die Vorwärtsgerichteten, schon entschieden haben. Und die Partei-Instanzen — das ist doch bis auf weiteres Deutschland. Mithin wäre Ihnen eigentlich schon zu gratulieren, Ihnen, Herr Ebert, und der deutschen Republik?

* * *

HOHLER FOUCHET & CO.

Budapest, Ende Dezember 1920.

Es geschieht nun zum zweitenmal, daß die Frage der ungarischen Armee im englischen Unterhaus besprochen wird. Auf die Frage eines Abgeordneten erteilte Unterstaatssekretär Harmsworth, nun zum zweitenmal, die aus mangelnder Sachkenntnis oder aus geflissentlich verlogener, hinterhältiger Diplomatie stammende, jedenfalls aber auf absolut falschen Voraussetzungen beruhende Auskunft, wonach die ungarische Armee aus 36000 Männern bestehe.

Man muß wissen, daß die dem Staate Ungarn vom allerhöchsten Rate zugestandene Zahl der Bewaffneten 35000 Mann beträgt. Somit sollte also die tatsächliche ungarische Wehrmacht die von rechtswegen zugestandene Zahl kaum um ein Tausend Mann überschreiten.

Die Information des englischen Unterstaatssekretärs ist auf die Berichte der in Budapest sitzenden Generalität der Entente, sowie insbesondere auf die Nachrichten des englischen Vertreters Hohles aufgebaut.

Ist es auch dem Außenstehenden nicht möglich, die genaue Zahl der ungarischen Armee abzuschätzen, so ist es doch umso

leichter möglich, die Berichte des Budapester Entente-Vertreters auf ihre Wahrheit hin zu überprüfen.

Denn eben dieser selbe englische Vertreter in Budapest, Mister Hohles, hat seiner Zeit nach dem eben verübten Mord an den Redakteuren des rechtssozialischen Organs „Nepszava", den berühmten, damals in allen Zeitungen abgedruckten Bericht erstattet, daß in Budapest vollkommene Ordnung herrsche und daß man dem Verweser Horthy, der dieses Wunder fertiggebracht hat, eine womöglich noch größere Macht in die energischen Hände zu legen habe.

Der ebenfalls in Budapest weilende Präsident der Donaukommission, Admiral Troubridge, hat zur selben Zeit ein nicht minder beruhigendes Bild über das herrliche Walten des „christlichen Regimes im christlichen Staat" entworfen. Die Sicherheit der bürgerlichen Existenz wäre — nach Troubridge's Bericht — eben so vollkommen, als die des Bürgers in London.

Diese Berichte wurden im Anfang des Jahres 1920 als bare Münze von allen bürgerlichen Zeitungen dieser Welt angenommen. Heute bedürfen sie keiner Widerlegung mehr. Und doch hat es der französische Vertreter fertiggebracht, just an dem Tage der unlängst begangenen ruchlosen Polizistenmorde der Horthy-Offiziere, einen Bericht nach Paris über die mustergültige Ordnung in Budapest zu senden.

Herr Fouchet reist heute von Budapest nach Paris, weil dort jetzt der ungarische Friede ratifiziert wird und er verhandelt zugleich — so heißt es — damit jener heikle Punkt des Vertrages, die Auflösung der Armee betreffend, nicht buchstäblich streng durchgeführt werde. In demselben Sinne schreibt der royalistisch-katholische Senator de Meuzie seine Horthy-freundlichen und aus dem Horthy-Propaganda-Fonds wohlbezahlten Aufsätze für französische Zeitungen.

So sind die hohen englischen und französischen Herrschaften, für das viele vergossene Blut und für das entsetzliche Regiment der Gewalt nicht minder verantwortlich, als vielleicht Horthy selber.

Nach den neuerlichen Lügenberichten über die Seelenzahl der Wehrmacht, ist es wohl zu befürchten, daß die Horthyleute den nicht zu mindest auch durch ihre Treibereien verursachten innerpolitischen Wirrnissen, durch Entfaltung außerpolitischer Wirren die Krone aufsetzen. Denn die ungarische Armee zählt allein an Offizieren mehr als 36000 Mann. Horthy gebietet über eine Armee von ungefähr drei- bis viermalhunderttausend Mann. Die fortwährenden Einberufungen geschehen vor den Augen der fremdländischen Kommissionen ganz regelrecht, offen und unverhohlen.

Auch die Aufstellung einer reichstreuen österreichischen Truppe in Ungarn fand die Gutheißung der Alliierten. Denn auf eine Anzeige beim allerhöchsten Rat, gegen diesen Rest der k. und k.

Herrlichkeit, wurde wohl die Truppe von einer Entente-Mission zur Rechenschaft gezogen, aber als die österreichischen Offiziere erklärten, sie wären vor dem bolschewistischen Terror des Dr. Renner und dem des Dr. Deutsch aus Wien nach dem Soldatenparadies nach Ungarn geflohen, da gaben sich die hohen Herren der Mission mit dieser Erklärung zufrieden. So ist in Ungarn für alle abgerüsteten Desperados dieser Welt eine Zufluchtstätte eröffnet worden.

Der englische Unterstaatssekretär hat allerdings nach dieser zweiten Anfrage zugeben müssen — wovon er, als die erste Anfrage geschah, wohlweislich zu schweigen gewußt hat — daß Horthy außer der regelrechten Wehrkraft, noch über siebzig bis achtzig Tausend bewaffnete Männer verfüge, die allerdings mangelhaft ausgerüstet sind.

Der Herr Unterstaatssekretär vergißt, daß all diese Ausrüstung von englischer Seite werktätig besorgt wird! Der in Paris sitzende Journalist Achmed Barthelet — halb Engländer, halb Türke halb Journalist, halb Geschäftsmann, doch ein ganzer Schieber —, und auch der in Budapest sitzende, einstige Offizier, nun erfolgreicher Schieber, ein gewisser Stead, und noch viele andere Engländer, Italiener und Franzosen, alle das ihrige tun, um den Waffenschmuggel der internationalen Reaktion nach Ungarn zu betreiben. Viele Bürger sind bei dieser Arbeit rein aus Snobismus betätigt, um mit so feinen Magnaten und Prälaten, als es die Machthaber des Horthy-Clique sind, verkehren zu dürfen. (Mister Cumingham in Wien gehört zu dieser Sorte der Schädlinge.)

Ob die alliierten Regierungen offiziell hinter all' dem Treiben stehen, oder ob die Missionen in Budapest ein geheimes und gemeines politisches Spiel treiben, um London und Paris einzuführen? Wer weiß?

Was sich nicht leugnen läßt, ist die Tatsache, daß die ungarische Frage auf diese Art sich zu einem Konflikt zwischen den alliierten Mächten und den von ebendenselben Alliierten gegründeten Successionsstaaten zuspitzt. Denn Tschechien-Rumänien, Jugoslavien können nicht abrüsten, solange die ungarische Armee besteht und diese Armee wird bestehen, solange sie in Hohler, bei Harmsworth, in Fouchet, bei De Meuzie mächtige französische und englische Protektoren findet.

Die Furcht erscheint nur allzu begründet, daß das verhängnisvolle Ränkespiel der Missionen zu einem kriegerischen Konflikt im Osten führen wird.

Ist das die Absicht des „Völkerbunds“ oder des allhöchsten Rates? Oder, wenn nicht, wie lange ist er gewillt, die Herren Fouchet, Hohler und Troubridge an ihren so schlecht verwalteten Posten nach so mannigfaltiger Blamage zu halten?

DER KLASSENMÄSSIGE ZUSAMMENSCHLUSS DER GEISTIGEN ARBEITER

H. GOMPERZ

Die Organisierung der geistigen Arbeiter, im November 1918 mit großem Geschrei begonnen, ist in Deutschland bald nach der Revolution stecken geblieben. Umsomehr sollten die Betrachtungen des Wiener Hochschullehrers beachtet werden.

Als es mit der Auseinandersetzung zwischen „Bürgertum" und „Proletariat" ernst zu werden schien, nahmen beide Klassen die geistigen Arbeiter als zu sich gehörig in Anspruch. Von rechts ward uns zugeraunt, daß alle höher Gebildeten sich gegen die große Masse der minder Gebildeten zusammenschließen müßten: es gelte die Erhaltung des „Bürgertums"; von links wurden wir etwas lauter darüber belehrt, daß Alle, die von ihrer Arbeit leben gegen die Nutznießer bloßen Kapitalsbesitzes zusammenhalten müßten im Interesse der Rechte des „werktätigen Volkes". In der Tat blieb uns das Ansinnen nicht erspart, in die „Arbeiterräte", und wieder in die diesen entgegengestellten „Bürgerräte", Vertreter der geistigen Arbeit zu entsenden.

Kapitalbesitzer und Handarbeiter waren somit darüber einig, daß sich die geistigen Arbeiter notwendig einer dieser beiden Klassen zuzählen müßten! Und wenigstens bei uns in Wien hat sich wohl auch die große Mehrheit der geistigen Arbeiter selbst hiervon überzeugen lassen. Freilich nicht ohne sehr merkliches Unbehagen. Die Versammlungen der Wiener Hochschullehrer z. B., in denen über die Vornahme von Wahlen in die „Arbeiterräte" entschieden wurde, boten großenteils das Bild ratloser Verblüffung: die große Mehrheit der Kollegen war sich durchaus keiner besonders engen Zusammengehörigkeit mit den Gewerkschaften der Handarbeiter bewußt und empfand es doch auch wieder als eine Beleidigung, wenn man ihr vorwarf, sie stehe im Dienste des „Kapitalismus". Meiner Überzeugung nach deutet aber diese scheinbar bloß weltfremde Ratlosigkeit doch auf ein ernstes sachliches Problem.

Ob und wann nämlich das Klasseninteresse das für den Menschen wichtigste Interesse ist, wieweit sich Klassen von einander überhaupt scharf abgrenzen lassen — all das kann fraglich sein. Daß aber, wenn einmal die Bevölkerung eines Landes von mitteleuropäischer Entwicklungshöhe in Klassen unterschieden werden soll, die geistigen Arbeiter als eigene Klasse auftreten und Anerkennung heischen sollten, das scheint mir außer Frage zu stehen.

Gewiß leisten viele Besitzer von Kapital bei der Leitung ihrer Unternehmungen hochwertige geistige Arbeit; gewiß streben auch viele Handarbeiter in ihrem Fach, und auch darüber hinaus, redlich nach höherer Bildung: trotz alledem haben wir als geistige Arbeiter Interessen, die weder mit denen des Kapitalisten als solchen noch mit denen der Handarbeiter als solcher zusammenfallen,

Der Kapitalist als solcher ist Bezieher arbeitslosen Einkommens: daran, daß es solches Einkommen gebe, haben — wie immer es um den Einzelnen stehe — die geistigen Arbeiter als Klasse gar kein Interesse: der Ingenieur arbeitet für eine Staatsbahn so gut wie für eine Privatbahn, der Leiter einer Lebensmittelverkaufsstelle ist nicht besser gestellt, wenn sie einem Großkaufmann, als wenn sie einer Verbraucherorganisation gehört! Unser Interesse ist, daß die zur Leitung eines Unternehmens erforderliche Kopfarbeit angemessen entlohnt werde; wem aber der Reinertrag des Unternehmens zufällt — ob dem Begründer oder seinen Erben, ob den Besitzern von Anteilscheinen, ob einer Genossenschaft von Verbrauchern, ob unmittelbar dem Staate —, das kann uns als geistigen Arbeitern vollständig gleichgültig sein!

Auf der anderen Seite haben die Handarbeiter als solche nur daran Interesse, daß körperliche Arbeit überhaupt möglichst gut entlohnt, der verfügbare Vorrat an Gütern unter die Arbeitenden möglichst nach der von ihnen aufgewandten Arbeitszeit verteilt werde; denn nur dies gemeinsame Interesse können sie mit der hauptsächlichsten Waffe ihrer Klasse, durch die Massenwirkung ihrer Zahl, durchzusetzen hoffen (sofern dabei der höherwertigen Arbeit ein Vorzug, etwa gar ein ansehnlicher Vorzug eingeräumt wird, wird das rein proletarische Klasseninteresse bereits verlassen: tatsächlich hält sich derartige Bevorzugung auch meist in Grenzen, die für die Höhe der Lebenshaltung nicht entscheidend sind: warum sollten auch die Massen der Handarbeiter dafür kämpfen, daß besonders geschickte Kunstgewerbler längere Urlaubsreisen unternehmen oder sich eine kleine Büchersammlung anlegen könnten?) Der geistige Arbeiter als solcher dagegen muß unerschütterlich darauf beharren, daß seine Arbeit ihrem Wesen nach eine höherwertige ist, daß sie bei gleicher Arbeitszeit zur Gütererzeugung unverhältnismäßig mehr beiträgt als die Handarbeit und daß ihm daher auch eine wesentlich höhere Entlohnung als die Vorbedingung einer wesentlich höheren Lebenshaltung zusteht. (Ansprüche, die nun freilich im besonderen Falle insoweit ermäßigt werden müssen, als irgend eine Kopfarbeit nicht als wahrhaft geistige, leitende Arbeit anerkannt werden kann). Denn daß nur körperliche Arbeit Werte schaffe oder daß doch geistige Arbeit zum Schaffen von Werten nur nach dem Maße der aufgewandten Arbeitszeit beitrage, — mit dieser ungeheuerlichen Behauptung darf sich der geistige Arbeiter als solcher niemals abfinden! Sie ist kaum besser als es die andere wäre: was die in einem gewerblichen Unternehmen hergestellten Güter eigentlich erzeuge, seien die Maschinen, die Räder und Hämmer der Fabrik!

Was bedeutet überhaupt Stoff ohne Form, was Menschen ohne bestimmte Formen ihrer Zusammenfassung und den diese Formen beseelenden Geist? Was bedeutet daher auch die körperliche Arbeit ohne geistige Leitung, die arbeitende Hand ohne den

leitenden Kopf? Nicht jene, oder doch nicht vor allem jene, schaffen Güter und Werte, die an Hämmern und Rädern, an Kesseln und Ventilen, im Stollen oder am Setzkasten ihren Körper abmühen, die ihnen zugewiesene Arbeit verrichten, vielmehr, zumindest in weit höherem Maße, jene, die die Arbeitsweise erdenken, die Maschinen planen, die Arbeitsgelegenheit erspähen, die Arbeit verteilen und überwachen, den einen an den Hammer oder das Rad, an den Kessel oder das Ventil, die anderen in den Stollen oder an den Setzkasten stellen und ihm seine Aufgabe vorschreiben.

Gewiß, der Gegensatz zwischen Hand- und Kopfarbeit tritt nicht immer und überall schroff und unausgleichbar zutage: der kleine Landwirt, der kleine Handwerker, der Künstler führen zum guten Teile das von ihnen Geplante, Erdachte, Entworfene mit eigener Kraft aus, zur Arbeit eines Mechanikers oder Lokomotivführers gehören gewisse geistige Leistungen als wesentliche Bestandstücke! Ganz dasselbe indes gilt auch von dem Gegensatz zwischen Arbeit und Kapitalbesitz: der Ertrag des Landwirts fließt auch aus seinem Eigentum an Grund, Vieh und Pflug, der des Tischlers aus dem Eigentum an Hobelbank und Holzvorrat, der Fabrikant, der Kaufmann sind schon als solche a u c h geistige Arbeiter. Will man von diesen gesellschaftlichen Zwischenstufen nicht absehen, so darf man von Klassen überhaupt nicht reden; redet man von ihnen — und das mag dort berechtigt sein, wo jene Zwischenstufen den gesellschaftlichen Aufbau nicht gerade entscheidend bestimmen —, dann darf man auch den geistigen Arbeitern die Anerkennung als besondere Klasse nicht weigern. Zu ihr zählt vor allem — und zwar am entschiedensten in seinen höheren Schichten — der ganze Beamtenstand: zunächst die Beamtenschaft des Staates, der Länder und Gemeinden als das Werkzeug der öffentlichen Wirtschaft und Wirtschaftskontrolle, ferner die gesamte technische, kaufmännische und Verwaltungsbeamtenschaft gewerblicher Betriebe, die Leiter und Angestellten der Banken und Kaufhäuser, landwirtschaftliche Verwalter und Aufseher, nicht minder aber auch die berufsmäßigen Vertreter der „proletarischen" Klasseninteressen, etwa Gewerkschaftssekretäre, Leiter und Angestellte von Sozialversicherungskassen, denen sich in freierer Weise die Zeitungsschreiber und Politiker anreihen — dann aber auch Lehrer und Forscher, Ärzte und Anwälte, welche die zur Leitung der Gütererzeugung nötigen Erkenntnisse vorbereiten, gewinnen und ausbreiten, die Arbeiter aller Art zu nutzbringender Tätigkeit tauglich machen und erhalten. Die also umgrenzte Klasse der Kopfarbeiter, weit weniger zahlreich als die der Handarbeiter, trägt doch zur Hervorbringung der Güter einer Volksgemeinschaft ebensoviel, wenn nicht mehr bei, wie diese: wär' es so unbillig, wenn sie als Klasse einen gleichen, für den Einzelnen einen größeren Anteil an den erzeugten Gütern wie auch an der über deren Verteilung entscheidenden politischen Macht in Anspruch nähme?

Ob ein solcher Anspruch billig wäre, darüber können verschiedene Weltanschauungen verschieden urteilen: daß er aber erhoben und in weitem Umfang auch durchgesetzt werden wird, scheint mir gewiß! Gab es nämlich jemals eine Zeit, in der bloß der Besitz als solcher herrschte, so ist sie doch offensichtlich vorbei: ein gewisser Anteil an der Herrschaft wird der Arbeit unstreitig zufallen. HERRSCHEN aber heißt LEITEN: bloße Handarbeiter sind zur Herrschaft gänzlich unfähig, vermöchten höchstens alles zu zerrütten, eine allgemeine Unordnung herbeizuführen; Herrschaft oder Mitherrschaft der Arbeit wird in Wahrheit immer Herrschaft oder Mitherrschaft von Kopfarbeitern sein, in deren Reihen freilich immer auch einzelne, zur Kopfarbeit befähigte ehemalige Handarbeiter Platz finden werden! Und steht es denn nicht schon heute vor unser aller Augen, daß die politische Macht der „Arbeiter" nicht durch Handarbeiter, sondern durch Kopfarbeiter — durch Angestellte von Gewerkschaften und Verbrauchergenossenschaften, Volksredner und Zeitungsschreiber, Schriftsteller und Denker ausgeübt wird? Ja daß gerade die ausgeprägteste Arbeiterherrschaft, die „Diktatur des Proletariats" sich geradezu als Zwangsherrschaft einiger geistiger Arbeiter darstellt?

Nun aber mag man die „Willensfreiheit" noch so hoch einschätzen — man würde doch die menschliche Natur völlig verkennen und würde überdies durch alle geschichtliche Erfahrung widerlegt, wollte man es für möglich halten, daß jemals eine Klasse ihre Herrschaft lediglich im Interesse der von ihr Beherrschten ausüben könnte: vielmehr ist es unvermeidlich daß, wo die Kopfarbeiter herrschen, auf die Dauer auch ihre Interessen nicht zu kurz kommen, auch ihr Einkommen, ihre Lebenshaltung sich ganz wesentlich über die der bloßen Handarbeiter erheben werden. Dürfte man erwarten, daß je Menschen über Menschen in dem Geiste herrschen werden, in dem ein Schutzengel seinen Schützling leitet, so dürfte ja niemand der unumschränkten Herrschaft eines „aufgeklärten" Fürsten, oder einer Aristokratie als wahrer „Herrschaft der Besten", widerstreben. Davon kann keine Rede sein: wo Kopfarbeiter herrschen, werden sie schließlich auch für sich sorgen, ja die Besorgnis wäre verständlich, ob sie das nicht allzu schroff und rücksichtslos tun werden? Denn einer fest geschlossenen Vereinigung aller Kopfarbeiter stünde der bloße Handarbeiter fast so wehrlos gegenüber, wie das Haustier dem Menschen, vermöchte kaum auch nur der förmlichen Versklavung der Minderbefähigten durch die Höherbefähigten vorzubeugen — ein Ergebnis, zu dem es wahrscheinlich nur darum nie kommen wird, weil sich voraussichtlich immer wieder Kopfarbeiter finden werden, um die jeweilige Unzufriedenheit der Handarbeiter auszunützen, an ihrer Spitze die bisher machthabenden Kopfarbeiter zu verdrängen und sich selbst an deren Stelle zu setzen (ein Vorgang, der sich ja, als „Sturz einer politischen Partei durch die andere", auch schon bisher oft genug abgespielt hat)! . . . .

Gewiß ist aber das eine, daß die Interessen der Kopfarbeiter mit denen der Handarbeiter durchaus nicht einfach zusammenfallen: wer beide, bloß darum. weil sie kein arbeitsloses Einkommen beziehen, kein Kapital besitzen, zu der einen Klasse der „Arbeiter" zusammenfaßt, erliegt einer ganz ähnlichen Täuschung wie jener, der dem Liberalismus erlegen und an der er schließlich zugrundegegangen ist. Als der Kampf gegen die Vorrechte des Adels im Vordergrunde der öffentlichen Aufmerksamkeit stand, da erschien, im Gegensatze zu diesem bevorrechteten Stande, das ganze nicht adelige Volk als eine einzige, in sich geschlossene Masse, die Masse der „Bürger": dies wollte der Liberalismus befreien, allen Bürgern „gleiche Rechte" erkämpfen. Seine große Täuschung bestand darin, daß er die Unterschiede unter den Nichtadeligen übersah: sobald die Vorrechte des Adels beseitigt waren, zeigte sich's, daß das „gleiche Recht" für Besitzende und Besitzlose in Wahrheit die Herrschaft jener über diese bedeutet; die politische Macht und die kulturellen Überlieferungen gingen von den Adeligen nicht an die „Bürger" überhaupt über, vielmehr nur an die besitzenden Bürger, die ja übrigens auch schon in den letzten Zeiten der Adelsherrschaft an der politischen Beherrschung der Nation wie auch an ihrer geistigen Leitung bedeutenden Anteil genommen hatten; nur die Lage der besitzlosen „Bürger" hatte sich bei alledem nicht allzusehr geändert!

Einen ganz ähnlichen Fehler begeht nun meiner Überzeugung nach, wer heute, im Kampfe gegen die Vorrechte der Kapitalsbesitzer, in allen Vermögenslosen nur eine einheitliche Klasse, die der „Arbeiter" oder „Proletarier", sieht und nun die Enteignung der Kapitalisten, die Einziehung des arbeitslosen Einkommens zu Gunsten dieser einheitlichen Klasse fordert: er übersieht dabei alle Unterschiede zwischen Arbeitern und Arbeitern, insbesondere den einen, bis auf den Grund hinabreichenden Unterschied zwischen Hand- und Kopfarbeitern! Gelingt je die Enteignung der Kapitalisten, so wird ihre Macht, wie auch die in ihrem Kreise ausgebildete oder doch bewährte Bildungsüberlieferung, nicht etwa an die „Arbeiter" im allgemeinen übergehen, vielmehr an einen mehr oder weniger weit gezogenen Kreis von Kopfarbeitern (Beamte des Staates und der Arbeitervereinigungen, Berufspolitiker, Zeitungsschreiber, Schriftsteller, Professoren), von sogenannten „Intellektuellen", in deren Händen sich ja auch schon in der Zeit des Kapitalismus ein ansehnlicher Anteil an der politischen Macht und ein noch ansehnlicherer an der geistigen Führung des Volkes angesammelt hatte! Diese „Intellektuellen" würden sich dann über kurz oder lang auch ein den Durchschnitt übersteigendes Einkommen, eine den Durchschnitt übertreffende Lebenshaltung zu sichern wissen — eine andere Frage freilich ist es, wieweit dadurch auch die Lage des bloßen Handarbeiters auf die Dauer verbessert würde!

Nun aber wird man mir einwenden: wenn wirklich die Zukunft der geistigen Arbeiter derart gesichert ist, wenn sie auf alle Fälle — sei's neben den Kapitalisten, sei's an ihrer Stelle — maßgebenden politischen Einfluß ausüben und auch imstande sein werden, sich ein ihrer höherwertigen Leistung angemessenes Einkommen, eine ihren höheren Lebensansprüchen gemäße Lebenshaltung zu erwirken und zu sichern — wenn demnach ihre augenblickliche Notlage nur eine kurze Übergangserscheinung sein kann: was behelligen sie damit die Öffentlichkeit, warum soll ihr klassenmäßiger Zusammenschluß so besonders dringlich sein? — Meine Antwort ist sehr einfach: geistige Arbeiter werden es immer sein, die das Volk führen und auch beherrschen; allein niemand bürgt uns dafür, daß dies auch allen geistigen Arbeitern oder gar jedem einzelnen im Verhältnis zum Werte seiner Leistung zugute kommen wird! Wenn sich die geistigen Arbeiter nicht klassenmäßig zusammenschließen, für ihr Klasseninteresse nicht das Gewicht ihrer Zahl, die lebendige Kraft geschlossenen Vordrängens, zuletzt auch die Drohung mit der Einstellung ihrer Leistungen einsetzen können, dann wird sich geistige Arbeit — nicht viel anders als auch schon bisher! — nur zur Geltung bringen können entweder im Dienste des Kapitals oder an der Spitze körperlich arbeitender Massen — d. h. geistige Arbeiter werden wohl auch dann an leitenden Stellen stehen und, allein oder doch mit Anderen — den Rahm des Volksvermögens abschöpfen, allein nur jene, die sich entweder dem Reichtum anzuschmiegen oder die Armut mit sich fortzureißen wissen: nur zwei geistige Tätigkeiten also werden dann „nach Gebühr" belohnt werden: Mammonsdienst und Demagogie!

Wer dies nicht will, der trete für den klassenmäßigen Zusammenschluß aller geistig Arbeitenden ein und nehme an ihm Teil! Nur auf diese Weise kann die geistige Arbeit als solche sich den ihr zustehenden Raum zwischen dem Besitz auf der einen, der bloß körperlichen Arbeit auf der andern Seite erkämpfen und sichern und das, was sie nie aufhören wird, für sich in Anspruch zu nehmen: eine Höhe der eigenen Lebensführung und einen Einfluß auf die Allgemeinheit, bemessen nicht nach der Zahl ihrer Vertreter oder nach der von ihnen aufgewandten Arbeitszeit, sondern vielmehr nach ihrer Bedeutung für das öffentliche und insbesondere das wirtschaftliche Leben! Nur auf diese Weise werden aber auch die geistigen Arbeiter das politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Klassenprogramm, in das jener Anspruch sich früher oder später ganz von selbst umsetzen wird, im einzelnen ausarbeiten und es einhellig aufstellen, vertreten und durchsetzen können. Nur durch klassenmäßigen Zusammenschluß kann sich auch die geistige Arbeiterschaft eine gedeihliche Zukunft sichern.

An Versuchen, einen solchen Zusammenschluß in die Wege zu leiten, hat es bei uns in Oesterreich keineswegs gefehlt. Die

drückende Not des Augenblicks hat sogar zwei Organisationen geistiger Arbeiter und ihrer Berufsverbände ins Leben gerufen. Der „Allgemeine Verband geistiger Arbeiter" bemüht sich, den Mitgliedern der ihm angeschlossenen Verbände auf zahlreichen Gebieten, namentlich bei der Beschaffung von Büchern und anderen Arbeitsmitteln, Erleichterungen zu verschaffen; der „Zentralrat geistiger Arbeiter" möchte den Mitgliedern der ihm angeschlossenen Verbände menschenwürdige Lebensbedingungen erkämpfen. Gewisse Erfolge werden diesen Bemühungen wohl nicht vorenthalten bleiben. Wird sich ihnen aber auch der höhere Erfolg anreihen, in breiten Schichten der Kopfarbeiterschaft das Gefühl klassenmäßiger Zusammengehörigkeit zu wecken und aus diesem Gefühl neue, zeitgerechte Standesforderungen gesellschaftlicher, ja politischer Art hervorspringen zu lassen? Das wird wohl vor allem davon abhängen, ob die Leiter dieser Organisation es verstehen werden, sich zu den gesellschaftlichen und politischen Fragen der Zeit in ein richtiges, nämlich in ein fruchtbares Verhältnis zu setzen. Denn nicht die blinde, bedingungslose Scheu vor aller Politik ist es, die den geistigen Arbeitern not tut; noch unheilvoller aber wär' es für ihre Bewegung, wenn sie sich in den Dienst irgendwelcher bestehender politischer Parteien, etwa gar „bürgerlicher", kapitalistischer, stellte. Die Aufgabe des Augenblicks ist es vielmehr, die klassenmäßig zusammengefaßte geistige Arbeiterschaft als neuen Faktor in die gesellschaftlichen und politischen Kämpfe unserer Tage einzuführen. Gelänge dies, so würde sich dieser Faktor durch sein inneres Schwergewicht bald genug auch Geltung verschaffen und dann brauchte uns, nach Überwindung gewisser, unvermeidlicher Übergangserscheinungen, um die Zukunft der geistigen Arbeiterschaft nicht bange zu sein. Denn zuletzt wird sich's doch immer wieder erweisen, daß geistige Arbeit mehr vermag als jeder angesammelte Vorrat bloßer Arbeitsmittel, aber auch mehr als jede noch so große Menge bloßer Handarbeit — so gewiß auch im Menschen das Gehirn mehr bedeutet als das Fett, jedoch auch mehr als der Muskel!

Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren, und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre. Goethe 1827

VERFALL DES THEATERS?

Lieber Stefan Grossmann, Ihre imaginäre Rede (Heft 50 des »Tagebuch«) ist ebenso wichtig wie richtig. Nur zweierlei bedaure ich; erstens, daß diese Rede nicht wirklich auf der Genossenschaftsversammlung gehalten wurde, zweitens, daß sie die Wahrheit zu liebenswürdig und milde sagt. Man müßte nicht mit Engelszungen, sondern in groben und scharfen Tönen reden, denn die Sache, um die Sie kämpfen, ist der Kernpunkt eines Komplexes von Fragen, die zu der Antwort zwingen: Die Existenz des Theaters überhaupt wird zur Unmöglichkeit!

Wer während der letzten Monate in der praktischen Arbeit des Theaters sich befand und gefragt wird, welche Zukunft das Theater habe, möchte rasch und erbittert antworten: Keine! Es wäre frevelhaft und verantwortungslos, programmatische Leitsätze aus dem Hirn zu ziehen ohne Rücksicht auf die tatsächliche augenblickliche Situation des Theaters. Diese Situation ist viel trostloser als das Publikum noch ahnt. Ungeheuer und unentrinnbar sind jetzt die Schwierigkeiten und Hemmungen, Theater zu spielen, wobei nicht die Theater gemeint seien, die serienweise hintereinander dasselbe Stück Dutzende oder Hunderte von Malen mit begrenztem Personal zeigen, sondern die Theater mit wechselndem, künstlerisch-ernsthaftem Spielplan. Hierzu gehören nicht nur die Theater in privatem Besitz, die nur solange spielen können, wie sie ohne Verlust arbeiten, sondern auch die mit jenem großen Defizit spielenden Staats- und Stadttheater, das jährlich von Staat oder Kommunen gedeckt wird. Auch diese Theater befinden sich bereits in einem kritischen Stadium, denn (das ergab die letzte Tagung des Bühnenvereins) die Abneigung der Staats- und Stadtväter wird immer heftiger, ein Defizit von mehreren Millionen für ein einziges Haus zu begleichen, während dicht dabei in vielen Häusern unterernährte Kinder in Zeitungspapier gewickelt auf dem bloßen Fußboden schlafen müssen.

Die in Privatbesitz befindlichen Theater mußten sich — selbst wenn sie ernste Ziele erstrebten — nach und nach dem Serienspiel zuwenden oder, um einen künstlerischen, wechselnden Spielplan aufrecht erhalten zu können, solchen Serientheatern angliedern (wie in Berlin Meinhardt und Bernauer das Berliner Theater und Komödienhaus, Barnowsky das Künstlertheater; die Bühnen des Deutschen Theaters haben als Rückgrat die Abonnementsvorstellungen des Großen Schauspielhauses). Die Lage in den Provinzstädten stimmt ziemlich mit der Situation der Berliner Theater überein.

Die Anzahl der an jedem Abend in jedem Theater verkauften Plätze ist begrenzt; begrenzt ist auch der zu fordernde Preis für diese Plätze, denn erfahrungsgemäß versagt das Publikum,

wenn eine gewisse Höhe des Preises überschritten wird. Ins Unbegrenzte aber wächst der Ausgaben-Etat der Theater durch die sich stetig erhöhenden Gagen, die ungeheueren Kosten des anzuschaffenden Materials für Dekorationen und Kostüme, für Heizung und Licht und auch die riesigen Steuerabgaben. Man berechne sich, wie z. B. der Etat der Bühnen des Deutschen Theaters plötzlich belastet wird, wenn jeder der hier beschäftigten 600 Menschen nur eine Gagenerhöhung von 200—300 M. pro Monat erhält; die Mehrausgabe von etwa 200000 M. monatlich ist natürlich keinesfalls durch Steigerung der Eintrittspreise auszugleichen.

Die innere Zerrüttung des Theaters wird verschlimmert durch die Rückwirkungen des Kinos, nicht etwa, weil es, wie man früher befürchtete, das Publikum, sondern, weil es die Schauspieler vom Theater abzieht und korrumpiert. Selbstverständlich kommt der Schauspieler, der beim Film an einem Tage mehr verdient als im Theater während des ganzen Monats, nicht zur Probe, sobald er die Möglichkeit zu filmen hat. Oft muß die wichtige Rolle eines Stückes mit einem falschen oder schlechten Darsteller besetzt werden, weil der für die Rolle geeignete Schauspieler gerade filmt. Es kommt an den ersten Theatern Berlins häufig vor, daß während der vier Wochen lang dauernden Proben zu einem Stück nicht ein einziges Mal eine Probe vollständig besetzt ist. So erfolgt allmählich eine Auflösung und Lockerung des Ensembles, die Gesamtleistung ist nicht zu übersehen, und manches Stück fiel durch, nicht weil es schlecht war, sondern weil der Film die schauspielerische Arbeit zerstört. Es gibt ein Mittel, den Schauspieler zur Probe zu zwingen, denn, vor die Wahl zwischen Theater und Film gestellt, wird er den Film wählen, weil er ihm größere Einnahmemöglichkeiten gewährt. Da der Schauspieler stets die leichte Nebeneinnahme durch den Film hat, die meist höher ist als die Gage, wird er übermütig und weist jede Rolle, die ihm nicht gefällt oder zu klein ist, zurück. Nicht nur große Schauspieler, sondern ganz mittelmäßige Begabungen verfallen in diese rücksichtslose Unart, die eben erst durch die Meiniger, durch Brahm und Reinhardt mühsam ausgerottet war. Denn man pfeift darauf, viele Vormittage zu opfern, um schließlich ein paar Sätze zu sprechen und in der Kritik nicht genannt zu werden, wenn man in der gleichen Zeit täglich einige Hundert oder Tausend Mark verdient und seinen Namen in Plakaten und Inseraten ausposaunt sieht. — Und trotzdem kann sich der Film noch rühmen, das Theater zu stützen, denn ohne die Nebeneinnahmen des Film müßte ein großer Prozentsatz der Schauspieler hungern.

Um einen möglichst starken Erfolg bei Publikum und Kritik zu erzielen, versucht der Theaterdirektor die Première des Stückes in möglichst guter Besetzung herauszubringen, in dem er die besten Kräfte seines Ensembles und fremde, nur für die ersten

Vorstellungen engagierte, zusammenstellt. Die Konkurrenz des Kinos, die Höhe der Theater-Stargage (oft 1500—3000 M. für den Abend) sowie der Austausch der ersten Schauspieler unter den verschiedenen Theatern derselben Direktion oder mit anderen Theatern, machen es unmöglich, dieselbe Besetzung dauernd beizubehalten. So entwickelt sich das System der zweiten Besetzungen, durch die nicht nur das Publikum, sondern auch der Schauspieler betrogen wird. Denn während der bühnensichere Protagonist etwa 20 Proben für die Première hat, wird der mäßigere oder der junge, unsichere, hilfsbedürftige Schauspieler nach zwei dürftigen Proben mit einem Hilfsregisseur auf die Bühne gestoßen; niemand arbeitet mit ihm, er entwickelt sich nicht, — und eine Generation von verkümmerten, dilettantischen, verbitterten Schauspielern wächst heran, ohne Nachwuchs zu sein.

Immer mehr gute Schauspieler wenden zum Serientheater ab, nicht nur weil es höhere Gagen zahlt, sondern weil die vielen probefreien Tage Gelegenheit zum Filmen geben. Seligste Sehnsucht aber ist es, ein Star für Film und Theater ohne festes Engagement zu werden. Man male sich diese Situation aus — und man wundert sich nicht mehr, wie durch Kurbelkasten und Serientheater die Schauspielkunst zerrädert und zerrottert wird. .... Es geschieht das Ungeheuerliche, daß im Augenblick der ungeheuersten Gefährdung des Theaters die Schauspieler ihm nicht zu Hilfe kommen, sondern es schändlich verraten und verlassen. Der Verfall des Theaters wird weniger durch den Verfall der materiellen Situation als durch den Verfall der Gesinnung der Schauspieler verursacht. Nicht nur das Theater, sondern auch die Schauspielkunst geht zugrunde. Das ernsthafte Theater kann weder durch Sozialisierung der Einzelunternehmungen, noch durch die unmögliche riesenhafte materielle Unterstützung von außen her gerettet werden, sondern nur durch die Schauspieler selbst.

Aus inneren Gründen, wie aus Not und Notwendigkeit, da Fundus und Dekorationen hinschmelzen und nicht neu beschafft werden können, wird als Bühne der dekorationsarme, freier gesteckte Spiel-Raum dienen, das künstlerische Theater der Zukunft wird also ganz auf die Dichtung und den Schauspieler gestellt sein. Wer wird sich Vorstellungen ansehen wollen, die nichts bieten, als ein unlustiges, nicht genügend probiertes Zusammen- (oder Auseinander-) Spiel zufällig zusammengetrommelter, entarteter Schauspieler? Man darf sich nicht wundern, wenn viele theaterfreudige Menschen die Rettung des Theaters von wandernden Truppen erwarten, die mit abgewogenem Ensemblespiel in den leerstehenden Theatern, in Sälen, Scheunen, Zirkus auftreten. Wie das Theater ein Abbild des Zusammenbruchs, der Unkultur, der Korruption, des Scheinwirtschaftslebens unserer Epoche ist, so kann es nur wiedererstehen durch die allgemeinen Heilmittel der Menschheit: durch Anständigkeit der Gesinnung und Leistung.

Wenn man mir heute die Gewissensfrage stellte, welches ist der tiefste Grund der sehr tiefen Spannung und Entfremdung zwischen Deutschland und der Welt, würde ich antworten: Nicht der verlorene Krieg, auch nicht die aus der geschäftskundigen Phantasie der Reporter geborenen deutschen Greueltaten während des Krieges. Obgleich wir leider nicht verkennen dürfen, daß unter der Vergewaltigung alles Eigendenkens durch den journalistischen Terror neunundneunzig vom Hundert der naiven Leser in neun Zehnteln des bewohnten Erdgebiets diese Dinge glauben. Auch dem Überzeugten könnte ich nicht zustimmen, der im Neid der Völker, in Eduards Einkreisungspolitik oder in Frankreichs Revanchegelüsten den Grund zum Völkerhasse gegen das eine geächtete und gehetzte Volk sieht. Eine Rassenverschiedenheit, wo dunkle Triebe des Blutes mithandelnd eingreifen könnten, existiert nicht. Sicher nicht gegen England, Amerika und Skandinavien, — wenig absperrend den Slaven gegenüber, und für die Romanen, im Falle Italiens oder Spaniens, fast das Gegenteil, nämlich starke und dauerhafte Sympathie auswirkend. Eine Sympathie des Blutes, ohne die leidigen politischen Ereignisse der Jahrhunderte, wäre sogar für die Franzosen, meines Erachtens, sicher vorhanden. Der Gegensatz ist und bleibt das größte Unglück des kontinentalen Europas. Die charakteristischen Eigenschaften beider Nationen würden einander in allerglücklichster Weise ergänzen, — sogar körperlich weist die Rassenmischung romanisch-deutsch die größten Vorzüge auf. Eine gegenseitige Befruchtung auf geistigem Gebiet war und ist der Menschheit unentbehrlich. Europa wird nicht eher zu schöpferischer Friedensarbeit kommen, bis diese Wechselwirkung, so oder so, wieder eingesetzt hat. Wir Heutigen, hüben und drüben, müssen trauern, daß wir die Auswirkung wahrscheinlich nicht mehr erleben. Im Leben eines Volkes zählen die Jahrzehnte wie unsere Monate und Tage der eigenen kurzen Lebensspanne. Man darf jetzt weder prophezeien, noch verdammen, noch dozieren. Es steht nichts fest; jedes kann eintreten, wahrscheinlich dient auch alles einem Zweck, fördert irgendeinen ganz großen gigantenhaften Gang.

Wir sind Maulwürfe, halbblind, Geblendete! Es gibt einen sehr ausgesprochenen Unterschied zwischen Deutschen und Franzosen, zwischen dem Deutschen und dem Angehörigen jeder anderen Kulturnation schlechthin, — — — — ich rechne in dieser Beziehung die Deutschschweizer durchaus als deutsch; die Oesterreicher, obgleich Deutsche, müssen ausgenommen werden. Er liegt im Verhältnis der Geschlechter zueinander, in der Beziehung vom deutschem Manne zur deutschen Frau. Fast möchte ich sagen, in einem Unterschied des sinnlichen Empfindens, — jedenfalls in einer Verschiedenheit der Wertschätzung der Frau. In mohammedanischen Ländern oder in Indien hört man wieder

und wieder, daß ein freundschaftlicher oder überhaupt gesellschaftlicher Verkehr mit den Eingeborenen, auch den Kultiviertesten und Höchstgestellten, — und es gibt unter Eingeborenen sowohl große Herren wie Geistesgroße — nicht möglich ist, der Purdah, des Frauengemaches oder des Harems wegen. Wie kann ich, sagt sich etwa der englische Offizier, mit einem Menschen freundschaftlich oder auch nur unbefangen verkehren, der seine Frau vor mir verschließt, der mir das selbstverständliche Vertrauen, daß ich mich als Ehrenmann und Ritter gegen seine Damen benehmen würde, vorenthält? Nie und nimmer ist der Mann, der so denkt und handelt, meinesgleichen, ein Gleichgestellter. Zwischen ihm und mir steht die grundsätzliche Verschiedenheit in der Auffassung einer grundlegenden Sache. Wir in Deutschland unterscheiden dunkel ein anderes Geschlechtsempfinden der Semiten, das sich, trotz mancher Haremsanlehnung eher dem des übrigen Abendlandes nähert; ich glaube, dank der sehr großen Tatkraft und Intelligenz der jüdischen Frau, der altgeübte Elternverehrung, selbst die Eitelkeit der Rasse — (die Frau als Reklame - Objekt, als lebender Beweis der Kaufkraft) zu Hülfe kommt. Die Fremdartigkeit wird sehr ausgeprägt gegenüber dem Chinesen, dem Japaner. Was wir auch darüber lesen oder schreiben mögen, in diesen intimsten, aber doch allerwesentlichsten Dingen bleibt die Seele der einen Rasse der anderen stets ein Rätsel. Sittlich hochstehende Menschen empfinden solchem Geheimnis gegenüber vielleicht Trauer, — immer Ehrfurcht; ungebildete und rohe Menschen aber verlachen oder hassen.

Die deutsche Frau hat mit dieser Sondereinstellung durch den Mann wenig oder gar nichts zu tun. Sie ist in vieler Beziehung sicher die beste, weil die am leichtesten lenkbare, die fleißigste und selbstloseste Frau der ganzen Welt, wurde infolgedessen von altersher, vom Fürsten und dem Arbeiter, in England, Amerika, Italien, in Spanien und in Frankreich gern und leicht geheiratet. Durch ihre Heirat wurde sie vollkommene Engländerin, Amerikanerin, Italienerin, in vereinzelten Fällen der letzten Zeit sogar Japanerin oder Chinesin. Auch schützt das Ausland, das den deutschen Mann zur Zeit so besonders schroff, voll Rachsucht ablehnt, sie gutwillig oder geringschätzig in ihrer Anpassungsfähigkeit. Die deutsche Frau war nie eigentlich — auch während des Krieges nicht, unbeliebt. Der deutsche Mann ist es durchaus und allgemein. Ganz besonders aber — und hier rühren wir an den Kern des Problems, in seinem Verhältnis zur Frau.

Die Deutschen bis 1918 waren eine vorzugsweise männliche oder besser männische Nation. Der Mann, sein Wünschen, Fühlen, seine Tat und Leistung, stand so sehr im Vordergrunde, daß zweifellos dadurch eine gewisse Einseitigkeit, gesellschaftliche Selbstüberhebung entstand. Ich glaube, daß sie den ständig in Deutschland wohnenden Deutschen, Frauen und Männern, nicht

recht fühlbar wurde, wenn man nicht eine gewisse Unrast, ein ziemlich allgemeines Unbehagen bis zur offenen Meuterei einzelner Frauen schon als Symptom bezeichnen möchte. Uns andern aber, im Ausland lebend, dort schon erzogen, durch Familienbande verknüpft, war der Unterschied immer sehr augenfällig. Soweit wir Frauen sind, — das entscheidend und schlechthin Unterscheidende.

Diese Dinge sind außerordentlich schwierig auszudrücken; man bemerkt es, indem man versucht, das Gestaltlose und Feindliche zu formulieren. Ich frage mich auch, ob jetzt der Zeitpunkt gekommen ist, auch diesen Zwiespalt noch aufzudecken, während unser unglückliches Volk in Parteihader und Wirtschaftsnot verblutet.

Man wird mich — wie gewöhnlich — mißverstehen, wenn ich sage, daß in einem Versagen oder in einer Erkrankung gesunder Sinnlichkeit die letzten Gründe unseres jetzigen Elends liegen. Aber vielleicht könnte es schon nützlich sein, wenn Einzelnen eine Ahnung wenigstens aufstiege, was es ist, das den Ausländer, rein menschlich, — das Menschliche ist viel wichtiger als das Politische! — in der neudeutschen Wesensart abstößt und beleidigt. Denn im allgemeinen hat der Inlanddeutsche, — ich sehe das aus zahllosen Artikeln, höre es in täglichen Aussprachen, — keine Ahnung, warum eigentlich ein Gegensatz überhaupt besteht und worin er besteht.

Die Allgemeinheit tröstet sich weiter mit der Sage vom Neid; der Deutsche war eben so tüchtig, so vortrefflich, daß alle Unsittlichkeit und Unfähigkeit der Welt ihn hassen, sich gegen ihn verbinden mußte. Dabei wird mit großer Selbstgefälligkeit die Tüchtigkeit immer vorgeschoben. Das vergangene und zusammengebrochene deutsche Imperium stand lediglich auf Leistung gegründet. Sittliche oder geistige Eroberung machte es längst nicht mehr. Zu seinem Unglück aber ist die Wahrheit, daß im Moment wohl die Interessen, dauernd aber immer nur die Idee siegt, unerschütterlich. Das ganz ausschließlich auf Leistung gestellte deutsche Reich folgte einer einzigen Richtschnur, der Anbetung des Erfolges, der Macht. Beider im allerplumpsten, handgreiflichsten Sinne, wo Erfolg Reichtum, — Bargeld Macht, das militärische Übergewicht die brutale Gewalt, darstellte.

Eine gewisse Kindlichkeit dieser Formulierung zeigte, daß die entsprechende Weltauffassung weder sehr tief sitzen, noch sehr schwer erworben sein konnte. Es ist die landläufige Weltanschauung des Protzen, des Subalternen. Typische Sklavenmoral im letzten und tiefsten Sinne, etwa des viel verlästerten und gründlich mißverstandenen Nitzsche. Wieviele von uns z. B. wissen, daß dieser Mann der blonden Bestie, des Übermenschen, gesagt hat: „Lieber zu Grunde gehen als hassen und fürchten und zweimal lieber zu Grunde gehen als sich hassen und fürchten machen!"

„Große Knaben" nannte ein greiser spanischer Gelehrter, der seit vielen Jahren unter uns lebt, die deutschen Männer. „Des grands gosses!" Ja, etwas schlecht erzogne, eckig-ungeschickte, in den Flegeljahren befindliche Knaben, mit dem Humor, der anmaßlichen Begriffsstützigkeit von Knaben, — das sind die Männer, vorzüglich unserer tonangebenden Oberschicht. Wenn wir Frauen vom Manne das Gefestigte, Besonnenheit, Geduld, Mut im Unglück, Würde, die hohen männlichen Tugenden, erwarteten, — wie oft fanden wir sie? Wo wurden sie auch nur angestrebt oder als vorbildlich hingestellt? Im Vergleich zum Engländer herrschte, immer, gerade in den besseren und besten Klassen eine erschreckende, und abstoßende Formlosigkeit. Der Deutsche kannte nur Steifheit, nur Zwang oder lasches Sichgehenlassen; Uniform oder Schlafrock. Das Mittelding, eine unbefangene Gleichmäßigkeit war so gut, wie unbekannt. Fand er sie beim Engländer oder Amerikaner, sprach er gern von angelsächsischer Heuchelei. Mich überraschte infolgedessen kaum, daß der Zusammenbruch auch den völligen Nerven- und Haltungszusammenbruch bis in die höchsten und allerhöchsten Stellen nach sich zog. Wo vorher poltrige Renommage und Drohung an der Tagesordnung gewesen war, konnte nachher nur Kleinmut, Klage und ohnmächtige Wut oder sogar kriecherische Unterwürfigkeit eintreten. Auch bleibt beweisend, daß die Frau nicht mitmacht. Sie zeigt in Deutschlands schwersten Zeiten Würde und Entschlossenheit. Nie hat die deutsche Frau als Arbeiterin, als Weib und Kameradin so viel geleistet wie heut. Möchte bei der Mütterlichkeit gegen den großen Sohn, ihren Mann, — der Sohn selbst, das Kind nicht zu kurz kommen! Er ist schließlich Hauptsache und Zukunftsbürgschaft.

Viele von uns haben das sehr peinigende und sehr harte Buch von Heinrich Mann: der Untertan gelesen. Ich muß gestehen, dies Buch, in Deutschlands trübster Stunde in unsere Hand gelegt, hat mich tagelang auf's tiefste bedrückt und gequält. Weil es soviel Wahrheit enthält, ist es so unerträglich. Wenn wir die Frauen unserer gebildeten Stände, Hand aufs Herz, fragen — wieviele haben nicht gelitten unter der hervorragenden Unritterlichkeit, der selbstverständlichen Überheblichkeit, Roheit und Nichtachtung des Mannes? Sie haben der deutschen Frau das Gepräge der Unsicherheit und Abhängigkeit aufgedrückt, unter dem sie als „Gretchen"-Typus zwischen den Vertreterinnen der anderen Nationen steht. Ist es nicht eigentlich seltsam, daß Gretchen überhaupt für die deutsche Frau typisch geworden ist? Durchaus nicht in dem Sinne wie ein — auch typischer — Nationalist sich entrüstete, daß das gefallene Mädchen das deutsche Mädchen als solches gegen die Welt repräsentiert. Ach, lieber Herr Professor, mit Gretchen finden wir uns heutzutage gern ab; sie hat die Tränen, die Zuneigung und Achtung der ganzen Welt für sich! Es ist das Verhalten des großen Doktor Faust gegen die arme

Kleine, das viel bezeichnender scheint: Philosophie im Liebesmoment, Unritterlichkeit und Unbeständigkeit. Über ihren schrecklichen Tod im Gefängnis geht er so leicht hinweg, daß er neugestärkt erwacht und die duftige Zartheit des Regenbogens bewundern kann. Er hat gute Nerven. Und erwartet zum Schluß — erwartet mit Recht — Verzeihung und Fürbitte.

Sie soll ihm bleiben — sicherlich! Denn hier scheiden sich unsere Wege von dem des „Untertans". Man muß lieben. Über Verdienst. Gegen Verdienst. Wo keine Liebe ist — auch des Richters oder sogar des Vernichters, fehlt das Schöpferische. Das Sittliche im höchsten Sinne des Wortes. In jenem Buche — und deswegen ist es ein furchtbares Buch, gibt es uns Heinrich Mann nicht.

Oder — vielleicht kann ein Mann hier überhaupt nicht geben. Nur urteilen. Das Geben über alles Maß hinaus ist heute an uns — den Frauen. Nur könnten wir vielleicht dafür sorgen, daß es mit Intelligenz und Unterscheidungsvermögen, im Vollbewußtsein eines Werts geschieht. Der deutschen Frau fehlt, um vollkommen zu sein, nichts als Selbstbewußtsein, hat mir mal jemand, ein Franzose, gesagt. Aber das Fehlende ist eben sehr viel. Es meint, daß sie bewußt in das Volkserleben nunmehr eintreten muß, um dem deutschen Volk, was es bisher entbehrt hatte, zu geben — eine Kultur.

Unsere Männer dürfen eben nicht mehr bloß Männer, Untertanen oder Berufstätige sein, sondern sie müssen Menschen werden. Vielleicht wurde das auch der Doktor Faust, der noch Papiergeld fabriziert, Feldzüge geführt und Sümpfe trocken gelegt hätte, erst in dem Moment, als Gretchen sich hinabneigte, und er das Höhergeartete des weiblichen Prinzips erkannte? Der Prüfstein geradezu für den aufbauenden Wert eines Menschen ist seine Stellung zur Frau. Der Zyniker, der Wüstling ist dem Heil nicht ferner als der Philister, der den Nützlichkeitswert seiner Hausfrau einschätzt. Die sehr niedrige Stellung der Prostituierten — im Vergleich schon gegen Oesterreich oder Frankreich, ist ein Schandmal. Es gibt da doch schlechterdings für den anständigen Mann nur zweierlei: Entweder völlige Ablehnung, sich sauber und streng zu halten, oder auch in der Dirne das Menschliche noch zu ehren, Menschlichkeit selbst in die rein tierische Beziehung hineinzutragen. Beide Wege würden höchstwahrscheinlich zum gleichen Ergebnis führen. Nebenbei werden wir im Aufstieg an den wir trotz des gegenwärtigen Tiefstands glauben — und es sind dafür Anzeichen vorhanden, — mehr und mehr auch die Tierseele zu ehren anfangen.

Der deutsche Mann hat bankerott gemacht auf der ganzen Linie. Wir wollen ihn dafür nicht anklagen oder verhöhnen. Wir wollen ihm helfen, wieder hoch zu kommen. Stark, froh und stolz zu werden. Schneidig, ausfallend und prahlend möchten wir ihn nicht mehr. Auch auf Sentimentalität — sie scheint mir der Kardinalfehler der Rasse! — verzichten wir. Carlyle hat

sie die Zwillingsschwester der Heuchelei genannt. Mir scheint sie die schlimmere Schwester — Heuchelei täuscht die Anderen. Mit Gefühlsüberschwang: Deutschland, hoch in Ehren, mit Rhein- und Wanderliedern, mit dem Brustton und dem Trinkspruch auf die Damen täuscht man sich selbst. Ein allerdings verbitterter deutscher Schriftsteller, obgleich der schlechtesten keiner, behauptete mal, die deutsche Treue würde soviel erwähnt und gelobt, weil sie nirgends und zu keiner Zeit existiert hat, — gerade jene Eigenschaft sei es, die dem Deutschen fehle. Treue ist das natürliche Beharrungsvermögen einer starken Persönlichkeit. Wo die Persönlichkeit schmächtig, minderwertig und zwiespältig war, woher sollte eigentlich die berühmte Treue kommen? Der Deutsche im Zusammenbruch hat sich seinem vorherigen Wesen eminent untreu gezeigt. Irgendetwas war da in tiefster Seele unwahrhaftig. Entweder das vorige System oder die Männer des Systems?

Man sollte alle Fehler immer eher in den Menschen, im Blut, statt in den Dingen oder Prinzipien, suchen. Letztere sind fast immer gut, edel, brauchbar. Wenn es trotzdem schäbig, töricht und unehrlich zugeht, so fehlt es eben bei uns an Großmut, Einsicht und Wahrhaftigkeit. Vor allem an Wahrhaftigkeit! Das auffallendste Merkmal des gegenwärtigen Chaos, die Führerlosigkeit, der Mangel starker, fest umrissener Persönlichkeiten im gelobten Lande der „Männlichkeit", der Mensuren und Uniformen weist am deutlichsten auf den immer vorhanden gewesenen Fehlbetrag an echter Mannhaftigkeit, an Mut, Verantwortungsgefühl und Selbstbescheidung.

Der deutschen Frau ist der deutsche Knabe in die Hand gegeben. Sie steht Wunden verbindend, stützend neben dem Gefährten. Aber hell und wach müßte sie in die Zukunft schauen. Ein neues Geschlecht wächst heran. Wir brauchen Menschen.

Wir Deutschen sind von gestern. Wir haben seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultiviert; allein es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten soviel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß sie gleich den Griechen der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern, und daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen.

Goethe 1827.

Die beiden vermutlich im Jahre 1902 geschriebenen Briefe sind an den Direktor eines Wiener Varietés gerichtet, um diesen für eine italienische Sängerin zu interessieren.

Lieber Herr Direktor,

kenne ein wunderschönes, absolut ideal gewachsenes Neapolitanisches Mädchen mit wunderbaren Augen, netter, tiefer Stimme, die, für Wien zum erstenmale, Neapolitanische Canzonetta u. Volkslieder, das schönste, zarteste, was es überhaupt für mich gibt: valse brune, Fili Doro, Marechiare, La retirata, Una volta sola, etc. etc. etc., vorträgt!

Würde ihr ganz exzeptionelles Kostüm (Venetianische Volkstracht, schwarzer seidener Fransen-Schal, schwarze Sammtpantoffeln u. nackte Beine) selber komponieren, ganz billig!

Ich könnte sie manegen!

Sie ist in Mailand, braucht Reisegeld und sonst etwas!

Vielleicht Billet und 200 Lire!

Keinerlei Reklame und Annonce. Wird für sich selber sprechen. Einmal etwas Organisches, nicht brutal in Szene Gesetztes. Lassen Sie mich Alles machen!

Geheimnis! Ihr Peter Altenberg.

*

Lieber Herr Direktor!

2 Kostüme für „La Entimiá"! Venetianische Volkstracht, schwarzer seidener Schal mit langen Fransen, nackte Beine, schwarze Sammtpantoffeln. Oder dasselbe in Maulwurfgrau! Dafür hätte ich den Schal bereits vorrätig!

Dann: rostbraune Tüllbluse und ebensolcher plissirter Tüll-Glockenrock!

Rostbraune Sammtblume in Haar und Gürtel!

Nackte Beine, rostbraune Samtpantoffeln!

Mandolinen-Begleitung im Orchester, oder Harfe, oder Guitarre!!!

Sammlung: Pie' digrotta!

Herrlichste Volkslieder!

Staffage! Der Lido-Strand mit Andeutung der langen Reihen, der „Kabanen", und Meersand.

Costüm: seidenes blaues Tricot, ganz kurz, nackte Beine, seidene Mütze, die ich besitze.

P. A.

FEUER

Ich hab in mir ein Muß,
Das heißt „Verzehre dich".
Ich fühl's: Du bist mir gut,
Und doch verzehr ich mich.
Du sprachst: Ich komm zu dir,
Und doch verzehr ich mich.
Die Nacht vergeht ja schon,
Und doch verzehr ich mich.
Es tagt, es trägt dich her,
Und doch verzehr ich mich.
Schon stehst du pelzgehüllt
Im Schwall des Straßensterns
Am vorbestimmten Ort,
O leuchtendes Geschenk, —
Und doch verzehr ich mich.
In deinen Armen stark,
Im Drucke deiner Brust
Gießt sich der Himmel auf,
Und doch verzehr ich mich.
Da ist kein Glück, waldhin
Ruhend in Friedenkreis
Und keine Segelbucht
Und keines Wunsches Schluß.
Von Liebe überschwemmt
Liebend verzehr ich mich.
In deinen süßen Schoß
Mündend verzehr ich mich.
Du nie genug, du nie
Gegebne, niemals ganz,
Nach deines letzten Ich
Armen verzehr ich mich.

AUS DEM TAGEBUCH

MENTOR FÜR NEUE REICHE

Der Kriegsgewinnler ist durch keine Ironie aus der Welt zu schaffen. Beschäftigen wir uns ernsthaft mit ihm. Er jammert uns. Er hat vorläufig nur Geld. Ich will ihm etwas schenken.

Es gibt Persönlichkeiten unter Euch Kriegsgewinnlern. Denen habe ich nichts zu sagen.

Ich wende mich an die Masse der Kriegsgewinnler, welche plötzlich auf einer Höhe abgesetzt worden ist, die Andere langsam zu Fuß erreicht haben.

Ihr habt den Nachteil Eurer schnellen Ankunft, Ihr könnt Eure Lage nicht beurteilen, kennt die Mittel nicht zum Weiterschreiten. Ihr habt keine Ausrüstung, kein Training, keine Führer, keine Tradition. Ihr seid auf uns angewiesen.

Da steht Ihr nun und versucht es mit Frechheit und seid uns ein Dorn im Auge und seid uns eine widerwärtige Bande, denn Eure Manieren sind uns ekelhaft und wenn Ihr uns nachmacht, so wenden wir uns von Euch ab wie Goethe von den Affen.

Ihr habt den Vorteil, daß Ihr unbefangen seid, unverbraucht und wir verarmt sind, während Ihr reich wurdet; daß wir auf unsere Freiheiten verzichten lernten, während Ihr anfingt ihre Verwirklichung zu ahnen.

Was macht Ihr nun aus dieser Möglichkeit? He?

Wo seid Ihr bis jetzt?

Die besten von Euch sind beim Zweifel angelangt: Zweifel an ihrer Kleidung, Lebensformen, Wohnung, Eingeordnetheit, Zweifel an ihrer Ähnlichkeit mit uns Gewanderten.

Scheuen sich vor dem Spiegel, vor Besuch von Wissenden, vor dem Spotte, dessen Tragweite sie eben so wenig bemessen können, wie unsere Kritik. Zweifel ob sie wirklich für Ihr Geld das bekommen, was sie brauchen.

Da liegt der Punkt.

Ihr könnt allenfalls das beste bekommen, was wir brauchen konnten. (Gewöhnlich bekommt ihr was wir nicht haben wollten), nie aber könnt Ihr haben, was Ihr braucht.

Wir bauen einen Flügel an unser Vaterhaus, vorsichtig und bedingt und eine Heizung legen wir so an, daß sie den Stil der Zimmer nicht stört, und das elektrische Licht in unsern ererbten Kronleuchtern soll Kerzen gleichen oder sich verstecken.

Ihr aber Traditionslose, Ihr habt die Freiheit neu zu bauen, das ganze Haus und alle Mittel frei zu verwenden und so zweckvoll, daß sie in sich schön sind.

Irrt Euch nicht — es ist so: Wir haben verschiedene Bedürfnisse und Ihr braucht die Fantasie für Euer Geld, denn die Deckung Eurer Bedürfnisse ist als Konfektion einfach nicht vorhanden.

Es gibt das noch nicht. Ihr müßt es schaffen und verflucht genau aufpassen, daß es auch das Richtige wird. Ihr habt Aufgaben in Menge und keinen Maßstab außer Eurem Instinkt.

Ihr solltet heiß sein vor Wonne, was es alles für Euch zu tun gibt.

Was wollt Ihr anziehen, wenn Ihr aus Euren Büros kommt? Feierliches? Ihr seid nicht feierlich. Tragt weiche farbige Anzüge mit

Ledergürteln. Keinen Frack, keinen Gehrock, darin werdet Ihr immer nur die Geduldeten sein. Ihr ahnt nicht, wie Ihr auf uns wirkt, wenn wir in Hotels und Theatern Euren Anblick zu ertragen haben.

Keine Opposumkragen, keine weißen Handschuhe, keinen Zylinder!

Schafft Euch eine neue Umgebung. Was sollen Euch unsere Bibliotheken, unsere Musikzimmer. Schafft Euren Kräften Spielräume, wo die Zähigkeit des gewohnten Arbeiters in der Konkurrenz mit den Freunden zur Geltung kommt.

Wie wäre es mit Gewichten zu heben, Stangen zu schwingen, Amboßen zu schlagen?

Da liegt die Möglichkeit Euch eine eigene Geselligkeit zu schaffen.

Besser noch: Fangt bei Euren Kindern an, denn Ihr selbst bekommt die neuen Möglichkeiten fast schon zu spät in Euer Leben.

Wenn eine unserer Töchter sich einrichtet, findet sie aus der Tradition heraus eigenen Stil. Entbehrtes wird erreichbar. Der Sofatisch des Elternhauses, das Gefüge des Büffets, die komplizierten Bettdecken, die ermüdende Notwendigkeit des Schlüsselkorbes, dies alles ergibt automatisch: freiere Wände, offneren Blick aus Fenstern, größere Schlafräume, zugänglichere Sitze, ungeschütztere Bücher, lockerere Bewegungsmöglichkeiten. So ist unser Stil immer im Fluß.

Eine Eurer Töchter? Eine Umgebung für sie, ein Ziel für sie.

Worauf kommt Ihr? Ein geblümtes weißes Mädchenzimmer, fertig gekauft bei Gerson. Einen Flügel, einen Fotoapparat.

Das ist ja alles Unsinn!

Laßt sie versuchen ein ganzer Kerl zu sein! Ein modernes Geschöpf, ein schönes, kluges, klares Ding. Dazu braucht sie die richtige Umgebung. Gebt ihr vor allem ein eigenes Badezimmer mit viel Duschen und strömendem Wasser. Laßt sie Hygiene lernen von einer Hebamme oder Masseuse und auf ihre Beine achten, laßt sie sich um die Gesundheit ihres Geschlechts kümmern. Föhnapparte und flüssige Seifen, grelle Elektrizität, damit sie ihren Körper kennen und benutzen lernt. Laßt sie Bilder sehen von nackten Göttern, daß sie sich vergleichen lernt. Noch besser Plastiken. Gebt ihr einen großen Balkon für ihre Luft- und Sonnenbäder. Gewöhnt sie Schamhaftigkeiten in Worten zu verachten, Versecktheiten als Muffigkeiten aus dem Kohlenkeller abzutun. Sie soll wissen, wo sie fehlerhaft ist und wo sie schön ist und soll sich noch einmal selbst so zusammenstellen, daß das Ganze Geist hat und Stil bekommt und sie einen Begriff hat, welche Kleider sie tragen kann, welche Stoffe welchen Sport sie treiben will. Laßt sie probieren, aber nicht am Fertigen. Gebt ihr Stoffe und eine Schere, ein bezahltes Wesen dazu, die Stiche nähen kann. Ihr seid ja reich, laßt sie einiges wieder verwerfen.

Gebt ihr doch die Chance eines fairen Starts. Zwingt sie immerfort zu erfinden. Ihre Hemdchen und ihre Hüte, ihren Gang und ihre Schuhe. Macht ihr nichts bequem, aber gebt ihr ein Ziel, das ihr Spaß macht, und übt Ihr keine Kritik. Gewöhnt Euch daran zu wissen, daß Ihr nichts versteht.

Und wenn Ihn das nicht wollt, so wende ich mich direkt an die Jungen; sie sollen es bei Euch durchsetzen.

Ein Schlafzimmer am Badezimmer, wie soll es sein? Könnt Ihr eine Tapete brauchen? Ein Muster? Verfehlt! Ich möchte Euch eine starke Farbe geben, einen Ton, gegen den Ihr Euch gewöhnen müßt durchzuhalten, oder wenn Ihr es wagt, so verzichtet auf alles Farbige und macht Euch eine Nonnenzelle, in der Ihr Eure Schönheit, Eure Jugend, Euren Körper wissenschaftlich und genau behandelt.

Keine weichlichen Kotterien für Euch. Es gibt da Gefahr, weil Eure Großmütter sich so oft an unechtem Schmuck, an häßlichen Niedlichkeiten begnügen mußten.

Habt Schränke aus Glasscheiben, hinter denen die Farben Eurer Kleider, die Lagen Eurer Wäsche, Eure Gürtel, Eure Hüte leuchten. Welche Dekoration!

Eure Stiefel sollen sichtbar stehen, daß ihr an ihren Formen Euren Gang behandeln lernt, und viele Spiegel braucht ihr und offene Fenster.

Und das Wohnzimmer. Begnügt Ihr Euch noch mit dem üblichen Sofa, Bücherschrank und Schreibtisch, Blumentisch? Fotografien an den Wänden?

Vergeßt das Ideal Eurer Kindheit, das Euch erschien, wenn ihr kleinen Schlächter-, Bäcker- und Portierskinder über die Hintertreppe zu den Herrschaften hereinsehen durftet.

Es gibt neue Ideale.

Euer Wohnzimmer soll aus dem Material Eurer Beschäftigungen entstehen: Habt einen Tisch, ein ausgeprobtes Quadrat große Fläche, für Eure Arbeiten, Ton zum modellieren, Handwerkszeug, Farben, Maschinen, ein Stehpult für Eure kurze Korrespondenz, eine Schreibmaschine. An den Wänden Eure Sportgeräte. Euer Teppich sollte meinetwegen aussehen wie ein kubistisches Reklameplakat. Eure Bibliothek: Hygiene, Spiele, Tiere, Reisekarten, Flugmaschinen, Aufklärung über Kinderbekommen und -verhüten, Krankheiten.

Ein eigenes Telefon für Euch, eigene Zeitung. Einen elektrischen Kocher, daß ihr unabhängig Mahlzeiten haben könnt, die ihr selbst macht, wie den Tee oder Kaffee für Eure Freunde.

Empfangt keinen Besuch, empfangt nur Menschen; lehnt ab, wo sie Euch nicht mehr wichtig sind, oder strahlt aus, wenn ihr schon könnt.

Verschwendet keine Zeit mit Zeremonien, die ihr erst lernen müßtet. Erfindet eigene Formen. Arbeitet wenn ihr auch Besuch habt. Sprecht nur über Zukünftiges. Kein Klatsch! Gefahr! Hintertreppe!!

Und Euer Salon! Ein Teppich, ein paar Ledersitze, einige Spiegel, ein gutausgedachtes Licht, das Blumen ersetzt, und ein Grammophon. Dort könnt ihr tanzen.

Was braucht ihr mehr um glücklich zu sein und schön zu werden und nach und nach so richtig, daß ihr nicht mehr schreien müßt, sondern abwarten könnt, daß man Euch sieht, und um ablehnen und annehmen zu können, wie es Euch richtig scheint und wie wir es zu tun gewöhnt sind.

Himmel welche Chance Tochter eines Kriegsgewinnlers zu sein!

Helen Grund

Man könnte die Leute wohl amüsieren, wenn sie nur amüsabel wären. Wieland

DER VOLKSBÜHNEN-BETRIEB

Ein Mitglied der neuen freien Volksbühne schreibt mir:

Jahrelang habe ich die Redensarten nachgeplappert, daß nur das vom Kapitalisten befreite Theater imstande sein werde, rein künstlerisch zu arbeiten. Jetzt weiß ich's besser. Der Großbetrieb für die theatralische Konsumgenossenschaft ist genau so kunstwidrig wie der der Theaterwarenhausbesitzers.

Nehmen Sie meine Volksbühnen-Erfahrungen in dieser Spielzeit. Es wurde kein lebender Autor gewagt. Eine beschämend schlechte Vorstellung von „Kabale und Liebe", eine blecherne Inszenierung von „Wallensteins Tod", eine immerhin geistig gemeinte und gelungene Vorstellung von „Nach Damaskus". Dazu fünfzigmal das „Kätchen von Heilbronn".

Aber, bitte, sehen Sie sich die Theaterzettel der Wiederholungen an! Nach der vierten oder fünften Aufführung läßt Herr Kayßler, der Direktor, Herrn Kayßler, den Schauspieler, nicht mehr auftreten. 10 000 Mitglieder bekamen ihn als Graf Wetter vom Strahl zu sehen, die anderen 100 000 Mitglieder sahen nur einen unnennbaren Ersatzmann. Jetzt gab Direktor Kayßler dem Schauspieler Kayßler den Wallenstein. Schön. Aber die ersten Paradevorstellungen sind vorbei, sehen Sie sich morgen den Theaterzettel an, Gottweiß, welcher Kayßlerersatz übermorgen den gutgläubigen, ungeschützten Volksbühnenmitgliedern als Wallenstein vorgesetzt wird. Und nicht nur Herr Kayßler feiert nach den ersten Aufführungen, natürlich kann der Direktor Kayßler den Collegen-Schauspielern das nicht verwehren, was er selbst dem Schauspieler Kayßler einräumt. Das wäre ja nicht menschlich. So kommts, daß die zwar anständigen Schauspieler, über welche die Volksbühne verfügt, auch in den Wiederholungen frei gelassen werden. Stahl-Nachbaur spielt kaum mehr, der gute Herzfeld hat auch ein Recht, entlastet zu werden und selbst die Utilitäten werden durch den Knabenchor ersetzt. Sehen Sie sich, bitte, die 62. Aufführung des „Käthchen von Heilbronn" an.

Dies alles wird begreiflich, wenn Sie bedenken, das jede Vorstellung mehr als 50 mal gegeben werden kann und soll. Der Betrieb auf Grund der Mitgliederzahl, die Automatisierung des Spielplans, der Zwang zum Serienspiel — das alles ist im Genossenschaftstheater ebenso unerträglich wie im Geschäftstheater. Freilich könnte der Ausschuß, der die Rechte der Mitglieder wahren soll, eingreifen. Aber der Ausschuß ist eben Ausschuß. Wenn Herr Kayßler den Wallenstein nicht 59 mal spielen will, so müßte dafür gesorgt sein, daß von Anfang ein zweiter Wallenstein, Hartau oder Steinrück, da ist. Unwürdig der Volksbühne ist dieser klägliche Ersatz, unwürdig die Verlotterung der Aufführung nach der fünften Vorstellung. Dieses gepflegte Theater könnte nur von einem Mann geleitet werden, der nicht gleichzeitig der erste (und allmählich) der einzige Darsteller der Volksbühne ist. Wir 100 000 Mitglieder, die nicht in die ersten fünf Vorstellungen kommen, genießen allmonatlich — ein Kayßlertheater ohne Kayßler. Das ist wirklich nicht viel.

FILMKRITIK

Dazu schreibt mir Alfred Halm, dem die schöne Inszenierung des „Rosa Brand-Films" gelungen ist: Filmkritik!? — Gibt es eigentlich so etwas? — Die Tagespresse hat übersehen, daß aus dem Jahrmarktszauber der ersten Films heraus das Lichtspiel eine Volksunterhaltung großen Stils geworden ist. Sie bringt meist noch Zirkusnotizen über den „Kientopp", der die Volkseele intensiv lockt. — Bald wird man behaupten können, jedes Volk habe das Lichtspiel, das ihm gebührt. Diese Kunstindustrie muß daher scharf beobachtet, scharf kritisiert werden, — natürlich nach ehrlich künstlerischen und kulturellen Gesichtspunkten und nicht nach der Höhe der Annoncengelder, wenn sie keine Kulturgefahr werden soll. — Es gibt schon einige Kritiker, die fachbewandert das beste wollen. Aber die Annoncengelder etc., das Bedürfnis zu bestehen ist begreiflicherweise bei den Fachblättern größer als das Bedürfnis die volle Wahrheit zu sagen. Und so segeln wir noch reichlich im Kitsch. Die Besserung könnte nur von einer unabhängigen, sich ihrer großen Verantwortung bewußten Kritik kommen. Wie man sich auch zum Film stellt, hier muß ein Wandel geschaffen werden.

Redaktion des „Tagebuch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel: Lützow 4931
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35. Potsdamer Straße 123 b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

DER ANBRUCH

3. AUSSERORDENTLICHES

ORCHESTERKONZERT

am Freitag, den 7. Januar 1921, 7½ Uhr abends
in der Philharmonie mit dem
Philharmonischen Orchester

DIRIGENT:

FERRUCCIO BUSONI

PROGRAMM:

FERRUCCIO BUSONI

1. Lustspielouverture, op. 38
2. Konzert für Violine mit Orchester, op. 35
3. Orchesterstücke
   a) Berceuse elegique, op. 42
   b) Nocturne symphonique, op. 43
4. Conzertino für Klarinette u. kleines Orchester, op. 48
5. Orchestersuite aus der Oper „Die Brautwahl»

Solisten: EMIL TELMANY
CARL ESSBERGER

---

3. ORDENTLICHES

ORCHESTERKONZERT

am Donnerstag, den 13. Januar 1921, 7½ Uhr abends
in der Philharmonie mit dem
Philharmonischen Orchester

DIRIGENT:

FERRUCCIO BUSONI

PROGRAMM:

FERRUCCIO BUSONI

1. Orchestersuite aus der Musik zu „Turandot", op. 41
2. Rondo arlecchinesco, op. 46
   Tenorsolo: HERMANN SIMBERG
3. Zwei Studien zu „Dr. Faust"
   a) Sarabande
   b) Cortège
   / Manuskript /
4. Divertimento für Flöte und Orchester
   / Manuskript /
5. Tanzwalzer
   / Manuskript /

Solist: ALFRED LICHTENSTEIN

BERNHARD BRUNO

EIN BERLINER SCHICKSAL

Berlin, 7. Januar 1921.

Otto Markiewicz, den Viele für den reichsten Mann Berlins hielten, ist, erst in der ersten Hälfte der Vierziger stehend, an Überarbeitung gestorben. Das Herz wollte nicht mehr. Es ist ein Berliner Schicksal, das sich so früh vollendete. Ein Arbeitsbesessener büßte seine Leidenschaft mit dem Tode. Hätte Markiewicz sich das Leben bequem und genießerisch eingerichtet, dann säße er heute noch in seiner reizenden Villa in der Maßenstraße. Aber er verbrannte sich, er saß Tag für Tag von 9 Uhr früh bis drei Uhr nachmittag in seinem Büro, dann ging er zum Mittagessen und zu einer kurzen Ruhepause nach Hause. Um 5 Uhr saß er wieder an seinem Schreibtisch und blieb dort bis 11 und 12 Uhr sitzen. Wie viele von seinen intimen Geschäftsfreunden blieben aber bis in die zweite und dritte Nachtstunde bei ihm, beratend, plaudernd, er war dann in jener produktiven Aufgeschlossenheit, aus der seine besten Einfälle stammten. Ich weiß nicht, ob eine sozialistische Gesellschaft solche Besessenheit, solches Erfülltsein von der Arbeit erzeugen wird, hoffentlich; vielleicht auch ist diese herzzerstörende Arbeitsleidenschaft gar nicht wünschenswert, vielleicht haben die gelassenen englischen Handelsherren recht, die mehr als ein bestimmtes Pensum im Tag nicht leisten. Jedenfalls konservieren sie ihre Herzen länger, jedenfalls sterben dort die genialsten Energien nicht mit 45 Jahren ab.

Otto Markiewiczs Vater ist in den Gründerjahren sehr reich geworden, er wohnte im Blücher'schen Palais am Brandenburger Tor und seine vierspännigen Equipagen waren berühmt. Von ihm rührte der Einfall her, leerstehende Wohnungen in Berlin zu möblieren und zu vermieten. Aber dem Markiewicz ist am Ende seines Lebens der Ertrag seines Wirkens aus den Händen geflossen und die Erben hätten nicht viel mehr als Schulden übernommen, wenn nicht Otto, der Begabteste, wenn nicht der einzige Hochbegabte unter den Söhnen, sich in das Geschäft gestürzt und es in kurzer Zeit hochgebracht hätte. Damit würde sich ein bequemer mittelmäßiger Geschäftsmann begnügt haben. In Markiewicz lebte die Triebkraft einer großen kaufmännischen Phantasie. Ausruhen hat es für ihn nie gegeben. Eine Angelegenheit ordnen — das bedeutete für ihn, Zeit und Aufnahmsfähigkeit für das nächste Projekt gewinnen. So beschäftigte ihn lange Zeit das Moore-Licht, jene elektrische Beleuchtung in Röhren, die besonders für die Reklamebeleuchtung von Wichtigkeit war — in dem noch nicht verfinsterten, sondern grell beleuchteten Berlin.

Sein erstes großes Projekt war das Passagekaufhaus in der Friedrichstraße. Ungeheuerer Tamtam bei der Eröffnung, Sonderzüge aus Essen, Nürnberg, Danzig. Elektrische Reklame auf vielen Dächern. Und dahinter ein theoretisch vorzüglicher Gedanke: das Genossenschaftswarenhaus, Markiewicz war nur der Hausherr. Die besten Firmen mit ihren Spezialerzeugnissen sollten eine Genossenschaft bilden. Eine Bank sollte die Firmen einigen. Das Experiment ist mißglückt, weil die einzelnen Teilnehmer sich in den Haaren lagen, statt sich zu verbinden. Markiewicz sah rechtzeitig die Situation. Dieser voraussehende Blick hat ihn immer wieder vor Schaden bewahrt. Er wußte sich rechtzeitig loszulösen und Wolf Wertheim übernahm das Passagekaufhaus.

Markiewicz, kaum aus einem großen Engagement heraus, warf sich schon wieder auf ein anderes Projekt. Ursprünglich wollte er im Zentrum der Stadt einen Zentralbahnhof schaffen. Auch der Plan, einen Tunnel zwischen Potsdamer Platz und Anhalter Bahnhof zu graben, hat ihn intensiv beschäftigt. Jedenfalls arbeitete seine Phantasie in dieser Gegend zwischen Halleschem Tor und Potsdamer Platz. Er kaufte Terrains in der alten Friedrichstadt. Allmählich verdichtete sich das Alles zu dem Projekt, eine Straße zwischen Friedrichstraße und Königgrätzer Straße neu zu bauen. Dazu mußten eine Menge Häuser vorsichtig aufgekauft werden, es mußten von der Stadtverordnetenversammlung und vom Magistrat Konzessionen zum Niederreißen und Aufbau errungen werden. Eine langsame, zähe Arbeit, durch die Architekten und die Bauvorschriften erschwert, weil die Straße zu enge, die neuen Häuser ihnen nicht hoch genug schienen. Markiewicz, der sich in jede Materie sachlich vertiefte, durfte sich rühmen, die Pläne der Hademannstraße, bautechnisch zuletzt selbst fertiggestellt zu haben. Und als endlich alles klappte und die siebzehn großen Häuser dreiviertel fertig dastanden, da — brach der Krieg aus. Die Banken zogen sich von ihm zurück. Er stand zum zweiten Mal vor einem Zusammenbruch und er wußte sich auch diesmal zu retten. Mit seinem unvergleichlichen Scharfblick sah er die Entwicklung der Kriegsgesellschaften voraus, Er wurstelte über das erste Kriegsjahr hinweg, dann stellte er die Hademannstraße dem Reich zur Verfügung. Die Häuser konnten zu Ende gebaut werden, die Kriegsgesellschaften einziehen. Markiewicz hätte wieder ruhig schlafen können, wenn ihn nicht sogleich ein neues Unternehmen gefangen genommen hätte,

Markiewicz sah im Kriege bald voraus, daß die Gemeinden für ihre außerordentlichen Leistungen (Unterstützungen und vor Allem Lebensmittelkäufe) außerordentliche Kredite brauchen werden. (Er sah voraus — mit diesem Satz können und müssen alle seine Transaktionen eingeleitet werden). Die erste Gemeinde, der er Anleihen besorgte, war Spandau. „Ich legte eine Mark in das Geschäft für die Reise nach Spandau" scherzte er später.

Allmählich blieb es nicht bei Spandau, er hat im Oktober 1914 (man beachte das frühe Datum!) der Stadt Berlin ein Anleihen von 140 Millionen untergebracht und zu Berlin, Charlottenburg, Schöneberg kamen bald Hamburg, Bremen, Lübeck, Dortmund, Elberfeld, Posen, München, Fürth, Hof und viele andere Städte. Er ließ sich von den Kommunen Vollmacht geben und suchte dann für sie Gelder. Das Besondere an seiner Methode war, daß diese Anleihen, vom Markt genommen, der Öffentlichkeit entzogen und so der Kredit der Städte nicht geschädigt wurde. Dieser Arbeit hat er nach Kriegsschluß die Krone aufgesetzt, indem er das Ausland, im Besonderen Amerika, für diese Anleihen zu interessieren gewußt hat. Er sah voraus, daß wir ein Interesse daran haben werden, das Ausland am Gesundwerden unserer Gemeinden zu interessieren.

Dies alles geschah von seinem Schreibtisch aus. Er ist nicht viel auf Reisen gewesen. Einmal in Holland. Da wollte er ein Finanzabkommen schließen. Es ist später vom Reich, ganz in der Richtung seiner Vorschläge, realisiert worden. Im Allgemeinen blieb er zu Hause. Die Anderen sollten zu ihm kommen. Und sie kamen. Selbst die Großbanken, die sein Wirken anfangs mit Mißbehagen und einem Gefühl größter Unsicherheit ansahen, versöhnten sich zuletzt mit seiner durch ihren Ideenreichtum unbequemen Persönlichkeit.

Es war etwas Faszinierendes in dem ruhigen, immer gütigen. Menschen. Kam er auf die Börse, so war er sofort umlagert. Alles drängte um ihn und zu ihm. Er war auch kein vorsichtiger Schweiger. Fast vertrauensselig war er, und auch erlittener Schaden machte ihn nicht wortkarg. „Meinen Kopf hab doch nur ich" pflegte er lächelnd, ohne unangenehmes Selbstbewußtsein, zu sagen. Er ist sehr reich geworden. Aber wer seine Arbeit ansieht, vom Passagekaufhaus bis zu den Kommunalanleihen, wird erkennen, daß ihn rein privatwirtschaftliche Interessen nicht anregen konnten Als kranker Mann hat ihn die Finanzlage des Reiches beschäftigt und die Möglichkeiten, der Situation irgendwie Herr zu werden, durchfieberten noch den Sterbenskranken. Ehe er vom Schlag getroffen war, versenkte er sich in ein Projekt, im Zentrum Berlins Wolkenkratzer zu erbauen. Von anderen, gewaltigen Plänen muß ich hier schweigen.

Seine kaufmännische Phantasie ruhte nicht. Seine Nüchternheit korrigierte ihn immer. Sein Sinn für Sachlichkeit befähigte ihn, in hundert Materien einzudringen. Er war im Baugewerbe, in der Bautechnik wie im Bankgeschäft zu Hause, er war einer der vorzüglichsten Juwelenkenner und wußte in den Staatsfinanzen Bescheid wie wenige. Jede Welle des öffentlichen Lebens schlug an sein empfindliches Ohr.

Was hat er für sich von diesem herzzerstörenden Arbeitsleben gehabt? Ein schönes Haus, in dem er robotete. Ein stilles

Leben mit Frau und Kindern. Er las gern. Las gute Bücher, wenn er Zeit hatte. Schwelgereien, raffinierte Genüsse, gar Ausschweifungen kamen ihm nicht in den Sinn. Seine Arbeit besaß und fraß ihn. Seine Phantasie trieb ihn an. Sein wilder Drang, zu wirken und zu schaffen, hat sein Herz zu früh müde gemacht. Man lästert so gern über Berlin. Nun, dieses Neuberliner Schicksal ist nicht ohne edlere Tragik.

A. E. HINRICHS

AMERIKA UND DAS DEUTSCHE EIGENTUM

Der Newyorker Rechtsanwalt Hinrichs, der die nachfolgenden Ausführungen in der amerikanischen „Nation" veröffentlicht, gilt in seinem Heimatlande als Kapazität in Fragen internationalen Rechtes.

Eine deutsche Frau lehrte in Newyorker Schulen 25 Jahre lang ihre Muttersprache; sie ersparte sich dabei einige Tausend Dollars, die sie in amerikanischen Papieren anlegte und einem amerikanischen Bankier anvertraute. Kurz vor dem Kriege kehrte sie in ihre deutsche Heimat zurück, um hier ihr Leben in Ruhe zu beschließen. Als die Kriegsgefahr drohend wurde, geriet sie wegen ihres amerikanischen Eigentums in Angst und befragte einen Bankier. Er gab ihr zur Antwort, daß das Geld in Amerika sicher sei, sie ließ es also in seiner Hand. Ihre Wertpapiere sind vom Verwalter feindlichen Eigentums beschlagnahmt und verkauft worden, der Erlös befindet sich im Staatsschatz der Vereinigten Staaten.

Der amerikanische Agent eines deutschen Hauses kassierte 40 000 Dollars für seine Firma ein. Der Krieg war schon erklärt, aber es gab noch kein Gesetz über den Handel mit dem Feind. Auf Anwaltsrat wurde das Geld in Bonds der ersten Freiheitsanleihe angelegt. Der Anwalt sagte, daß Regierungsbonds nach internationalem Recht unbedingt verpflichtende Obligationen seien, im Kriege wie im Frieden, in Feindes- wie in Freundeshand, — obwohl natürlich Zinszahlungen an den Feind während des Krieges eingestellt werden würden. Auch diese Bonds sind vom Verwalter feindlichen Eigentums beschlagnahmt worden.

Ein sächsischer Fabrikant hatte Jahre hindurch eine Verkaufsstelle in Amerika. Die amerikanische Filiale trug denselben Namen wie das deutsche Haus, sie wurde, da das Kapital an einen Amerikaner überschrieben war, in das Newyorker Handelsregister eingetragen. Es war ein kleines Geschäft; zwischen ihm und der deutschen Regierung oder den deutschen Imperialisten bestanden keinerlei Verbindungen. Im Jahre 1916, als der Verkehr mit Deutschland schwierig und ungewiß wurde, hörten die Importe auf und es wurde kein Geld mehr gesandt. Der Anwalt riet, die Filiale nicht zu liquidieren, es sei nicht anzunehmen, daß die Ver-

einigten Staaten, wenn sie in den Krieg eintreten, privates Eigentum feindlicher Staatsangehöriger konfiszierten. Dieser Rat, der allen Gesetzen entsprach, wurde befolgt. Als Amerika den Krieg erklärt hatte, war jedem Versuch, sich direkt oder indirekt mit den deutschen Besitzern in Verbindung zu setzen, ein Ende bereitet. Es war eine Tatsache, und die amerikanische Filiale war bereit, sie zu beweisen, daß die Fortdauer ihrer Besitzerschaft als Treuhänder der deutschen Eigentümer weder der deutschen Regierung nützen, noch die Vereinigten Staaten im Kriege schädigen würde: die Gesellschaft hätte sich bereitwilligst jeder Bewachung unterworfen, die die amerikanische Regierung für notwendig gehalten, um sich dagegen zu sichern, daß Verkehr mit dem Feinde getrieben werde. Aber das Geschäft wurde beschlagnahmt und vom Verwalter feindlichen Eigentums als „laufender Betrieb" zu billigem Preise verkauft. Der Erlös befindet sich im Staatsschatz der Vereinigten Staaten. Der Käufer betreibt das Geschäft unter dem alten Namen, indem er, wenn es ihm gerade glückt, amerikanische Fabrikate unter den Fabrikzeichen verkauft, die eine Garantie für deutschen Ursprung und deutsche Qualität zu sein pflegten.

Gaben der Bankier und gaben die Anwälte unbegründete Ratschläge? Sie gründeten sich auf das internationale Recht. Wilson und seine Gefolgsleute hatten wiederholt versichert, daß kein Streit zwischen uns und dem deutschen Volke sei; daß wir einen Krieg führten, um internationales Recht und internationale Gerechtigkeit zu rächen; daß wir keinen materiellen Vorteil dabei suchten. Alle juristischen Autoren stimmen darin überein, daß die Schuldverschreibungen eines Kriegführenden, die sich in der Hand eines Feindes befinden, nicht anulliert werden dürfen, und daß, wie immer auch die früheren Gepflogenheiten gewesen sein mögen, das private feindliche Eigentum in einem kriegführenden Lande schon seit langem vor jeder Konfiskation sicher ist. Während der Kriege des 19. Jahrhunderts hat sich nur ein einziger Fall von Konfiskation ereignet. Eine dänische Ordre versuchte im Jahre 1807, Schulden dänischer Staatsangehöriger an britische Bürger zu konfiszieren. Aber dieser Versuch schlug fehl. Nach dem Kriege ließ ein englischer Gläubiger seinen dänischen Schuldner in England festnehmen und verklagte ihn vor Lord Ellenborough. Der Däne führte zu seiner Verteidigung die Kriegsverordnung ins Treffen. Seine Lordschaft schob diese Verteidigung aber beiseite und erklärte, diese Verordnung sei unvereinbar mit den internationalen Gepflogenheiten und binde weder die Parteien, noch den Gerichtshof. Dieser Rechtsspruch ist niemals bestritten worden.

Die Ratschläge, die der amerikanische Bankier und die amerikanischen Anwälte ihren Klienten gaben, entsprachen dem internationalen Recht. Sie waren ein Ausdruck unseres nationalen Ehrgefühls und unseres Gefühls für moralische Verpflichtungen.

Während das Gesetz im Kongreß beraten wurde, versicherten Sekretär Redfield, Sekretär Lansing, Generalstaatsanwaltsassistent Warren und der Vorsitzende des Beratungsausschusses, Abgeordneter Adamsohn aus Georgia, daß das Gesetz den Handelsverkehr mit dem Feinde nur während des Krieges unterbinden wolle; daß nichts, was einer Konfiskation ähnlich sehe, geplant sei; und daß das Gesetz niemand dauernden Schaden zufügen werde. Sekretär Redfield sagte:

> „Eine Person, die keinen Handel mit dem Feinde treibt, wird durch diese Bill nicht berührt. Wer immer Handel mit dem Feinde in solcher Weise betreibt, daß den Vereinigten Staaten erweislicherweise kein Schaden entsteht, oder dem Feinde erweislicherweise kein Vorteil, wird auch unter diesem Gesetz in der Lage sein, seinen Betrieb fortzusetzen. Die größten Anstrengungen sind darauf verwandt worden, die Angelegenheit so unbeschwerlich wie nur immer möglich zu gestalten. Die Schaffung eines Verwalters für das feindliche Eigentum ist ein Novum und befindet sich im Einklang mit eben jener Anstrengung, gerecht zu sein, die uns auch veranlaßt, dem Volke, mit dem wir unglücklicherweise in Krieg geraten sind, zu versichern, daß ganz das Gegenteil einer Konfiskation und ganz das Gegenteil einer Requisition hier unternommen wird . . . Ich weiß nicht, wer die Idee aufgebracht hat, aber wer es auch immer war, er hat etwas in seiner Wirkung ebenso Großartiges erdacht, wie die Zurückerstattung der Boxer-Kriegsentschädigung gewesen ist; denn das feindliche Eigentum ist so völlig in unserer Hand, daß es seinen Teil an den Kosten des Kampfes sehr wohl tragen könnte; und trotzdem ist es absolut sicher gestellt, sodaß es, wenn der Kongreß dementsprechend beschließt, unter geeigneten Bedingungen, intakt und während der ganzen Kriegsperiode durch uns selbst geschützt, zurückerstattet werden kann."

Darnach waren Filialen von Geschäften in feindlichem Besitz, die hier Handel trieben, zu konzessionieren; alle Geschäfte, die Deutschland in seiner Kriegführung nicht halfen und die uns in unserer Kriegführung nicht schädigten, waren ungeschoren zu lassen; amerikanische Gesellschaften, die sonst gesetzliche Geschäfte betrieben, durften wegen deutscher Kapitalbeteiligung nicht belästigt werden, obwohl natürlich während des Krieges keine Dividenden an den Feind ausgezahlt werden durften. Kurz, es gab gewisse Eigentumsarten, die wir, um etwaiger Hilfeleistung an den Feind vorzubeugen, sequestrieren durften; nach dem Kriege aber mußten wir alles zurückerstatten, und wir versprachen auch ausdrücklich, das zu tun.

Das Gesetz, — so, wie es durchging, — war vollständig vereinbar mit den edelmütigen Bekenntnissen der Behörden. Es gab dem Kriegshandelsamt die Gewalt zu untersuchen, zu überwachen, zu lizenzieren oder zu sequestrieren. Es bestimmte, daß, wenn

keine anderslautende Lizenz erteilt werde, das feindliche Eigentum dem Verwalter ausgeliefert werden müsse. Diesem Verwalter waren die üblichen Rechte eines gesetzlichen Treuhänders verliehen, nicht aber das Recht, das Eigentum zu verkaufen, — es sei denn, daß, wenn es Verderb verhindert, das Eigentum selbst also geschützt werden müßte.

Die sofortige Folge des Inkrafttretens der Bill war, daß ihre Bedingungen prompt durchgeführt wurden, — durchgeführt von allen Personen und Korporationen, die feindliches Eigentum in Händen hielten oder die ein Geschäft betrieben, das feindlichen Ausländern ganz oder vorwiegend gehörte. Zum mindesten von solchen Personen und Korporationen, die hoffen durften, eine Lizenz zu erhalten, und das waren eben solche Konzerne, die den Krieg der deutschen Regierung in keiner Weise unterstützten, die unserer Regierung vielmehr beweisen konnten, daß der Fortbestand des feindlichen Eigentums oder der Fortbestand des in feindlichem Besitz befindlichen Geschäftes weder die Vereinigten Staaten schädigen noch dem Feind nützen würde. Aber man muß nur den Bericht des Verwalters feindlichen Eigentums ansehen, um festzustellen, daß in jedem einzelnen Falle, der dem Kriegshandelsamt oder dem Verwalter zu Ohren kam, die Lizenz verweigert und die Auslieferung des Eigentums gefordert wurde. Tatsächlich wurde keine andere Untersuchung angestellt als die, ob eine feindliche Eigentümerschaft vorliege. Wenn das Kapital einer Gesellschaft in deutschem Besitz war, so war keine andere Tatsache mehr von Bedeutung: das Kapital mußte dem Verwalter ausgeliefert werden. Wenn ein Geschäft einen deutschen Partner hatte, so war keine andere Tatsache mehr von Bedeutung: die Firma mußte liquidiert werden. Es wurden keine Gründe für die Verweigerung der Lizenz angegeben.

Das Kriegshandelsamt und der Verwalter hatten sich eine eigene Theorie zurecht gemacht, auf Grund deren sie handelten. Diese Theorie war, daß wir einen Wirtschaftskrieg führten, daß feindliches Eigentum darum konfisziert werden müßte und daß feindliche Geschäfte in amerikanische Geschäfte umzuwandeln seien.

Hier aber waren die Befugnisse des Verwalters mit seinen Wünschen nicht im Einklang; denn er hatte kein Recht, feindliches Eigentum zu verkaufen, es sei denn, „um Verderb zu verhindern oder das Eigentum selbst zu schützen." Erst am 28. März 1918 gestaltete der Kongreß, auf eine Anregung des Verwalters hin, das Gesetz so um, daß der Verwalter allgemein die Befugnis erhielt, alles Eigentum, daß ihm gemeldet und ausgeliefert worden war, auch zu verkaufen. Der Verwalter begann dann eine Verkaufskampagne, die auch nach dem Waffenstillstand unverändert fortdauerte und die, seinem Bericht vom Februar 1919 zufolge, auf unbestimmte Zeit hinaus weiter betrieben werden soll. Noch in diesem Sommer erschienen Verkaufsanzeigen, in den Newyorker Zeitungen.

So stehen die Dinge, während ich dies schreibe. Die Behörden sagten, es soll keine Konfiskation vorgenommen werden; aber jeder Fall erzwungenen Verkaufes von Eigentum ist tatsächlich eine Konfiskation. Der forzierte Verkauf eines laufenden Geschäftes, selbst wenn er zu anständigem Preise geschieht, bedeutet die Konfiskation all der unsichtbaren aber dennoch bedeutungsvollen Werte, die man als „Vertrauen" als „good will" bezeichnet, sie schafft den Unterschied zwischen dem Wert eines laufenden und eines in Liquidation befindlichen Konzernes. Jeder forzierte Verkauf bedeutet ferner Konfiskation in der Hinsicht, daß er die Neuerrichtung des alten Geschäftes durch seinen früheren Eigentümer unmöglich oder außerordentlich schwer macht und dadurch künftige Profite unterbindet.

Dem amerikanischen Volk war versprochen worden, daß es keine Konfiskation geben werde; trotzdem aber ist die Konfiskation vorgenommen worden. Der Verwalter gibt das in seinem Bericht zu, aber er versucht seine Politik zu rechtfertigen:

1) sie sei eine Vergeltung für die deutschen Verkäufe amerikanischen Eigentums;
2) die feindlichen Geschäfte in den Vereinigten Staaten hätten die feindliche Propaganda finanziert;
3) es sei für das amerikanische Geschäftsleben von Vorteil gewesen, die Deutschen, durch den Verkauf ihrer Geschäfte an interessierte amerikanische Bürger, von unseren Märkten zu vertreiben.

Der erste Grund scheint sich jetzt als irrig zu erweisen. Deutschland sequestrierte amerikanisches Eigentum, liquidierte oder konfiszierte es aber nicht. Der zweite Grund mag bis zu einem gewissem Grade zutreffen. Aber dasselbe hat sich auch in anderen Kriegen ereignet und trotzdem hat die Welt sich zu der Doktrin bekannt, daß ein Krieg nicht als Vorwand für die Konfiskation privaten Eigentums dienen dürfe. Überdies, ob der Verwalter ein Geschäft deutschen Eigentums verkaufte, hing durchaus nicht davon ab, ob dies Geschäft dem Feind Hilfe leistete. Das Gesetz, so wie es ursprünglich gestaltet war, wollte alle derartigen Fälle durch ein System von Lizenzen kontrollieren. Was tatsächlich erfolgte, war, daß überhaupt keine Lizenz zum Fortbetrieb feindeigentümlicher Konzessionen erteilt wurde; alles private Eigentum, daß dem Verwalter bekannt wurde, beschlagnahmte und verkaufte er.

Der dritte Grund allerdings, der mag für diejenigen Amerikaner, die dadurch gewonnen haben, sehr überzeugend sein. Zweifellos war es von großem Nutzen für gewisse amerikanische Geschäftsleute, zu billigen Preisen die Aktiva, das Vertrauen und die zukünftigen Profite deutscher Konzerne verspeist zu haben. Ein Wertobjekt umsonst zu erhalten, wird wohl immer als gutes Geschäft betrachtet werden müssen!

Aber die Frage bleibt offen: Was soll mit den im Staatsschatz der Vereinigten Staaten befindlichen Erlösen geschehen, die aus den Verkäufen feindlichen Eigentums und aus dem Inkasso der Außenstände feindlicher Staatsangehöriger sich ergeben haben? Insoweit die Konfiskation bereits geschehen ist, kann wahrscheinlich keine Änderung mehr erfolgen. Selbst wenn es wünschenswert wäre, so wäre die Rückwandlung der zahllosen Eigentumsveränderungen, die geschehen sind, schwerlich durchführbar. Das Gesetz sagt, daß diese Erlöse nach dem Krieg so behandelt werden sollen, wie der Kongreß es beschließen wird. Aber der Vertrag von Versailles bestimmt, daß weder die deutsche Regierung, noch ein deutscher Bürger jemals irgend eine Maßnahme der Vereinigten Staaten hinsichtlich des feindlichen Eigentums anfechten darf. Dieses Eigentum oder die Erlöse daraus sollen als Ausgleich für amerikanische Forderungen gegen die deutsche Regierung oder gegen deutsche Bürger, verwandt werden und die deutsche Regierung übernimmt es, ihre Staatsangehörigen für den Verkauf oder für die Zurückhaltung ihres Eigentums in alliierten oder assoziierten Staaten zu entschädigen. Wird, wenn der Vertrag jemals von uns ratifiziert werden wird, diese letztere Klausel den Deutschen, die ihr amerikanisches Eigentum verloren haben, die einzige Chance bieten, es wieder zu gewinnen?

Es besteht in dem Vertrag gewiß eine haarspalterische Möglichkeit, auch die Verkaufs-Erlöse deutschen Eigentums in den Vereinigten Staaten einzubehalten und sie zur Befriedigung von Forderungen amerikanischer Personen gegen die deutsche Regierung oder gegen deutsche Bürger zu verwenden, indem man den letzteren überläßt, sich bei Ihrer Regierung selbst um die Rückerstattung zu bekümmern. Aber diese Auslegung, meine ich, ist ungerecht und darum unamerikanisch. Es ist ungerecht, das Eigentum, von A. zur Bezahlung einer Schuld an B. zu benutzen.

Wir haben die deutsche Konkurrenz in diesem Lande erdrosselt wir haben es den Deutschen sehr schwer gemacht, sich hier wieder zu etablieren. Ob der vermeintliche Profit für das amerikanische Geschäftsleben von Dauer sein wird, das muß sich erst noch erweisen, wenn in irgend einem späteren Krieg das amerikanische Beispiel gegen amerikanische Gründungen in fremden Ländern zitiert werden wird. Was hinsichtlich der Verkäufe des Verwalters schon getan ist, ist getan und kann nicht mehr geändert werden. Aber wir haben noch nicht unwiderruflich die Hunderte Millionen von Dollars konfisziert, die als Erlös der Verkäufe eingingen und die vom Verwalter feindlichen Eigentums dem Staatsschatz der Vereinigten Staaten zugeführt worden sind, Es handelt sich um eine große Summe, aber — in Anbetracht der heutigen internationalen Finanzverhältnisse, — um keine erdrückende. Wir könnten es uns leisten, sie zurückzuerstatten. Können wir es uns leisten, sie zu behalten?

* * *

PRAG UND PARIS

Zu dem Aufsatz „Ruf nach Prag" (Heft Nr. 49 des „Tagebuch") erhalte ich folgende bemerkenswerte Betrachtungen über die Handelspolitik der heutigen Prager Herren.

Der Handelsvertrag mit Frankreich verursacht dem Handelsminister Hotowetz viel Kopfzerbrechen. Andere, viel wichtigere Handelsverträge müssen warten, um dem französischen Platz zu machen, und doch ist das Schicksal des französischen Abkommens im Parlamente unsicher. Wahrscheinlich wird Hotowetz keine Mehrheit für das Abkommen mit Frankreich finden. Aus sachlichen und persönlichen Gründen. Die Unbeliebtheit des Handelsministers wächst täglich. Die unglückliche Zuckeraffäre, bei der es sich um Milliarden des Nationalvermögens handelt, ist lange noch nicht ausgetragen, die Mißgriffe bei der Regelung des Hopfen-, Holz-, Kaffee- und Baumwollhandels, die in Ziffern ausgedrückt Hunderte von Millionen Kronen Schaden für die tschechische Volkswirtschaft bedeuten, der völlige Mißerfolg bei der Organisierung des Außenhandelsamtes, das schlechter als je fungiert und zur Anhäufung von heftigen Beschwerden in allen Lagern Anlaß gibt, das Alles dürfte das Parlament gerade gegenüber dem Minister Hotowetz kaum gefügiger gestalten. Der sachliche Inhalt des französischen Abkommens ist dazu noch weniger angetan. Die Garantie der freien Einfuhr einer Unmenge von Luxusgegenständen in einer Zeit, in der die Einfuhr von Luxusgegenständen streng kontrolliert wird, wird kaum Anklang finden, auch dann nicht, wenn man das Abgeordnetenhaus damit trösten wird, daß dies einen Weg zum freien Außenhandel bedeutet; denn niemand wird begreifen können, warum gerade dieser Weg betreten werden mußte. Es gab andere einfachere und weniger gefährlichere. Champagner, Wein, Parfüms, Seifen, Seidenwaren und eine Reihe anderer Luxusartikel dürfen aus Frankreich frei herein, während andere wesentlich billigere Bezugsquellen des Auslandes verschlossen bleiben. Was sagt wohl der strenge Dr. Rasin, Prediger einfacher Lebensart, dazu, daß man jetzt hohe Einfuhrkontingente von Waren, die keineswegs zum Lebensunterhalt notwendig sind, einführen wird, und zwar gegen Edelvaluta, oder tschechoslovakische Kronen, die in das Ausland wandern werden! Sehr hart wird die metallverarbeitende Industrie, insbesondere die Automobilindustrie, durch die hohen, zur freien Einfuhr bewilligten Kontingente betroffen. Die Arbeiter und die Unternehmer erhoben einen heftigen und berechtigten Protest. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie Minister Hotowetz dem von General-Sekretär Dr. Samek dirigierten Ansturm in dem wichtigsten Punkte nachgeben mußte. Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, ließ er den Entwurf eines Genfers anfertigen und dem Parlament vorlegen, laut welchem auf die Einfuhr von Automobilen ein Wertzoll von 45 Prozent

eingeführt wird, ohne Rücksicht darauf, daß damit das ganze jetzige Zollsystem, welches Zölle ad valorem nicht kennt, umgestürzt wird. Damit wurde der erste Ansturm hintangehalten. Die Sache hat jedoch einen sehr pikanten Beigeschmack. Die Franzosen werden diesen Seitenhieb vermutlich nicht so leicht hinnehmen. Es wäre ja gar zu schön und auch gar zu leicht, im Handelsvertrage große Konzessionen zu gewähren, um sie dann durch anderweitige Verfügungen wieder wettzumachen. Die Franzosen mögen in der Politik manchmal naiv sein, in wichtigen wirtschaftlichen Dingen darf ein seriöser Unterhändler mit ihrer Naivität nicht rechnen. Er muß darauf gefaßt sein, daß eine loyale Handhabung des abgeschlossenen Vertrages verlangt werden wird, besonders wenn Interessen einer verbündeten Großmacht im Spiele stehen. Ein Exportland im Herzen Europas erheischt eine besonders vorsichtige, allseitig freundliche Politik. Trotzdem hat man die Nachbarn unter der Aera Hotowetz oft hart brüskiert. Will man vielleicht die Brüskierung zum Dogma des tschechoslowakischen Staates erheben? Die unerschütterliche Überzeugung des Dr. Hotowetz von seiner Gottesähnlichkeit, die beständigste, die er je gehabt hat, hat ihn in arge Klemme getrieben: Entweder den französischen Kompafiszenten zu brüskieren, oder der einheimischen Automobilindustrie einen schweren Schlag zu versetzen.

RUDOLF VON DELIUS

DAS ENDE DER MATERIE

Die große Alchymistenfrage nach dem einheitlichen Urstoff der Welt ist nun gelöst. Man hat das Atom erforscht. Es ist ein kleines kreisendes System in sich: um einen Wasserstoffkern drehen sich auf festen Bahnen die Elektronen. Und die Zusammensetzung der Kern-Sonnenmasse ist harmonisch mit der Planetenzahl. Elektrische Spannung hält diese winzige leichte Zierlichkeit schwebend fest. Ordnung, Klarheit, Leichtigkeit!

Also: die Materie besteht aus lauter elektrischen Spannungswelten. Die Materie ist selber durch und durch bewegende Kraft. Damit ist das, was wir bisher unter Materie verstanden (etwas Totes, Stumpfes, Hartes), erledigt. Der Urgrund der Dinge ist beherrschte, um eine Mitte kreisende Bewegung.

Wir fühlen es: hier ist die Vorstufe des Lebens. Und eine große neue Erkenntnis geht auf: das Leben ist kein Gegensatz mehr zur Materie, das Leben ist nur gesteigerte Materie. Was kommt hinzu? Leben ist ebenfalls kraftgespanntes Kreisen um einen Mittelpunkt, strömendes Festhalten einer Einheit. Hinzutritt nur noch: ein Wille, ein Entscheidenkönnen, ein Urteilen: ein Ich.

Das Leben wählt aus. Es nimmt, was es braucht und stößt ab, was es nicht braucht. Es zieht in sich hinein und verwandelt in sich. Gewiß benutzt jedes Organische die Gesetze der Physik und Chemie, aber als dienende Knechte zu persönlichen Bedürf-

nissen und Zwecken. Es ist im Lebendigen der gleiche Röhrenbau wie in einer technischen Anlage. Aber wer reguliert hier die Hähne, wer öffnet und schließt ganz nach bewußter Absicht? Das Persönliche des Lebens bleibt das große Geheimnis.

Aber das Eine ist erreicht: das Leben erscheint nicht mehr als Fremdling dem Stoff gegenüber, der Herr ist nicht mehr aus gänzlich anderem Blute wie der Diener. Wieviele Philosophen haben sich daran müde gedacht: hier die tote Materie und dort der leichte Geist; wie können die beiden in Einem sein. Jetzt wissen wir: es gibt nichts Totes. Das Materielle löst sich auf in heiteres Spiel. Lieblichste, tiefste Entdeckung!

Und denken wir einmal weiter: das Letzte muß zum Ersten zurückkehren (wie so oft), der Urgrund ist schon Symbol des Gipfels: der freiste Menschengeist wird wieder wie das Atom sein: kreisend um die eigene Mitte in klarer Bahn, kraftgespannt und leicht. Elektrizität wurde zu Seelenkraft; die Elektronenordnung zu Sittlichkeit, der Wasserstoffkern ist unser blühendes Ich.

Die Priesterverleumdung der Sinne wird nun noch törichter, denn die tiefste lückenlose Einheit ist erwiesen: die elektrische Kraft des Atoms entfaltet sich nur. Das Leben bei seinem Höhergang verwendet immer klug das Vorhandene zum Weiterbau. Ist die erotische Spannung zwischen Mann und Weib nicht die alte Materienspannung von Positiv und Negativ? Und das Funkensprühen der Liebe der gleiche Vorgang wie jede elektrische Spannungslösung? So wird das Gewitter zum prachtvoll schönen Abbild aller Menschengefühle. Die elektrischen Spannungsgesetze sind die tiefsten Urgesetze der Welt.

Einheit, Sicherheit und Ordnung, soweit die Erkenntnis reicht! Wir alle sind durch und durch erdhaft. Granit und Kristall und Blume und Tier: eine Kette bewegter kreisender Spannungen. Der Fortschritt ist nur der: das Freiheitsgefühl wird immer bewußter, der Mittelpunkt herrscht immer souveräner. Bis schließlich der Mensch das Ganze übersieht, die Zusammenhänge erkennt, das grandiose Schauspiel genießt.

Aber das brüderliche Gefühl bleibt: auch in mir sind Millionen zarter Materie-Atome, genau wie in Fels und Acker dort, auch in mir ist Kristall mit seiner elektrischen Zitterung, auch in mir kreisender Blumensaft, auch in mir der Herzschlag eines Tieres. Das ist mein Leben als Körpermensch. Aber dann kommt die Tat des Geistes: die Entfesselung und Losreißung und damit die Fähigkeit, eine zweite neue Welt im Seelenäther schweben zu lassen.

Kunstwerke entstehen. Aber auch sie bauen sich nach den alten Gesetzen: es ist wieder in jedem Gedicht, in jeder Statue, in jedem Bild eine Mitte, um die alles kreist, eine Gefühlsspannung, die das Ganze zur Einheit ordnet. Es ist auch hier das gleiche Pulsieren wie im elektrischen Atom.

Den lange gesuchten Zauberschlüssel halten wir in der Hand.

HANS GRAGÜN

SPORT-EXHIBITIONISMUS

Man kann alles mögliche als Sport betreiben, Radrennen, Tennisspielen, das Ausspucken. In italienischen Cabarets wird das Maccaroniessen sportlich vorgeführt, eine in den heutigen Zeiten sicher recht angenehme Beschäftigung. In kleinen Dörfern pflegen die Knaben einen Wettbewerb um den höchsten Bogen sogar anzutreten, wenn sie —, ein übrigens reichlich exhibitionistischer Sport! Darauf aber ziele ich nicht ab. Ich will nicht ausführen, daß man den Exhibitionismus sportlich betreiben kann, was nach den auf den Bummelstraßen unserer Großstädte zu machenden Beobachtungen zweifellos möglich ist, sondern es kommt mir vielmehr darauf an zu zeigen, wieviel exhibitionistische Momente in den heutigen Formen des Leibessports stecken, wie in der Maske des Sporttreibens tiefer liegende, manchmal auch erotisch betonte Triebe zum Durchbruch kommen, ohne die die ganze Sache wahrscheinlich dem Tuenden wie dem Schauenden weit weniger Spaß machte.

In den Kreisen großstädtischer Staatsanwälte und Psychopaten bezeichnet man als Exhibitionismus die Neigung, in den Geschlechtszonen liegende Körperteile vor Zuschauern zu entblößen und damit öffentliches Aufsehen zu erregen. Amtliche Personen pflegen daran Ärgernis zu nehmen, andere erst, wenn sie sich genügend satt gesehen haben. Ich habe nicht die Absicht, den Begriff so eng zu fassen, weil der Trieb in Wirklichkeit viel weiter wirkt. Man muß als Exhibitionismus jede Neigung bezeichnen, etwas von sich zur Schau zu stellen, was nach dem Alltagsgebrauch nicht zur Schau gestellt werden kann.

Es gibt also selbstverständlich einen geistigen Exhibitionismus, genannt: der Trieb zur Selbstdarstellung. Dieser bewegt sich in geistigen Mitteln. Die Heilsarmee mit ihren öffentlichen Beichten ist eine Befriedigungsanstalt für solche Neigungen. Der Sport ist dafür weniger geeignet, doch spielen gedankliche Vorbereitungen des körperlichen Exhibitionismus: „Ich will ihnen schon zeigen, was ich für ein Kerl bin!" in ihm auch eine Rolle. Sie sind eine Folge des Wunsches, den körperlichen Trieb irgendwie zu rationalisieren und dem Bewußtsein „verständlich" zu machen.

In der Hauptsache aber handelt es sich beim Sport um körperlichen Exhibitionismus, d. h. den Trieb, vom Körper mehr zur Schau zu stellen als Alltagssitte ist. Das „zur Schau" ist nicht so aufzufassen, als ob immer unbeteiligte Zuschauer vorhanden sein müßten, um den Tatbestand des Exhibitionismus zu vervollständigen. Es genügt vielmehr dazu im Bewußtsein des zur Schau stellenden das prickelnde Gefühl, das die Entblößung begleitet. Ein abgebrühter Boxkämpfer braucht dazu die 2000 Augen, die ein moderner Circus faßt, der Gymnasiast ist schon von den halben Blicken seiner Mitschüler und -spieler befriedigt, dem einsam im Walde badenden Wandervogel genügt der liebe Gott oder der Blick der Sonne durchs grüne Laub, Narkissos schließlich versorgte sich auch in dieser Beziehung selbst. Sein Typ ist nicht selten. Wichtig dabei ist die Feststellung der Erfahrungstatsache, daß der Reiz bei der Entkleidung im Augenblick der Enthüllung am stärksten auftritt.

Die Sportskleidung kommt diesem Bedürfnis im weitesten Maße entgegen. Es wäre lächerlich, behaupten zu wollen: aus Zweckmäßigkeitsgründen. Als ob jemals in der Welt irgend etwas der Nützlichkeit wegen geschähe. Die Welt regelt ihre Sitten nach dem Grundsatz: „Erlaubt ist, was gefällt!" und die Nützlichkeit des Angenehmen wird immer erst nach dem Einfall bewiesen, um ihn zu rationalisieren. Weil man sich zeigen und etwas sehen will, darum sind die Sporthöschen so kurz, darum die Hemden so eng anliegend, darum läßt man die Arme und Beine frei, so weit als nur irgend möglich.

Schwimmer tragen noch weniger, daher auch der Andrang zu diesem Sportszweig. Man gehe auf unsere großen Sportplätze und sehe sich an, wo die meisten Leute zu finden sind, Tuende wie Schauende. Gewöhnlich am Schwimmbad. Dort aber wird der Exhibitionismus auch mit aller Verfeinerung gepflegt. Der Schwimmer, der aus den Ankleideräumen in Schwimmhose und Bademantel tritt, sorgt dafür, daß der Mantel sich gelegentlich spaltet, damit die wartende Menge die für Wassersportler bezeichnenden weichen Formen kurz und abschnittweise erhaschen. Gewöhnlich geschieht das ohne Überlegung ganz selbstverständlich. Dann wird er womöglich öffentlich massiert. Der Masseur, wenn er echt ist, hat seine wahre Freude daran, den nackten Körper vor den Augen der dieser Prozedur noch wartenden Sportsleute und den höchst angeregten Blicken der Zuschauer so richtig durchzukneten. Der exhibitionistisch-sadistische Einschlag wird nicht immer ohne weiteres zu erkennen sein, vom Bewußtsein totsicher abgelehnt werden, weil die Worte (nicht die Begriffe und noch weniger die Triebe) durch die Polizei in Verruf gekommen sind, ist deswegen aber für den Psychologen doch deutlich vorhanden. Der also Geknetete geht dann wieder im Mantel an der Tribüne vorüber. Sollte sich das Sprungbrett ungeschickter Weise in seiner Nähe befinden, nun so wandelt er eben „zur Abkühlung" dort und zeigt mindestens Beine und Nacken. Dann besteigt er das Brett, zögert, läßt die Spannung wachsen, bis sie ihm genügend scheint, dann fällt der Mantel. Die Tribüne unterdrückt nur halb ein „Ah!" Da die Männer, die auf den Sportplätzen zu sehen sind, an guter Bauart die Lebejünglinge der Großstadt, die von den dort zuschauenden Ladenmädchen sonst am Sonnabend Abend nackt gesehen werden, um das zehn- bis zwanzigfache übertreffen, so wollen wir das „Ah" der Tribüne durchaus nicht übelnehmen, nur als Exhibitionismus festnageln. Aber nicht etwa bloß bei den Zuschauern. Nein, auch der Mutige, der sich vom 10m-Brett in die Tiefe kugelt, fühlt mit Genuß die Augen der Gaffer auf seiner Haut. Seine Miene strafft sich, die Bewegungen werden schneidig und er empfindet mit einem Hochgefühl, daß er das Gesundheitsideal verstaubter Scheiderinnenherzen und geschlechtskranker Studenten wird. Schauspielererfolg, Exhibitionismus!

Sollte sich auf dem Sportplatz kein Schwimmbassin befinden, so bitte ich mir zum „Ziel" zu folgen, wo die Radfahrer, Läufer und Springer ankommen. Man bilde sich doch nicht ein, daß die Sportsleute und Zuschauer so besonders dicht der Leistung wegen dort stehen. Das

ist nur der Grund, den sie sich selbst vormachen. Auch gewettet wird dort nämlich noch wenig, das ist erst der Entwicklung der nächsten zwei Jahre vorbehalten. In Wirklichkeit gibt es da eben etwas zu sehen. Da läßt sich der von 400m-Lauf Erschöpfte von dem durchnäßten Dreß befreien. Er weiß ja, daß hier am Ziel nun einige Hundert bis tausend Augen seine schweißfeuchte Haut betasten werden. Weich rieselt das Mitleid der Frauenherzen auf seine schönen Oberschenkel herab. Das tut ihm offensichtlich gut, schmeckt besser als eine Zigarette. Da steigt der Sieger im 15 000m-Radrennen schwerfällig ab und wird von seinem Sportsfreund mit Handtüchern gerieben. Alles Notwendigkeiten, zugegeben, aber sie geschehen im Bewußtsein des Gesehenwerdens. Auf der gebräunten Haut prickeln tausend Blicke, und das Herz jagt das Blut durch die Glieder: „Seid rosig und frisch, man sieht euch!" Die Augen wandern die Tribüne entlang und fragen, ob auch die Aufmerksamkeit hergerichtet ist auf die Brust, die noch von eilenden Atemzügen emporgestoßen wird. Wieviel solcher Blicke kann man an einem einzigen Nachmittage auffangen, die nach Bewunderung schreien.

Lassen wir den Circussport bei Seite. Wenn sich Boxer dort für Geld die Augen ausschlagen, so sind nur die Zuschauer als sadistische Exhibitionisten niedrigster Gesinnung zu betrachten.

Aber widmen wir uns den Vorgängen in den Brause- und Ankleideräumen. Da feiert der Exhibitionismus in aller Selbstverständlichkeit seine Bachanalien. Wer weiß, ob die jungen Sportzöglinge sonst überhaupt unter die kalte Dusche zu treiben wären. So aber wirkt die Lust zu zeigen und zu sehen, wenn der letzte Fetzen Tuch fällt. Die Augen werden blank, die der Wohlgeformtheit der feucht glänzenden Lenden und Waden und der scheinbar kühl beobachtenden Blicke der Kameraden gewahr werden, deren insgeheime Bewunderung stillschweigend empfunden oder doch vorausgesetzt wird. Unbewußte Exhibitionisten, selten wohl auch manchmal bewußte mit erotischer Betonung!

Welche Fülle der Szenen erscheint in der Phantasie des Erfahrenen noch unter diesem Gesichtswinkel! Da sind die Ringkämpfe, denen gewöhnlich eine Entkleidungsszene vorausgeht. „Ringen muß man nackt, da geht es besser", sagen sie. Die Ringkämpfe sind darum sehr beliebt an den internen Trainingstagen, wo die Bewußtseinssteigerung durch unbeteiligte Zuschauer fehlt. Da sind ferner die Massagen, die gegenseitig oder vom Masseur vorgenommen werden, nicht zu vergessen der ganz gewöhnliche Kleiderwechsel bei jedem Übungsbeginn. Das alles sind ebensoviele Möglichkeiten, wo der Wunsch, zur Schau zu stellen, einsetzen kann und auch tatsächlich befriedigt wird. Sonst triebe noch weniger als 2 % unseres 60 Millionenvolkes Leibesübungen.

Nach allem Gesagten kann nicht zweifelhaft sein, daß der Exhibitionismus im Sport auftritt. Auch die kriminalistisch gerügten Fälle kommen dem Augenschein nach vor, werden aber nach Absicht und Milieu anders gewertet, was recht bezeichnend für die Relativität der Sitten- und Rechtsanschauungen ist. Richtige Obscönitäten sind äußerst selten und kommen bei geregelten Veranstaltungen wohl überhaupt nicht

vor, denn gelegentlich unter der Marke Sport reisende Herrenabende darf man dem wirklichen Sport nicht zurechnen. Das ist für die Wertung des Triebes im Hinblick auf den Sport äußerst wichtig.

Denn diese Auslassungen sind ja keineswegs geschrieben, um jemandem den Sport zu vergrauen. Im Gegenteil! Ich bin von dem hohen Wert der Leibesübungen für die Volksgesundheit so überzeugt, daß es mir verbrecherisch schiene, ihre freie Entwicklung irgendwie zu hindern. Ich halte den Trieb der Selbstdarstellung auch durchaus nicht von vornherein für verbrecherisch, krankhaft oder schädlich. Genau so, wie es bei dem, was ich geistigen Exhibitionismus nannte, bei der Beichte, eine gesunde Seite gibt, so auch beim körperlichen Exhibitionismus. Bedeutet die Beichte eine Erleichterung des bedrängten Herzens, so kann das Abwerfen der Alltags- und Berufskleidung eine Erleichterung des Körpers sein, dessen Stoffwechselprozeß in freier Licht und Luft erleichtert und beschleunigt wird. Dadurch entsteht im Bewußtsein das Gefühl des Hinter-sich lassens des Arbeitsstaubes, eines körperlichen Festes.

Das mächtige Anschwellen der Sportbewegung im deutschen Volke ist sicherlich nicht zuletzt auf den exhibitionistischen Trieb zurückzuführen, den heute so überaus bedrängten und besorgten Alltagsmenschen zugleich mit dem blauen Arbeitskittel abzuwerfen und in Sonne Licht und Luft nur Körper und blutdurchpulste Haut zu sein. Den Sportkameraden beweisen, daß man körperlich schön ist, durch sie es sich selbst beweisen, ist letztes Ziel dieses Exhibitionismus. Wer mit mir an die Macht des Körpers glaubt, wer erfahren hat, wie sehr Skelett und Haut Symbol des Geistigen sind, wird zugeben, daß diese Form des Exhibitionismus ein Ziel aufs innigste zu wünschen ist.

Darum habe ich mir die Mühe genommen, meine Leser bis hierher zu führen. Unbewußt herrscht neben anderen Trieben, z. B. der Muskelfreude, der Exhibitionismus im heutigen Sport. Gerade aber weil er sich unbewußt auslebt, tritt er auch in Formen auf, die unkultivierbar sind und Mätzchen bleiben. Sie zu vermeiden kläre man nicht die Knaben auf! Das wäre zwecklos und gefährlich. Die Aufsichthabenden, die Sportleiter und Jugendführer sind dazu da, die Auswüchse, das Schauspielertum zu unterdrücken.

Die Formen des Exhibitionismus unter den Sporttreibenden selbst ohne unbeteiligte Zuschauer sind ziemlich ungefährlich und vielmehr ein willkommener Triebbeitrag zur Erhöhung der Freude an der Leibesübung überhaupt. Nur die Gaffer züchten das Schauspielertum. Es müßte im Interesse der Kultivierung des deutschen Sportes erwogen werden, ob Zuschauer nicht überhaupt von sportlichen Veranstaltungen ausgeschlossen werden sollten. Die Tribünen an der Schwimmbahn und am Ziel haben häufig eine unreine Atmosphäre. Wenn man aber von der Überlegung ausgeht, daß damit ein Antrieb des Ehrgeizes wegfiele, — denn, was ist ein Sieg, um den niemand weiß? — und den Ehrgeiz nicht entbehren zu können glaubt, so mag man das Zuschauertum auf die großen Wettbewerbe beschränken. Zum mindesten sollten alle Kleidungsveränderungen, die ja das eigentlich anreizende sind, hinter die

Scene verlegt werden. Desgleichen natürlich auch die Massage. Das Publikum bekommt deswegen noch genug zu sehen, als daß sein Abspringen zu befürchten wäre, was aus finanziellen Gründen unerwünscht ist.

Von hier aus gesehen erhält die Frage des Nacktturnens eine neue Beleuchtung. Der Bekleidungswechsel fällt fort, damit auch die Mätzchen. Das Halbentblößte, Halbverschleierte, das noch Rätsel zu raten aufgibt, reizt erfahrungsgemäß Tuende und Schauende. Die einfache Nacktheit verheißt keine Überraschungen mehr, man gewöhnt sich sehr schnell an sie. Die Reizung mit ihrer erotischen Betonungsmöglichkeit fällt fort. Das Schauspielertum muß weichen und die sieghafte, um Zuschauer unbesorgte Selbstdarstellung, die Erlösung des Ichs in befreiender Tat kann Wirklichkeit werden.

Die Gefahr der Großstadtatmosphäre ist die Lüsternheit. Viele Leser werden meinen Ausführungen deswegen gefolgt sein, weil sie unter Exhibitionismus sich etwas besonders Pikantes vorgestellt haben. Ich hoffe, daß sie sich anmutig an der Nase herumgeführt finden werden. Denn gerade die Lüsternheit soll mit den Enthüllungsmätzchen aus dem Sportleben bei Handelnden und Schauenden verschwinden. Das ist meine Meinung: Reine Körper in Sonne und freier Luft bannen sie. Die Sportplätze dürfen nicht zum römischen Zirkus hinabsinken. Sorgen wir für eine reine Atmosphäre!

HERMANN ESSIG

BRIEF AUS HUNDEKEHLE

An Änne! (27. 11. 1905)

Du glaubst gar nicht, wie langweilig die Hundekehle ist, wenn du nicht dabei bist. Du bist eben mein Alles auf der Welt. Wenn du so warm neben mir sitzst, so merke ich nichts von den kahlen Wänden, die mich heute hier beängstigen. Ich habe ein unbeschreibliches Heimweh nach den Äugchen, die mich so lieb im Herzen kitzeln, weißt du, so wie in Stettin oder in der Bahn, wo wir fast vergingen und uns kaum vor den Augen des finsteren Passagiers, des wüsten Knoten, halten konnten. Oh weißt du, wenn du jetzt dawärest, es würde über uns wegfließen wie heiße Glut im Sommer. Ich würde deine Lippe absengen, ach und wenn ich die süßen Schmerzen denke, die du mir verursachst, wenn ich dir mein Alles, meine ganze Männlichkeit gegeben habe, wenn ich wie in den letzten Zuckungen liege und dich an mich drücke und dein Herz pochen höre, so kann ich nicht mehr auf dem Stuhle sitzen bleiben, ich muß dem Gebäude entfliehen hinaus in den Wald und Kühlung meiner Gedanken in dem frisch gefallenen Schnee suchen, der alles begräbt. Und laufe ich umher und fahre jetzt über meine brennende Stirne, so stehst du wieder vor mir und fragst, mich „du, liebst du mich?" und ich kann nur mit einem Kusse antworten, der mehr ist als menschliche Seligkeit und dann höre ich den hohen Buchenwald auf der fernen Insel rauschen und ich sehe dich und spüre dich, wie du dich zu mir niedersetzst und wir nichts mehr hören als zwei pochende Herzen und das Rauschen des nahen Meeres, der Brandung die deinen Körper wie den Leib einer Meerjungfrau, die mich zu sich

hinabziehen will, umspült hat. Ich kanns nicht fassen, daß du nicht bei mir sein sollst hier in dem traurigen Gehölz um die Großstadt, das beinah vergessen hat, daß noch Herzen voll Liebe und Kraft existieren. Und wie ich hier gehe, durchzittert mein Leib ein solch unbändiges Sehnen nach deiner Brust, an der ich Ruhe finden könnte. Was nützt mir der glatte Spiegel des kleinen Sees, in den ich mich versenke, um dein Bild daraus zu schöpfen, ich finde dich nicht selber, daß du mich umschlingen könntest, ich kann nur wieder daran denken zurück an den schwarzen Weiher, auf dem die Herta ihre Nachtfahrt in der Mondsichel macht, die langsam dahingleitet, umgaukelt von den Schatten des tiefen düsteren Waldes, der zwei Menschen zur seligsten Brautfahrt mit Herta in ihrem güldenen Boot führte. Oh Änne, komm doch zu mir und laß mich doch nicht in trüber Schwermut vergehen. Sieh, nur ein Zucken deiner Hand in der meinen würde genügen, um dich ganz zu mir zu ziehen und dir mein Weh zu klagen, das ich hier in die Einsamkeit hinausseufze. Sieh, weißt du, wenn ich deine Kraft in die meine überströmen fühle und ich sie dir verdoppelt wiedergebe, dann bin ich glücklich und kein Gedanke an die ungewisse Ferne, zu der ich steuere, nicht wissend zu meinem Unglück oder Glück, taucht in mir im seligen Genuß deiner glühenden Wärme, die mich schon zu dem macht, was man im Himmel zu sein hofft. Keinen anderen Himmel träume ich mir, als den einer nie aufhörenden ewigen Liebe, wo uns kein Raum und keine Zeit mehr trennen kann und wo wir uns fassen und wachsen wie ein Baum aus der Erde, der eine unvergängliche Frucht zeitigt. Und wenn ich jetzt weiter gehe, den See hinter mir lasse und zurückschaue, so wird mir, als ob man dich mir mit Gewalt rauben wollte aus meinen Armen, aus meinem Herzen, das bloß dir gehört. Es wird mir, als ob du nicht mit mir gehen wolltest, und da schaue ich hinauf in den Wolkenhimmel, in die Wolken, die unter dem glänzenden Mond dahinfahren und ich sehe dich kommen wie Sturmesgewalt, die sich zum sanfteu Lufthauch auflöst, ich greife zu und dein Atem strömt in den meinen über und ein schwerer Schlaf, in dem ich mich in dein Ich hineinwiege, und mich mit dir verschmelze, sinkt wie Blei auf die matten Glieder, die den Rest meines Lebens für dich gegeben haben. Oh Änne, meine Gedanken, die ich dir ganz geweiht habe, müssen sich von dir losreißen, denn ich vergehe, weil ich dich nicht habe und es bloß ein Trug meiner Sinne ist. Die Nacht wird immer schwärzer und ich muß aufbrechen. Schon sehe ich von ferne die Lichter des schlafenden Riesen im deutschen Norden, der Zug rasselt herbei und nimmt mich hinein in den brausenden Lärm aus der stillen Einsamkeit heraus. Und doch wie glücklich, ist es wahr, ich finde dich dort und bin froh, zwischen vier Wänden das zu finden, von was ich in Waldesdunkel geträumt habe. Und dann ein Kuß, ein Feuer und alles senkt sich uns zu vereinen auf unsere Herzen herab, es regt sich dann nichts mehr und der Himmel ist offen.

Herzlichen Gruß und tausend Küsse in brennender Umarmung
dein treuer Hermann.

STEFAN GROSSMANN

HÄNISCHS REIGEN

Eine unsittliche Scenenfolge

I. Scene

Im Zimmer des Ministers.

Hänisch: Ich hab einen Wunsch, aber ich sag ihn nicht. Ich möchte gern, aber ich bin ein Mann der Freiheit . . . Ah, was, wozu habe ich meine Räte? *(Er läutet)*

Ministerialrat Seelig: (tritt ein, wartet submissest)

Hänisch: Näher, lieber Seelig, noch näher . . . . . *(Sie setzen sich in eine Divanecke)* ich muß Ihnen einen Wunsch anvertrauen, einen ganz geheimen, noch nie gesagten Wunsch, haben Sie einen Busen, um ihn drin zu verwahren?

Ministerialrat Seelig: (selig) Aber, Herr von Hänisch . . . . Aber Herr von Hänisch,

Hänisch: (Sich zu ihm neigend)

(Es wird finster, wie in den schlimmsten Zeiten der Zensur.)

Ministerialrat Seelig: Das werden wir schon machen.

Hänisch: (erlöst) Ich verreise. Ich weiß von nichts. Ich bin für die Freiheit.

II. Scene.

Im Zimmer des Ministerialrates.

Seelig: Kestenberg, ich muß ihnen ein Geheimnis anvertrauen. Es handelt sich um Schnitzler. Verbieten können wir ihn nicht, wir sind Männer der Freiheit. Aber es stehen unangenehme Debatten mit dem Zentrum in der Preußischen Landesversammlung bevor. Nach den Wahlen wird das Ministerium reconstruiert. Hänisch kann gehen, Hänisch kann bleiben. Das Zentrum wird sich dankbar erweisen. Aber verbieten ist unmöglich. Wir sind Männer der Freiheit.

Kestenberg: Mach ein bissel finster, Seelig, und komm ganz nahe zu mir heran, ich will es Dir ins Ohr flüstern.

(Es wird wieder finster, wie in Reaktionszeiten.)

Seelig: Famos. An den Mietvertrag habe ich gar nicht mehr gedacht. Da lassen wir den Direktor kommen. Wozu heißt er Schrecker, wenn er nicht ein bissel schrecken soll?

III. Szene.

Im Zimmer Kestenbergs.

Kestenberg: (im Piyama, liegt auf dem Sofa)

Schrecker: (tritt ein, bleibt an der Tür stehen)

Kestenberg: *(flüsternd)* Komm doch näher, Franzl.

Schrecker: *(naiv, mit dem Ton des süßen Mädels)* Was willst denn, Leo?

Kestenberg: Setz Dich her, Franzl.

Schrecker: *(nimmt mit gespielter Unschuld auf seinem Sofa Platz.)*

Kestenberg: *(im Ton des jungen Herrn)* Schau Franzl. Du bist ein lieber Kerl, ich hab ein Faible für Dich, Du weißt, ich hab Dich herbeigeholt, ich hab Dich zum Direktor gemacht. Schau mich an: Hast Du mich auch gern? Willst einmal mir einen Gefallen tun? Nichts Wichtiges! Nur eine Kleinigkeit. Einen Moment, und Alles ist vorüber . . . Setz Dich näher, Franzl, ich will Dirs leise sagen.

(Wieder verfinstert sich die Bühne wie in den Zeiten des Jesuitismus)

Schrecker: *(lachend)* Wenn's sonst nichts ist, das mach ich gern. Ich hab mich schon gefürchtet, Gott weiß was, wie Du, Dickus, in Deinem Piyama mich geheimnisvoll nähergewinkt hast. Sofort morgen sprech ich mit ihr ein ernstes Wort, als Herr des Hauses,

IV. Scene.

Im Zimmer der Frau Eysoldt.

Frau Eysoldt: *(erregt)* Ich bin eine anständige Frau. Wie kannst Du mir zumuten, daß ich eine Schweinerei mache? Du tust mir Unrecht. Du kennst ja die ganze Sache nicht. Komm einmal, ein einziges Mal vormittags zu einer Probe.

Schrecker: Werde doch nicht gleich pathetisch . . . . Ich sage Dir in aller Ruhe, gib das Verhältnis zu Schnitzler auf oder . . . . .

Frau Eysoldt: *(trotzig)* Oder!!

Schrecker: Oder ich werde Dir einen Herrn zeigen. Ich verbiete Dir Deinen Schnitzler, ich, der Herr des Hauses.

(Die Bühne wird stockfinster.)

Frau Eysoldt: *(Im Dunkeln bekommt ihre Stimme ganz hellen Klang)* Du wirst mich kennen lernen. Marsch aus dem Zimmer!

V. Scene.

Hinter der Bühne, im Saale der Hochschule für Musik.)

Dr, Alsberg: *(tastet sich durch das Kulissengerümpel)* Wo ist Frau Eysoldt?

Frau Eysoldt: Wer sucht mich?

Dr. Alsberg: Ich, Dr. Alsberg, Vertreter der Hochschule für Musik

Dr. Alsberg: Ich verbiete Ihnen Schnitzler. Hier die einstweilige Verfügung.

Frau Eysoldt: *(nimmt sie, zerreißt sie.)*

Dr. Alsberg: Jede Aufführung büßen Sie mit sechs Wochen Gefängnis!

(Finsterste Finsternis. Im Dunkel treten die Gespenster der früheren preusischen Kultusminister auf.)

Frau Eysoldt: *(schiebt ihn beiseite)* Dank für die Nachricht, ich muß vor den Vorhang, das muß ich noch schnell dem Publikum erzählen.

VI. Szene.

Im Büro des Ministers.

Dr. Alsberg: Wir glaubten in Ihren Intentionen, Exzellenz, zu handeln, indem wir im Auftrage der Vermieterin eine einstweilige Verfügung erwirkten. Trotzdem gab Frau Eysoldt das Verhältnis zu Schnitzler nicht auf.

Hänisch: Ich war verreist. Ich bin womöglich immer verreist .. Was sagt die Presse?

Dr. Alsberg: Die Presse war für Schnitzler.

Hänisch: Dann war ich noch verreister.

Dr. Alsberg: Leider ist das Publikum auch gegen uns.

Hänisch: Dann bin ich noch gar nicht hier. *(Läutet, Ministerialdirektor Seelig erscheint).* Wie konnten Sie in meiner Abwesenheit ein so jesuitisch-reaktionäres Manöver unternehmen.

(Es wird einen Moment bei Hänisch heller).

Sie sehen die Folgen: Die Presse ist gegen uns, die Bevölkerung ist gegen uns. Sie wissen doch, wir sind Männer der Freiheit. Ich jedenfalls stehe diesem Treiben vollkommen ferne. *(Laut)* Ich war verreist. *(Noch lauter)* Ich bin entschlossen, wieder zu verreisen. *(Schreiend)* Ich werde überhaupt immer verreisen.

MAX PALLENBERG

UNSER PROMINENTER VEREIN

Zu dem Aufsatz „Kapitalismus der Talente" (Heft 50 des Tagebuchs) erhalte ich diese Betrachtungen:

Lieber Stefan Großmann! Dank meiner kleinen Lola kann ich jetzt vormittag am Schreibtisch sitzen, statt mich in Proben abzuschwitzen, und kann versuchen, ob ich nicht allmählich die Schriftstellerei erlerne. Wenn die Sache mit Lola, wie ich hoffe, noch zwei, drei Jahre anhält, dann sollen Sie meine gesammelten Werke drucken: Sechs Bände, Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1923. In Pergament gebunden 1800 Mark. Sie werden

staunen — staunen, sag ich Ihnen, — was ich mit der Zeit für ein Schriftstellerchen geworden sein werde.

Vorläufig bin ich noch Schauspieler und habe also ein angebornes Recht, mich über Zeitungen und Zeitschriften zu ärgern. Offen gesagt: Über Ihren Aufsatz „Kapitalismus der Talente" habe ich kein ungetrübtes Freudegefühl gehabt, im Besonderen, als ich dort meinen Namen entdeckte. Es hat mich schon merkwürdig berührt, daß Sie mich ein Talent nennen, aber wer in aller Welt, frage ich — jawohl, frage ich — gibt Ihnen das Recht, mich als einen Kapitalisten meines Talentes anzusprechen? Ich habe mich auch noch keine Stunde meines Lebens als Einer von den „prominenten Leuten" gefühlt, wie uns Herr Dr. Monty Jacobs in der „Vossischen Zeitung" hohnvoll nennt. Frau Höflich, Frau Grüning, Frau Dux, meine Frau, Bassermann, Wegener, Hartau, Sabo — wir fühlen uns nicht einen Augenblick als Extrawürste; es macht uns Vergnügen, Anderen Vergnügen zu machen, so viel Anderen als möglich, nur insofern wollen wir eminente Prominenzen sein. Meine sehr verehrten Geschlechtsgegner — so nannte die Gallmeyer die Männer, ich möchte so die Kritiker nennen — sind zuweilen mit dem ihnen angebornen Elan bemüht, die Lust, den Anderen Vergnügen zu machen, in uns herabzumindern, aber es gelingt den prominenten Eminenzen der Kritik nicht immer. Auch über Ihren Aufsatz habe ich mich allmählich schon gefaßt.

Wie können Sie mich einen Kapitalisten, wenn auch mit Talent, nennen? Sie kennen mich doch schon einige Jährchen, Stefan, he? Sie wissen, welche verschwenderischen Gagen ich viele Jahre in Wien bezogen habe. Wissen Sie, daß ich drei Jahre lang in Mährisch-Schönberg, zwei Jahre in Jägerndorf in Schlesien und drei Jahre in bayrischen Schützenhäusern in Orten, die auf kleineren Landkarten nicht zu finden sind, gespielt habe? Wissen Sie, prominenter Stefan, daß ich, schon sehr beneidet, bei Reinhardt 2000 Mark Monatsgage hatte? Ich kenne das Theater von ganz unten her, habe oft in Gesellenherbergen geschlafen, nicht selten den Souffleur ersetzt, und wir waren dabei in herrlicher Laune, nicht einen Augenblick geldsüchtig oder verdrossen. Ich verrate Ihnen ein Geheimnis: Ich habe gar kein Bedürfnis gehabt, mich „durchzusetzen". Als mich Josef Jarno in dem Sommertheater in Ischl entdeckte, ging ich ganz seelenruhig wieder nach Olmütz zurück und als ich — Sie erinnern sich, Stefan — das erste Telegramm von Reinhardt erhielt, an dem Sie mitschuldig waren, da steckte ich die Depesche hocherfreut in meine Brieftasche und blieb noch viele Jahre in Wien, bei Josef Jarno und im Volkstheater und bei der Operette, unverlockt und lange, lange wientreu . . . . . Und wenn ich jetzt Abend für Abend tausend Leute in gute Laune versetze, glauben Sie, das ist keine Arbeit? Es ist S c h w e r a r b e i t, mein Gutester. Wenn ich meinem reinem Herzchen folgte, würde ich lieber drei, vier große, künstlerisch bedeutende Rollen in jeder Spielzeit einstudieren — den Doktor Stockmann, den ich ein bißchen meschugge spielen möchte, den Tartuffe, zu dem ich bei vielen Kollegen Vorstudien mache, den Wurm, den ich leidenschaftlich gern spielen möchte — das wäre, glauben Sie mir, noch schöner als die Sache

mit Lola, obwohl ich, um Gotteswillen, kein unfreundliches Wort gegen meine kleine Lola über meine sogenannten Lippen fließen lassen möchte. Und wie mir geht es Frau Massary, die schon eine leise Ahnung hat, daß sie noch einiges könnte. Man hat es ihr, glaube ich, schon einmal gesagt. Und meinen Sie, Frau Höflich, Bassermann, Wegener, wir Alle möchten nicht ebenso gerne und so viel spielen wie früher? Reden Sie jetzt nicht von Kainz, Mitterwurzer und Sonnenthal. Ich sage Ihnen, wenn Kainz lebte, würde er auch mit Rotters abschließen! Und Mitterwurzer erst recht, und Sonnenthal viel rechterer!! Wir leben eben in einer anderen Epoche und dieses Zeitalter gibt das Gesetz, für uns das Gesetz der Serie. Nicht nur wir sind das Ergebnis dieser Epoche, auch die Zuschauer sind es und auch die prominenten Eminenzen der Kritik unterstehen ihm. Der einzige Vorwurf, den Sie erheben können, ist der: Wie konnten Sie sich in dieses Zeitalter verirren? Da muß ich beschämt und schuldergriffen schweigen.

Wenn uns „Prominenten" in der „Vossischen Zeitung" der Vorwurf gemacht wird, wir denken nicht genug gewerkschaftlich, so möchte ich diesen Vorwurf erstens zurückweisen und zweitens eine Episode aus der letzten Versammlung erzählen. Da rief uns ein kommunistischer Schauspieler zu: „Lernen Sie von den Transportarbeitern". Aufrichtig gesagt, ich hatte in meiner Jugend anderswo gelernt, aber ich will es gerne tun, man kann überall lernen. Freilich, ich möchte doch nicht nur von den Transportarbeitern lernen. Es gibt Schauspielerinteressen, die ich bei den Transportarbeitern doch nicht vollkommen befriedigen kann. Ihr prominenten Kritiker habt ja auch einen Kritikerverband, der neben dem allgemeinen Presseverein besteht! Warum sollten wir für unsere reinen Schauspielerinteressen nicht, unbeschadet der Genossenschaft, unsere Vereinigung haben? Vielleicht wollen wir, zwei oder drei herrliche Sondervorstellungen, uns zur Erholung, den Anderen zur Erquickung — wenn sie pfeifen, ist dies ihre Erquickung — veranstalten. Aber dazu müssen wir zusammenkommen. Vielleicht wollen wir bei der bevorstehenden Vertrustung der Berliner Theater zwei Wörtlein mitreden? Vielleicht wollen wir uns für die nicht mehr allzuferne Pleite des Theaterbetriebs rüsten? Unlängst besuchten mich russische Schauspieler, die aus Sowjetrußland entflohen waren. Mitarbeiter Stanislawskis. Die Lust am Spiel ist im bolschewistischen Russland nicht gerade gestiegen. Vielleicht sollen wir die Erzählungen aus dem bolschewistischen Paradies mit Andacht anhören? Vielleicht wollen wir einen Ruhetag in der Woche durchsetzen, wir prominenten Schwerarbeiter. Es gibt, wie Sie sehen, einige gemeinsame Interessen. Warum sollen wir gleich ein bisschen verhöhnt werden, wenn wir inmitten von lauter Organisierten, auch ein kleines, ein ganz kleines Vereinchen bilden? Es ist das heiligste Recht des Deutschen! Das darf uns nicht gekürzt werden, nur weil wir „prominent" gescholten werden. Seit zweiundsiebzig Jahren will auch ich einmal einen Verein gründen. Jetzt endlich, ha, ist die Gelegenheit da! Kein Kritikeraugenrollen wird uns von dieser reizenden Abendbeschäftigung abbringen!

FRIEDRICH HEBBEL

Unbekannte Briefe

Eingeleitet und mitgeteilt von Julius Schuster

„. . . und endlich — zürnen Sie mir nicht, besitze ich nicht mehr Ihren Brief! Holtei, der ihn liegen sah, riß ihn mir mit räuberischer Wut fort, um die Autographensammlung eines Verwandten damit zu bereichern."

Mit diesem Argument von visioneller Plastik wollte Wilibald Alexis der argen Verspätung seiner Antwort an Hebbel die Spitze brechen. Er mochte wohl einer früheren Schuld dabei gedenken: auf Hebbel's freundlichen ersten Brief, der hier zum ersten Male mitgeteilt wird, hatte Alexis sieben Monate mit der Antwort gewartet.

Dies und die so gar nicht kongeniale Form des Briefes war nicht nach Hebbel's darin fast mimosenhaftem Sinn: er konnte es nicht vergessen „weil in einem solchen Fall gar keine Entschuldigung genügt, es ist als ob einer, dem man die Hand reicht, die seinige in der Tasche sitzen läßt und später mit einer höflichen Verbeugung sagt, er habe gerade sein Geld nachgezählt, oder was sonst." Und noch weniger war Hebbel mit der Dreiviertels-Anerkennung seines Talents durch Alexis zufrieden: „was er über mich sagt, muß jeder sagen, der sich nicht lächerlich machen will."

Aber es galt jetzt „Maria Magdalene" zum Sieg zu verhelfen, und Auguste Stich-Crelinger, die der „Judith" so große Teilnahme geschenkt hatte, sollte jetzt dem bürgerlichen Trauerspiel ihren Berliner Einfluß und ihre erprobte Kunst leihen. Der Bedeutung der historischen Aufgabe, das erste soziale Drama in Deutschland in ihre Hände gelegt zu sehen, war die gefeierte Künstlerin sich bewußt — sie zu lösen ging über ihre Kraft. Die formvollendete Absage der Crelinger, die den Dichter wie ein Donnerschlag traf, ist bekannt. Was im Leben jedes Weib mit einer Art von Stolz zur Schau trägt; was folgerichtig zur Ehrenrettung des mütterlichen Weibes hinführt, die werdende Mutterschaft, schien der zimperlichen Crelinger, der virtuosen Interpretin Raupach's, sentimentaler Schemen, und sicher mit ihr dem Durchschnitt des damaligen Theaterpublikums auf der Bühne eine Unmöglichkeit. Trotzdem versuchte Hebbel nochmals die Künstlerin umzustimmen, und er erreichte wenigstens eine theoretische Anerkennung, indem ihm Otto Crelinger, der Gatte der Schauspielerin, das begeisternd zustimmende Urteil eines seiner kritischen Freunde, des Dr. Klein, mitteilen hieß.

So öffnete sich für Hebbel doch noch eine Perspektive, und er benutzte eine Antwort an Alexis, um nochmals auf die Crelinger einzuwirken: Dieses wichtige Hebbel-Dokument wird hier gleichfalls zum ersten Male mitgeteilt.

Freilich schon sechs Wochen später hatte Hebbel die Ablehnung der Berliner General-Intendenz in Händen. Die Zeit für die dichterische Gestaltung des psychologischen Verhältnisses der

Geschlechter zu einander war noch nicht gekommen. Die theatralische Behauptung der Crelinger, Hebbel sei ein Mörder an seinem eigenen Genius, hat sich ebenso wenig erfüllt, wie die resignierte Pariser Prophezeihung des Dichters, daß die in „Maria Magdalene" aufdämmernden Konsequenzen wohl erst nach Jahrhunderten in den Lebenskatechismus Aufnahme finden würden: am 27. April 1848 zog „Maria Magdalene" im Berliner Königstädtischen Theater ein erlesenes Publikum in seinen Bann.

‚Hebbel gefiel mir sehr. Seine ernste, knorrige Nordlandsnatur hatte für mich etwas durch ihre Eigenart Fesselndes, und die Genialität seiner Schriften, die häufig eine gewisse Herbheit hatten, wurde durch seine Persönlichkeit erklärt." So beurteilte Gustav zu Putlitz den Dichter, den er 1854 in Marienbad kennen gelernt hatte. Auß dieser Bekanntschaft spann sich auch für später der Faden fort.

1) An Wilibald Alexis.

Hamburg, den 1. Juny 1843.

Geehrtester Herr!

Sie haben in den Brockhausischen Blättern für lit. Unterhaltung ein so freundliches Urtheil über meine Gedichte abgegeben, daß ich mich gedrungen fühle, Ihnen bei meiner Zurückkunft von Copenhagen meinen herzlichen Dank dafür auszudrücken. Am meisten erfreut hat es mich, daß Sie diese Gedichte im alten guten Sinne des Worts lyrisch gefunden haben, denn wenn ich auch selbst, von den Dissonanzen der Gegenwart ergriffen und bedrängt, mir es nicht habe versagen können, manche derselben dichterisch ausklingen zu lassen, so halte ich doch die ganze rhetorisch-politische Richtung der neueren lyrischen Poesie für eine Verirrung, die natürlich seyn mag, die aber ohne allen Zweifel der Literatur keine dauernden Resultate bringen, vielleicht nicht einmal die dichtenden Individuen in ihrer aesthetischen und menschlichen Bildung fördern wird. Das Drama soll die Schlachten der Zukunft auskämpfen, es hat keine andere Aufgabe, ich wenigstens wüßte nicht, was dem griechischen und Shakespear'schen Drama die Bedeutung für alle Zeiten gegeben hätte, wenn es nicht eben der zitternde Fühlfaden des sich erweiternden menschlichen Bewußtseyns wäre, der sich durch den mannigfaltigen Wechsel der Charaktere und Situtionen hindurch zieht, und die bunte Lebensfülle der Letzteren, die ohne ihre Verknüpfung mit den bewegenden weltgeschichtlichen Ideen endlich Glanz und Zauber verlieren würde, ewig frisch erhält. Das Lied dagegen soll sich an das bleibende Element des Lebens, an den von allen äußerlichen Krisen unabhängigen Gehalt der Menschenbrust anklammern, und seine Neuheit bloß in der Form, in der durch das begabte Individium unmittelbar gegebenen reizenden Modification der Spiegelung suchen.

In Copenhagen habe ich Ihren letzten Roman: der falsche Waldemar gelesen. Ich gratuliere Ihnen zu diesem Werk. Es ist ein entschiedener Schritt über Walter Scott hinaus, und das will viel sagen, denn Scott ist, obgleich er durch seine Epigonen jenseits der Themse beim Publikum mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt zu werden scheint, nach meiner Überzeugung nicht bloß der Dichter, der den beschränkten früheren Rahmen des Romans erweitert, sondern auch derjenige, der diesen erweiterten Rahmen bis jetzt am vollständigsten und würdigsten ausgefüllt hat. Aber er erzählte doch mehr Geschichten, als er Gedichte darstellte und der Mangel an Ideen, an inneren Contralpunkten, ist ihm, wenn man nur das Richtige darunter versteht, nicht mit Unrecht vorgeworfen worden. Sie haben diesen Bruch ausgeglichen, Ihre Figuren und Gestalten stehen, wie die Scott'schen, auf festen, markigen Füßen, aber während Sie das verworrene Räthsel ihres eigenen particken Daseyns herausbuchstabieren, wird zugleich, Ihnen unbewußt und unbemerkt, ein höheres und allgemeines gelöst.

Mein Verleger, Herr Lampe, sagte mir, als ich ihn bei seiner Abreise zur Messe flüchtig sprach, daß er Sie um eine Beurtheilung meiner Genoveva ersucht habe Eine solche wäre mir aus Ihrer Feder höchst erwünscht. Für dieses Werk erwarte ich keine Berücksichtigung bei den Bühnen, keine Gerechtigkeit bei der Tagelöhner-Kritik; denn jene können sich bei dem Stand der Dinge auf nichts Innerliches einlassen, und diese wissen, obgleich sie immer von der Zeit sprechen, doch viel zu wenig von der Zeit, um einen Gährungs- und Läuterungsprozeß, wie Ihr Golo durchmacht, in seiner sittlichen Nothwendigkeit, oder auch nur in seiner psychologischen Möglichkeit zu begreifen. Dem Dichter blieb daher keine andere Hoffnung übrig, als daß das eine oder das andere Mitglied der stillen Gemeinde, für die er schuf, den Mund zu Lob und Tadel öffnen würde, und von Wenigen hätte ich so gern ein Urtheil über diese sehr ernst gemeinte Produktion, als von Ihnen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Fr. Hebbel, Dr. phil.

(Weitere Briefe folgen.)

FEINDSCHAFT DER LIEBE.

Wenn ich dir half, so hab ich mich bestohlen.
Man soll sich Güte nicht vom Teufel holen.
Doch sollt ich tun, wozu mich Gott beflügelt,
Hätt ich schon oft dich weidlich durchgeprügelt..

Aus dem reichen lyrischen Erntebuch, das Hermann Stehr soeben unter dem Titel „Ein Lebensbuch" bei S. Fischer herausgegeben hat.

AUS DEM TAGEBUCH

BAISSE IN KÜNSTLICHEN AUGEN.

In dem Bericht neuer thüringischen Handels- und Gewerbekammern findet der kaufmännisch interessierte Leser folgende kommerzielle Betrachtung:

> Das Geschäftsbild war im ersten Vierteljahr 1920 infolge der durch den Krieg und den geringen Wert der deutschen Mark geschaffenen außergewöhnlich guten Absatzverhältnisse nach dem Auslande ein besonders günstiges. Die allgemeine wirtschaftliche Krise führte jedoch in den folgenden Monaten zu einem empfindlichen Rückschlag. Erst gegen Ende des Jahres trat eine Wiederbelebung des Geschäftes ein.

Die Erzeugung von künstlichen Menschenaugen hatte bis 1914 keinen nennenswerten finanziellen Erfolg gezeitigt. Erst gegen Ende des Jahres 1914 hob sich die Nachfrage. Dann gab es vier Jahre lang eine steigende Hausse in Glasaugen, der glückliche Absatz hielt sogar bis zum Jahre 1919 an, es öffnete sich der ausländische Augenmarkt, nachdem die Fabriken während der Kriegszeit ausschließlich auf das deutsche Absatzgebiet angewiesen waren. Dank dem steigenden Verbrauch von künstlichen Menschenaugen arbeiteten die Fabriken mit großem Nutzen. Diese günstigen Absatzverhältnisse wurden durch den unerwarteten Friedensschluß noch nicht abgebrochen, da noch viele Tausende deutsche Aufträge vorlagen. Dann versickerte das Glasaugengenschäft allmählich. Die Revolution hat leider nur in einzelnen Städten die Nachfrage vorübergehend belebt. Aber die Industrie sieht der Entwicklung nicht ohne Zuversicht entgegen. Sie hofft auf eine Wiederbelebung des Geschäftes, natürlich im Interesse der in der Glasaugenindustrie beschäftigten Arbeiter.

ZUR PSYCHOLOGIE DES RICHTERS

In Bayern hatte eine Kontoristin ihren Bräutigam wegen Bruch des Verlöbnisses auf Schadenersatz verklagt. Der Richter hatte die Klage abgewiesen. Er gab zwar die Voraussetzungen des Entschädigungsanspruches zu, den schweren seelischen Schmerz der Klägerin und die Verringerung ihrer Versorgungsaussichten. Aber er lehnte eine erhöhte Entschädigung ab, weil die „Abstammung der Klägerin, ihr Milieu, ihre Ausbildung und ihr Stand als schadenmildernd bei Bemessung der Entschädigung anzusehen seien." Das Oberlandesgericht in München hob die erstrichterliche Entscheidung auf, sie könne vom sozialen Standpunkt nicht gebilligt werden. „Ehre und sittliches Empfinden sind nicht von Besitz und Bildung abhängig. Die Klägerin ist Kontoristin, hat die Handelsschule besucht und steht seit 1911 im Erwerbsleben. Es ist nicht angängig, der Klägerin eine geringere Feinfühligkeit in sittlichen Dingen zu imputiren und die Verletzung ihres sittlichen Empfindens geringer zu werten, weil sie Kontoristin ist und den Erwerbständen angehört."

Beachtenswert ist nicht das selbstverständliche Urteil des Oberlandesgerichtes. Das benutzt einfach das Abc unseres Empfindens. Beachtenswert ist nur der Einzelrichter, der in aller Naivität seiner bourgeoisen Einstellung einem beschäftigungslosen, lebensfremden Haustöchterchen oder Gänschen eine höhere sittliche Empfindlichkeit und deshalb Entschädigung zubilligt als einem Mädel, das im Leben steht und sich selbst ernährt. Was für eine Denkweise von 1773. Aber bei der Beurteilung eines solchen antiquarischen Richters ist allerdings als mildernd in Betracht zu ziehen: Seine Abstammung, sein Milieu und der Stand, der oft eine geringere Feinfühligkeit in sittlichen Dingen zeitigt.

DER HUNGERSTREIKER LAMP

Der kommunistische Rechtsanwalt Lamp, den die Elberfelder Gerichte wegen Hochverrats inhaftiert hatten und der als Protest dagegen in den Hungerstreik eingetreten war, ist nach achtzehntägiger, rigorosester Kasteiung am zweiten Weihnachtsfeiertage gestorben. Also berichten, kurz und ohne Gefühlsaufwand, die bürgerlichen und sozialistischen Zeitungen Deutschlands.

Diese selben Zeitungen hatten Woche um Woche ganze Spalten dem Martyrium Ference Mc Swiney's, des Bürgermeisters von Cork, gewidmet. Es hatte geschienen, als sei die deutsche Öffentlichkeit tief empfänglich für einen Heroismus, der sich in übermenschlicher Energie abzwingt, auch den letzten Rest leiblicher Bedingtheiten dem Dienste eines Geisteszieles zu opfern. Wahrscheinlich hatte es dem Rechtsanwalt Lamp selbst so geschienen. Denn was anders konnte er von seiner Tat erhoffen, als eine Flamme damit zu entzünden? Und wie hätte er den Entschluß zu ihr fassen können, wenn Gewißheit in ihm gewesen wäre, daß gar kein Zündstoff für eine Flamme vorhanden?

Nun wohl, die Öffentlichkeit, die den fernen Iren wochenlang umsorgt und umspeichelt hatte, ging über den nahen Lamp ungerührt zur Tagesordnung über. Und wenn hier nachgeholt werden soll, was anderwärts versäumt wurde, wenn dem Verhungerten ein Abschiedswort nachgerufen werden soll, so könnte es nur dies sein:

Armer Lamp, du Sohn eines norddeutschen Professors und Schwager eines süddeutschen Oberbürgermeisters, du kanntest das neue Deutschland wenig!

Du dachtest, hierzulande sei Raum für einen Mc Swiney. Aber du irrtest. Der Fall Mc Swiney war nur eine Möglichkeit, sich gegen England und die Demokratie in Gänsefüßchen opportunistisch ein bischen aufzuspielen. Im tiefsten Herzen stand Deutschland bei Lloyd George. Man verehrt hier Ordnung und Autorität, von welcher Art sie auch immer sein mögen, und bewundert heimlich, wenn gegen Rebellen „kräftig durchgegriffen" wird.

Der Hungerstreik setzt ein seelisches Mithungern der Anderen voraus. Aber wir sind, Alle miteinander, ohne Phanthasie des Herzens und wer hier hungerstreikt, streikt nur gegen sich selbst und für keinen Anderen. L. S.

WEINT ASTA GLYZERIN?

Ein abscheulicher Verräter hatte in einer Zeitung erzählt, die geistreiche, scharmante Asta Nielsen weine bei Filmaufnahmen nicht wirkliche Tränen, sondern träufle sich Glycerin in die Augen, das dann rechtzeitig, wenn gekurbelt wird, in dicken Tropfen herunterrolle. Diese Anklage ließ den ritterlichen Paul Wegener nicht in Ruhe, er griff zur Feder und stellte in einer Zeitung, die sich dazu hergab, fest, daß Asta Nielsen in dem Film „Steuermann Holk" echte Tränen geweint habe. Er, Wegener, habe sie ihr in zwei Szenen von den Wangen geküßt. die Tränen haben salzig geschmeckt, Glycerin aber schmeckt fettig und süß.

Nun ist Asta Nielsen vor ganz Niedereuropa rehabiliert. Wer wird nach Wegeners ritterlicher Erklärung noch daran zweifeln wollen, daß sie in dem sentimentalen Kitschfilm „Steuermann Holk" wirklich bitter und nicht fettig-süß geweint habe?

Nur ganz gemütlose Leute werden finden, daß die geistreiche, scharmante Asta eigentlich durch den ritterlichen Paul ein wenig comprommittiert wird. Sie hätte sich des Glycerins im Kitsch gar nicht zu schämen! Aber echte Tränen bei unechten Rührstücken? Asta ist durch Pauls Ritterlichkeit erst recht bloßgestellt, vorausgesetzt, daß sie nicht, wie viele geübte Schauspielerinnen, durch einen leisen Druck auf eine bestimmte Körperstelle echte Tränen automatisch erzeugen kann.

TILLA ZÜRNT DER ZEIT

Herr Leo Kestenberg, Cassirers junger Mann, Hänischs junger Mann. der Volksbühne eifriger Arrangeur, kennt Frau Durieux, Herrn Schrecker, Herrn Bab und Herrn Jeßner, die alle — zufällig —? gegen Schnitzlers „Reigen" Gutachten abgegeben haben. Frau Durieux, ihrer Kollegin Gertrud Eysoldt mit aller Kameradschaft ergeben, deren die Genossin fähig ist, fühlte das Bedürfnis ihr sittliches Bedenken gegen den „Reigen" öffentlich zu begründen. Sie erzählt in einer Berliner Zeitung, sie habe in den Vorstellungen der Sudermannschen „Freundin" bei Rotter manche „ernsthaften und bedeutenden Zuhörer" gewußt, aber am Ende haben gerade ihre Erfahrungen bei den Aufführungen der „Freundin" sie gelehrt, daß es noch ein anderes Publikum gäbe, vor dem man „derartige Stücke" nicht spielen solle . . . Wie trefflich hat es die Natur gefügt, daß Frau Durieux diese Erfahrungen erst nach hundert und so und so viel Aufführungen der „Freundin" aufgegangen sind. Monatelang hat sie, ahnungslos, von ihrer sittlichen Mission erfüllt, die homosexuelle Dame dargestellt. Dann aber, (als die Kameradin Eysoldt den unvergleichlich feineren Schnitzler wagte) kam ihr die Erleuchtung. Nun runzelte sie die Stirn, weil Schnitzler „den sexuellen Akt selbst auf die Bühne bringt". Aber scheltende Tilla, das ist ein Irrtum, der freilich, wie die ganze Gutachterei, den Zulauf ins kleine Schauspielhaus steigern wird.

Nicht nur, daß in den entscheidenden Momenten des „Reigen" nur ein bischen Finsternis vorgeführt wird — bei Frau Eysoldt fällt auch noch ein Gazevorhang und die ganze Vorstellung ist von einer melancholisch machenden Züchtigkeit — wichtiger ist, daß überhaupt Wiederholung derselben Situation gar nicht unsittlich wirken kann, weil die Melancholie des Typischen desillusionierend wirkt. Frau Durieux erzählt, Schnitzler selbst habe die Aufführung jahrelang verhindert. Gewiß, aber in den zwanzig Jahren . . ., auf welche Tilla Durieux sinnend zurückblickt, hat sieh unser Gefühl für das öffentlich Zulässige entscheidend gewandelt. Was wäre einer Tänzerin geschehen, die in den achziger Jahren mit nackten Füßen aufzutreten gewagt hätte? Ach die züchtigen Zeiten unserer Jugend sind unwiderruflich vorbei, es gilt, strenge Tilla, sich in die Unsittlichkeit unserer Kinder und Enkel still zu finden.

*

Die Frauen sind die Musik des Lebens, sie nehmen alles offener und unbedingter in sich auf, um es durch ihr Mitgefühl zu verschönen. Richard Wagner.

*

Manche Leute glauben ein gutes Herz zu haben, und haben doch nur schwache Nerven.

M. Ebner-Eschenbach.

*

AN DIE FREUNDE DES „TAGEBUCH"!

Unser Abonnementpreis bleibt unverändert. Das einzelne Heft kostet, *inklusive Zuschlag, 2 Mark 50 Pfennig.* Freunde des *Tagebuch* abonnieren es.

Redaktion und Verlag des *Tagebuch.*

Redaktion des „Tagebuch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Druck: R. Abendroth, Riesa

THOMAS WEHRLIN

ASSESSOR WEHRHAHNS ENDE

Berlin, Mitte Januar

Herr Assessor von Wehrhahn sollte in diesen Tagen abgeschafft werden. Er war Amtsvorsteher und ist bei seinen Lebzeiten von Gerhart Hauptmann so beschrieben worden: „Wehrhahn ist gegen vierzig Jahre alt und trägt ein Monokel. Er macht den Eindruck eines Landjunkers. Seine Amtstracht besteht aus einem schwarzen, zugeknöpften Gehrock und hohen, über die Beinkleider gezogenen Schaftstiefeln. Er spricht nahezu im Fistelton und befleißt sich militärischer Kürze im Ausdruck". In hunderten preußischen Amtslokalen hat er gelebt. Jeder von uns hat dieses Monokel gesehen, jeder diese Fistelstimme gehört, jeder die militärische Kürze knirschend ertragen. Beiläufig: Das Bemerkenswerteste an Hauptmanns prägnanter Personalbeschreibung ist nicht das Monokel, nicht der Jagowsche Telegrammstil, sondern die Fistelstimme. In diesen schnarrenden Kommandeuren lebte nämlich eigentlich ein sehr feminines Element, das kam oft nicht nur in der Fistelstimme zum Durchbruch . . . .

Der Mann, der den Assessor von Wehrhahn aus der Welt schaffen wollte, ist der preußische Minister des Innern Herr Severing. Er hat ihn mit einem Erlaß erschlagen wollen, mit einer Verfügung gegen das Einglas:

> Trotz meiner verschiedenen Hinweise ist es mir aufgefallen, daß ein Teil der oberen Beamten der Schutzpolizei immer noch Eingläser trägt. Da dies zweifellos in den weitaus meisten Fällen auf äußerlichen Gründen beruht, nicht auf einseitiger Augenschwäche, ersuche ich darauf hinzuwirken, daß diese unzeitmäßige Gewohnheit in Zukunft unterbleibt. Gerade jetzt hat der Polizeibeamte mehr als je um Dasein und Anerkennung zu ringen. Dieses Bestreben, das sich nur auf Pflichtgefühl, Wissen und Takt stützen darf, wird durch Auswüchse der oben erwähnten Art, die auch in der ernst gesinnten Beamtenschaft die gebührende Beurteilung finden, in höchst nachteiliger Weise beeinträchtigt. Soweit sich die betreffenden oberen Beamten darauf stützen, daß sie tatsächlich mit einem einseitigen Augenleiden behaftet sind, wird eine scharfe Nachprüfung ihrer vollen Polizeidienstfähigkeit durch den beamteten Arzt eintreten müssen.
>
> Ich muß von jedem Beamten erwarten, daß er in diesen schweren Zeiten unter Ausschaltung jeder Äußerlichkeit seinem Berufe nachgeht und demgemäß vom Tragen des Einglases absieht.
>
> gez. Severing.

Was soll der Typus Wehrhahn ohne Einglas? Ein Gesicht, das jahrzehntelang daran gewohnt war, den Scherben in die Augenhöhle zu klemmen, kann sich nicht plötzlich wieder zu seinem natürlichen Gesicht bekehren. Der Herr Minister des Innern, der das Äußere des preußischen Beamten reformieren will, übersieht, daß das Monokel seinem Träger weniger als Augenunterstützung vielmehr als Maske nötig war. Durch das Einglas erhielt das Gesicht des höheren Beamten eine Verzerrung, eine Erstarrung, die das Gesicht der Beurteilung des Untertanen entzog. Unmöglich, in dem nach oben verschobenen Gesicht mit aufsteigender Mephisto-Augenbraue zu lesen wie in anderen Antlitzen. Eben dies aber hatte der autoritäre Beamte nötig: den Anschein der Undurchdringlichkeit. Indem Herr Severing das Einglas dem Assessor von Wehrhahn aus der Wange schlägt, ist er bemüht, dem preußischen Beamten sein natürliches Gesicht wiederzugeben. Wehrhahns Anwälte werden einwenden: Der Typus Wehrhahn müsse sich von innen aus wandeln, nicht von außen. Stimmt. Aber die innere Wandlung geht leichter vonstatten, wenn die äußeren Zeichen des Machtdünkels fortfallen müssen.

Wehrhahns Anwälte finden, der Minister des Innern überschätze Äußerlichkeiten. Aber Herr Minister Severing kann sich für seine Auffassung auf das Gutachten eines größeren Ministers berufen, der die seelischen Zusammenhänge zwischen Augenglas und Persönlichkeit sehr scharf formuliert hat. Am 5. April 1830 sagte Goethe zu Eckermann: „Es mag eine Wunderlichkeit von mir sein, aber ich kann es einmal nicht überwinden. Sowie ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es geniert mich so sehr, daß es einen großen Teil meines Wohlwollens sogleich auf der Schwelle hinwegnimmt und meine Gedanken so verdirbt, daß an eine unbefangene natürliche Entwicklung meines eigenen Innern nicht mehr zu denken ist. Es macht mir immer den Eindruck des Desobligeanten, ungefähr so als wollte ein Fremder mir bei der ersten Begegnung sogleich eine Grobheit sagen. Ich empfinde dieses noch stärker, nachdem ich seit Jahren es habe drucken lassen, wie fatal mir die Brillen sind. Kommt nun ein Fremder mit der Brille, so denke ich gleich: er hat deine neuesten Gedichte nicht gelesen! — und das ist schon ein wenig zu seinem Nachteil; oder er hat sie gelesen, er kennt deine Eigenheit und setzt sich darüber hinaus und das ist noch schlimmer. Der einzige Mensch, bei dem die Brille mich nicht geniert, ist Zelter; bei allen Anderen ist sie nur fatal. Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstand genauester Untersuchung dienen, und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichtes erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen. Denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Äußerungen nicht ins Auge sehen kann und dessen Seelenspiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist."

Die Brille als Maske — der Goethe'sche Einwand gilt noch viel mehr vom Einglas, weil die Brille die Züge des Gesichtes wenigstens nicht verändert, das Monokel aber verschiebt die Proportionen im Antlitz, es verändert die Symmetrie des Gesichtes willkürlich, es verhindert den Andern, seelische Vorgänge im Auge und Antlitz des Monokelträgers zu lesen. Eckermann, das Echo, ergänzte Goethes Worte durch die „artige Bemerkung", daß die Brille ihren Träger dünkelhaft mache. Das gilt noch mehr vom Einglas, weil es das Gesicht der personifizierten Autorität dem preußischen Untertan ganz entrückt. Deshalb kann Herr von Wehrhahn ohne Monokel nicht weiterleben. Herr Severing hat den Typus Wehrhahn tötlich getroffen.

ROBERT MÜLLER

DEUTSCHLAND UND DER MENSCH

1. Die Lüge Mensch.

Die Lüge Mensch ist natürlich eine Lüge des abstrakten Menschen; ihr Gegensatz zwar nicht die Wahrheit Mensch, wohl aber die Wirklichkeit Mensch. Leonhard Frank hat beteuert „der Mensch ist gut". Es war die einzige Rettung aus der Verzweiflung des Krieges. Andere haben daraus gelernt, indem sie, als einzige Rettung aus der Hybris der Revolution, antworteten „der Mensch ist nicht gut".

Auch das kann man nicht sagen. Man kann höchstens sagen, der Mensch ist nicht gut. Auch „der Mensch ist gut" scheint mir, an der Wirklichkeit Mensch gemessen, noch negativ. Der Mensch ist gut, wirkt wie eine saure Traube. Es will doch nur besagen, daß er einfach zu schwach ist, das Böse zu ertragen. Zu schwach vermöge seines Geistes. Das Tier tut den Schmerz. Es genießt sein Tun. Der Mensch genießt den Schmerz mehr, als er ihn tut. Und das Tier heult zwar, wenn es selbst Gegenstand des Schmerzes ist, aber es erträgt ihn. Es rebelliert nicht gegen ihn: durch Geist.

Der Mensch *ist*, das ist buchstäblich alles, was wir von ihm ethisch behaupten können. Denn so klar es ist, daß der Mensch auf seiner tieferen Stufe als Masse oder Massenelement nichtgut ist, so klar ist auch, daß der Mensch auf seiner höheren Stufe zwar nicht gut, aber auch nichtgut ist. Denn er ist jetzt geistig — Güte ist Geist, jede andere wäre Schwäche oder Negativität.

Geist ist allerdings nicht Güte, wenigstens nicht Sentimentalität, sondern guter Geschmack, Reinlichkeitsbedürfnis.

2. Die Rede Mensch.

Das abstrakte Reden ist die Auflösung und Entartung des politischen Stils und das forensische Reden eine Erscheinung wie der Journalismus. Der Journalismus wird jetzt endlich eine geistige Konstruktion bekommen. Man wird Bekenntnishaftigkeit von ihm verlangen. Er ist also nicht mehr Nachrichtenhandel oder „Grammatik als Geschäft", sondern öffentliche Funktion. Der Journalist

sei wie der Deputierte ein Vertreter gewisser Prozesse einer Volksseele. Die Sozialisierung des Journalisten bezieht sich vor allem auf seine Berufspflicht. Der Druck des Staates auf seinen Unternehmer oder dessen Beschränkung durch einen Betriebsrat wird nur soweit gehen, daß der Journalist seiner persönlich gefühlten Verpflichtung eher gerecht werden kann als dem Spezialinteresse des Unternehmers.

Das Übel des Journalismus, den die eroberische Initiative des Geistes nach und nach ergreift, scheint aber in das Rednertum auszuwandern. Dieselbe Unbildung, Begabungsmimikry, denselben Zweckleichtsinn wie noch dort, begegnen wir schon hier. Die jungen Leute, die vor zehn Jahren zum Feuilleton oder zum Entrefilet gegangen wären, zum Familienblattroman oder zur Theaterkritik, suchen heute eine Position als Volksredner. Die Sozialdemokratie ist das Artefakt einiger starker, schematischer Geister. Ihr letzter Ritter war Viktor Adler. Nach ihm ist die Sintflut der Kleinen. Es beginnt die ptolemäische Sozialdemokratie. Die Partei saugt alle die minorennen unkräftigen Intelligenzen und gierigen Ehrgeize an und zerfällt.

Die Partei, die unter ihren Großen Geist und darum zur herrschenden Verwaltungspolitik Opposition war, zeigt sich als aufbauender Faktor den positiven Aufgaben nicht gewachsen. Sie bleibt ein abstraktes Gebilde. Das wird deutlich, wenn man Aufzüge der sogenannten organisierten Masse neben die Erscheinungsformen der historisch gewachsenen Vielheiten stellt, neben eine wohldisziplinierte Kompagnie, eine Prozession usw. Der Arbeiterhaufe, gerade wenn er das Militareske nachahmt und als „Arbeiterbataillon" auftritt, ist unsinnlich, lebensfremd, makaber. In den Volksformen, die um die Symbole unserer organisch gewachsenen Gesellschaft, Thron und Altar, gesammelt sind, lebt eine natürliche Rhythmik. Die Skandierung der sozialdemokratisierten Masse ist beckmesserhaft. Sie ahmt die organischen Formen nach und es ist ihre einzige Möglichkeit, vom Abstrakten ins Sinnliche zu gelangen. Auch die Partei ahmt nach. Es hat sich gezeigt, daß die Sozialdemokratie, wo sie nicht geistreich und oppositionell, sondern praktisch arbeiten soll, einfach eine bürgerliche Partei ist. Dabei war die große Enttäuschung zu verschmerzen, die wir alle an der Überwindung der Bürokratie erleben mußten. Besser gesagt, an der Nicht-Überwindung, noch besser, an dem Nicht-überwunden-werden-können der Bürokratie. Wir haben alle gehofft, daß der Bürokratismus des deutschen Volkes gemäßigt, fassoniert und urban gemacht werden kann, und zwar durch den Herrschaftsantritt der Sozialdemokratie. Die Hoffnung hat sich nicht bewährt. Unser Volk kann den Bürokratismus nicht entbehren. Wir sind nicht in der angenehmen Lage Englands, das von vornherein einen gemäßigten Bürokratismus und ein geschultes Rednertum hatte, weil es seit Jahrhunderten politisiert ist. Wir kennen nur die

Extreme, den Bürokratismus und, wenn die leere Opposition ihn ersetzen soll, die Demagogie. Die Rückständigkeit an Schulung, wohl auch das Defizit an politischer Energie des einzelnen lassen sich nicht in wenigen bösen Jahren, auch nicht durch eine geniale Niederlage wettmachen.

Was aber unser Unglück besonders zu verlängern scheint, das ist die Dekadenz der sozialdemokratischen Partei, die wie ein vertrockneter Geistschwamm auch die minimalsten Feuchtigkeiten und geistähnlichen Dünste aus den Grenzschichten zwischen Massenmenschheit und Schichtungsmenschheit aufsaugt.

Hierzu gehören die jugendlichen Volksredner.

Und der Mittelpunkt in deren Leistung ist allerdings die Lüge Mensch.

3. Die Abstraktion Mensch.

Wir wollen darum nicht eine neue und nur andere Redeübung über den Menschen aufsetzen, zumal wenn wir den abstrakten Charakter der neueren deutschen Politik eingesehen haben, um ihn zu vermeiden.

Die gesamte neuere deutsche Politik hat es sich mit den Sinnen der zivilisierten Welt verdorben. Sie erwarb sich, dem Reiche und dem Volke Verachtung und Mißverständnis. Ihre Ziele waren mehr strebsam als heroisch, die Anstrengung mehr sklavenhaft als herkulisch. Das Unansehnliche und Unanschauliche, das heißt das Abstrakte im Geschmackssinne — das billige Industrieprodukt — und das Abstrakte im seelischen Sinne — Pflicht, der soldatisch-kommerzielle Imperativ, die Betriebsphilosophie — sollten der Welt aufgezwungen werden. Das Sinnliche des deutschen politischen Menschen erschöpfte sich im Parademarsch und im Industrieartikel. Dazu kam, daß diese Politik von Menschen gemacht wurde, die nicht „gut ausschauen", und daß sie ebensolche Menschen wieder erzeugt. Die deutsche Politik war eben eine abstrakte Politik, eine Politik der Reste, der menschlichen Reste. Diese Politik hatte die konkreten Aufgaben versäumt: 1. die Durchpolitisierung der Bevölkerung, 2. die große Kolonie, 3. die Schaffung eines zivilisatorischen Typs. Alle drei Aufgaben haben sowohl die englische als französische und halbwegs sogar die italienische Politik gelöst. Die deutsche Politik wollte über das von andern schon geleistete Sinnliche gleich ins Abstrakte hinausgehen, indem sie jenes beleidigte. Das rächt sich.

Darin hat auch die Revolution keine Änderung gezeitigt.

Titanisch war schon der Versuch der vorrevolutionären abstrakten Politik. Muskelstark und im Verhältnis zum Erreichten, ja zum Erreichbaren übermäßig war erst recht die Revolution. Aber sie hat das Abstrakte vermehrt und hat nur den Rest vom Reste zu verwerten gesucht. Schon der Parademarsch, als Um und Auf einer Volksästhetik, mußte im geschmackvollen Westen abstrakt

anmuten. Das Arbeiterbataillon, eine schlechte Kopie ohne Farbe und Rhythmus, um wie viel mehr. Vom Industrieartikel des deutschen Unternehmers bis zur angedrohten Massenerzeugung durch den Massenstaat — war das überhaupt noch eine Revolution?

Der Deutsche hat, das fühle ich als Deutscher, eigentlich nur eine tragische Schuld: den Mangel an Geschmack, die Unterschätzung des Sinnlichen; die Überschätzung des Mühevollen, der Anstrengung, der Bekämpfung allen Schönheitsdranges, der in einem Anfalle von Übermännlichkeit als weibisch gilt, ebenso wie der natürlichen poetischen Regungen. Die Deutschen sind in der großen Masse ein geschlechtsloses und sehr unerotisches Volk; in ihrer Oberschicht sind sie einseitig männlich. Die Schule lehrt nicht Schönheit, sondern die mönchische Abhärtung der normalen organischen Triebe. Die Erziehung des Couleurstudenten, des Soldaten, Offiziers, Beamten und zuletzt des — erzeugenden und reisenden — Kaufmannes setzt diese kasteiende Schulung fort. So hat ein Volk sich selbst den Geschmack wie den leibhaftigen Gottseibeiuns ausgetrieben. Eine Reminiszenz des Mittelalters? Oder die Absurdität des unmäßig Männlichen, das seine Potenz abstrahieren will? — In allem andern, dem Rest, ist der Deutsche neben dem Russen und Chinesen das begabteste Volk des Erdballs.

Eleganz freilich ist kein Begriff aus einem ersten Schneidersalon. Sie ist sinnliche Leichtigkeit und schimmert auch durch einen schlechten Rock. Der schlechte deutsche Rock aber ist schon die deutsche Haut. Was hat man nicht in Saint Germain über die Deutschen gelacht! Mit Recht, denn die deutschen Revolutionäre sind garstiger als die deutschen Junker. Welcher Unterschied etwa zwischen einem der eleganten englischen Arbeiterführer und den deutschen Spießbürgergestalten der deutschen Revolution! Die amerikanischen Arbeiterführer vollends, sofern sie sich nicht malerisch aufhauen, um auf die vielen italienischen Proletarier zu wirken, und auch sie sind malerisch-statuesk — die amerikanischen Arbeiterführer sehen aus wie smarte Kapitalisten. In Deutschland glaubt man viel an den Sieg der Proletariervisage und an das, was aus ihr kommt, vom Kraftausdruck bis zum Gemeinplatz. Da ist es denn kein Wunder, daß selbst Männer wie Snowden und Henderson es sich solange überlegten, die Internationale anzuerkennen. „Gut ausschauen", das heißt sinnlich annehmbar sein, bedeutet jenseits des Rheines konkret sein. Diesen Mangel verbessert auch nicht, daß die deutsche Sozialdemokratie ebenso wie das Bürgertum den entsprechenden englischen Gebilden an abstrakter Intelligenz und an Wissen um ein Sechsfaches überlegen sind.

Das ist der Mensch des Westens: ein Konkretes. Und das ist der Mensch des heutigen Deutschtums: ein Abstraktes. Er war abstrakt unter der Monarchie und er ist abstrakter nach der Revolution. Alles andere ist nur die Folge solcher Anlage oder

Bildung, Militarismus, Spartakismus, die Mensch-Ideologie aus dem Kaffeehause, kurz die Lüge Mensch — — —

Ich würde gerechter sagen: die Abstraktion Mensch, und ihr die Forderung nach dem sinnlichen Menschen auf dem Fuße folgen lassen.

Es entspricht wohl auch dem Bilde von der „Messiasidee“, die sich im deutschen Radikalsozialismus ein Ventil schaffte, wenn ich hinzufüge, daß durch den starken jüdischen Einschlag ins deutsche Geistesleben die lasterhafte Abstraktheit noch eine weitere Vertiefung erfahren hat. Das jüdische Volk, alt, physisch ausgesogen, durch Ghetto in seinen Instinkten geblendet, überreizt, leidet im allgemeinen an schlechten Nerven. Es zeigt heute eine paranoide Schiefheit. Die Irrenhäuser sind voll mit geistig schönen, schöngeistigen, oft genialen Juden. Aber man erwischt sie nicht alle. Überlegen, wie sie sind, entkommen sie dem Psychiater in die Literatur oder in die Politik — wenn nicht in die Psychiatrie. Die deutsche Revolution wimmelt von diesen gefährlichen, begabten, hypochondrischen, aber unzurechnungsfähigen, jungen Juden. Diese Führerschaft wird nie besser machen können, was die alte schlecht gemacht hat. Entwurzelt und doch fremd, tragisch und doch nicht voll, wird diese neueuropäische Menschenart zur Fatalität. Zur rechten Zeit hat sich dem ermüdeten Judentum aus ihm selber ein Antitoxin gebildet, der jüdische Nationalgedanke, die Palästinaidee, die Aufzuchtpolitik, das Hygieneideal aus Amerika. Als Eugeniker, der ich systemlos bin, bin ich von dieser Erscheinung beglückt. So sehr ich den weisen jüdischen Kleriker und den energischen, praktischen Rassepolitiker des Judentums einschätze, so menschheitlich fruchtbar mir diese Richtung scheint, so abschreckend in ihrer geistigen Entartung, weil Entsinnlichung des Geistes, dünkt mich die jüdische Führerschaft der mitteleuropäischen Massen. Das deutsche Volk hat nichts Gutes eingetauscht, wenn es an Stelle männlicher Monomanen ohne Sinnenschwung diese hybriden Geschöpfe derselben abstrakten Manie über sich gesetzt erhält. Das Pathologische im Deutschtum ist durch sie stärker hervorgetreten. Man könnte höchstens fragen, ob das deutsche Volk etwas anderes verdient; denn seltsam genug ist diese Wiederholung des Gleichen im Gegensatz.

Schon der Marxismus ist pathologisch, weil einseitig, unsinnlich, unpsychologisch. Zwischen Bernhardi und Marx möchte ich für meine Person, aber als Deutscher nicht wählen, Beide sind einander ähnlich in ihrem Mangel an Psychologie, der sonst gar nicht die Art des Deutschen ausmacht, wie unsere Literatur beweist! Aber einmal hat auch die deutsche Literatur solche Burschen gehabt, man erinnere sich an Gottsched und Opitz. Da ging alles über den Leisten. Es gibt vielleicht hinter dem menschheitlichen, goetheschen, schöpferischen, deutschen Volk so einen breiten Bodensatz unfrommen, ameisigen, unsinnlichen Deutschtums. Haben wir aber Anlaß, gerade

diesen aufkommen zu lassen? Sollen wir nicht vielmehr die Politik des zeugenden, schöpferischen Deutschtums machen, auch wenn Reich, Republik und Zentralismus uns so dahingehen wie die Monarchie?

4. Die Politik Mensch.

Der „Mensch" unserer mittleren, enttäuschten, abermals um die Geistesherrschaft in Deutschland geprellten Dichtergeneration ist ein Wunschtraum. Warum sollen die Dichter nicht wunschträumen? Es war immer ihre Aufgabe. Ihr mildernder Einfluß kann nur nützen. Aber es wäre ein Fehler, sie sich schon darum als Politiker betrachten zu lassen.

Auch die moderne und fortschrittliche Politik stellt heute den Menschen" in die Mitte ihrer Absichtswelt. Aber sie versteht darunter ein konkretes, sinnlich wahrnehmbares Ideal. Die Politik Mensch ist nicht eine Lüge Mensch. Sie fordert das Ganze vor den Teilen. Sie denkt im Globus — nicht einmal mehr in Kontinenten, wie der vorletzte Fortschrittspolitiker es gefordert hatte. „Mensch" ist ihr weniger ein vom gesellschaftlich Formalen gelöstes Ideal, sondern ein durchaus politisches Pflichten- und Freiheitssubjekt, der Mensch der Erde, der Erdindianer.

Wann wir Deutsche, zum Rest und darum immer zum geistigen Rekord verurteilt, heute noch etwas schaffen wollen, so darf es gleichwohl nicht ein abstraktes Dogma sein, eine platonische Idee vom Menschen, sondern ein politisch konkretes Werk. Es sind viele Organisationen supra-staatlicher Art möglich, die den territorialen Imperialismus überflüssig machen. Der deutsche Imperialismus in seiner edleren Form war niemals gewöhnlicher Land- oder Kapitalhunger, er hat eigentlich nur in seinen materialistischen Methoden und unzulänglichen Chargés d'affaires versagt, in den sinnlichen Mitteln, im Unanschaulichen seines Betriebes; seine Erregung hatte edle, gemeinnützige Akte. Ohne daß wir von unserm starken, aller Welt überlegenen, eroberisch berechtigten Geiste aus Askese treiben müßten, können wir mit einem vollkommenen Verzicht auf eine Staatsgeschichte, Reichsidee usw. weltumspannend, werden. Ich erinnere an den Plan einer konventmäßigen Zusammenfassung des über die Welt in fremdsprachige Zivilisationen diasporierten Deutschtums.

Unsere deutsche Aufgabe wird immer unserer Anlage entsprechen müssen und um eine Nüance abstrakter sein als die anderer Nationen. Heute droht sie uns zu schematisieren, uns zu einer erdfernen, fixsternbewohnenden Karrikatur: Mensch, also zu einer Lüge Mensch für die Wirklichkeitsnahen zu machen. Und diese bewohnen den Erdball in der Überzahl. Sie sehen die deutsche Physiognomie als verschwommen und häßlich, insektenhaft, marsbewohnerähnlich. Ihre Instinkte sind es, vor denen wir zu Unrecht bestehen.

Wir sind stärker in der Abstraktion als alle anderen. Aber, das hat sich gezeigt, eine Politik ohne, man möchte sagen, kosmetische Aesthetik, eine rein moralistische Politik wirkt unpolitisch. Die Kraftanstrengung des Deutschen war seit je enorm. Aber sie brachte nichts Gefälliges hervor, keinerlei Eleganz, keine zivilisierte Schönheit, das beweist, daß sie nicht enorm genug war. Wir müssen uns noch um einen Atemkniff mehr anstrengen — aber wehe, wenn wir ihn merken lassen, wenn wir wieder vor aller Welt zu transpirieren beginnen!

In der abstrakten Richtung des Deutschen liegt die Organisationsidee des Geistigen. Ich verweise auf den Aktivismus. Aktivismus, was ist das? Genau, was das Wort im prägnanten Ausmaße sagt: Handeln. Tun, was man denkt, und handeln, wie man denkt. Das aber ist auch der Inhalt aller anderen Parteien? Ja. Es kommt also beim Aktivismus doch nicht darauf an, daß, was behandelt auch gehandelt werde, sondern darauf, daß richtiger und schärfer, ausgreifender und kosmetischer gedacht werde als in den anderen politischen Medien. Kosmetisch ... Aktivismus ist: richtig und beschwingt denken in politicis.

Das Gute und das Schöne sind eine Oekonomiefrage über die Anstrengung. Sie wird hier neu beantwortet. Bis jetzt sind nur Experimente vorhanden in Wien, Berlin, München und einigen deutschen Mittelstädten. Von den zwei Formen einer anderen Einteilung der Politik verwirklicht der Aktivismus mehr die teleologische als die synthetische. Teleologen sind die Bolschewiken. Lenin aber ist synthetisch. Synthetische Politik bedeutet den Sieg einer teleologischen Minorität mit allen Mitteln (Rußland) über die Majorität oder eine Angleichung der Majorität an die schöpferische Minorität (westlicher Zivilisationskreis). Die Aktivisten sind natürlich Teleologen. Aus ihnen kann aber eine Gruppe der Synthetiker hervorgehen, das heißt praktischer Politiker mit den Ideen des Aktivismus. Der Publizist, der schreibende Politiker, der (Reform)-Journalist gewinnt um so mehr Einfluß auf das politische Leben, je mehr der Parlamentarismus versagt, die halbschlächtigen Naturen und Könner aus dem Journalismus in die Demagogie eintreten und deren Dekadence beschleunigen.

Das Rätesystem, von dem an Stelle der dekadenten Abgeordnetenparlamente die Zukunft zu erwarten ist, macht ja das Parlament universell; aber an die Stelle der Deputatur, der Abgeordnetenherrschaft, tritt die vermehrte psychische Wirkungsmöglichkeit des Publizisten, des ausgewählten, aufgezüchteten, Organ gewordenen Literatoren (wie ihn Kurt Hiller nennt). Die Aktivisten, auch wenn sie keine synthetischen Vertreter hervorbringen und nur Teleologen bleiben, werden vermittels des starken, kunstvoll gehobenen Wortes durchdringen, und die politische Klangfarbe des Jahrhunderts bestimmen. In den Bereich des Aktivismus fällt die Bestrebung, alle geistigen Menschen ohne Unterschiede der Nation

oder Rasse zu einer engeren publizistischen Gemeinschaft gegenüber der planetarischen Gemeinschaft der materiell bewegten Massen zu sammeln. Das ist eine sehr abstrakte und darum deutsche Aufgabe; sie muß aber sinnlich annehmbar geleistet werden, von formliebenden und heißen Menschen, Typen einer schöpferischen, literarischen Eleganz. Ich verspreche mir viel davon für das ins Gräuliche abstrahierte Deutschtum.

Die Lüge Mensch glaube ich eher an den Westlern wahrzunehmen, weil sie so sinnlich sind, daß sie das Begriffliche schon schwer erfassen, und wo sie es prärogieren, sich und andere täuschen. Sie begreifen nur einen ganz bestimmten bis zur Vollkommenheit ausgerüsteten Menschen, etwa den englischen Gentleman. Die Lüge Mensch des Deutschen hingegen ist die tatsächliche Abstraktion Mensch. Er unterschlägt die Form, oder, was dasselbe ist, photographiert in ihr unorganisch ein abstraktes Ideal. So entsteht dann aus Kant der Parademarsch, aus Zucht der Drill. Das Schwellende, Physische, Fleischliche, Irdische, das der englische Gentleman bei aller Kodexschwärmerei pflegt, ist vom deutschen Denken aufgezehrt. Der Gentleman besitzt noch das Behagliche, der deutsche Zuchttyp niemals. Dieser hat keine Spielräume, jener hat gerade sie hauptsächlich. Der Deutsche hat Tritt, der Engländer Takt. Natürlich ist der Engländer, der die ganze Welt für sich hat, überlegen. So wenig wie die Photographie von Ideen Politik bedeutet, so wenig die Versinnbildlichung einer Abstraktion ein sinnliches Ideal.

Ein solcher Mensch wird Lüge sein, und alle Welt wird ihn als Lüge empfinden. Und unser Mensch hat sich durch die Revolution nicht geändert. Wahren wir also den, den die sinnlich Gesteigerten unseres Geschlechtes in sich tragen.

CARL LUDWIG SCHLEICH

ARAGO UND LAPLACE

Arago war bei dem Sternpropheten,
Monsieur Laplace, zu Tisch gebeten,
Hörte staunend den Weltallbezwinger,
Wie ihm das Wunder so unter dem Finger
In die simpelste Klarheit zerrann.
Welch ein gewalt'ger, großmächtiger Mann!
Als nun verstummte der gottgleiche Weise
Flüstert Madame Laplace ganz leise:
„Gibst Du mir heute den Schlüssel zum Zucker?"

Arago dachte: „So'n geiziger Mucker!"

DER LETZTE LEBENSBLITZ

„Wie oft sind Menschen, schon des Todes Raub, noch fröhlich worden!
Ihre Wärter nennen's den letzten Lebensblitz . . ." (Romeo, V. 3.)

Es genügt nicht, neue Wahrheiten einmal auszusprechen. Denn der Verstand allein ist doch ein gar zu enges Tor für neuen Zuzug zum menschlichen Bewußtsein. Unser Gemüt muß erschüttert werden, damit wir aufhorchen.

Also bitte:

Da stirbt jetzt Bethmann-Hollweg, der stille Herr von Hohenfinow. Nach kurzem Leiden mit 64 Jahren. Aber noch am Weihnachtstage unmittelbar vor seiner letzten Krankheit hat der ernste schwermütige Mann „lustig getanzt". Das menschliche Mitgefühl empfindet solchen Kontrast als tragisch. Aber es weiß nicht, was dieser Totentanz bedeutet. Denn man will ja nicht glauben, daß solch innerer Aufschwung notwendiger Teil eines jeden biologischen Niederganges ist. Doch so will's die Natur. Gleich gilt ihr, ob der Aufschwung Stunden dauert oder Tage, ob er ein bloßes Überwohlsein oder Leistungen hervorbringt, in denen die Nachwelt einen Schwanengesang erlauscht. Nach den heitersten Schnurren an der Mittagstafel starb Luther, mit der Oberon-Ouverture ging Weber, mit der Polonaise in As-dur Chopin in den Tod.

Aber nicht vom Tod allein handelt dies Gesetz, denn es besagt:

Wo immer die Natur einen Markstein setzt auf der biologischen Straße, inmitten oder am Ende unseres Lebensweges, den wir vom inneren Mechanismus getrieben „ablaufen" — da führt ein Anstieg zu diesem Merkpunkt. Der gehört zu ihm wie der Berg zum Tal. Und ohne Rücksicht auf die Steilung des Abstiegs. Man kennt dieses trügerische Wohlbefinden nur in einem einzigen Schulfall. Dort heißt es Euphorie. Und das Neuland hat von dieser ersten Küste den Namen erhalten. Denn Euphorie, — „le mieux de la fin" nennen sie unsere Nachbarn, — ist heut um Gewaltiges mehr als dieses letzte Aufflackern subjektiven Wohlseins im septischen Tode.

„Achtzehnjähriges Mädel. Vollkommen bei Bewußtsein, Möchte aufstehen, spazierengehen, hält sich für ganz gesund. Und dabei der Puls nicht mehr zu zählen. In einer Stunde kann's aus sein", so schildert's „Professor Bernhardi" im Drama Schnitzlers, der selbst Arzt war. Und spricht auf die Frage des Pfarrers: Ich finde die Kranke wohl noch bei Bewußtsein? „Ja. Man könnte sogar sagen, bei gesteigertem Bewußtsein. Es ist absolute Euphorie bei ihr eingetreten. Sie befindet sich sozusagen wohl . . .

Sie ist verloren. Aber sie glaubt sich genesen." Denn was hier den Arzt immer von Neuem erschüttert, ist nur die besondere Wirkung eines allgemeinen Naturgesetzes. Biologisches Schicksal trifft nur zu biologischen Terminen ein. Die aber verlaufen in Perioden und zum periodischen Tag gehört die Euphorie. Ganz allgemein und was immer er bringen mag. Denn wir wissen es längst, daß auch die Psyche den Rhythmus des Körpers hat.

Als Davy die Natur der Alkalimetalle festgestellt hatte, verfiel er in eine schwere Krankheit. Sein Geist und Körper litten darunter gleichmäßig. Kaum hatte Jul. Rob. Mayer seine berühmte Schrift „Über das mechanische Aequivalent der Wärme" beendigt, als er in einem Anfall von Delirium aus dem Fenster seiner Wohnung sprang. Eine schwere Verletzung war die Folge, und bald darauf kam eine Gehirnhautentzündung. Michael Faraday brach nach Vollendung seiner ersten gewaltigen Arbeit zusammen. Seitdem ist er nur vorübergehend wieder in die Höhe gekommen. Fritz Reuter sagte, die Freude sei sein gefährlicher Feind. Denn wenn er sich so recht behaglich und lustig fühlte, so kam der jähe Umschlag, der „Feind" rückte vor, der periodische Trinkzwang begann, und damit alle Leiden, die das Quartalssäufertum so grausam begleiten.

Und die Euphorie ist an keine Lebenszeit gebunden. Sie ist im Alter nur durch den Gegensatz auffälliger. Auch der Jugend wachsen die euphorischen Schwingen und Georg Herrmann ist mit seiner tiefspürigen Auffassung der Frühverstorbenen durchaus im Recht. Ihre ganze frühe Entwicklung ist in der Tat eine einzige Euphorie, in der sie restlos alles hergaben, was ihnen verliehen war. Dann kommt der notwendige Schluß.

Und dieser krasse periodische Tag, der das tückische Schwert plötzlichen Todes im Gewande verbirgt, führt oftmals den Schlag mit dem bezaubernden Lächeln der strahlenden Euphorie. Fragt man die Sprache, so sagt sie: Eines schönen Tages traf ihn der Schlag. Nicht eines bösen Tages, wie man eigentlich voraussetzen sollte. Der Tag war wirklich schön, ehe das Unheil kam.

Therese Devrient erzählt in ihren „Jugenderinnerungen", wie wohl ihrem Schwiegervater vor dem Tode war. Und da die Erzählung typisch ist, so darf ich die anschauliche Schilderung hier mitteilen:

> „1836 (am 7. März) wurde ein neues Stück, „Die Leibrente" von Maltitz, einstudiert und erregte des Vaters höchstes Interesse, da „sein Eduard" eine brillante Rolle darin spielen sollte. Mit wahrhaft jugendlicher Ungeduld konnte er kaum den Abend der Aufführung erwarten, und Eduard sah das

gespannte, aufmerksame Gesicht seines Vaters gleich beim Auftreten hell und vergnügt zu ihm emporschauen. Manchen Satz sprach er lauter und schärfer, um sich dem alten Herrn verständlicher zu machen. Am nächsten Morgen — wir saßen recht vergnügt am Frühstück — wurde die Tür aufgerissen, und der Stiefelputzer stürmte mit den Worten herein: „Herr Devrient, erschrecken Se nich, Ihr Vater is dot!"

Wie Eduard sich ankleidete, in die Droschke und in des Vaters Wohnung kam, ist mir noch unerklärlich, denn wir waren alle wie erstarrt. Schluchzend empfing ihn die Haushälterin und erzählte, wie munter und vergnügt ihr Herr aus dem Theater nach Haus gekommen sei, wie er ihr nicht nur das eben gesehene Stück erzählt, sondern auch vorgespielt habe und immer dazwischen gerufen: „Das müßten Sie von meinem Eduard sehen!" In der Nacht, durch sein Schellen erweckt, sei sie schnell zu ihm gelaufen. Er hatte das Licht angezündet, klagte, er fühle sich nicht ganz wohl, und bestellte Kamillentee. Zitternd und bebend habe sie den Tee bereitet, ihren lieben Herrn aber nicht mehr lebend gefunden, als sie ihn ihm bringen wollte . . . Eduard ließ sie laut weinend und jammernd stehen und ging in des Vaters Zimmer. Da lag er unverändert, freundlich, als ob er schliefe. Auf dem Tischchen vor seinem Bette war der Theaterzettel des gestrigen Abends ausgebreitet, die Brille lag darauf. Er hatte vor dem Einschlafen wohl noch einmal den Zettel gelesen."

So wohl wie dieser „liebe alte Herr" muß sich auch der Chirurg Dieffenbach befunden haben, als er, auf dem Kutscherbock sitzend, mit Peitschengeknall beim Operationssaal in der Ziegelstraße vorfuhr, den er lebend nicht mehr verlassen sollte. Er sank mitten im angeregten Vortrag in die Arme seines Assistenten Langenbeck. Oder Thorwaldsen, der im Theater sein Haupt auf die Schulter seines Lieblings neigte, um für immer auszuruhen. Richard Wagner aber hat am Vorabend seines Todes dem Arzt in heiterster Laune Anekdoten erzählt.

Jetzt verstehen wir, warum der Volksglaube davor warnt, daß man sein Wohlsein rühmt. Der Neid der Götter ist nahe.

Und wenn die euphorischen Tage zu Wochen und Monaten sich summieren, wenn kränkliche, schwache, oder greise Menschen gleichsam noch einen Lenzaufschwung erleben, so steht auch schon der Winter vor der Tür. Ich kann hier ein Erlebnis nicht unterdrücken, das sich mir in die Seele geschrieben hat. Vor 9 Jahren traf ich beim Blumenhändler mit Ludwig Pietsch zusammen, der mich in seiner impulsiven Art umarmte, „Mir gehts über Ver-

dienst gut, ich bin so frisch und froh wie seit Jahren nicht. Und wenn ihre Theorie recht hat, lieber Freund, so ist's bald mit mir zu Ende — es geht mir zu gut!" Meine Einwände halfen nichts. „Ja, ja, Sie wollen's nur nicht wahr haben." Die Theorie hatte wirklich recht, und bald besiegelte der 27. November 1911 ihre Wahrheit mit L. P.'s letztem Atemzug.

Im März 1910 äußerte sich Josef Kainz zu einem vertrauten Freund: „Ich fühle mich so stark wie nur je und so frisch wie der Fisch im Wasser." Schon nach wenigen Wochen mußte er sich am Krebs operieren lassen, und im September starb er.

Wie oft sieht man ältere Leute plötzlich aufblühen, gleichsam eine zweite Jugend durchleben. Bejahrte Männer verheirateten sich dann wohl noch einmal, wie z. B. gegen Schluß des Krieges der alte Generaloberst von Kessel. Mit welchem Ende, weiß man. Aber was man gewöhnlich nicht weiß, ist, daß der plötzliche Tod solcher Leute auch ohne die Heirat gekommen wäre. Man darf hier nicht Ursache und Wirkung verwechseln. Sie sterben nicht, weil sie sich noch verheiratet haben, sondern sie haben sich verheiratet, weil sie später sterben mußten. Dem Sterben ging die notwendige Euphorie voraus, die sie zur Heirat trieb.

Glücklicherweise zerschellt nicht immer gleich die Lebenswelle nach ihrem mächtigen Anstieg. Das Tal heißt manchmal Krankheit, die keineswegs die volle Genesung ausschließt. Und oft nur Unwohlsein in der mildesten Form des depressiven Tages, der dem manischen folgt. Jedes Leben fühlt diesen Wechsel, manches Schaffen weiß ihn mit plastischen Worten zu künden.

Max Brod schrieb vor wenigen Wochen im „Tage-Buch":

> „. . . Fast zwei Jahre lang hatte ich diesen Weltkomplex in mir umundumgewälzt, immer noch fehlte etwas zur Reife . . . Nun aber, da es mit dieser Gewalt hervorschoß, fühlte ich: Richtige Stunde, Sternenstunde, nun wird es so, daß ich es niemals besser zu machen vermöchte, ich nicht. — Und nun die Qual, wenn dieses Gefühl (unerzwingbar) aussetzt, wenn ein grauer Morgen aufwacht, der leer die Hände hinstreckt. Und die Aufregung, ob der nächste Tag es wenden wird. — Ja, Leid und Freude genug!"

Ich selbst habe früher oftmals einen Tag besonderen Schaffens mit der Migräne des nächsten bezahlt. Besonderen Schaffens, — denn nicht Wohlbefinden ist Euphorie, sondern Überwohlsein, gesteigertes, unmotiviertes.

Nur bei ihm fürchtet der Kundige den Neid der Götter. Denn „des Lebens ungemischte Freude" gibt es nur im Elysium, wo auch die periodischen Tage fehlen und mit ihnen die Euphorie.

FRIEDRICH HEBBEL

Unbekannte Briefe

Eingeleitet und mitgeteilt von Julius Schuster

2) An Wilibald Alexis.

Paris, den 15. Februar 1844.

Geehrtester Herr!

Ihr Brief vom 4. v. M., nach Hamburg adressiert, kam hier in Paris, wo ich mich seit August aufhalte, in meine Hände. Eigentlich sollte ich, um gegen das Contre-Tournez, das die moderne Welt in allen Verhältnissen beobachtet, nicht zu verstoßen, mit meiner Antwort auch ein halbes Jahr und einen Monat warten. Aber ich gehöre zu den Leuten, die schon deshalb expediert sein müßten, weil sie das, was sie aufschrieben, ganz vergessen, weil sie sich einbilden, es sey zur rechten Zeit abgethan worden, und sie hätten es sich nur nicht gemerkt, es sey ihnen wieder entfallen.

Wenn Ihnen mein Urtheil über Ihren Waldemar angenehm gewesen ist, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß es aus meiner tiefsten Überzeugung heraus geschrieben wurde. Sie werden auch nicht daran zweifeln. Ich habe gegen den Roman, wie er sich gewöhnlich zwischen der Poesie und dem, was man Prosa nennt, verlegen in der Mitte hält, ein Vorurtheil und freute mich deshalb sehr, ihn bei Ihnen zur Selbstständigkeit erhoben zu sehen. Ich habe hier in Paris, wie in Deutschland und in Copenhagen, wo ich im vorigen Winter Ihr Werk las, schon Viele auf dasselbe aufmerksam gemacht. Gern würde ich mich auch öffentlich darüber äußern, aber ich bin nicht Recensent, ich stehe mit keinen einzigen Kritischen Journal in Verbindung und habe im eigentlichsten Verstande nicht, „wo ich mein Haupt hinlege!" Dagegen werde ich meine dritte Tragödie „Maria Magdalena oder: Ein bürgerliches Trauerspiel" bei der Herausgabe mit einem ausführlichen Vorwort begleiten. In diesem Vorwort werde ich unter Anderem auf das Verhältnis, worin das deutsche Drama zu der deutschen Geschichte, namentlich zur Kaiser- und Hohenstaufen-Geschichte steht, besprechen. Dann werde ich, indem ich diese Geschichte von vornherein dem Roman vindiciere, ungesuchte Gelegenheit finden, Ihres Werks zu gedenken, Es kann freilich nur in wenigen Worten geschehen, da ich fast die ganze Dramaturgie abzuhandeln habe und meist ohnehin sehr kurz ausdrücke, aber wenn die Rede etwas kürzer ausfällt als in einem kritischen Blatt, so ist die Kanzel dafür auch schön.

Über Siegismund Wiese kann ich mich aber nicht äußern. Einesteils schon deshalb nicht, weil mir Christus der Ausgangspunkt meiner eigenen dramatischen Bestrebungen und als solcher schon in meiner Judith angedeutet ist. Dann bin ich aber auch über den Autor anderer Meinung, als Sie zu sein scheinen. Ich habe freilich nicht seine letzten, jetzt erst erschienenen, beiden Dichtungen gelesen, wohl aber manche der früheren, und habe immer

einen tiefsinnigen, hin und wieder originellen Denker, selten aber Spuren eines Dichters gefunden. Namentlich schwebt mir noch sein Don Juan und Faust vor und ich erinnere mich noch eines Gesprächs, das ich mit Weinberg in Campe's Buchladen darüber führte. Nach meiner Ansicht sind aber diese Erscheinungen diejenigen, die alles Urtheil, das nicht auf dem in ästhetischen Dingen so seltenen selbstsüchtigen Erkennen beruht, verwirren. Auf sie deutet die gemeine Kritik, die alle Poesie aus der Poesie herausjagen möchte, hin und fragt, was mit solchen Schatten und Schemen, die nicht Ideen geblieben, aber noch viel weniger Gestalten geworden sind, anzustellen sey. Ich kann nur andeuten, was hier Alles zu sagen wäre, und vielleicht sind wir auch gar nicht verschiedener Meinung, vielleicht hatten Sie nur die Eigenthümlichkeit, das selbständige Ringen und Kämpfen dieses Autors im Auge, das ich allerdings mit Ihnen anerkenne und höher schätze, als alle Handwerker-Geschicklichkeit, wenn ich mir auch für die Literatur keinen Gewinn davon versprechen kann, da die gestaltende Kraft entweder gleich da ist oder nie.

Daß ich um Ihren Aufsatz über meine Genoveva gekommen bin, thut mir doch sehr leid, da ich eben Sie aus Ihren Abhandlungen über Heine und Immermann, denen sich auch jetzt, nach geschlossener Laufbahn der beiden Dichter, wenig oder Nichts hinzufügen läßt, als poetischen Kritiker hoch schätzen gelernt habe. Doch bezweifle ich sicher nicht, daß die Angst um ein geliebtes Leben Ihnen noch ganz andere Dinge aus dem Kopf bringen mußte. Ich befinde mich schon seit Monaten in einem, wenn auch nicht gleichen, so doch ähnlichen Fall, was mir den Aufenthalt in Paris sehr verbittert und mich eher nach Deutschland zurücktreiben wird, als ich gedacht hätte. Die alten Tragiker müssen Recht haben, der Mensch muß ein sehr übermütiges, erregbares Wesen seyn, da mit ihm immer, sobald er sich einmal aufzurichten wagt, einige Qualen auf die Schulter zerlegt werden. Für die Courage der Götter zeugt das aber auch nicht, daß sie in jedem Rücken, der sich nicht mehr krümmt, den eines Titanen erblicken!

Ich erwähnte oben einer neuen Tragödie. Erlauben Sie mir über diese, die sich seit Neujahr unter dem Titel „Ein bürgerliches Trauerspiel" in Berlin und in den Händen der Madame Crelinger befindet, ein Paar Worte, ein Paar väterliche, wenn Sie wollen. Ihr Brief, in dem Sie mich auf das Publikum, auf Gensichen und Immermann hinweisen, bringt mich drauf; ich würde, aber auch, ehrlich sey es gestanden, von selbst darauf gekommen seyn. Es ist mir ernst mit dem Drama, so sehr ernst, wie es jemals Einem gewesen ist, und allerdings mögte ich mir auch auf der Bühne neben den Fabrik-Arbeitern (wozu ich Jeden rechne, der nicht aus tiefstem Bedürfnis, also nicht nach Ideen dichtet, denn nur aus Ideen geht ein Bedürfnis hervor) meinen bescheidenen Platz erobern, Ich habe also meinen Moloch, der eigentlich auf die Ge-

noveva folgen sollte, zurückgelegt und hier in Paris ein Stück geschrieben, das sich schon vor der Judith in mir regte, und das dem Publikum stofflich so nahe liegt, daß es Nichts tut, wenn es die Ideen, die freilich auch hier zu Grunde liegen, nicht erfaßt, denn das Bild wird auch den noch erschüttern, der nicht erkennt, daß im Hintergrund die großen Fragen des Familien-Verbands, der Ehre aus der wahren und falschen Sittlichkeit entschieden werden. Die Heldin ist schwanger, auch Gretchen im Faust ist schwanger und Klärchen ist —; die Behandlung kann nicht zarter seyn und das Tragische der Situation muß einen Jeden, ausgenommen den ausgemachten roué, alles Übrige vergessen machen. So denke nicht bloß ich, so denken auch meine Freunde, und es sind sehr competente Personen darunter; ohnehin habe ich da Goethe's Beispiel für mich. Aber die Madame Crelinger schrieb mir, daß sie jenes Umstandes wegen die Aufführung für unmöglich halte. Ich habe ihr ausführlich geantwortet, weiß aber nicht, inwiefern meine Ansichten die ihrigen je modifiziert haben; inzwischen habe ich von Herrn Crelinger die Meldung erhalten, daß Herr Dr. Klein in Berlin mein Stück für durchaus darstellbar erkläre, was mich sehr gefreut hat, da, wenn auch dies Stück und mein Lustspiel: der Diamant nicht bühnengerecht sind, ich nichts Bühnengerechtes schreiben könne, also den Herren Gutzkow, Friedrich, Laube und der Birchpfeiffer das Feld räumen und nur noch für die Setzer dichten muß. Sehr lieb wäre es mir, wenn auch Sie das Stück einmal ansehen und Ihr Urtheil über den Hauptpunkt abgeben wollten; ich fühle doch fast, der Umstand, daß ich Verfasser der Judith bin, hat ein wenig auf das Urtheil der Madame Crelinger eingewirkt, und da es sich hier für mich um die Lebens-Frage handelt, indem der Dramatiker nur nothgedrungen auf die Bühne Verzicht leisten darf, so muß ich doch wenigstens wünschen, daß nur mein jetziges Werk, nichts Fremdartiges, in Betracht gezogen werde. Käme das Stück zur Aufführung, so könnte ich es vielleicht einrichten, daß ich persönlich nach Berlin käme, nur dürfte sich die Entscheidung nicht zu lange verzögern. Dann würde ich die Freude haben, Sie auch neuerlich zu begrüßen, was dem Schreiben doch immer sehr vorzuziehen ist. Leben Sie recht wohl!

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Rue des petites ecuries, 49. Fr. Hebbel.

Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du,
Sei nicht allzugerecht. Sie denken nicht edel genug
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist.

Klopstock über Deutschland.

STEFAN GROSSMANN

EIN NEUER SCHMIDTBONN

I.

Ausruhetag in Dresden. Wanderung durch die glatt-kalten Säle der Porzellansammlung. Nachmittag im Weißen Hirsch in meiner alten Sanatoriumclique, mitten drin in allen Spannungen, Konfliktchen, Späßen einer abgeschlossenen Welt. Wohin abends? Im Alberttheater gibt man ein neues Drama von Schmidtbonn.

II.

Wilhelm Schmidtbonn hat das Spielen auf dem Reklameklavier nicht gelernt. Kein Wort in den Berliner Zeitungen. Selbst in den Dresdner Journalen nur ein dürftiger Hinweis. Das Alberttheater, mißleitet und immer wieder durch seine Vereinsgewaltigen falsch vergeben, wird nicht sehr beachtet. Als ich abends in das sparsam beleuchtete Theater trat, war es nur halbvoll und dieses bißchen Publikum war ohne elektrische Spannung. Alles kaute Stullen. In allen Bänken wurde gesächselt. Warum wirkt dieser Dialekt so meskin? Zu denken, daß Goethes Sprache in Weimar einen Anflug dieser Sächselei bekommen hat! . . . . Entsetzlich kalt und gleichgiltig lungern die Leute in den Parkettreihen. Wurstig.

III.

Der Vorhang geht in die Höhe: Die Bühne sieht merkwürdig gut aus. (Sollten die Dresdner dem Alberttheater Unrecht tun? Auch Dekorationsentwürfe, die ich später im Foyer sah, erfrischen durch frohe Buntheit). Ein Park, zu einer Villa gehörig.

Nach zwei Minuten horcht man auf.

Eine junge Frau wird von dem Bruder ihres Mannes und dessen Mutter verständigt, daß der Gatte heimkehre. Er war Flieger. Kommt als Kriegsblinder zurück. Nun wird er hereingeführt. Ein schöner, schlanker Mensch, mit einer Binde um die Augen, tappt durch die schwarze Welt. Er ist so hoch wie stolz und will nicht bemitleidet werden. Das Sehen ist nur ein Mittel, die Welt in unseren Besitz zu bringen. Die Welt zu betasten, bedeutet vielleicht noch mehr als sie zu besehen. Ganz anders fühlt der Fuß und die Hand des Augenlosen die Erde, jeder Buckel des Bodens, jedes Steinchen wird erlebt. Der Blinde empfindet die räumliche, faßbare Wirklichkeit intensiver als der Sehende, jedes Bild ist ja unwirklich. Schließlich klingt die vorsätzliche Rede des Geschlagenen in die Worte aus: Der Blinde ist der Sehende. Aber hinter dem Triumph des Leidenden verbirgt sich die bitterste Armut. Er muß mit seiner jungen Frau allein sprechen. So, Aug' in Aug', Sehendes gegen Erblindetes, spricht er sich sein Schwerstes von der Brust: „Ich gebe Dich frei, Elisa, Du hast einen Sehenden geheiratet, warum sollst Du mit einem Blinden leben?"

Hinter dem Paare taucht die Mutter des Fliegers auf. Ihr gehört der geschlagene Sohn. Der Voll-lebende mochte dem jungen

Weib zugesellt sein. Der Gebrochene soll zur Mutterhöhle zurückkriechen. Deutlicher, doch zart angedeuteter Kampf zwischen Mutter und Schwiegertochter.

Der Zuhörer, auch der Dresdener, horchte gespannt. Ein Kriegsdrama? Mehr als das. Eine Tragödie der Körperlichkeit. Zur Liebe gehört, wahrhaftig, nicht nur eine Seele, sondern auch ein Auge und eine Hand und noch mehreres. Der Körper läßt sich nicht belügen.

IV.

Zweiter Akt: Der Blinde lauert. Da geht ein Bruder im Hause umher. Neben Elisa. Waren sie nicht einmal miteinander im Wald? Sieht der Bruder nicht mit seinen Augen auf sie? Mit seinen, ehemals trinkenden Augen. Sah er sie nicht in den Wochen vorher schon? Konnte er sie sehen und an ihr vorbeigehen? Der Blinde wird von Gesichten verfolgt. Er wittert eine stumme Verbindung zwischen den Beiden, er gesteht seinen anklagenden Verdacht der Mutter. Da kündigt ihm die alte Frau das Bündnis. Nichts hassen Frauen mehr als den Verdacht. Gegen den Verdächtigen entsteht sofort eine Verschwörung des ganzen Geschlechts. Aber der Gedanken-Flieger kreist unbeirrt um das Paar. Er spricht die ungeheuerliche Anschuldigung aus — und der Zuschauer erstarrt, denn es gibt eine Entblößung durch das nackte Wort, in welcher eine Aufforderung steckt. Jede Anschuldigung enthält, mit dem Arzte zu reden, eine Wachsuggestion. Nicht nur das Verbrechen erzeugt die Anklage, oft erzeugt die Anklage erst das Verbrechen! Der Selbstzerstörer, der Bruder und Frau anklagt, kuppelt sie durch die Beschuldigung erst zusammen. Nicht die physische Blindheit, sondern die innere Vergiftung des Blinden, entfremdet ihm die Welt. Jetzt stürzen Bruder und Frau zu Füßen des allzu — Sehenden und gestehen, daß er sie zu einander trieb. „Aber ich sah Dich in ihm," sagt die Frau. Sie wie der Bruder wissen sich frei von Schuld, denn ihre Herzen sind stumm geblieben. Erst der Verdacht hat ihre Seelen aufgerissen. In dem Gesicht des Blinden, wie schwer er auch gegen sich gewütet, lächelt ein unheimlicher Triumph: Ich war der Sehende . . . Aber er war nur der Kombinierende.

Die Zuschauer, ganz mäuschenstille, wagten vor Erregung kaum zu applaudieren.

V.

Im letzten Akt geht die Aktion auf die junge Frau über. Sie steht durchaus nicht als Angeklagte vor dem Blinden, sondern als Anklägerin. Sie rollt die Vergangenheit auf (ich bin gegen das Aufrollen, besonders im letzten Akt). Als Du noch sahst, so meint sie ungefähr, da sahst Du nur Beruf, Vaterland, Mission, Flieger, Arbeit; für mich warst Du selbst nachts, als ich heiß neben Dir lag, blind. Jetzt, da Du als Geschlagener zu mir kommst, jetzt bin ich Dein Beruf, Dein Vaterland, Deine Fliegerei geworden. (Sie sagt es nicht so literarisch). Jetzt kann ich Dich

in Besitz nehmen. Ich liebe Dich, weil Du blind wurdest. (Schmidtbonn läßt sie das mit sanfteren und deshalb überzeugenderen Worten sagen). Die starken Worte der jungen Frau entwaffnen den Blinden. Ergreifend, wie der Entgiftungsprozeß in der Seele des Blinden vor sich geht. Sein leisestes Wort heißt: Liebe ist Glauben, Glauben, Glauben. Es geschieht in dem Schauspiel nicht, daß die Frau den Blinden führend an der Hand nimmt. Aber der Hörer spürt: Diese Frau harrt aus — um seiner Hilflosigkeit willen. Dem Gestürzten erst strömt das geöffnete Herz zu!

Die Zuschauer, in Tränen und in Stille, applaudierten zuletzt wie besessen.

Dies ist das neue Drama Schmidtbonns. Ein Kriegsstück? Ja und Nein. Wer ist aus diesen sechs Jahren nicht als Geschlagener und Gestürzter hervorgegangen? Wie lind klingt Jedem das Wort dieser jungen Seele: Erst dem Gestürzten lebe ich. Dieses Drama, voll Spannung, jede Figur voll innerer Lebendigkeit, ist zuletzt eine Kirchenmusik.

Versteht sich, daß wir es in Berlin nicht einmal angekündigt bekommen.

RUTH GOETZ

FILMDICHTER ODER FILMVERLEIHER?

In der Diskussion über die notwendige künstlerische Entwicklung des Films verdient der Notschrei von Frau Ruth Goetz, die in der deutschen Kinowelt zuhause ist, ganz besondere Beachtung.

Der Filmdichter fürchtet den Verleiher der Filme.

Wer ist der Verleiher? Was hat der Dichter mit ihm zu tun?

Vernehmt!

Der Verleiher, das Bindeglied zwischen den Fabrikanten, dem Künstler und dem Puklikum, bestimmt die Produktion, entweder klipp und klar, oder weniger offenkundig. Er hat den Vertrieb — er muß die Theater versorgen, er bildet sich ein, den Geschmack der Menge so weit zu kennen, daß er genau weiß, was „zieht" und was nicht. Von dem Bildungsgrad der Verleiher, bei denen nur wenige Ausnahmen zu konstatieren sind, erzählen die Anekdoten. Wer kennt nicht die reizende Geschichte von dem Filmverleiher, der einst gefragt wurde, ob er nicht „Trojas Fall" in sein Programm aufnehmen wolle? Er macht ein bedenkliches Gesicht, er schüttelt abwehrend den Kopf und sagt: „Ach nee, wieder so ein gefallenes Mädchen, die Theaterbesitzer wollen das nicht mehr haben."

Dieser Filmverleiher arbeitet mit der Masse, dem Geschmack der Menge, den Forderungen des Publikums. Ehe er seine Reise zu den Theaterbesitzern und den Vertretern antritt, verlangt er das Programm. Er macht Anspruch auf Betitelungen der Produktion, die dem Hörer oder dem Leser schon das Blut in den Adern erstarren machen, ehe sie noch den Film selbst gesehen

haben. Je grauenhafter die Titel der Filme sind, je mehr Sensation sie versprechen, um so leichter ist sein Geschäft, um so rascher vollziehen sich die Abschlüsse.

Folgende Ankündigungen, die uns in die Zeit der Räuberbilder auf den Jahrmärkten zurückzuversetzen scheinen, bejahen diese Behauptungen.

„Der fliegende Tod", sensationelles Sittendrama aus dem Leben einer Artistin.

„In den Klauen eines Abenteurers", Kriminalsensationsfilm.

„Das Haus des Grauens", die große Kriminalsensation.

„Der Überfall im Orientexpreß".

„Das Geheimnis von Bombay", die Abenteuer einer Nacht etc.

Spalten und Seiten könnte man mit derartigen Ankündigungen, die aus dem Inseratenteil der Filmwochenschriften entnommen sind, füllen. So bewaffnet, geht der Filmverleiher ins Land und tätigt seine Abschlüsse. Der Inhalt der einzelnen „Sittenstücke" und „Kriminalsensationen" spielt weiter keine bedeutende Rolle. Wie und in welcher Form er bereits über die Leinwand gelaufen ist, bleibt sich gleich, es gibt ja zahllose Manuskripttechniker, die auf Wunsch und Bestellung für wenig Geld die Reihenfolge der einzelnen Szenen aufschreiben. Sie fertigen ein halbes Hundert von diesen Dingern in einem Jahre an . . . die Masse muß es bringen.

In seiner Einsamkeit sitzt der Dichter und sucht und forscht nach neuen Wegen. Einmal muß diese Richtung sich doch erschöpfen, der Hunger nach dichterischen Aufgaben wird wach werden, die Lösung von Problemen muß angeschnitten werden. Er studiert nicht nur sein Werk, sondern die Möglichkeiten und den Geschmack.

Es ist nicht wahr, daß der Film nur mit groben Effekten arbeitet.

Die Subtilität der Großaufnahme gestattet die feinste Nuance.

Die Größe und Erhabenheit der Geste im Film ist zum ästhetischen Gesetz geworden. Gerade die Masse zittert bei dem schmerzdurchwühlten Gesicht einer Asta Nielsen, bebt bei der Hilflosigkeit der Bewegung eines Conrad Veidt und lacht über den unmotivierten Einsturz eines Hauses, eines Brandes, des Sturzes von einem dahinjagenden Pferde oder einer Handlung, die man gemeinhin als „Sensation" bezeichnet.

Es gibt Dichter, die einen naiven Ehrgeiz haben, auch im Film eigene Wege zu wandeln. Einmal etwas zu bieten, was neu erscheint. Er schreibt eine Tragödie reifer Menschen, auf Innerlichkeit gestellt, ohne die üblichen Schlafzimmerszenen, ohne die verlogene Sentimentalität. Der Dichter hat den Mut, einen Einfall auf das Papier zu bringen und voller Hoffnungen begibt er sich mit dem Werk in die Filmfabrik. Direktor und Regisseur sind entzückt. Nur der Herr Verleiher zieht die Stirn in bedenkliche Falten „Um Gottes Willen keine Literatur".

„Literatur" heißt das Wort, mit dem man im Film alles abtut, was nicht augenfälligste grobe Handlung ist. Dabei vergißt der Verleiher, daß heute die Zahl der Menschen, die mit großen Forderungen in das Kino gehen, größer ist, als die Masse derjenigen, die sich nur wohl fühlen, wenn ihnen die Gänsehaut über den Rücken rieselt. Der sogenannte „Gebildete" ist, vielleicht, weil das Theater unerschwinglich wurde, vielleicht, weil es am Reiz verloren hat, Kinobesucher geworden. Einlaßkarten für sechzig Pfennige und eine Mark sind verschwunden. Das Kino ist in dem Sinne nicht mehr das Theater des „kleinen Mannes". Und auch der oft zitierte kleine Mann, wenn er in ein Lichtspieltheater geht, will er etwas sehen, was ihm Anregung gibt, über die Ödigkeit der unausgefüllten Abende hinweghilft. Wie ehedem die Sprechbühne, so ist ihm heute das Kino das Ausnahmevergnügen, das er sich nicht jeden Tag leisten kann.

„Um so einen Blödsinn zu sehen, dafür zahle ich keine fünf Mark," das ist das Urteil der Menge, die einen Sensationsfilm über sich ergehen lassen mußte. Ein Urteil, das dem Verleiher freilich selten zu Ohren kommt.

Hin und wieder machen einige führende Firmen den Versuch, wertvolle und literarische Films herzustellen, Sie rufen den einen oder den anderen Dichter, setzen ihn mit einem Manuskripttechniker zusammen und verfilmen ein Werk, das bereits die Anerkennung der Menschen gefunden. Niemals aber rufen sie einen Dichter und veranlassen ihn, eine bedeutende Idee eigens für den Film herzustellen. Die Dramen und Romane, die man filmt, sind ja nur das Surrogat für die wahre Filmdichtung, die für die Leinwand erzeugt worden. Aber der Verleiher kann dem Abnehmer doch sagen, daß dieses Werk das Publikum nicht ablehnen kann, weil es sich seinen Namen schon erworben, und nicht erst die Anerkennung durch die Fachleute haben muß. Auch diese Tatsache erleichtert ihm das Geschäft.

Die Möglichkeiten durch den Film sind noch lange nicht erprobt. Nicht einmal der kann sie heute erschöpfend beurteilen, der sich ausgiebig mit der Materie beschäftigt. Die Wandlungen, die der Film durchgemacht hat, sind aber lediglich von dem Filmdichter ausgegangen. Als Gaumont zum ersten Male die Dialog-Titel brachte, d. h. die Schrift in der direkten Rede, da rangen die Verleiher die Hände. „Das Publikum wird es ablehnen, wird es nicht verstehen." Grassi aber, Gaumonts Direktor in Deutschland, meinte zuversichtlich; „Nun, so wird das Publikum es eben lernen." Das Publikum hat es gelernt, ja, es ist in der Beziehung sehr anspruchslos geworden.

Als ich zum ersten Male in eine Filmtragödie einen heiteren Einschlag brachte, rang der Verleiher die Hände. „Das Publikum will es nicht haben, in der Tragödie wollen sie weinen." Das Publikum aber nahm diese Neuerung beifallsfreudig auf, und in-

zwischen hat jeder mehr oder minder geschickte Filmschriftsteller diese heitere Episode im schweren Drama beibehalten, sehr zur Freude des Publikums, das auch in der Tragödie einmal aufatmen will.

Nicht in der Herstellung üppiger Dekorationen, nicht in der Besetzung des Protagonisten liegt der Erfolg des Films, sondern in der Handlung, von einem Dichter, von einem Schaffenden ersonnen.

Der Verleiher aber bestimmt nicht nur die Titel, er hat auch die Verfügung über die Inserate der Fach- und Tageszeitungen. Die Spalten werden mit den grotesken marktschreierischen Ankündigungen der Films gefüllt, die dem Verleiher das Geschäft machen sollen. Wehe dem Kritiker, der es wagen würde, einen Film zu verreißen, der bereits vor seinem Erscheinen Tausende von Mark Inserationsgebüren eingebracht hat. Außer den Millionenprunkfilms, bei denen der Reklame-Etat gar keine Rolle mehr spielt, bekommen nur die Sensationsfilme laute Reklame, Problem-Filme, literarische Ideenfilme reizen den Verleiher nicht, daher haben sie auch nicht das Inserat. Die Kritiker besprechen ihn meistens mit einem kleinen Referat, er steht unter der Liste „ferner liefen". Den Namen des Autors kündet weder die Anzeige, falls eine solche schon einmal eingesetzt wird, noch das Sagenbuch des Kritikers.

Resumé: Es gibt keinen Film d i c h t e r.

Es kann keinen Filmdichter geben, wenn er nicht wie sein Kollege im Apoll mit der Leier sitzen und hungern will.

Der Dichter des Films kann bei der geringen Honorierung seiner Erzeugnisse nur existieren, wenn er durch die Beherrschung der Technik eine Massenproduktion hervorbringt, die dem Verleiher das Geschäft erleichtert.

Der Dichter im Film muß nicht erst geboren werden, er ist schon da.

Aber er muß unabhängig von den Forderungen der Verleiher arbeiten können. Es ist die Schicksalsfrage des deutschen Films: Wer ist der Stärkere, der Film-Dichter oder der Film-Verleiher?

Euer Lob kann ich schon missen
Lieber ist mir euer Tadel.
Denn durch ihn kommt mir das Wissen,
Daß ich stamm von tieferm Adel.

Aus Hermann Stehr's eben bei S. Fischer erschienenem lyrischen Bande „Ein Lebensbuch".

AUS DEM TAGE-BUCH

DIE AUSWENDIGEN UND DIE INWENDIGEN JUDEN

Im Stuttgarter Landestheater soll der Musikschriftsteller Paul Bekker einen Vortrag halten. Er tritt an die erhellte Rampe, da hebt im Zuschauerraum ein Höllenlärm an, aus dem sich Rufe lösen: „Der Jude soll schweigen, wir wollen keine jüdischen Vorträge!" Der Redner zuckt die Achseln, will sich verständigen. Vergebens, das Höllenkonzert will nicht verstummen. Da tritt der Vertreter der Intendanz aus der Kulisse, schreitet sicher, im Bewußtsein christlich-deutscher Beglaubigung bis zum Souffleurkasten und winkt den Mitbürgern zu, innezuhalten. Es wird still. Dann spricht der Bote die erlösenden Worte: „Ich kann die bündige Versicherung abgeben, daß Herr Paul Bekker kein Jude und auch nicht jüdischer Abstammung ist." Siehe da, die Schreihälse sind im Nu besänftigt, jetzt kann Paul Bekker seinen Vortrag anfangen und ungestört beenden.

In der Berliner Klosterkirche hatte die evangelische Volksmission einen Vortrag über „Den Sittlichkeitskampf der deutschen Frauen- und Mädchenwelt". Die Rednerin, eine Ärztin, seit Jahren in der christlichen Jugendbewegung tätig, haspelte den üblichen Faden ab, klagte über die „dirnenhafte Schamlosigkeit" der Großstädterinnen und empfahl die Heimkehr zu dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland. Aber diese Rednerin hieß Elisabeth Herzfeld und ihr Aussehen soll jüdisch gewesen sein. Drum wurde die Sittenpredigt von den Kirchenbesuchern und -besucherinnen nicht in Demut angehört, sondern es wurde ein Heidenspektakel arrangiert und „Deutschland, Deutschland über alles" so lange gesungen, bis die Rednerin auf der Kanzel in Tränen ausbrach und ihre Versuche, die Berlinerinnen zu läutern, jählings beendete. Die Schreier entschuldigten sich, die Rednerin habe jüdisch ausgesehen, aber der Leiter der Mission Pastor Hölzel nahm die Sittenpredigerin unter seine Fittige, sie sei eine bewährte christliche Ärztin in Leipzig.

An diesen Skandalen ist drollig, daß der Inhalt der Reden die Hörer gar nicht weiter interessierte. Vergebens hat die Missionspredigerin den landläufigen treu-deutschen Sittenkohl zum Besten gegeben, Name und Näschen wirkten irritierend. Hingegen hätte Bekker ungeniert für Meyerbeer und Offenbach, für alles sogenannte Jüdische in der Musik eintreten können, die Intendanz hatte ihn als reinblütig legitimiert und das war entscheidend.

Gibt es keinen sachlichen Deutschen, der gegen diese frechschnelle Politik der Vorurteile die Entscheidung der Urteilsfähigen wecken will? Man kann Herzfelder heißen und so banal christlich-germanisch denken wie irgendein Maurenbrecher. Und man könnte als unverfälscht christ-

licher Bekker geboren sein und mit allem, dem geistigen Juden nachgesagten Laster imprägniert sein. Wären diese Vulgärantisemiten nicht ebenso unwissend wie lärmend, so müßten sie wissen, daß selbst ihr Herr und Meister, Houston Stewart Chamberlain, in seinen „Grundlagen" (1. Band, Seite 544) schreibt: „Man braucht nicht die authentische Hethiternase zu besitzen, um Jude zu sein, vielmehr bezeichnet dieses Wort vor Allem eine besondere Art zu fühlen und zu denken. Ein Mensch kann sehr schnell, ohne Israelit zu sein, Jude werden . . . Andererseits ist es sinnlos, einen Israeliten echtester Abstammung, dem es gelungen ist, die Fesseln Esras und Nehemias abzuwerfen, in dessen Kopf das Gesetz Mose und in dessen Herzen die Vernichtung Anderer keine Stätte mehr findet, einen „Juden" zu nennen. „Welche Aussicht wäre es", ruft Herder aus, „die Juden in ihrer Denkart rein humanisiert zu sehen". Ein rein humanisierter Jude ist aber kein Jude mehr . . . Mit dem Apostel Paulus müssen wir einsehen lernen: „Denn das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist, sondern das ist ein Jude, der inwendig verborgen ist."

Freilich, für eine Pöbelbewegung wäre das Chamberlain'sche Unterscheidungsverfahren zu umständlich.

Die sogenannte gute Gesellschaft erkennt Vorzüge der mannigfaltigsten Art an, nur nicht die geistigen.

Schopenhauer.

FRANZ BLEI

Irgendwo in einem hohen Fach meiner Bibliothek stehen Franz Bleis gesammelte Werke. Sieben oder acht dicke und doch graziöse Bände. Am 18. Januar, an dem Tage, an dem Blei 50 Jahre alt geworden, wäre ich verpflichtet gewesen, sie von der Höhe des Büchergestelles herunterzuholen. Aber Blei ist ja doch noch lange nicht gesammelt, und gerade das ist das Junge, Erfrischende und Anregende an ihm. Er hat, wie eben ein junger Mann von vielerlei Talenten schon allerhand Proben einer besonderen geistigen Lebendigkeit gegeben, aber im Grunde hat man heute wie vor fünfundzwanzig Jahren das Gefühl: Springlustiger Geist, Du dehnst Dich zuweilen über Dich selbst hinaus, in Dir sind eine Anzahl Keime, Möglichkeiten, Ansätze, Du erfreust durch Dein Sein. Die Zeit, in der Du Dich sammelst, und durch Dein konzentriertes Werk erfreust, ist noch nicht da. Es ist zu viel Lebensdrang in Blei, als daß er schon die Resignation des abgeschlossenen Arbeiters hätte. Dieser junge Mann verwirrt intolerante Zuschauer auch heute noch durch einen dauernd chaotischen Zustand. Er ist ein Genießer und ein Mönch, ein Stammtischmensch und ein ganz isolierter Melancholiker, ein zynisches und zugleich ein frommes Gemüt. Er hat eines der amüsantesten und graziösesten Bücher geschrieben „Die Puderquaste", die manchmal französischen Schliff hat, und ist gelegentlich auch einer sehr deutschen Derbheit fähig. Er ist in der Literatur einer der wenigen Wiener, von katholischer Herkunft und hat gelegentlich sehr katholisch - aristokratische Anwandlungen. Vor fünfundzwanzig Jahren saßen wir in demselben sozialistischen Studentenverein „Veritas" und vor zwei Jahren fühlte er sich im Wiener Café Central teils erzkommunistisch, teils grundkonservativ. Blei wird, wenn er sich einmal zur Aufräumung der verschiedenen Weltanschauungen in seinem vollgepfropften Hirn entschließt, eine originelle Einheit aufbauen. Aber vorläufig ist er noch tolerant gegen die Kontraste in seinem Innern und läßt sich Zeit zum Ordnen. Wehe aber dem Spießbürger, der seine heilige Un-

ordnung stört. Dem kann es dann ergehen wie dem bei Lebzeiten so überschätzten Paul Schlenther, den Blei einmal grausam demoliert hat. Im Grunde aber ist Blei ein friedfertiges, nachsichtiges Gemüt, von ziemlich liebenswürdiger Tücke, die er nur selten, zuletzt in dem hier angezeigten Brevier, ausgelebt hat. Er hat ein Talent, frische Mäcene und neue Verleger zu wittern, aber es ehrt ihn noch mehr, daß er nicht die Geduld hat, sie dauernd zu erziehen. Hätten wir so was wie eine Akademie der bewegenden Geister, dann müßte Blei, der Anregungen nach allen Seiten verschenkt und vergessen hat, mit irgendeinem Adelsrang bedacht werden. Er ist einer der wenigen deutschen Schriftsteller, die immer wieder des Enthusiasmus fähig sind. Deshalb war er nicht einen Tag langweilig. Man wird in der literarischen Naturgeschichte nicht viele so amüsante Tiere finden wie ihn selbst, den Blei.

POLITISCHE DISKUSSION

In einer Deutschen Tageszeitung vom 26. Dezember schreibt ein des Schreibens noch nicht Kundiger, einen Aufsatz „Hindenburg und Großmann" in dem es heißt:

> „Fürwahr, es hat besänftigende Kraft, daß Hindenburg lebt und und daß der deutschen Jugend ein Herz im Busen schlägt. Herr Großmann aber wird eines Tages erwachen und feststellen können, daß Einigkeit wirklich stark macht. Er wird sich aber nicht mehr die Zeit nehmen können, diese Tatsache in seinem „Tagebuche" mitzuteilen.

Der Schriftsteller, der mit dem Gewehrkolben schreibt, hört auf den Namen Otto Bärenfeld. Die Zeiten, in denen man auf der Flucht erledigt wurde, sind aber vorläufig vorbei. Die literarische Widerlegung muß sich jetzt mit privatem Überfall begnügen. Solchen Satirikern teile ich mit, daß ich Mitglied des Athletic-Sport-Club bin, zweimal in Tschiu-Tschitsu preisgekrönt wurde, 246 Pfund wiege und bei dem trefflichen Joe Edwards im Boxkampf ausgebildet wurde.

FILMDILETTANTEN

Dies mußte kommen. Das Theater im Theater, eine stets dankbare Einstellung, mußte zeitgemäß abgewandelt werden als „Film-Atelier auf der Bühne! Natürlich auf einer Varietébühne. In der Berliner Scala. Filmdilettanten treten auf. Warenhausjünglinge und Büromädels.. Sie wollen sich einen Jux machen und bringen das Publikum eine Stunde lang in Raserei. Man kann Tränen lachen. Die Varietébühne hatte noch nie einen solchen Zulauf. Alle anderen Nummern fallen daneben ab: Equilibristen und Ballettratten, Rollschuhkunststücke und Pantomime. Der Clou des Abends ist das Lachen über . . . Hier stockt man. Während des Spaßes geht man einfach mit und frägt nicht weiter. Der Conferencier erläutert den Jux. Natürlich ernsthaft. Es ist eine bedeutende Prämie ausgesetzt für die besten Dilettanten. Ein richtiger Regisseur leitet die Sache. Richtige Filmleute haben sich als Schiedsrichter verpflichtet. Man sieht den aufgenommenen Film des vorigen Abends. Durchaus künstlerischer Unsinn. Auf diese Weise wird man für die Aufnahme vorbereitet. Der Conferencier lädt dazu ein: Drei Dutzend Jünglinge und ein Dutzend Mädels drängen sich auf die Bühne. Es wird vom Regisseur eine Auswahl der Darsteller getroffen,

ein Thema rasch gestellt und nun wird geprobt. Der Regisseur gerät in Verzweiflung. Und das Publikum brüllt vor Lachen. — Und doch ist die Sache eigentlich gar nicht so lächerlich, eher traurig: man kann feststellen, daß niemand von den Leuten, die sich so selbstbewußt auf die Bühne gedrängt haben, die einfachsten Gesetze der Bewegung, des Gehens, des Stehens, des Laufens erfüllen können. Und erst die Mimik der Dilettanten: wer kann nur ein verbindliches Lächeln, einen erstaunten Blick, eine Überraschung darstellen? Ist diese Unfähigkeit wirklich nur auf Dilettantismus zurückzuführen oder hat sie nicht doch tiefere kulturpsychologische Gründe? Wie selbstverständlich sind dem Romanen und auch dem Slaven solche primitive Gesetze der Bewegung und der Mimik. Es ist zu vermuten, daß in Rom oder in Warschau eine solche improvisierte Dilettantenprobe etwas weniger ulkig ausfallen würde. Und dies stimmt doch etwas nachdenklich.

R. S.

ANEKDOTEN.

Ein junger revolutionärer Literat rief: „Ich brauche zehntausend Bourgeoisköpfe!" — „Ich würde mich mit dem Ihren begnügen", sagte Rudolf Kassner.

*

Jemand fragte Arthur Schnitzler, der aus einer Gesellschaft kam, wie er sich unterhalten habe. „Ohne mich", sagte der Plauderer, „hätte ich mich sehr gelangweilt."

*

In Wien wurde einmal der Nachlaß einer wegen ihrer Liebschaften mehr als wegen ihrer Kunst berühmten Schauspielerin öffentlich versteigert. Einige bejahrte Damen fanden entrüstet, daß die Preise zu hoch gingen. „Diese Damen", sagte Franz Blei, „hätten die Sachen am liebsten zum Selbstkostenpreis."

*

Bei der Aufführung eines Stückes von Georg Kaiser sagte jemand: „Das Stück ist sehr schmeichelhaft für Carl Sternheim."

*

Es war Schickele, der einmal die Annette Kolb le plus honnête homme du monde nannte. Die selbige Annette nannte jemand in Bern, als sie große Sympathien für den Kommunismus zeigte, die Precieuse radicale.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

„DE STYL"

Monatsschrift für neue Kunst und Kultur

*

Redaktion: Theo van Doesburg, Leiden,
Administration: Morschweg 20, Leiden (Holland).
Im Ausland: Via Ciro Menotti 10 Roma (49),
Rue Ed. Fiers 13, Brussel - Schaerbeek.

*

Die einzige in Holland herausgegebene radikale Zeitschrift für eine neue Gestaltung in Kunst und Kultur. Bekämpft alle Auswüchse einer bürgerlich - materialistischen Kunstkultur. Beabsichtigt einen monumentalen Gesamt-Stil auf neuer Grundlage durch Zusammenwirkung aller Künste.

*

Abonnement: Jahresbetrag 7.50 Gulden,
:: Probehefte unberechnet ::

DER ANBRUCH

4. AUSSERORDENTLICHES

ORCHESTERKONZERT

Donnerstag, den 27. Januar 1921, 7½ Uhr abends

in der Philharmonie mit dem
Philharmonischen Orchester

*

DIRIGENT:

GUSTAV BRECHER

Programm: FERRUCCIO BUSONI

1. Konzertstück für Klavier und Orchester .. .. op. 31
2. Indianische Phantasie für Klavier u. Orchester, op. 44
3. Concerto für Klavier, Orchester u. Männerchor, op. 39

CHOR:

DER MÄNNERGESANGVEREIN DER
KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNISKIRCHE

*

KLAVIER:

FERRUCCIO BUSONI

Karten bei BOTE & BOCK und A. WERTHEIM

STEFAN GROSSMANN

REVOLUTIONERL GEFÄLLIG?

Wien, Ende Januar 1921.

Im Zuge, der aus Tschechien nach Wien knatterte, war jeder zweite Waggon unbeleuchtet. Wir suchten im Finsteren, wir dachten ins Dunkle. Die letzte Nachricht aus Wien hieß: Poststreik, das letzte Gerücht: Eisenbahnerstreik, die Ahnung im Dunkel: die Auflösung beginnt . . . Im Coupé nichts als Grabgespräche auf das unselig verschiedene Österreich. Einreisende Reichsdeutsche hatten noch ein Fünkchen Hoffnung, heimkehrende Wiener aber hatten jene heitere Todesergebenheit wie nur naiv apolitische Völker sie haben. „Sollst hinwerden, Wien", sagte einer aus der Kaiserstadt, „bist eh' nur mehr für die Fremden da. Sie haben uns mit ihrer Valuta schon Alles aufgekauft, unsere Ringstraßenhäußer, unsere Opernlogen, unsere alten Bilder und unsere jungen Weiber. Alles nur mehr für die Fremden da". Dunkler wars noch nie im Zug nach Wien.

Am nächsten Morgen in der Hotelhalle. Es wird ungarisch, italienisch, englisch, französisch, rumänisch, serbisch geredet. Dann und wann hört man ein sogar deutsches Wort, besonders wenn ein kurzberocktes Weibchen hereinhuscht und beim Portier nach Herrn Salvatini oder Herrn Avarescu fragt. Auf der Straße kaufe ich ein Tagblatt. Die Nummer 2 Kronen 50 Heller. Steige in die Straßenbahn. Die Fahrt 3 Kronen. Im Wagen, der mich in die Vorstadt bringt, Arbeiterfrauen in Fetzen. Junge Geschöpfe, blutwarm, weiße Haut, Löckchen aus dem Kopftuch guckend, jetzt im Januar nur in der zerrissenen Waschbluse, unter der eine zweite zerfetzte Bluse herausguckt, in drei übereinander gehängten geflickten Kitteln, Holzschuhe, zusammengenähte Lappen um die Füße. Bitterste, zähneklappernde Armut, aber im runden Gesicht, im blanken Auge und im wohlgerundeten Leibe Waldmüllerscher Glanz. Die alten Weiber, in Umschlagtücher aus früheren Zeiten gemummelt, tratschen über die Schwierigkeiten des Einkaufens. Das verdammte Maißbrod. Es schmeckt wie gebackener gelber Sand. Butter und Schmalz unerschwinglich. Mehl ist nur schwarz und klebrig zu kriegen. Die Männer hören dem Klagen der Weiber kopfnickend zu. Einer, blatternarbig, grünlich im Gesicht, murrt: „Nur Geduld, bis der Lenin mit seiner roten Armee einrückt!" Überall, in Ottakring, in Margareten, in der Leopoldstadt hörte ich den Hoffnungsgedanken auf Lenins Soldaten. „Die werden's unseren Kapitalisten schon zeigen". Es ist ein grundösterreichischer Gedankengang: Wir selber, wir dulden und schweigen, aber wir warten, es wird schon einer kommen und uns aus der Patsche ziehen. Immer hat man in Österreich gewartet, der Eine auf den Andern, der Kaiser auf die Völker, die sich ausgleichen sollten, die Völker auf den Kaiser, der sie ausgleichen sollte, die Frommen auf das Wunder des Heiligen, die Revolutionsgläubigen,

während sie ein Bäuchlein bekamen, auf den Kladdaradatsch. Nur an sich selbst hat hier nie einer geglaubt . . . . Im Augenblick schwirren die tollsten Gerüchte über den 20. Januar durch die Stadt. Wer weiß, was die Kommunisten für den Tag planen. Die Regierung hat, als die Postbeamten die Arbeit einstellten und die Eisenbahner wieder zu murren begannen, schleunigst eine Enquête zur Beratung über den Preisabbau einberufen. Da droht jeder dritte Redner dunkel: „'S muß was g'schehn. Revolutionerl gefällig?"

Der Reisende aus Deutschland wird langsam in diese abendliche Schicksalsstimmung verstrickt, Als ich in Gmünd, an der tschechisch-österreichischen Grenze Geld wechselte, erhielt ich für hundert Mark neunhundert Kronen, gestern im Hotel bekam ich für den blauen Schein schon elfhundert Kronen und heute zahlte man mir in der Kreditanstalt für hundert Mark zwölfhundertsechsunddreißig Kronen aus. In zwei Tagen glitt die Krone so widerstandslos hinunter. Deshalb sind nachmittags alle Kaufläden überfüllt. Plötzlich sind die Wiener von dem Schreckgedanken besessen, daß sie für ihr Papiergeld keine Nahrungsmittel mehr bekommen können. Alles drängt zum Schlächter, zum Konsumverein, zum Greisler. Am Abend sind Wurst, Käse, Reis um einer Viertel des gestrigen Preises hinaufgeschnellt. Vor den Läden stehen glotzend die, denen dies alles versagt ist.

In Hietzing trat ich in ein Haus ein, das sich „Pension für Offizierswitwen und Waisen" nennt. Dort bekommen die Bewohnerinnen zum Frühstück eine Tasse dunkles, heißes Wasser, das eine Ahnung von Ersatzkaffee geben soll, dazu eine kleine Schnitte Maisbrot. Mittag: ein Teller Einbrennsuppe, als zweiter und letzter Gang: gelbe Rüben oder saure Rüben. Zweimal in der Woche gibt es Mehlspeisen, versteht sich ohne Milch und ohne Eier zubereitet. Abendessen? Steht nicht auf dem Speisezettel. Fleisch gibt es nie. Kohl ist schon zu teuer. Freilich zahlen die Damen von ihrer Almosenpension nur 100 bis 110 Kronen monatlich! (Der Droschkenkutscher, der mich vom Bahnhof zum Hotel brachte, verlangte 250 Kronen für die Fahrt) . . . Da hocken die alten Frauen in einem trüben Speisesaal beisammen, bei zwei winzigen Petroleumlämpchen, die alten Häupter über ihre Stickereien gebeugt. Eine hebt den Kopf. Sie trägt eine Brille, deren Bügel gebrochen und durch Bindfaden ersetzt ist: „Sieben von uns Pensionärinnen sind in diesem Herbst gestorben". An der Tür des Hauses sagt der Portier verdrossen: „Aber das Bild vom Kaiser Karl lassen's doch nicht weghängen. Na, bis der Lenin mit seinen roten Soldaten kommt, da werden s' aufwachen." Die Drohung klingt gemütlich. Revolutionerl gefällig?

II.

Nachmittag in einem Ministerium. Der Sektionschef telefoniert gerade: „Bitte, sagen Sie seiner Exzellenz, wir bekommen von den Franzosen eine Anleihe, ganz bestimmt. Wie groß? Jedenfalls so groß daß wir die nächsten drei Monate endlich ohne Sorgen sein können!" Die Stimme des hohen Beamten ist mit Zuversicht gesättigt. Man denke: Es besteht, endlich, eine Aussicht, drei Monate, ganze drei Monate ohne

Sorge zu leben!!! Feber, März, April. Erst vor dem 1. Mai beginnt die Schlaflosigkeit wieder . . . Aber nicht einmal diesen Trost glauben die Exzellenzen. Ein sehr gewitzter glatter Mann, der Berichterstatter des Hauptausschusses der Nationalversammlung, Dr. Gürtler (der als Gesandter für Berlin nicht mehr in Betracht kommt) schloß gestern sein Referat mit der geballten Faust: „Auch das sanftmütigste Volk kann schließlich die Geduld verlieren". Zwischen den Worten steckt die neue Melodie: Revolutionerl gefällig? . . . Die Anderen, im Besonderen die Großdeutschen, brummen dazu im germanischen Baß das Anschlußlied. Aber es ist auch eine österreichische Melodie geworden. Sie schließen sich nicht an, sie schlossen sich nicht an, sie werden sich auch morgen nicht anschließen, weil ein Volk, das nicht über drei Monate hinaus ohne Sorge blicken kann, nicht die Kraft zur nationalen Erhebung hat und haben kann. Aber sie brummen ihren Refrain, als brave, in jedem Betracht passive Österreicher. Manchmal, in Stunden des Kleinmutes möchte man glauben, der Anschluß Österreichs werde an dem Tage kommen, an dem die Franzosen das Lamento der Österreicher nicht mehr anhören und auch nichts mehr werden pumpen wollen. „Es muß ihnen mieß werden vor ihrem Sieg" sagte mir ein alter Bankdirektor. Vorläufig werden die Wiener Mitglieder der commission des réparations als Boten des österreichischen Jammers ausgiebig benutzt. Aber nutzt sich der liebenswürdig drohende Refrain: „Revolutionerl gefällig?" nicht allmählich ab? Und schadet es dem Anschluß, der kommen muß, nicht, wenn die lautesten Anschlußreden immer gerade vor den Anleiheverhandlungen steigen? Wie, wenn die Franzosen auf die kurzsichtige Vermutung kämen, dieser Anschlußschrei käme nicht aus dem Herzen, sondern aus der leeren Brieftasche? Ist es weise, ist es auch nur klug, seine einzigen Lebensgedanken in finanziellen Opportunitäten aufzubrauchen?

III

Zeitungsnotiz; „Gestern fand in der Hofburg der Ball der Schriftstellergenossenschaft statt". Schriftstellergenossenschaft, das ist in Wien eine judenreine, christgläubige, zum großen Teil habsburgergebene Gesellschaft. Sie schreiben an Kaisers Geburts- und Namenstag wehmütige Aufsätze, aber das hindert sie nicht, am Balltag mit ihren umfangreichen Patronessen ins Haus des Kaisers einzuziehen und sich auf schwarzgelbseidenen Fauteuils breitzumachen. Das gute Karl ist nur mehr ein gelegentlich im Leitartikel auftauchendes Gespenst, in die österreichische Wirklichkeit rückt er nicht mehr. Mit viel weniger Gêne als die Preußen haben sich die Wiener in die Habsburgnester gesetzt. Im Schönburger Schloss ist ein Kinderasyl erstanden. Durch die hallenden Korridore, weithellen Säle, warm-engen Gemächer tobt, läuft, singt jetzt eine Bande Wiener Buben und Mädeln. In dem reizenden Nebentrakt dem Stöckel, wo Ährenthal und Berchthold sich zur Verfügung der Majestäten halten mußten, ist jetzt ein findiger Wirt eingezogen. Restaurant, Café, Bar im Kaiserlichen Schloß. In weiß-weiten Sälen mit roten Damastvorhängen breitet sich die madjarisch-rumänisch-

italienische Schiebokratie aus, tafelt auf Tellern, die mit Kaisers Wappen geschmückt sind, und wenn die Geigen schweigen, dringt durch die Schloßsäle ein ungewohntes krächzendes Wort: „Auf die Bilanz geb ich gar nichts". Aus dem Klirren und Klingen der Teller und Gläser dringt eine fettige Stimme: „Soll ich Ihnen ein Typ geben?" . . .

Tritt eine Dame mit ihrem Gefolge ein, so tut sie's unwillkürlich mit einem Schimmer von Hoheit, den diese Räume verleihen, und wenn's auch nur Fräulein Mizzi Pumpfinger ist, deren Vater als Maschinenschlosser bei Schuckert tätig ist. Nirgendwo in der Welt verwandeln süße Mädeln sich so leicht in Königinnen des Lebens. Wenn Fräulein Mizzi Pumpfinger durch die damastnen Portieren naht und mit gnädigem Kopfnicken Herrn Salvatini oder Herrn Avarescu begrüßt, dann ahnt kein Wienfremder, daß das Bett der lässig schreitenden Dame im vorigen Winter noch in einem sehr engen kalten Kabinett auf der Landstraße stand, wo sie gemeinsam mit der tippenden Schwester kärglich hauste. Nur der eingefleischte Wiener wird die schreitende Schöne von der Gusti Kinsky oder Franzi Schönborn, den Gräfinnen von gestern und morgen, bestimmt unterscheiden können. Kellner fliegen lautlos durch die Kaiserlichen Säle. Vorgerichte, Pasteten, Braten. Salate, Torten, ungarische und französische Weine; ein zerfließender Geiger streicht von Tisch zu Tisch. Und doch kein Lärm, kein Krach, keine Berliner Turbulenz, es ist, als bändigten die Säle von Schönbrunn die wilde Energie der Schiebokratie.

Aber in den Abendblättern läßt das christlich-demokratische Ministerium Mayr den knurrenden Beamten, Lehrern, Bürgersleuten verkünden, es werde einen Gesetzentwurf einbringen, der nicht nur den Verkauf von Schleichwaren verbieten, der auch den „unmäßigen Verbrauch von Lebensmitteln" unter Strafe stellen wird. Vorzüglich. Nur muß den Fremden, um die hier eine große Kaste von Wirten, Händlern, Weibern scherwenzelt, eine besondere Prasserkarte ausgestellt werden.

„Was wollen Sie mit Ihrem katonischen Gesicht?" sagte mir ein in behördlichem Jesuitismus grau gewordener Beamter, „der Balkan kauft bei uns, weil der Kaufmann aus Jassy, aus Belgrad nach Wien kommen will und nicht nach Prag und nicht nach Preßburg, das jetzt einen tschechischen Namen trägt, den Keiner kennt. Und wenn die Herren von der Entente abends im Glanz des kaiserlichen Wien tafeln, so führen wir sie am grauen Vormittag vor die grünlichen Gesichter rhachitischer Kinder und sie werden den Kontrast dreifach empfinden. Der gestern Jubelnde wird heute die erhobene Faust des Proleten mit schlechtem Gewissen scheu übersehen." War das nicht wieder ein Anklang an die Neuwiener Melodie: Revolutionerl gefällig?

IV

Gehts am 20. Januar los? Die Frage wird von Mann zu Mann geflüstert. Am 19. Januar wird ein großes Café neben der Börse plötzlich „wegen Renovierung" geschlossen. Abendkurse können nicht festgesetzt werden, weil die Valutabestimmer nicht in ihr Café einziehen können. Der Streik der Postbeamten wird glücklich beendet, nachdem der

christliche Ministerpräsident bei seinen Parteiorganisationen angefragt hat, ob er nachgeben dürfe, wie er's von Anfang an gewollt. Die Arbeiterzeitung höhnt, daß er auch nur einen Moment den starken Mann markieren wollte. Eine starke Hand am Staatssteuer — schon die Zumutung erzeugt ein durch den Bundesstaat hallendes Gelächter. Wem aber, sagt sich der Fremde, soll die Entscheidung über das Ausmaß der Forderungen an den stöhnenden Klepper Staat überlassen werden? Dem Heer der Beamten und Staatsarbeiter, das aus den Zeiten der K. K. Monarchie noch in den verkümmertern Rest mitgeschleppt wird? Es gibt in der weiten Welt keinen Staat, in dem so blutwenig Staatsgefühl lebendig wäre. Der Bürger der Monarchie war immer Untertan, apolitisch, naiv-anarchistisch, ohne inneren Zusammenhang mit dem Staat, der ihm immer nur eine Landkartentatsache war. Zwei Jahre reduzierten Oesterreichertums, die paar Monate der neuen Verfassung haben das naiv-egozentrische Wesen des Österreichers nicht einmal auf der Oberfläche gewandelt. Der Klepper Staat schleppt sich stöhnend weiter. Stürzt er morgen auf dem miserablen Wiener Pflaster zusammen? Wen kümmert's? Die Leute mit politischem Verantwortungsgefühl, die sich mit dem neuen Österreich identifizieren, sind an den Fingern abzuzählen. Bis in die Ministerkanzleien herrscht ein dumpfer Quietismus: Was wird mit uns geschehen? Wir Österreicher sind, wie Victor Adler einmal knirschend gesagt hat, passives Material der Weltgeschichte. Der Staatsbeamte, verhungert und verlumpt, fährt der Regierung an die Gurgel: Revolutionerl gefällig? Der Staatsmann antichambriert beim Vorsitzenden der commission des réparations und beschließt seinen ganz ergebenst vorgebrachten Bericht über die unheilbare Handelsbilanz des Staates mit dem Hinweis auf das Anwachsen der bolschewistischen Instinkte der verzweifelnden, im Grunde jedoch sanftmütigen Bevölkerung. Leise zieht durch das Gemüt des vorsitzenden Mr. Goode die freundlich geflüsterte Drohung: Revolutionerl gefällig?

Aber am 20. Januar ist es ruhig, wie immer an angesagten Revolutionstagen. Nur ein Trupp Kommunisten ist am Vorabend über den Schottenring, in die Nähe der Börse, und über den Graben gezogen. Ich begegnete dem Zug auf der abendlichen Ringstraße. Sie marschierten, nicht gerade stramm, und sangen, nicht gerade aufgeregt. Sie trugen kleine rote Fähnchen, der Stoff ist zu teuer, als daß man große flatternde Fahnen anschaffen könnte, und dann und wann hob einer im Gedränge einen kleinen Gegenstand in die Höhe. Es war zu finster, als daß man ihn auf zwanzig Schritt erkennen konnte. Dann ging immer ein Gelächter durch die Reihen. Ich drängte durch und sah endlich, was da hochgehoben wurde. Es war das kleine, zierliche Modell eines . . , Galgens. Dazu gröhlte eine Stimme: „Tod den Schiebern." Der niedliche, kleine Galgen erquickte die Kinder. Sie lachten, wenn das Modell hochgehoben wurde und im Lachen ging die Todesdrohung unter. Es war die lustige Ouvertüre zu einem Wiener Revolutionerl.

Immerhin, es muß nicht beim Modell bleiben.

BIRRELL LEFTWICH

DAS AMERIKANISCHE STAATSDEPARTEMENT

Es wird deutschen Lesern wohltun, aus dieser der „New Republic“ entnommenen Betrachtung zu erfahren, daß im Auswärtigen Amt der Vereinigten Staaten Vieles heimatlich anmutet.

Die Verwirrung des amerikanischen Staatsdepartements, verursacht durch häufigen Wechsel des führenden Kopfes und durch die überwältigenden Aufgaben, die ihm des Nachkrieges ungewohnte Probleme auferlegen — gar nicht zu reden von der hinderlichen Nebentätigkeit des Kongresses —, diese Verwirrung ist heute so offensichtlich, daß sie Anlaß allgemeiner Belustigung sein könnte, wenn es nicht wahrscheinlicher wäre, daß sie Ursache einer internationalen Tragödie sein wird.

Auf dem Höhepunkt der mexikanischen Revolution, im Mai, war eine Abteilung des Staatsdepartements gezwungen, beim Nachrichtendienst des Generalstabs anzufragen, um den Namen eines mexikanischen Beamten in Erfahrung zu bringen, der zu dieser Zeit das nebensächliche Amt eines Ministers des Auswärtigen innehatte!

„Es ist für unsere Epoche charakteristisch und darum der Aufmerksamkeit des Historikers würdig,“ sagt Dr. Dillon in seiner „Internen Geschichte der Friedenskonferenz“, „daß nicht nur die Mitglieder der Konferenz, sondern auch andere leitende Staatsmänner der angelsächsischen Länder ihre wirkungsschwangere Tätigkeit mit außerordentlich geringer Kenntnis von Land und Leuten ausübten. Während eines Exposés über die Situation im Orient hörte einer der großen Vier, im Verlauf einer Erzählung über türkische Greuel, daß die Kurden eine Anzahl Frauen, Kinder und Greise gefangen und getötet hätten. Er unterbrach den Sprecher plötzlich mit der Frage: „Sie nennen sie jetzt Kurden; vor ein paar Minuten sagten Sie noch, es seien Türken. Ich nehme an, daß Kurde und Türke dasselbe Volk ist?“ Um den Weltrichter nicht in Verlegenheit zu bringen, antwortete der Delegierte respektvoll: „Ja, Herr, es ist ungefähr dasselbe; nur: die Kurden sind noch schlimmer.“

Diese Anekdote — schonungslos die Unwissenheit derjenigen enthüllend, die das Schicksal der Welt in ihren Händen hielten — kann als typisch dafür angesehen werden, was Tag für Tag auch in den Diplomatensitzungen unseres Staatsdepartements vorgeht. Nicht von seiten eines Mannes, und sicher nicht von seiten Lansings oder Polks oder Colbys; Polk hat seine Gesundheit in leidenschaftlichem Diensteifer aufgeopfert, und Colby, obwohl erst kurze Zeit im Amte, entfaltet bereits ein außerordentliches Talent zur Lösung der schweren Probleme, die das Departement konfrontieren. Vielmehr ist es das Departement selbst, seine Methode, oder besser sein Methodenmangel, gegen das diese Kritik sich richtet.

Ein neuer mexikanischer Militärattaché kommt in Rom an, und die Tatsache wird dem Staatsdepartement ganz korrekterweise berichtet. Der Name des Offiziers wird der Abteilung Westeuropa übermittelt, die auch italienische Angelegenheiten bearbeitet. Durch den absoluten Mangel an Kooperation wird natürlich vergessen, daß die Tatsache von einigem Interesse auch für die Abteilung Mexiko sein kann. Nach einiger Zeit aber tröpfelt die Information auf anderem Wege in den Nachrichtendienst der Armee, und als sie von da aus sofort den beiden Offizieren, die mit mexikanischen und italienischen Angelegenheiten befaßt sind, mitgeteilt wird, zeigt sich, daß, was der Abteilung Italien sehr bedeutungslos erschien, tatsächlich schon lange Anlaß zu diplomatischen Verhandlungen hätte sein sollen. Aus der Vorgeschichte des mexikanischen Offiziers wurde nämlich klar, daß der neue „Militärattaché", ein früherer Munitionssachverständiger, von Carranza wahrscheinlich zu dem Zweck nach Italien gesandt worden war, um Munition dort einzukaufen.

Einige Tage vor Ablauf des Protokolls, das am 8. August 1919 zwischen den Ententemächten und Deutschland bezüglich der Besetzung deutschen neutralen Gebietes durch deutsche Truppen abgeschlossen worden war, bittet Deutschland um dreimonatliche Verlängerung des ursprünglich festgesetzten Termines. Das Staatsdepartement beschließt, in Anbetracht der Unruhen im Ruhrgebiet und der Notwendigkeit zulänglichen Polizeischutzes, eine Überschreitung der Frist zu gestatten. Es beschließt, diese Anregung an die Alliierten weiterzugeben. Im Staatsdepartement wird nach einer Kopie des Abkommens vom 8. August gesucht. Die kann aber nicht gefunden werden. So ist das Staatsdepartement gezwungen, seine Informationen über ein Protokoll, das durch einen seiner eigenen Beamten unterzeichnet worden ist, den Angaben zu entnehmen, die ein Hauptmann des militärischen Nachrichtendienstes aus dem Gedächtnis geben kann.

Adrianopel und Kirkilisse sollen, so verlangt der Präsident in seiner türkischen Note vom 24. Mai dringend, an Bulgarien übergeben werden. Ein fremder Gesandter besucht das Departement und macht höflich darauf aufmerksam, daß die Ostgrenzen Bulgariens schon durch den Vertrag mit Bulgarien festgesetzt seien, der am 27. November 1919 von Unterstaatssekretär Polk unterzeichnet worden ist. In den Aktenschränken des Departements beginnt ein hastiges Forschen. Das Repositorium aller Kenntnisse, die erst kürzlich geschaffene Abteilung für politische Mißinformation, wird zu Rate gezogen. Eine Abschrift des bulgarischen Vertrages, der am 27. November 1919 durch Frank L. Polk, Unterstaatssekretär der Vereinigten Staaten, unterzeichnet worden ist, ist im Staatsdepartement der Vereinigten Staaten nicht aufzutreiben.

Der nächste Fall hebt sich aus dem langweiligen Einerlei der täglichen Geschäfte insofern heraus, als er sich auf die Einladungen zu

einem politischen Gartenfest bezieht. Die bescheidene Anfrage nach einer Liste der Staaten, die den Völkerbundsvertrag ratifiziert haben, wird an die Abteilung für politische Mißinformation weitergesandt. Sie antwortet damit, alle Völkernamen aus der gedruckten Ausgabe des Versailler Vertrages abzuschreiben, unter ganz korrekter Weglassung Chinas und der Vereinigten Staaten. Auf berechtigte Einwände hört man, daß wegen dieser Liste erst bei der französischen Regierung angefragt werden muß. Im Jahre des Herrn 1920 und im 144. Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung Amerikas ist es offenbar keine unsere Regierung interessierende Tatsache, ob Griechenland und Rumänien den Vertrag von Versailles ratifiziert haben, oder ob Chile, Peru und Bolivia dem Völkerbund angehören.

Solche Fälle erklären des großen Südamerikaners La Prenza Behauptung, daß das amerikanisehe Staatsdepartement niemals eine diplomatische Methode besessen habe, ja, daß Amerika überhaupt keine Diplomatie besitze. Diplomatie kann es ganz sicher dort nicht geben, wo die Kenntnis elementarster Tatsache fehlt.

Ein fremder Diplomat erzählt von einem Besuch im Staatsdepartement, bei dem ihm das Unglück geschah, sich mit einem hervorragenden Beamten in Diskussionen über Mazedonien zu verwickeln. „Aber, wo liegt denn das, Mazedonien?" fragte der amerikanische Diplomat in aller Unschuld. Ohne in Verlegenheit zu kommen, mit unerschütterlicher Höflichkeit, antwortete der fremde Gesandte, daß, um festzustellen, wo der Erisapfel des Balkans, Mazedonien, augenblicklich liege, man tatsächlich zuerst wohl im Atlas nachsehen müsse. Nachdem eine volle Stunde gesucht worden, wird aus den Kellern des Departements eine Karte des Balkans heraufgeschleppt. Aber was für eine Karte! Die Türkei umschließt noch Bulgarien, Südserbien, Bosnien, die Herzegowina, Albanien und das Territorium von Saloniki! Denn sie stammte aus dem Jahre 1870, aus einer Zeit, die noch vor dem Berliner Kongreß liegt. Wenn man formalistisch sein wollte, könnte man fragen, ob denn das Staatsdepartement die Entscheidungen des Berliner Kongresses von 1878 noch nicht anerkannt habe, heute, wo man doch annehmen sollte, daß die wichtigeren internationalen Ereignisse unserer weltentscheidenden Regierung bekannt sein sollten!

Kann man sich wundern, daß unsere Diplomaten ihre Geschäfte hauptsächlich nach Art von Kindern betreiben, die an den Knöpfen abzählen, was sie tun sollen?

MIT VICTOR ADLER

Im Sommer 1917 trat mitten im ärgsten Kriegsgetöse jene innere Pause ein, die Michaelis nicht zu nutzen, Kühlmann zu verderben wußte. Damals ging Victor Adler „auf Horchposten" nach Stockholm, mit ihm Scheidemann, Kautsky, Bernstein. Auch Vandervelde war in Stockholm und russische Friedensfreunde. Es war das letzte Mal, daß wir alle das Glück erlebten, neben Victor Adler zu sitzen und ihm zu lauschen. Ich gebe hier ein Kapitel aus Scheidemanns demnächst erscheinenden Buch „Der Zusammenbruch" (Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin) wieder.

Einige österreichische Sozialdemokraten waren schon gegen den 20. Mai 1917 in Stockholm eingetroffen, um mit den Mitgliedern unseres Internationalen Friedensbüros Vorfühlung zu nehmen. Der Doktor, wie Victor Adler in ganz Österreich genannt wurde, hatte zu seinem großen Bedauern nicht mit seinen Kollegen reisen können, aus den verschiedensten Gründen heraus, wie aus der Beschreibung unserer gemeinsamen Fahrt hervorgeht. Am 21. Mai lief ein Telegramm bei uns im Parteivorstand ein, durch das uns die Ankunft Adlers in Berlin mitgeteilt und die dringende Bitte vorgetragen wurde, ihn seines kranken Zustandes wegen unter gar keinen Umständen allein nach Stockholm reisen zu lassen. Was sollte Victor Adler jetzt überhaupt schon oder noch in Stockholm? Er sollte sich dort festsetzen, und zwar als Auskünfter und Horchposten für die deutschen Delegationen aus Wien und Berlin. Das war sehr verständig. Der Parteivorstand bestimmte mich zur Begleitung Adlers. Es kam darauf an, Adler in sicherer Begleitung zu wissen, ohne daß er selbst merken sollte, für wie krank wir ihn hielten. Im folgenden gebe ich meine Tagebucheintragungen wieder.

23. Mai 1917. Fahrt mit Victor Adler von Berlin nach Kopenhagen. Eine vergnügliche Fahrt ist's nicht gewesen, weil Viktor sich in einem bedauernswerten Zustande befindet. Ich habe ihn nie für einen gesunden Menschen gehalten, wußte vielmehr, daß er herzkrank und Asthmatiker, aber daß der arme Kerl mitunter direkt hilflos ist, wußte ich nicht. Er bekam, manchmal mit einer kleinen Pause, Anfälle, bei denen ich befürchtete, daß er seinen Wohnsitz sofort in Abrahams Schoß nehmen werde. Als nach Gjedser eine Dame in unserem Coupé kaum Platz genommen, bekam Adler einen Anfall besonders schlimmer Art. Er sank dann förmlich in sich zusammen, stöhnte furchtbar und rang um ein bischen Luft. Entsetzt floh die Dame in ein Coupé nebenan. Ich half natürlich, so gut es ging, tat aber so, als ob es sich um eine Lappalie handle. Meine „Bemutterung", so sagte ich, gefalle ihm wahrscheinlich so gut, daß er ab und zu einen Anfall markiere. Das sei der Dank für meine Gutmütigkeit, mit der ich auf den Schwindel hineingefallen sei.

Wenn er sich wieder erholt hatte, war er sofort Geist und Lebendigkeit. Seine Gedanken waren immer bei der sozialistischen

Sache, dem Inhalt seines ganzen Lebens. So erzählte er mir von einer Unterredung, die er am Tag vorher mit Kautsky gehabt hatte. Adler sagte: „Bebel würde noch bis zur Stunde auf unserer Seite stehen!" Kautsky erwiderte: „Nein, am Anfang hätte er mitgemacht, jetzt nicht mehr!" — Dann kam Adler auf mich zu sprechen; er war in allen politischen Fragen ganz d'accord mit mir. Aber einen Vorwurf machte er mir: mir fehle in den Reden die Bitterkeit; ich hätte keine Galle; ich sei immer „besonnen", das sei ein Fehler. —

Dann sprachen wir über seinen Fritz, der ihn immer wieder und immer inniger beschäftigte. „Er ist der glücklichste von uns allen; er schafft Tag für Tag; er schreibt eine große Arbeit über Physik. Im Mai werden sie ihn wegen Mord zum Tode durch den Strang verurteilen. Das Gericht wird aber selbst den Justizminister auffordern, das Urteil zu mildern. Man wird ihm dann 10 oder 15 Jahre Zuchthaus aufhängen. Was weiter wird, werde man sehen. Ganz Wien habe gesagt: es sei recht gewesen, was Fritz getan, schon ein Jahr früher hätte es geschehen müssen!" — Natürlich verurteilt Adler die Tat seines Jungen, aber er versteht sie: Fritz habe ein Beispiel geben wollen von Opfermut.

„Ich habe zwei Söhne, Scheidemann, davon ist der eine, Fritz, die Karrikatur meiner Tugenden, der Karl ist die Karrikatur meiner Laster".

„Fritz hat sich doch eigentlich am Gericht sehr männlich benommen. Ich bitte, er wollte unter allen Umständen gehenkt werden. Er war von vornherein der Meinung, daß er vor ein Militärgericht komme und daß man dann kurzen Prozeß machen werde. Als ich ihn das erstemal besuchte, um ihm zu sagen, daß ich ihm den ersten Wiener Verteidiger stellen wollte, den Harpner, da hat er heftig abgewehrt: er wolle sich selbst verteidigen, er brauche keinen Verteidiger. Er stimmte erst zu, als ich ihm sagte, daß er nach dem Gesetz einen Verteidiger haben müsse. Ja, ich bitte, unter allen Umständen wollte er gehenkt werden."

Dann wieder sprach er so: „Sie glauben ja gar nicht, was ich an dem Fritz verloren habe. Er wußte, wo jede Broschüre stand, die ich haben wollte; ich wußte nicht Bescheid, wo meine Bücher waren. Ich war der Meinung, daß es gar nichts zu bedeuten hat, wenn mich mal der Teufel holt. Dann würde der Fritz die Schubladen aufmachen und alles in Ordnung bringen, und gut — na ja, so ist's wirklich. Er hat mich genau gekannt und alle meine Gewohnheiten . . ."

Über die Konferenz in Stockholm urteilte er mit einem Optimismus, den ich nicht verstehen konnte. „Wer will denn den Krieg fortsetzen? Wer kann ihn denn noch fortsetzen? Es ist doch nicht mehr zum Aushalten!" Meine Hinweise auf die unverständlichen Redensarten, besonders der englischen und französischen Genossen beantwortete er so: „Denen muß man reinen

Wein einschenken, wenn die erst erfahren, was wir eigentlich gemacht haben, dann müßten sie doch Esel sein, wenn sie keine Vernunft annehmen wollten."

Adler hatte sich schließlich so weit erholt, daß er nach unserer Ankunft in Kopenhagen darauf bestand, noch am selben Abend eine Besprechung mit Stauning zu haben. Ich alarmierte also schnell einige Genossen.

Erst speiste ich mit Adler zusammen zu Abend. Es war rührend, wie schnell mit einer kleinen Besserung seines Zustandes auch sofort sein Humor und seine gute Laune sich wieder einfanden. Ein Beweis dafür war mir die kleine Anekdote, die er mir, mitten in den schweren politischen Bedrängnissen der Gegenwart, bei Tisch erzählte. Er klagte wehmütig, was er sein Lebenlang für ein kranker Kerl gewesen sei: „Ich bitte: als Kind hatte ich schon einen Leistenbruch, als Beigabe kriegte ich dann einen Wasserbruch. Gestottert habe ich schon von Kindesbeinen an." Dann erzählte er, wie er kurz nach Ablegung seines Maturitätsexamens eine Stottererkur in Burgsteinfurt bei Münster i. W. gemacht habe. Das war im Siebziger Krieg. Als dann in Burgsteinfurt eine Sedanfeier veranstaltet wurde, bei der als offizielle Festredner angesehene Bürger geredet hätten, habe ihn plötzlich der Direktor der Stottereranstalt durch einen Trompetentusch als Redner ankündigen lassen. Es sei ihm nichts übrig geblieben, als auf das Podium zu treten, um zu reden — und ad oculos zu demonstrieren, wie schnell man in Burgsteinfurt das Stottern verlernen kann. Er habe dann „im Namen von acht Millionen Österreichern" das deutsche Volk zu dem Siege bei Sedan beglückwünscht.

„Wissens, Scheidemann, mit den Millionen bin ich nie kleinlich g'wesen. Ich hab' mehr als einmal im Namen von ein paar Millionen g'sprochen, wenn auch bloß ein paar hundert Leut' hinter mir g'standen sind!"

* * *

Nach dem Essen gingen wir in Adlers Zimmer, wo sich zu der ersten Besprechung eingefunden hatten Borgbjerg, Stauning, Nina Bang, Janson, Andersen und ich. Wir sprachen über hundertelei. Borgbjerg erzählte Petersburger Erlebnisse. Dabei stellte er wiederholt fest, von Stauning unterstützt, daß Rußland absolut nicht mehr in der Lage sei, den Krieg fortsetzen zu können. Wenn Österreich und Deutschland den Krieg mit den Russen nicht fortsetzen wollten, könne der Krieg im Osten als erledigt angesehen werden.

Adler in großer Erregung: „Wir den Krieg fortsetzen? Ich bitte, wir können ihn gar nicht mehr fortsetzen, und wir wollen auch gar nicht. Das kann ich wirklich autoritativ für ganz Österreich feststellen. Ich weiß ganz genau, daß der Kaiser und Czernin unter allen Umständen Frieden haben wollen."

DAS GROSSE SCHAUSPIELHAUS

Das neue Theater Max Reinhardts ist ein Appell an den Mut, einer bis zur Aussichtslosigkeit unerhörten Lage mit ebenso unerhörten Mitteln zu begegnen und die Entwickelung, auf der schiefen Ebene gepackt und herumgedreht, wieder zum Gipfel zu wälzen. Jeder Appell an den Mut weckt zuerst den Chor aller verbündeten Feigheiten. Während des ganzen ersten Jahres haben wir nur die Denkfähigkeit, die Angst umzudenken und die Scheu vor Klarheit über die entstandene Lage, seinen ungeheuren Entwurf beurteilen hören. Von allen Seiten her ist das Volk vor den Türen des roten Riesenhauses angehalten, beim Schopfe genommen, seitab gezogen und taubgeschwatzt worden. Hörte man auf die Stimmen der landläufigen Urteiler, so war es fast ein Verrat an der deutschen Kultur, in dies Theater zu gehen, den schändlichen Verbrechen an der deutschen Vergangenheit und dem Geiste des Dramas, die dort perpetriert wurden, die reine Seele zu leihen. Aber das Volk war auf die Dauer nicht zu beirren. Es hat ein ganzes Jahr lang die ungeheuren Räume mit seinen Beisteuern gefüllt und die gleichen fürs nächste Jahr versprochen. Den Argumenten der Retter seiner Bildung hat es kaum mit Widerlegungen dienen können, bestenfalls sich das Gewissen trüben lassen. Aber, ob mit gutem oder schlechten Gewissen, es sitzt in diesem Hause und hat Besitz davon ergriffen. Mit oder ohne Gründe, mit oder ohne räsonniertes Programm, mit oder ohne Bewußtsein von der Tragweite dessen, was sich in der Stille vollzogen hat, es hält an dem neuen Hause fest und ist nicht daraus zu vertreiben. Max Reinhardt hat die Kritiker beiseite geworfen und das Volk gewonnen. Sein Theater ist das Heut der Geschichte, der Kampf gegen sein Theater ist ein sterbender Rest Sentiment und Ressentiment. Aber das Heut der Geschichte ist nicht nur diese Bühne, sondern das Amphietheater und was auf ihm sitzt, dies neue Volk, dies neue Publikum. Dies Publikum, ein Publikum in der Bildung, das noch nicht weiß, ob es aus Sensationslust oder aus Lebensdrang dort sitzt, ob es sich vergnügt verrohen läßt oder mächtig umwandeln, ob diese Bühne, ob diese Schauspieler, diese Darstellungsart im leeren Raum nur ein neuer Nervenkitzel sind oder ein Rettungsschritt ins neue Recht des Theaters, ob ein Effekt vulgärsten Ranges oder Wiedererstattung des Dramas von seinem Usurpator, dem Individuum, an seinen rechtmäßigen Herrn, die alte große heilige Menge, — dies Publikum hat ein Recht darauf, im einfachsten Sinne des Wortes Recht zu bekommen — mit Gründen zu vernehmen, daß es Recht hat, wenn es die Zeitungen zerreißt und in dies Theater geht — mit Gründen zu vernehmen, daß es reifer und weiser, mutiger und freier ist als die Kritiker, die es beraten wollen —, ja, daß es dem Mute, dem Instinkte, dem Genie, das dies Theater im bedrohlichsten Momente des Dramas errichtet hat, innerlich wesensverwandter ist als die ganze beleidigte höhere Bildung, die ihn an gebrochenen Maßen vermißt. Denn in diesem neuen Publikum ist, ebenso wie im Genie, das Ewige naiver Menschheit. In den Wortführern der Meinung, die das

alte Theater noch für rettbar halten, und dem neuen schon darum zuwider sind, ist nur das Beschränkte der Epoche, das ererbte Vorurteil von bloß gebildeten Begriffen ohne Bild und Leidenschaft, das die Mittel für die Zwecke nimmt, und sie noch verteidigt, wo alle lebendigen Zwecke längst verloren sind.

Darum habe ich mit Zahl und Maß begonnen; darum kehre ich zu Zahl und Maß zurück. Denn das große Haus ist nicht die alte Bühne mit einem verzehnfachten Zuhörerraume; weit gefehlt. Auf die Stillosigkeit so halber Lösungen konnte nur der Irrtum verfallen, der den sogenannten Wenigbemittelten an der Gnadentür bourgoiser Bildung Teil geben wollte und die gnadenlosen Zwitter der Volksbühnen schuf. Es ist nicht die Bühne, die vor fünftausenden ebenso spielt wie sie, wenn durch den halben Zuschauerraum hin eine Zwischenwand eingesetzt würde, vor fünfhundert spielen würde; das wäre neuer Most in alte Schläuche. Die Menge ist hier nicht zugelassen, sondern sie ist hier Herr: Sie wird hier nicht von der Bühne her gebildet, sondern sie gestaltet diese Bühne; und sie gestaltet damit ihre primärste einfachste Eigenschaft, durch ihre Wesenhaftigkeit; damit jeder von allen Seiten her in den Bühnenvorgang Einblick haben kann, der Hochsitzende, der Schiefsitzende, der Seitsitzende, opfert die Bühne das Flächenbild, das nur dem von vorn draufstarrenden Auge als solches sichtbar wird; es opfert die Koulissen, in die hineingeguckt werden würde und den Schnürboden, und sprengt alle Leisten des alten Kastens. Sie ist nicht mehr Ausschnitt, sondern Raum, nicht mehr Fläche, sondern dimensioniert wie das Lebendige. Die Behelfe der Bildung, mit denen es so leicht war, Bühnenstil zu halten, sind gefallen; die Bühne steht wieder an ihren Anfängen. Sie ist ein Tanzraum, ein Spielraum, ein Raum zum Agieren, ein Raum für Aufzüge wie beim deutschen Barockdrama.

Das aber ist die alte Position des alten Theaters der Menschheit gegenüber. Nur ist sie, ehedem läßlich, hier durch die eisernen Schranken des Wirtschaftsgefüges unserer Zeit unerbittlich geworden. Das Theater Max Reinhardts ist wie alle großen und echten Revolutionen im Grunde eine Restauration, Wiederherstellung einer alten Organizität an Stelle einer überlebten Systematisierung. Ob diese Wiederherstellung glücken kann, das zu entscheiden liegt beim deutschen Geist und seiner poetischen Kraft — Goethisch zu sprechen bei „des Menschen Kraft im Dichter offenbart". Der Dichter wird zu zeigen haben, was er mit dieser Kraft teilen kann, durch welche allen gemeinsamen Kräften er sich mit ihnen ins gleiche zu setzen vermag. Alle Voraussetzungen dafür, das Schuldbuch der Zeiten zu zerreißen und frisch wie der Athener und der Brite um das Herz seiner Zeit zu ringen, sind ihm gegeben; das Haus steht da, die Bänke sind gefüllt, eine Bühne davor, wie Goethe sie verlangte, als er sich in jenem berühmten Briefe an Kleist auf zwei Brettern über zwei Fässer gelegt, mit Shakespeare und Calderon jedes Jahrmarktspublikum zu bezwingen getraute. Dies und nichts anderes, in gigantischen Maaßen, ist das Große Schauspielhaus. Es läßt alles Menschliche zu, das Allzumenschliche und das Übermenschliche nicht ausgeschlossen. Man

hat die Wahl, ob es eine sublime oder gemeine Stätte werden soll. Zu beiden wird sich die Masse bereitfinden lassen, je nachdem man sie liebt oder verachtet. Man habe den Mut dessen, der sie erbaute, und schaudere nicht vor dem Worte plebejisch zurück. Es ist dem Erhabensten minder unverwandt als seine Entartungsform, das Vulgäre, das aufgeputzt und mit falschen Steinen staffiert, der Gaunerprunk vor den sterbenden Bühnen der Emporkömmlinge spazieren führt und sich im Kino die Form geschaffen hat, die alles Todeswerte dieses großen und unglücklichen Volkes allein verdient, indes sein Lebenswertes noch einmal die Frage an des Schicksal stellt, — hier und hier allein.

ROBERT MÜLLER

MORITZ HEIMANN

Es bedürfte nicht des Erscheinens eines neuen Buches von Moritz Heimann, um auf diesen Schriftsteller selbst in einer auf Tagesfragen aggressiv ausgerichteten Zeitschrift zu sprechen zu kommen. Es gibt eine latente Aktualität ganz großer gedanklicher Gefülltheit, die in jenem Augenblick frisch aufgebrochen ist, wo man, wie nur aus Unachtsamkeit, an sie anstößt. Aber das neue Buch Heimanns, ein Drama, „Armand Carrel" bei S. Fischer Verlag, Berlin, ist in der Tat so eigentümlich für den Autor, daß man ihn ungeachtet seiner chronischen Wichtigkeit noch einmal auf den Fall hin wichtig nehmen muß. Dieses Drama schildert die Entstehung der heutigen industrialisierten Presse aus der Verknüpfung persönlicher Schicksale. Kampf um die Idee der Zeitung, die als demokratisch erziehendes Mittel zugleich auch ein nivellierender, auswalzender Faktor werden muß, aber moderner großstädtischer Sprachgeist und etwas patrizisch formale Redeweise, dem Französischen entlehnt und vermählt mit einer preußischen Leidenschaft zu Regelmäßigkeit . . . geistreiche Formulierung, die aus der Glashaustreibluft des Salons dennoch geistige Pflanzen zieht, die auch in der rauhesten Praxis gedeihen können: kennen wir diese Art, die hier einen Triumpf feiert, verstärkt durch die Bedeutung des Vorwurfes, der uns durchaus so erschüttert wie Othello, Hamlet oder Clavigo, weil wir nichts stärker erleben als die sozialen Probleme vor ihrem weitesten Hintergrund der Menschheitsentwicklung und kennen wir diese schriftstellerischen Züchte nicht aus den gesammelten Werken, die vor einigen Monaten, auch im S. Fischer-Verlag, erschienen sind und das Lebenswerk Heimanns gesammelt umfaßten? Dieses Lebenswerk teilt sich in ein redaktionelles und ein publizistisches, und vielleicht ist der große Schatten, den beide werfen, daran schuld, daß keins so recht ins Licht treten konnte. Es erübrigt sich wohl, zu singen und zu sagen, welche architektonische Kraft diesem Heimann gegeben, da er in 25 Jahren die deutsche Literatur aufgebaut hat. Denn Heimann ist der literarische

Leiter des bis auf die allerjüngsten Richtungen und ihre verlegerischen Vertreter schöpferischsten Verlages gewesen. Das buchliche Werk konnte, zerstreut wie es in Zeitschriften und in Pausen erschien, vor dieser tektonischen Leistung unbeachtet bleiben; jetzt drängt es sich mächtig hervor, und wir gewahren, daß wir während der letzten Jahre einen Autor unbeachtet lassen mußten, weil er selbst die Personal-Union mit seinem eigenen Förderer dargestellt haben würde, einen Förderer, der sich an jeder anderen Persönlichkeit mit unerschöpflicher Güte, mit Verständnis und sachlicher Gebildetheit ohnegleichen auswies. Die gesamten Schriften Heimanns heißen „Prosaische Schriften" und umfassen drei Bände. Im ersten Band, dem Politischen, sind schon in früheren Jahren in Stellung und Behandlung Fragen vorweggenommen, wie sie vielleicht gesammelter und seiner Richtung bewußter heute der Aktivismus bearbeitet. In Führung und Ausdruck, Reinheit der Gesinnung, Schmelz der deutschen Sprache erheben sich diese prosaischen Schriften neben dem Thomas Mannschen Sammelbuch über Politik, das viel später als der erste Abdruck der Heimannschen Publikationen erschien. Heimann ist wohl auch zu spitzfindigem Geistreichsein geneigt und schlägt mit lateinischer Schmiegsamkeit eine gedankliche oder schreiberische Volte; aber in seinen Sätzen ist Geist zwischen Fingerspitzen zu nehmen, so substanziell, so klar, so strukturhaft, wie es nur dem größten Autor gelingt zu schreiben: man denkt an Voltaire, an Lessing. Es gibt wenige unter uns, und da rede ich schon gar nicht von den Jüngeren, die sich so sehr um einen geringen Ausdruck katzbalgen, die diese straffe Federführung erreichen. Am bezeichnendsten für Heimann erscheint mir, daß er Psychologe von Scharfsinn, ja von Schlauheit und Gerissenheit ist. Er hat manchmal eine geradezu verschmitzte Art, Proportionen den Teilstrich zu entziehen, so daß sie nackt zutage liegen; aber seine Psychologie ist niemals Manie, wie bei den um einige Jahre Späteren, die er vielleicht selbst in die Literaturgeschichte gegängelt hat, sondern sie ist gutes Benehmen zu Hause; eine sehr weise und nette Gastfreundlichkeit für die menschlichen Schwächen öffentlicher Typen und ihrer Akte. Ich wage es nicht, Heimann zu loben, weil es sich kaum ziemen kann, wo man so anerkannt und verehrt, einen Vergleich zu ziehen. Wenn ich sage: Voltaire und Lessing, so setze ich den Verglichenen nicht im geringsten der taktlosen Zumutung aus, einer graduellen Gleichsetzung unterworfen worden zu sein, obwohl diese nicht einmal falsch sein müßte, sondern ich vergleiche dann den Ernst der schriftstellerischen Mission und sowohl den Willen als die Kraft sie durchzuführen. Wie sehr Heimann sich mit dieser Mission des Schriftstellers in unserer Gesellschaft befaßt hat, bezeigt die dialogisch geradezu verblüffend aufgebaute Darstellung der im Zeitungs- und Schreibebetrieb wirksamen polaren Kräfte, die das Drama des „Armand Carrel" geschlungen hat.

Der Matrose Joachim Ringelnatz verblüfft und erfreut alle Zuhörer in „Schall und Rauch". Wer ist Ringelnatz? „Mein Leben", schreibt er mir, „zog bisher in den närrischsten Kurven, ich war Seemann, Bibliothekar, Zeitungsjunge, Kaufmann, Jahrmarktsartist, Schaufensterdekorateur, ein großer Esel und vieles andere." Diese bunte Vielheit lebt auch in seinen Gedichten.

FEIERABENDKLÄNGE EINES EINHÄNDIGEN METALLDREHERS AN SEINE FRAU MIT PREISGEKRÖNTEN BEINEN

Ich hätte dem Hinz ein Ohr abgebissen?!
Wie kann der Oswald das wissen,
Dieser Speichellecker!
Der war doch damals mit die Dachdecker
Bei Wasmann in Akkord.

Hermine! Ehrenwort!
Ich habe den Hinz nur rausgeschmissen
Weil er gesagt hat: du hättest die Konkurrenz beschummelt,
Und ich habe ihm das verbeten
Und nur ganz leise in den Rücken getreten.

Mir ist doch Wurscht, ob ihr zusammen poussiert
Und in die Wirtshäuser lauft.
Ich will nur nicht, daß ihr das Geld versauft,
Wo eigentlich mir zugebührt.

Hinz und Hillbrecht haben die Breidkantfeile und den Vorschlaghammer an Messmer verkauft

Und mich haben sie ausgeschmiert.
Hinz ist überhaupt garnicht organisiert.
Und der soll mich blos nicht reizen,
Und deswegen könntest du immerhin die Stube heizen:
Denn wenn wir auch arm sein — —
Ich habe nur eine Hand, aber wehe, wenn sie sich ballt.
Vor den Feuern ist's heiß und der Heimweg ist kalt.
Und wenn man nach Hause kommt, soll es dann wenigstens warm sein.

Aber ihr treibt alle Schwindel und Betrug
Und der Oswald ist ebenso schlecht,
Und Hinz hat an einem Ohr noch übergenug.
Und ich poche auf mein ehrliches Recht
Und lasse mich nicht von denen verkohlen.
— Schweine sinds! —
Und den Hammer und die Feile haben nicht Hillbrecht und Hinz,
Den habe ich ganz alleine gestohlen!!

WAS DER LIFTBOY ÄUSSERT.

Fahrstuhl ahoi!
Ich bin der Boy
An Silbersteins Lift.
Bin ich mal nicht dabei,
Reißen die Stricke entzwei
Und zermalmt oder zerquetscht wens gerade trifft.

Aber wenn ich bediene,
Saust die Maschine
Im Nu
Aus dem Hochpaterre bis zum dritten.
Um ein Trinkgeld darf ich nicht bitten,
Aber feine Herrschten drücken ein Auge zu.

Am Zahltage sagt der Herr Silberstein
Ich dürfte stolz auf den Posten sein,
Wo ich immerfort stiege,
Und ich bekäme nur kleines Salär,
Weil ich fürs Lift so geeignet wär,
Weil ich so sehr wenig wiege.

Da lernt man so allerlei,
Und da ist viel Verantwortung bei.
Aber ich kenne schon meine Kunden.
Da hats eine auf mich abgesehn.
So eine dicke mit runden
Busen, die will mir den Kopf verdrehn.
Und da blieb der Fahrstuhl im Dachstuhl stehn.
Und da meinte sie, müßte was geschehn,
Und da hat sie plötzlich entbunden.

Das geht so ungefähr:
Bitte sehr! Immer herein!
Wer will noch mal von unten geliftet sein?
So 2, 4, 6 Halt! Nicht mehr!
RRRRR!
Unsereins leidet am Nervenschock.
Das kann auch nicht jeder.
Halt!!!!
Meine Damen, bitte schön! Zwischenstock!
Abteilung Knochen und Leder!

In dem kleinen Stationsgebäude wurde Gericht gehalten. Man führte einen Menschen herein, der in dem Augenblick, da er einem Verwundeten den Rest gab, festgenommen worden war. Er war noch jung, leichenfahl, mit Entsetzensschweiß bedeckt. Von seinen durch einen Hieb mit dem Gewehrschaft verwundeten Lippen floß Blut, das er mit den fürchterlich befleckten, bis auf den Knochen zerschundenen Händen über das Gesicht schmierte. Er war zum Erbrechen schrecklich; er zitterte am ganzen Körper, elend und armselig bis zur Unmenschlichkeit.

Der vorsitzende Offizier stellte ihm Fragen; der Mensch antwortete nicht. Er nannte nicht einmal seinen Namen. Er ließ nur seine Blicke voll wahnsinnigem Haß und Entsetzen herumirren. Dann sagten die Soldaten aus, laut, mit rachsüchtiger Lust. Der Fall war übrigens klar: Er hatte einem verwundeten Soldaten den Garaus gemacht und ihm ein Armband samt Uhr vom Handgelenk gezogen. Der Vorsitzende trommelte mit den Fingern auf dem Tisch, auf dem noch gestern der Morseapparat geklappert hatte; es gab nichts mehr zu erfragen. „Auf Grund des Standrechtes", sagte er also, „verurteile ich diesen Menschen zum Tode durch Erschießen. Führt ihn ab." — Der Mensch begriff kein Wort; er ließ sich davonschleppen und wischte sich die Lippe mit den blutigen Händen. Das Gericht war beendet.

Der vorsitzende Offizier schnallte den Säbel ab und ging hinaus vor die Station, um Atem zu schöpfen. Es war eine Mondnacht. Alles wie in marmornem Licht erstarrt. Weiße Landstraße, weiße Bäume, helle Wiesen unabsehbar. Durchsichtiges Weiß, kristallnes Bangen, grenzenlose und starre Spannung. Unabsehbar lichtes Schweigen. Helle, tote, froststille Nacht. Kein Stern strahlt, nichts winkt dir zu; nichts gibt es; nichts als frostige Blendung.

Der Offizier senkte das Haupt. Aus dem Bahnhofswartesaal hört man das Schnarchen schlafender Soldaten. So verwahrt sich die Finsternis selbst durch gesundes und warmes Schnarchen gegen die Erhabenheit der Mondnacht; sie meldet sich, um die Beklommenheit zu überwinden. Aber dort rückwärts, irgendwo hinter dem Gleise, ist ein Häuschen, dort hat man den Verurteilten eingesperrt, dort ist es finster und still; nur durch eine Ritze dringt dort das schreckliche Licht des Mondes hinein.

Wie er geschwitzt hatte, wie er vor Angst geschwitzt hatte! Jetzt entsinnt sich der Offizier, daß er die Augen nicht von seiner Stirn gewendet hatte. Von ungefähr drängt, spritzt ein Schweißtropfen hervor

und rinnt nieder, und immer wieder einer. Es war, als weinte diese Stirn.

Ach, ist denn alles abgestorben im kühlen Rauhreif des Lichts? Regt sich nirgendwo ein Tier, wühlt sich kein Maulwurf den Weg im Gras, piept kein Vöglein zum Beweis, daß es lebt? Sind die Dinge nur Phantome und gibt es nichts als dies unirdische Dämmern und den einsamen Menschen, der im Lichtglanz fröstelt?

Und plötzlich ertönte eine starke hallende Stimme, wie wenn das Mondlicht zu sprechen begänne: „Es gibt ein Gesetz."

Der Offizier erstarrte. Wer spricht da, wer darf sagen, es gebe ein Gesetz? Horch, wir alle stehen unter dem Gesetz; wir sind von Gesetz umschlossen wie vom Strich des Horizonts. Vermöchten wir denn etwas zu tun, wenn wir nicht müßten? Wie hielte ich meine dreißig Soldaten zusammen, wie könnte ich ihnen befehlen, wenn es kein Gesetz gäbe? Wohin ginge ich jetzt, wenn es kein Gesetz gäbe? Es gäbe keine Gerechtigkeit; es gäbe keinen Menschen ohne das Gesetz; es gäbe nichts, und die Welt würde einstürzen!

Da erwiderte die ruhige Stimme, die im Mondlicht sprach: „Es gibt keine Gerechtigkeit!"

Wie denn, wendete der Offizier erbittert ein, wie kannst du sagen, es gebe keine Gerechtigkeit! Ich habe ihn verurteilt, weil er einen Verwundeten erschlagen hat; ich habe im Namen des Gesetzes gehandelt, Und gäbe es kein Gesetz, so hätte ich nach meinem Gewissen gehandelt. ich hätte ihn auf der Stelle niedergestochen; ich hätte ihm mit der Pistole denn Schädel einschlagen können und mein Gewissen wäre ruhig.

Da sprach die unendliche Stimme: „Es gibt kein Gewissen."

Der Vorsitzende des Tribunals richtete sich auf, um der furchtbaren Stimme die Stirn zu bieten. Sieh auf den Perron, wendete er leidenschaftlich ein, dort liegen drei erschlagene Soldaten. Drei junge Männer, die am Morgen gelebt haben. Sie lachten morgens und redeten mit rauhen lustigen Stimmen, wie wenn sie spielten. Da mußt du weinen und rasen, wütend und wahnsinnig wirst du vor Gerechtigkeit und Gewissen; da schlägst und urteilst du aus Zorn und Grimm, und so du Gott bist, wirst du nicht anders könnnen, wirst nicht anders können, als dem Menschen Recht widerfahren zu lassen.

Die Stimme, die im Mondlicht sprach, schwieg. Der einsame Mensch wandte sich gen Himmel, der wie eine milchige Kuppel voll

stassen Lichtes war. Und da sprach die Stimme: „Es gibt keinen Gott."

Der Mensch erbebte und entsetzte sich. Vielleicht wird jetzt der kleinste Grashalm, der Staub auf dem Wege, vielleicht ein weißer Stein vielleicht die Blutstropfen des Verurteilten selber, die hier vor der Schwelle trocknen, sich jäh himmelwärts heben und Protest rufen; sie werden Gott verteidigen, ihn leidenschaftlich bestätigen, zumindest werden sie sich melden, zumindest sich entsetzen! Stille, tödliche Stille; nur einer der schlafenden Soldaten dort hinten spricht aus dem Schlaf; nichts regt sich. Ohn' Ende starrt weithin die Landschaft im Schweigen des Alls.

Und ich?! entsetzt sich der Mensch. Meldet sich nicht einmal in mir eine Stimme, die Antwort gäbe? Nichts gibt mir ein Zeichen?! Nichts, niemand hilft mir?!

Da lärmt jemand unter den Soldaten, jemand erwacht schwer; es ist Mitternacht, Wachablösung; brummend, hüstend, riemenrasselnd geht ein Soldat auf die Wache hinaus.

Der Offizier raffte sich auf und wandte sich ab; im Gang grüßte das blinzelnde Licht einer Laterne, warm, feist, vertraulich, und er faßte die Laterne wie eine Gefährtin und ging mit ihr auf den Perron. Hier, gleich beim Gleis, drei tote Leiber; drei erschlagene Soldaten; nichts. Das Mondlicht bedeckte sie mit dem Reif unirdischer Gleichgültigkeit.

Vor dem Brettertor des Schuppens geht ein Soldat auf und ab Zehn Schritte, zehn Schritte; bei der Wendung blinkt scharf das Bajonett auf. Der Sand auf dem Perron, das Gleis, der weiße Würfel des Schuppens, alles weiß, blendend, unirdisch, gespenstisch. Es gibt nichts. Es gibt überhaupt nichts. Es gibt nur das Weltall.

Der Offizier kehrt langsam in die Kanzlei zurück, wo er Gericht gehalten, legt sich auf das Sofa und stellt zu seinen Häupten das armselige Bahnhofslaternchen auf den Tisch: das gelbe Ölflämmchen zittert. duckt sich, wärmt sich an sich selber, und der Mensch auf dem Sofa wendet den Blick nicht davon ab, bis seine Augen zu tränen beginnen, bis er vor Tränen und Müdigkeit einschläft.

HELEN GRUND

POLYGAME FRAU

Wer? — Bist es Du? — Ein Vergessener? — Der in der Zukunft? —
Alle —. Es naht mir der Gott in immer wechselnder Form.

ZUSAMMENBRUCH DES ENGLISCHEN AUSSENHANDELS

Die englische Handelsstatistik des Jahres 1920, von der jetzt auch die letzten Monatsziffern vorliegen, zeigt, daß die Krise, über die drüben alles stöhnt, keine Oberflächenerscheinung ist. In der ersten Jahreshälfte schien man auf der Bahn der Konsolidierung rüstig vorwärtszuschreiten; aber dann glitt man jäh herab. Es ist kein Trost, daß selbst die Dezemberausfuhrziffern noch ein wenig — sehr wenig — höher sind als die von 1919; denn 1919 war ein Übergangsjahr, ein Jahr der Umstellung, des Neuanfangens. Was im Frühjahr und Frühsommer 1920 erreicht wurde, war keine Forçierung des Geschäfts, keine Überspannung der Kräfte, sondern bestenfalls der Status, bei dem und mit dem die britische Industrie- und Handelswirtschaft gesund werden und gesund bleiben konnte. Der Abstieg von dieser Höhe bedeutete Stockung, Schrumpfen und Verschwinden der Unternehmerprofite, Beschäftigungslosigkeit, gewaltsame Senkung des Lebensstandards der Arbeiter.

Seit Juli mindert sich die Einfuhr, seit August die Ausfuhr. Der Rückgang der Einfuhr summiert sich aus zwei entgegengesetzten Bewegungen: einer fortschreitenden und in den letzten Monaten sehr starken Abnahme der Rohstoffimporte und einer (im ganzen bedeutend schwächeren) Zunahme der Fabrikateinfuhr. Die Einschnürung der Ausfuhr, die, von Juli bis Dezember dem Werte nach fast um ein Drittel gefallen ist, bezeichnet natürlich die Absatzkrise, mit der das englische Industrieerzeugnis in der Welt und vornehmlich in Europa zu kämpfen hat. Allein im Dezember ist der Export von Fertigwaren um rund 25 Millionen Pfund gesunken. Deshalb ja auch der steile Abfall bei den Ziffern der Rohstoffimporte; wenn man das Fertigfabrikat nicht verkaufen kann, bestellt man kein Rohmaterial.

Einige der Wirtschaftspolitiker, die über die Therapie der Krankheit debattieren, gehen von der Einfuhrstatistik aus. Sie weisen auf die Steigerung der Fabrikatimporte hin und folgern, daß die britische Industrie durch Schutzzölle vor fremdem Wettbewerb behütet werden müsse. Aber ihre Methode ist offensichtlich schon rein quantitativ ganz unzulänglich. Denn die Zunahme der Fertigfabrikateinfuhr fällt bei weitem nicht so stark ins Gewicht wie der Ausfuhrverlust. Im Dezember beispielsweise ist wie bereits erwähnt, der Export von fertigen Erzeugnissen um etwa 25 Millionen Pfund gesunken; dagegen hat sich die Einfuhr solcher Waren nur um 3½ Millionen Pfund vermehrt. In den letzten drei Jahresmonaten war das Minus der Einfuhr von Rohstoffen zur industriellen Verarbeitung alles in allem sehr viel größer als das Plus der Fabrikatimporte. Gelänge es also, die letzteren zu drosseln, so

wäre das Problem damit noch lange nicht gelöst. Zudem würde sich ja in diesem Falle der Ausfuhrverlust noch weiter erhöhen. Denn die Länder, denen man das Verkaufen erschwerte oder verwehrte, müßten sich natürlich auch im Kaufen beschränken.

Die Engländer, die aus ihrer neuen Handelsstatistik protektionistische Schlüsse ziehen, haben sie sehr oberflächlich oder mit vorgefaßter Meinung studiert.

DER SINKENDE DOLLARKURS

Wenn der Dollar fällt — und neuerdings tut er das wieder — stecken die Handelspolitiker in Deutschland immer sehr erregt die Köpfe zusammen. Was ist der Grund, fragen sie; was beabsichtigen diese schlauen und allmächtigen Yankees? Stützung der Mark, Kreditorganisation großen Stils, wirtschaftliches Zusammenarbeiten mit Europa und Deutschland? Man weiß es nie ganz genau; aber man hat stets das Gefühl, daß etwas Bedeutsames in der Luft liegt.

Nun kann ja schließlich der Dollar auch einmal fallen, weil die Zahlungsbilanz für Amerika ungünstiger wird. Die Novemberstatistik, die jüngste, die wir kennen, zeigt, daß die Ausfuhr der Union gegen den Oktober um 77 Millionen Dollars abgenommen hat, die Einfuhr nur um 13 Millionen. Wahrscheinlich hat sich diese Entwicklungstendenz seither noch beträchtlich verschärft. Im Herbst ist sehr viel Korn aus den Häfen Nordamerikas nach Europa verschifft worden; neuerdings ist dieser Export, wie wir aus der englischen Einfuhrstatistik wissen, wesentlich zurückgegangen. Auch das Kohlengeschäft der Vereinigten Staaten ist flauer geworden. England, das jetzt viel mehr fördert als vor dem Streik, bietet Kohle zu sinkenden Preisen an, und die Franzosen weisen die amerikanischen Offerten zurück, weil sie die im Vergleich zu jeder anderen lächerlich billige deutsche Tributkohle im Überfluß haben und bekommen.

Vermutlich ist also jetzt weniger Nachfrage nach Dollars in der Welt als noch vor wenigen Wochen; und weniger Nachfrage bedeutet auch ohne „Manipulation" niedrigeren Preis. Zweifellos haben die Amerikaner so viel Forderungen, Guthaben und Anlagen im Auslande, daß sie trotzdem den Dollarkurs halten oder sogar steigern könnten, wenn sie wollten. Aber selbstverständlich wollen sie nicht. Denn sie wissen, daß sie mit dem billigeren Dollar viel eher wieder ins internationale Geschäft kommen als mit dem teureren. Sie verringern ihre fremden Anlagen und Guthaben nicht (sofern sie nicht vorübergehend außergewöhnliche Bedürfnisse innerer Finanzierung dazu zwingen) sondern vermehren sie, soweit sie können. Während sie über die großen öffentlichen, halböffentlichen oder trustmäßig organisierten Kredite noch hin und her beraten, geben sie schon fleißig Privatkredit. Denn ihre Speicher sind ja so voll . . .

WIRTSCHAFTLICHE FRANZÖSIERUNG DES SAARGEBIETS

In der Handelspresse las man des öfteren, daß Aktien oder Aktienmehrheiten saarländischer Großindustrieunternehmungen an französische Konzerne übergegangen seien. Aber da wir von diesen Transaktionen nur gelegentlich erfuhren, haben wir sie nicht summiert. Der letzte Jahresbericht der französisch-saarländischen Handelskammer hat sie summiert. Und nun wird uns plötzlich klar, daß die ganze Schwerindustrie des, wie wir hoffen, immer noch deutschen Saargebiets zum überwiegenden Teile französischem Kapital gehört. Zwar sind deutsche Beteiligungen noch da. Aber wo die Franzosen die Unternehmungen nicht vollständig erwarben, haben sie sich meist so große Teile des Aktienkapitals abtreten lassen, daß sie die Herren sind und die Deutschen bestenfalls Juniorpartners.

Die deutschen Industriellen, die sich gefügt und verkauft haben, sind natürlich nicht zu tadeln; unter dem gegenwärtigen „internationalen" Saarregime ist gegen französischen Willen kein Betrieb zu führen. Aber wenn das Saarland zu Deutschland zurückkehrt — vielleicht früher, als der Versailler Vertrag annimmt und zuläßt — wird man im deutschen Industriegebiet eine französische Kapitalsenklave haben. Keine ganz einfache Situation. Wird man dann dem Beispiel von heute folgen und die nunmehr wieder deutsche Saarlandsverwaltung so handhaben, daß die Franzosen gern verkaufen? Oder wird die Frage überhaupt keine Frage sein, weil sich bis dahin französisches und deutsches Schwerkapital zu gemeinsamer Trustherrlichkeit eng verbrüdert haben?

NACHKRIEGSSTIMMUNG

Im Jahre 1797 schrieb Goethe:

„In Frankfurt ist alles tätig und lebhaft, und das vielfache Unglück scheint nur einen allgemeinen Leichtsinn bewirkt zu haben. Die Millionen Kriegscontribution, die man im vorigen Jahre den vorgedrungenen Franzosen hingeben musste, sind, sowie die Not jener Augenblicke vergessen, und Jedermann findet es äußerst unbequem, daß er nun zu den Interessen und Abzahlungen auch das Seinige beitragen soll. Ein Jeder beklagt sich über die äußerste Teuerung und fährt doch fort, Geld auszugeben und den Luxus zu vermehren, über den er sich beschwert. Doch habe ich auch schon einige wunderliche und unerwartete Ausnahmen bemerken können." —

AUS DEM TAGE-BUCH

STREIK DER KRITIKER

Der Theaterzettel der drei Holländerbühnen erscheint in einem achtseitigen Heft, das sich „Blätter des deutschen Theaters" nennt. Eines Tages muß jemand dieses Heft gelesen haben. Denn es begab sich, daß der „Verband der Berliner Theater-Kritiker" einen Brief an Felix Holländer richtete, worin die Zunft der Herren, deren Beruf es ist, während vierzig, fünfzig oder sechzig Jahren dreimal wöchentlich im Parkett der Theater zu sitzen, für eine Beleidigung Genugtuung verlangten, die in einem Aufsatz des Dichters Rudolf B o r c h a r d t (Heft 7 der „Blätter des Deutschen Theaters") enthalten gewesen sein soll. Felix Holländer entschloß sich, den Aufsatz zu lesen. Ich drucke Borchardts Betrachtungen in diesem Heft ab. Da anzunehmen ist, daß selbst in Majestätsbeleidigungen geübte Staatsanwälte in dem „Schmähartikel," (so nannte ihn Oberstaatsanwalt Faktor im „Börsencourier") die autoritätsverletzende Stelle nicht leicht finden werden, habe ich sie herausgefischt. Sie lautet:

> Dies Publikum (des großen Schauspielhauses), ein Publikum in der Bildung, das noch nicht weiß, ob es aus Sensationslust oder aus Lebensdrang dort sitzt, ob es sich vergnügt verrohen läßt oder mächtig umwandeln, ob diese Bühne, diese Schauspieler, diese Darstellungsart im leeren Raum nur ein neuer Nervenkitzel oder ein Rettungsschritt ins neue Recht des Theaters, ob ein Effekt vulgärsten Ranges oder Wiedererstattung des Dramas von seinem Usurpator, dem Individuum, an seinen rechtmäßigen Herrn, die alte große heilige Menge — dies Publikum hat ein Recht darauf, im einfachsten Sinne des Wortes Recht zu bekommen, mit Gründen zu vernehmen, daß es Recht hat, wenn es die Zeitungen zerreißt und in dies Theater geht, mit Gründen zu vernehmen, daß es reifer und weiser, freier und mutiger ist als die Kritiker, die es beraten wollen — ja, daß es dem Mute, dem Instinkte, dem Genie, das dies Theater im bedrohlichsten Momente des Dramas errichtet hat, innerlich wesensverwandter ist als die ganze beleidigte höhere Bildung, die ihn an gebrochenen Maßstäben vermißt.

Man kann Borchardts Glauben an „die heilige Menge verneinen. Wie aber muß es in dem Kopfe eines sonst verständigen Mannes aussehen, der in diesem Hymnus auf die anonyme Masse einen „gegen den Normalverkehr zwischen Theater und Kritik schwer verstoßenden Ausfall an einer zum Takt verpflichteten Stelle" erblickt? (Anklageschrift des Oberstaatsanwaltes Faktor im Börsencourier vom 22. Januar 1921). Ich bin mir nicht ganz im Klaren, was die Anklage sich unter dem „Normalverkehr zwischen Theater und Kritik" vorstellt und weiß auch nicht, warum der Dichter Rudolf Borchardt eine zum Takt besonders verpflichtete Stelle sein soll. Aber das weiß ich, daß ein Schriftsteller, der für seine Meinung offen mit seinem Namen eintritt, unbeirrt durch die Möglichkeit grausamer Rache bei seiner

nächsten Erstaufführung, von Schriftstellern und Journalisten verlangen darf, daß sie sich an ihn und nur an ihn halten. Was würde der Fachverein der Theaterkritiker dazu sagen, wenn Beschwerden über ihr Votum an die Verlagsdirektoren gerichtet würden? Auch an den verantwortlichen Redakteur der „Blätter des Deutschen Theaters" dürften sie sich wenden, wenn sie wirklich eine Majestätsbeleidigung vorzufinden glaubten. Aber Felix Holländer wahrte nur das Recht des Publizisten auf eigene Verantwortung, wenn er die Theaterkritiker an den Verfasser und an den Redakteur der Zeitschrift wies! Auf diese untadelhafte Erklärung Holländers erwiderten die organisierten Kritiker, indem sie die Referentenkarten zurücksandten und sowohl über Carl Rößlers neues Lustspiel, wie über Reinhardts Neuinszenierung von „Kabale und Liebe" kein Wort der Kritik veröffentlichten. Das ist tollster Größenwahn. Man lese die „harmlose Stelle in Borchardts Aufsatz noch einmal nach und vergleiche sie mit den ehrverletzenden, lebensmutraubenden, arbeitzerstörenden Kritiken, die sich Theaterleute allmorgentlich gefallen lassen müssen, ohne mit der Wimper zucken zu dürfen. Daß doch die Schlächter immer die empfindlichsten Gemüter besitzen.

Holländer verweigerte dem Fachverein der Kritiker eine Genugtuung, die er nicht schuldig war. Die Schauspieler, denen er seinen Konflikt und seine Antwort vortrug, jubelten ihm zu. Es ist anzunehmen, daß die Bühnengenossenschaft ebenso wie der Verband der Berliner Theaterdirektoren dem tollen Majestätsbeleidigungsprozeß mit gleicher Entschiedenheit begegnen werden. Ha, eine Grenze hat Tyrannenmacht!!!

Im Ernst geredet: Ich begreife nicht, wie ein humorvoller und auch der Güte fähiger Geist wie Alfred Kerr an einer so saudummen Hatz teilnehmen kann. Eine taktische Überlegung hätte auch die kleineren Geister des kritischen Fachvereins vor diesem Feldzug bewahren müssen, denn sie werden ihn verlieren. Holländer braucht nichts zu fürchten, er braucht nur ausgiebig zu plakatieren und zu inserieren.

Nun könnten freilich die Verleger solche Annoncen zurückweisen. Aber das macht ihnen kein besonderes Vergnügen. Überdies ist anzunehmen, daß die Verleger Borchardts Majestätsbeleidigung nicht mit so unerbittlichen Blicken ansehen wie die verletzten Kritiker-Potentaten selbst.

Dies alles schreibt Einer, der selber viele Jahre den Bakel des Kritikers geschwungen. Ich weiß, wie viel Unproduktivität, innere Verdorrtheit, wie viel vergiftete Gesinnung, Impotenz und Neid sich oft hinter der starren Maske unnahbaren Richtertums versteckt. Nie konnt ich's bei der organisierten Mediocrität aushalten. Aus dem Berliner Fachverein schied ich aus, nachdem der Antrag auf Errichtung von Fortbildungskursen für Kritiker unter den Tisch gefallen war. Ich weiß, ich selbst hab viel gesündigt, manchem armen Kerl von Schauspieler weh getan, manches Dichterwerk vorschnell zerfetzt. Ich weiß es wenigstens! Erkannte bald, daß Tageshetze, Zwangseindruck, Nachreferat die innere Eindrucksfähigkeit unerhört rasch abnutzen, daß Witzigkeit allmählich

das seelische Erleben ersetzt und daß man jeden Kritiker spätestens nach fünf Jahren Zeitungsfrohn ab- oder wenigstens aussetzen lassen müßte, um ihn wieder zur Sammlung oder Erneuerung zu verhelfen. Nie aber bin ich innerlich so unsicher gewesen, daß ich Kritik der Kritik als Majestätsbeleidigung empfunden und grimmig verfolgt hätte.

WEDER VERSTOCKT NOCH ZERKNIRSCHT.

Die schlechte Journalistik, zu der die Berliner Journalistik gehört, ist eine Konfektionsbranche. Sie produziert nicht, sondern sie handelt mit Fertigware. Wer kennt nicht den Berliner Zeitungs-Jargon, welcher typische, konfektionierte Phrasen liebt, die sonst nirgendwo zu finden sind!? . . „Nachgerade" oder „das Parteisüppchen kochen" etc. Wie die Sprache der Berliner Journalisten, sind auch ihre psychologischen Vorstellungen Fertigware. Es gibt eine Anzahl von Modellen, klischierten Schemen, — was jenseits des Schemas steht, wird ignoriert. Solche Modelle sind zum Beispiel: „Idealistischer Fanatiker" „Edler Mensch, doch weltfremder Wirrkopf", „Verkörperte Energie" . . Für Verbrecher im Gerichtssaal bestehen zwei Möglichkeiten: zerknirscht oder verstockt. Tertium non datur. Und daß Emil S t r a u ß weder das eine noch das andere war, rechnet Ullstein ihm übel an. Die Rede dieses Verbrechers vor den Geschworenen war das Dokument eines Lebens, das einen Menschen zum Verbrechen führen m u ß t e. Der Vater Säufer; die Mutter — Zeitungsausträgerin — erhängt sich, weil sie ein paar Mark, dem Verkaufserlös entnommen, nicht rückerstatten kann; der Sohn als Siebenjähriger schon hungernd in grausame Arbeitsfolter gespannt, mit zehn Jahren von einer Prostituierten praktisch aufgeklärt, geprügelt, gezwungen, von Kindergräbern Wachsblumen zu stehlen; — und dann beinahe zwei Drittel des Lebens im Zuchthaus. Nach einer Jugend, die alle Argumente des Milieu-Theoretikers in dramatischer Steigerung konzentriert, — fünfzehn Jahre Einzelhaft. Und der Mann ist erst 32 . . Was könnte ergreifender sein? Welche Schilderung könnte dazu anregen, verstehen, den Menschen in diesem Verbrecher sehen zu wollen!? Doch dafür sind Berliner Reporter nicht zu haben. Einem sozialistischen Journalisten stünde hier das Klischee „Anklage gegen die Gesellschaft" zu Gebote, — und es wäre nicht übel angewandt. Ullstein aber fragt nur: verstockt oder zerknirscht? Und da Emil Strauß nicht nur keines von beiden war, — mehr noch: da seine Sprache besser, von größerer Kultur ist, als alle Leitartikel von Georg Bernhard; da ferner dieser Verbrecher ungewöhnlich überzeugend sprach; da er gründlicher denkt und gründlicher gebildet ist, als es sich für Klischee-Mörder ziemt und als es bei Berliner Reportern Brauch ist: — aus all diesen Gründen hatte Strauß die Ungnade des Journalisten erwirkt, noch bevor er im Schlußsatz an die Gnade der Geschworenen appellierte.

> . . . Die Studie über meine Person, die ich Ihnen vor Augen führen wollte, ist vollendet. Mag sie bewirken, daß manche Hand, die schon im Begriff war, einen Stein gegen mich zu schleudern, sich schamhaft wieder senkt. Ich

überlasse Ihnen das Urteil, wer die größere Schuld hat, mein sogenannter verbrecherischer Wille oder die Macht der Verhältnisse.

Schon als er diese aufreizend guten Worte stenographierte, war sich der Reporter darüber klar, daß der Klischee-Widrigkeit des Verbrechers nicht anders zu begegnen sei, als mit Ironie, dieser höchst bequemen journalistischen Abwehrmaßnahme. Zu diesem Zweck sind die Kürzungspassagen geeignet: „ . . . Meine Mutter war eine unendlich gute, liebevolle, fleißige Frau. Hier wird der Angeklagte sehr bewegt und hält einen Hymnus auf die guten Eigenschaften seiner Mutter." Oder, anläßlich der Erzählung, von der pflegemütterlichen Kupplerin, die den Knaben betteln und auf den Friedhof stehlen schickte: „. . Der Angeklagte schildert dann weiter immer in derselben pathetischen Rethorik die Verhältnisse im Hause seiner Stiefmutter, an der er kein gutes Haar läßt." Ferner: „Die weiteren Ausführungen des Angeklagten sind reichlich durchsetzt mit Zitaten von Klassikern und Bibelsprüchen..."

Zum Überfluß beging Emil Strauß außer dem Faux-pas eines nicht zu registrierenden Menschseins noch die Ungeschicklichkeit, zu sagen, er verdanke seine „wahrhaft traurige Berühmtheit nicht seiner Tätigkeit, sondern der Tätigkeit gewisser Sensationsartikel-Fabrikanten, die sich nicht scheuen, aus der Haut ihrer Mitmenschen Riemen zu schneiden."

Das Urteil lautete demnach: Ironisierung ohne Zuerkennung mildernder Umstände. Franz Schulz.

PROVINZJOURNALISTEN

Aus Schlesien schickt mir ein junger, noch nicht abgestumpfter Journalist diese Herzenserleichterung. Der Jammer ist in ganz Deutschland derselbe. Der Journalismus ist am Problematischsten dort, wo er kleinlich-dilletantisch betrieben wird:

Ihr wollt, meine lieben Freunde, wissen, wie es kommt, daß Deutschland unaufhaltsam sich zurückwandelt zur Form der Monarchie. Die Provinz zeigt anklagend auf Berlin, Berlin beschuldigt umgekehrt das Land. Und beide hungern sich gegenseitig geistig aus, bis sie unterernährten Hirnes den Schlagwortdemagogen verfallen. Als Berliner, frei von jedem sentimental-rustikalen Idyllentum jetzt in den finstersten Gründen der deutschen Geistesprovinzen lebend, erhebe ich die Stimme und klage den Hauptschädling und Urheber aller Krebsbewegungen an: den Provinzjournalismus.

Gewiß, in Berlin ist der publizistische Unflat groß und überschwemmt ebenfalls die geringen Dämme des Anstands, die wenige errichtet haben. Aber der Durchschnittsleser, wofern sich Kopf und Bauch noch nicht völlig bei ihm decken, hat die Möglichkeit, aus den Dissonanzen des täglichen Orchesters die Zeitharmonie und das wahre Zeitgeschehen herauszuhören oder wenigstens herauszurechnen. In der tiefen Provinz (das Dutzend großer deutscher Provinzzeitungen der Landeshauptstädte sei ausdrücklich ausgenommen) gibts nur eine Sorte Gewäsch, das den geringen Textteil der diversen Inseratenblätter füllt: amtliches oder im günstigsten Falle Korrespondenzmaterial.

Nehmen wir einmal als Beispiel das Gebiet, das notorisch die zurückgebliebenste Presse sein eigen nennt: Schlesien und besonders Oberschlesien. In letzterer Provinz gibt es so gut wie keine auch nur halbwegs unabhängige Zeitung, in der nicht die kleinste selbstständige Regung eines Redakteurs mit dem Hinauswurf quittiert würde. Der Inhalt, und dieser sogar auch bei den meisten Blättern Breslaus, ist gleichwertig. Besinnungslos wird jede Notiz von „zuständiger Seite" samt Kommentar gedruckt, mag Darstellung und Meinung noch so unwahr oder unlogisch sein. Die Privattelegramme der großen Zeitungen Berlins, von irgendwelchen kleinen politischen Scharfmachern, die sich mit dieser geistigen Zuhälterei Geld verdienen, nach der Provinz ohne Zitat gegeben, verlieren unterwegs Sinn und Tendenz und werden als Weisheit vom Tage gebracht. Das Feuilleton bringt Schundgeschichten von Courts-Mahler oder Anny Wothe, dazu Füllsel, meist „entnommen" dem Unterhaltungsteil der schlechtesten Berliner Blätter. Ja, die Unbeholfenheit geht sogar so weit, daß sie die Nachrichten der eigenen Provinz erst durch Telefonate ihres Berliner Vertreters erfahren und drucken, die dieser aus Zeitungen der Reichshauptstadt mit einem eigenen Korrespondenten in der Provinz abschrieb. (Und die Kritik? Mein Gott, wenn der Gastwirt ein Lokal aufmacht, lädt er die Feuilletonchefs zum Frühstück. Sie trinken Wein und plempern Wasser im Abendblatt.) Zwischendurch als Eigenprodukt ein Schimpfartikel auf Berlin. Alles zusammen aber ist ein Brei, angerührt von Leuten, die kein Verhältnis zu einer Idee haben, sondern nur in einem Gehaltsverhältnis stehen. So kommt es z. B. in Oberschlesien in der Regel vor, daß in kurzen Fristen die oft vertragslos angestellten Redakteure von einem Parteiblatt zum andern wechseln, ohne daß es auffällt, oder daß sie heute für Deutschland, morgen für Polen schreiben. Während das W.T.B. eine zwar technisch und geistig mäßiges, mühselig gehaltenes Niveau zeigt, hat sich der sogenannte Dammertdienst in Oberschlesien, augenblicklicherweise hier vom Staat aus Propaganda ausgehalten, zu einer Nachrichten-Plantage leichtfertigster Art ausgewachsen, der nicht nur Millionen scheffelt, sondern auch in der Politik, die von den unreifsten Journalistenelementen des ganzen Reiches gemacht wird, moralischen und tatsächlichen Schaden anrichtet.

Unter dem Druck all dieser Momente stehen die Zeitungsleser einer ganzen Provinz. Die Folge ist rettungslose Verdummung. Wenn aber diese Reife, die dem Schlagwort die Bahn frei gemacht hat, erreicht ist, kommt ein Teufel und steckt es als Stern an den dusteren Geisteshorizont. Mag es denn Reaktion oder Revolution heißen, aufsteht der Spießer, greift zum Hedaknüppel und folgt dem Ruf. Die Provinzzeitung wird ihm immer recht geben. Denn sie ist eine Kokotte: wer sie bezahlt, mit dem schläft sie. Oder wie es so schön im Abonnentenwerbejargon heißt: sie begrüßt ihn morgens am Frühstückstisch.

m.

ANMERKUNGEN

Auf dem Preußentag der Deutschen Volkspartei erklärte der Göttinger Kunsthistoriker Dr Brandi, der preußische Parademarsch sei die hervorragendste Erziehung zur Staatsgesinnung gewesen, die es je gegeben habe.

*

Von Zeit zu Zeit stößt man auf besonders aparte Beweise der Kühnheit, mit der die sogenannte antibolschewistische Propaganda betrieben wird. Vor einigen Wochen sind uns die Rußlandberichte H. G. Well's als antisowjetistisch serviert worden. Sie waren aber ganz das Gegenteil davon, — so sehr, daß die „New York Times", die sie pränumerando erworben hatte, die späteren Fortsetzungen nur noch mit gleichzeitigen Gegenartikeln zu veröffentlichen wagte. Einer dieser Gegenartikel, von Herrn John Spargo in Stockholm herrührend, machte seine Sache ganz besonders gut: er führte als antikommunistische Literatur sogar Alfons Goldschmidts „Moskau 1920" gegen Wells ins Treffen. Aus einigen hundert Seiten waren etwa zehn Sätze extrahiert, die in ihrer Zusammenstellung den armen Wells einfach totschlugen. Auf diese Manier kann man nun freilich auch beweisen, daß Herr Adolf Hoffmann ein Zentrumsmann ist. Lincoln sagt: „You can fool all of the people some of the time and some of the people all of the time, but you can not fool all of the people all of the time." Dieser Satz ist keineswegs — um diesem naheliegenden Dreh sofort zu begegnen — nur etwa auf Lenin und Trotzki anwendbar.

*

Die Leipziger Kriegschuldigenprozesse haben nun doch ihren Anfang genommen und die ersten Zuchthaus- und Gefängnisstrafen sind verhängt worden. Das schwierige an diesen Prozessen war bekanntlich, daß es der nationalen Ehre zuwiderlief, Verbrechen, die mit dem Krieg irgendwie zusammenhängen, in gerechtem und offenem Verfahren zu untersuchen. Glücklicherweise hat man einen Ausweg gefunden. Man stellte keine Generäle, Ortskommandanten und Etappeninspekteure vor Gericht, sondern einen Zimmermann, einen Schlosser und einen Schiffer. Da lief es der nationalen Ehre nicht zuwider?

Isch.

NEUE BÜCHER

Konrad Hänisch: Staat und Hochschule (Verlag für Politik und Wirtschaft. Berlin 1920).

Im Obrigkeitsstaate war es nicht üblich, daß Minister Bücher schrieben, und es wäre kaum möglich gewesen, daß ein leibhaftiger Kultusminister zu den Studenten herabgestiegen wäre, um sich mit ihnen über aktuelle Hochschulfragen auseinander zusetzen. Konrad Hänisch hat auch in dieser Beziehung löblicher Weise mit den alten Bräuchen gebrochen, als er zu Münster auf Einladung von studentischer Seite über die Stellung der Studentenschaft im und zum neuen Deutschland sprach und dann aus seiner Rede ein kleines Buch machte. Er scheint gar keine Angst zu haben, daß seine Autorität dabei flöten geht, wie er denn überhaupt, nach seinem ganzen Gebaren zu schließen, der Ansicht ist, daß es besser ist durch Überreden und Überzeugen, durch Auseinandersetzung und Klarstellung zum Ziele zu kommen, als durch den bureaukraten - militärischen Gummiknüppel. Die Steifleinenen, die mehr in der schönen Ehrfurcht, als in der Liebe

zur hohen Obrigkeit erzogen waren, spöttelten oder grollten. Schließlich mußten sie doch, wie sichs gezeigt hat, zugeben daß auch die neue Methode im neuen Deutschland gewisse Erfolge aufweisen könne.

Dabei hat der Mann nichts Himmelstürmerisches und gar nichts Kraftgenialisches, wie sein großer Meister Lassalle; er sucht fremden Meinungen gerecht zu werden und geht in seinem halb gutmütigen, halb berechnenden Entgegenkommen mitunter so weit, daß der klassenkämpferische Sozialdemokrat hinter dem freundlichen Menschen zurücktritt. Das soll nicht etwa heißen, daß er keine festen Überzeugungen hätte. Im Gegenteile. Er packt ernste Probleme mit Ernst, wenn auch — wie bei einem Gelegenheitsvortrage, wie diesem, natürlich — nicht mit besonderer Originalität an, so vor allem das Verhältnis der Universitäten und insbesondere der Studenten zum neuen Deutschland. Vor 100 Jahren galt der Kampf der Erringung der bürgerlichen Ideale; heute, da es um die sozialen Ideale der Arbeiterklasse geht, sind infolge der künstlichen Auslese durch den Klassenstaat keine Arbeiterkinder an den Hochschulen. Es wird anders werden, wenn die Einheitsschule und überhaupt eine sozial gerichtete Schulpolitik durchgeführt ist. Auch scheint noch der nationale Gedanke, dessen alleiniger Träger lange Zeit hindurch das Bürgertum war, Arbeiterschaft und Intelligenzberufe voneinander zu scheiden. Aber in Wirklichkeit ist der nationale Gedanke bei den herrschenden Schichten zum imperialistischen geworden, während der Arbeiterschaft in die Nation hineingewachsen ist und ihr Internationalismus, richtig vorhanden, auf dem Zusammenarbeiten der organisierten Nationen beruht. Auch das Vorurteil, daß der Handarbeiter und die Sozialdemokratie banausisch dem Geistesarbeiter nicht geben wollen, was ihm gebührt, ist falsch. Hänisch kann für das intensive Interesse der Sozialdemokratie an Kultur und Wissenschaft all das anführen, was in seinem Ministerium von der Volksschule und Volkshochschule bis zur Universität, hier mehr Leitung seines engsten selbständigen Mitarbeiters Becker, schon geleistet ist und noch geplant wird. Taten sind die besten Beweise, und es wird jetzt in dem von Sozialdemokraten regierten Preußen gearbeitet auf dem Gebiete des Schulwesens. Hänisch hat ein Recht darauf, gehört zu werden, wenn er am Schlusse seines Büchleins schreibt: „Mir hat vom Beginn meiner politischen Wirksamkeit an als schönstes Hochziel immer vor der Seele geschwebt das Ideal Ferd. Lassalles, des großen Sozialisten, der von dem Zweibund der Wissenschaft und der Arbeiter das Heil der deutschen Zukunft erhoffte. Arbeiten wir alle mit kühlem Kopf, aber mit heißem Herzen, jeder an seiner Stelle, jeder in seiner Art, daran, daß dieser große Zweibund endlich zur Tat und zur Wahrheit werde, auf daß er unser geliebtes Deutsche Volk aus der tiefen Nacht der Gegenwart dem Morgen einer lichten und schönen Zukunft entgegenführen möge!"

Ludo M. Hartmann

ANEKDOTEN.

Auf den ehrgeizigen Carl Sternheim hat man folgendes Epitaph verfaßt: „Hier ruht Carl Sternheim. Es ist der einzige Platz, nach dem er nicht gestrebt hat."

*

In Berlin trat ein sehr mageres Tanzpaar auf. Wedekind sagte: „Es ist, als ob zwei Hunde um einen Knochen rauften."

*

Oscar Wilde wollte einen Roman über die Blutschande schreiben und ihn Jean Lorrain widmen als „Dem Einzigen, der mich verstehen kann". „Aber", sagt etwas konsterniert Lorrain, „ich habe gar keine Schwester." — „Mein Lieber, haben Sie nicht Ihre alte Mutter?"

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35. Potsdamer Straße 123 b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

STEFAN GROSSMANN

PETER KRAPOTKIN

I.

Der Tod des Fürsten Peter Krapotkin ist nicht sehr beachtet worden. Zeitungen, die jede Woche andere Bolschewistengreuel servieren, haben erzählt, er sei allmählich verhungert, aber das war Gerede. . Die Antwort aus Moskau blieb nicht aus: Der sterbende Krapotkin sei von Amtswegen gehegt und gepflegt, von den besten Ärzten beraten, mit den besten Mitteln genährt worden. Diese generöse Fassadenpolitik sieht den klugen, auf humane Repräsentation bedachten Kommissaren viel ähnlicher. Krapotkin war nie Bolschewist, aber er war neunundsiebzig Jahre alt und gegen Sterbende sind auch die Trotzkis gütig.

Der arme Peter Krapotkin war seit dreißig Jahren ein herzlich unschädlicher Mann. Ich hörte ihn 1899 in Brüssel, da war er neben den beiden Reclus Lehrer an der Université nouvelle. Er war ein lebensabgewandter, etwas linkischer Mann mit Rübezahlbart, ein Gelehrter, gewohnt seine Tage in den dämmrigen Lesesälen der Londoner Bibliotheken zuzubringen. In Brüssel trug er Geographie vor oder eigentlich: Weltkunde. Es war eine Mischung von Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Soziologie, die er, ein Polyhistor ersten Ranges, leise zum Besten gab, und die wichtigste Rolle spielte auch in seinen Vorlesungen das asiatische Rußland.

Der Refrain seiner Vorlesungen war: Die Welt ist reich! Niemand hat fester als Krapotkin an die Fülle der Natur geglaubt und niemand war erbitterter gegen das kapitalistisch-militaristische System, das den natürlichen Reichtum der Welt nicht zu nutzen verstand. So war seine Tätigkeit eine zwiefache: als Gelehrter arbeitete er jahraus, jahrein an seinem System der „Gegenseitigen Hilfe", in welchem er, den Darwinisten zum Trotz, nachweisen wollte, daß in der Tier- und Menschenwelt nicht nur Kampf herrsche, sondern innerhalb jeder Art gegenseitige Hilfe und Unterstützung. Er erinnerte mit besonderer Vorliebe an ein Gespräch Goethes mit Eckermann, im Jahre 1827 geführt, über zwei kleine, flügge gewordene Zaunkönige, die im Neste eines Rotkehlchens gefunden wurden. Goethe geriet über die Tatsache, daß das Rotkehlchen die beiden kleinen Zaunkönige zusammen mit den eignen Jungen auf-

fütterte, in größte Erregung. Er sah darin eine Bestätigung seiner pantheistischen Anschauungen und sagte: „Wenn dieses Füttern eines Fremden als etwas Allgemeingesetzliches in der Natur anzusehen ist, dann ist damit manches Rätsel gelöst". Er forderte Eckermann zu Spezialstudien über dieses Thema auf, so werde er zu „unschätzbaren Resultaten gelangen".

Die Spezialstudien, die Goethe von Eckermann gewünscht, hat Peter Krapotkin ein halbes Jahrhundert später betrieben. Landauer hat dieses Hauptwerk Krapotkins ins Deutsche übertragen. Krapotkin hat mit ungeheurem Fleiß einen Berg von Tatsachen zusammengetragen, die den natürlichen sozialen Instinkt der Tiere und Menschen beweisen sollen. Er hat sich nicht etwa auf den Ameisen- und Bienenstaat beschränkt, er hat auch die Tiervereinigungen studiert, insbesondere die Gemeinschaft der Vögel, ihre Jagd- und Fischvereinigungen. (Beiläufig sei hier erwähnt, daß der Naturforscher Krapotkin familiengläubig war, sein Familienglaube spielte bis in den Gipfel seines anarchistischen Systems). Er sammelte wundervolle Details über die Flug- und Brutgenossenschaften der Vögel. Es tat ihm wohl, auf die sozialen Gemeinschaften der Raubtiere zu verweisen. Mit merkwürdiger Genugtuung schilderte er die Raubgenossenschaften der Wölfe, die nur in Rudeln angreifen, dann aber so als ob ein Regisseur sie im Umkreis aufgestellt hätte. Besonderen Spaß machte ihm die Geselligkeit der Nagetiere. Ihre Hamstermagazine werden oft gemeinsam geführt. Mit Begeisterung erzählte er von den Kolonien der Präriehunde in Amerika. „Soweit das Auge die Prärie übersehen kann, gewahrt es Erdhaufen. Auf jedem Hügel steht ein Präriehund, der mit kurzem Gebell lebhafte Unterhaltung mit seinen Nachbarn führt. Wird das Herannahen eines Menschen signalisiert, so verschwinden alle in ihren Wohnungen, wie durch Zaubermittel verschwunden. Ist die Gefahr vorüber, so kommen ganze Familien wieder zum Vorschein und geben sich dem Spiel hin. Die Alten halten Wache. Sie machen einander Besuche, sie bahnen Wege zu einander, sie leben in Ruhe und Eintracht." Solche Beobachtungen hat Krapotkin auch über die Renntiere zusammen getragen und über die Familienverbände der Elefanten. Das schönste Material hat er über Affen gesammelt. So erzählte er die Geschichte einer erschossenen Äffin, deren Leichnam von den überlebenden Affen mit solcher Beharrlichkeit zurückgefordert wurde, daß die Zeugen dieser außerordentlichen Szene beschlossen, nie wieder auf einen Affen zu schießen.

Zur Naturgeschichte gehörte ihm auch der Mensch. Das Schlagwort „Der Mensch ist gut", im Munde eines Russen plausibler als bei

einem Deutschen, wurde in seinem Lebenswerk hundertfach variiert. Eigentlich ging er in seinem Seelenutopismus so weit zu sagen: „Das Tier ist gut". Krapotkin war von Rousseau für Lebenszeit infiziert. Im Kampf der Wilden gegen die Zivilisation stand er natürlich auf Seiten der primitiven Völker. Es studierte die Gesetze der Sozialität bei den Papuas und bei den Kapylen, er erkannte ihre Gemeindearbeit und ihr Gerichtswesen. Er erquickte sich an der Entstehung der Dorfgenossenschaften, die sich in den russischen Mirs bis heute erhalten haben. Krapotkin ergänzte seine naturgeschichtlichen Erkenntnisse durch eine durchaus selbständige Auffassung des Mittelalters, das nur dem Liberalismus als stockfinsteres Zeitalter erscheint. Seine Neigung gehörte den Gilden, die er als Konsum- und Produktivgenossenschaften hoch einschätzte. Der mittelalterlichen Stadt sang er Loblieder, ihre tragische Schuld war die Entfremdung von den Bauern. Von diesen Organisationen „zu gegenseitiger Hilfe" war nur ein Schritt zu seinen sozialistischen Idealen. Ein Kenner der modernen Ökonomie ist Krapotkin nie gewesen. Dazu durchmaß er die Weltgeschichte mit zu großen Schritten.

II.

Der stille Gelehrte, der gehetzt jahrelang in Londoner Bibliotheken Material über die Sozialität der Tiere und Menschen sammelte, war Russe und viel mehr Russe, als ein ideologischer Jude wie Landauer wußte. In seinen „Erinnerungen", einem wundervollen Buch, erzählt er einen Ausspruch Turgenjews: „Sie müssen bei Ihrem Aufenthalt unter Franzosen, Deutschen und anderen Völkern viele Erfahrungen gesammelt haben. Haben Sie nicht bemerkt, daß zwischen Ihren Anschauungen und unseren russischen Ansichten über denselben Gegenstand häufig eine unüberbrückbare Kluft gähnt, so daß eine Einigung unmöglich erscheint?" Krapotkin widersprach zuerst, aber später gab er selbst zu, daß Turgenjew recht hatte. Er hat die russische Welt, die russische Seele nie verloren

Russisch ist auch dieser uns Deutschen oft unverständliche Gegensatz zwischen menschlicher Milde und unerbittlicher Grausamkeit. Vor fünfundzwanzig Jahren wurden in ganz Europa Krapotkins „Paroles d'un Révolté" verbreitet, fulminante blutvolle Aufrufe, die zum Militärstreik, zur revolutionären Geheimorganisation, zur Expropriierung der Kapitalisten, zum blutigen Aufstand riefen. In diesen journalistischen Betätigungen erscheint der sanftmütige Tier- und Menschenfreund als unerbittlicher Blanquist, erfüllt von einem mystischen Glauben an die heilige Masse. Nie hat er, wie die deutschen Oberlehrer des Sozialis-

mus, ausschließlich an die Organisation geglaubt, immer hat er mit Vorliebe den alten Blanqui zitiert, der sagte: „In Paris gibt es fünfzigtausend Menschen, die sich nie zu einer Versammlung oder zu einer Demonstration einfinden. Aber in dem Augenblick, wo sie fühlen, man könnte in den Straßen seiner Meinung unzweideutigen Ausdruck geben, sind sie zur Stelle und nehmen die Position im Sturme."

An diesen revolutionären Zustand aller Völker hat Krapotkin bis in sein Greisenalter geglaubt — vielleicht, weil er die letzten dreißig Jahre eigentlich nur vor der grünen Lampe in Londoner Bibliothekssälen gesessen ist. Er konservierte sich seinen Revolutionarismus durch ein ziemlich abgeschlossenes, aristokratisch isoliertes Leben. Er ist, wie man aus seinen Schriften nachweisen könnte, dem Naturwesen der russischen Bauern immer viel näher gestanden, als der verarmteren Natur des großstädtischen Proletariers. Weil ihm die Epoche des Industriealismus eigentlich fremd war, deshalb hat er auch nie ein Verhältnis zum neuen Deutschland gefunden.

Die Anmaßung, die Schulmeisterstrenge, durch die Kautsky die Deutschen in der Internationale isolierte, hat Krapotkin auch in wilden Gegensatz zu den deutschen Sozialisten getrieben. Vor allem aber, Fürst Peter Krapotkin, abstammend von einem Enkel Kostislaws Mistislawitsch, der im Wappen eine Krone mit dem Hermelinmantel trug — der Revolutionär erwähnt das Familienwappen in seinen Erinnerungen — war Russe und ist es geblieben. Als 1914 vierzehn Staaten Deutschland den Krieg erklärten, da schleuderte auch Krapotkin einen feurigen Fluch nach Berlin. Er durfte nach fünfzig Jahren des Exils nach Rußland zurück und er erlebte die Revolution, die er vor zwei Generationen ersehnt. Aber es ist anzunehmen, daß ihm das Jauchzen der Wiederkunft rasch in der Kehle stecken geblieben ist. Er hat die französische Revolution zu genau studiert, um nicht zu wissen: Das Schicksal aller Großstadtrevolutionen ist besiegelt, wenn es keine natürlichen Kommunikationen mit den Bauern gibt. Es wird schon stimmen, was englische Berichterstatter erzählen, daß eine furchtbare Melancholie seinen Abend schwarz gemacht hat.

Der Glaube an die Revolution beseligte und stärkte den wissenschaftlichen Arbeiter bei der grünen Lampe Londoner Bibliothekssäle In dieser Gelehrtenstille kann man fünfzig Jahre an die Revolution glauben. Aber sie dann erleben müssen — daran kann man zerbrechen.

M. G.

OFFENE BETRACHTUNGEN ÜBER DAS OBERSCHLESISCHE PROBLEM

Blutdampf.

In keinem deutschen Bezirk ist der unter der wilhelminischen Epoche den amerikanischen Verhältnissen ähnelnde wirtschaftliche Aufstieg von frappanterer transozeanischer Färbung gewesen, als in der kleinen deutschen Süd-Ost-Provinz Oberschlesien. Dies Land, von dessen Schicksal sowohl das des Reiches wie das eines guten Teiles europäischer Staatlichkeit abhängt, bietet den Anblick einer ganz merkwürdigen organischen Buntheit. Wenngleich heute die sozialen Rangklassen und die Kulturen unter dem Druck der allgemeinen Entwicklung schon etwas mehr sich ausgeglichen haben, ist doch noch selbst im äußeren Bild des dortigen Lebens der Widerschein seiner Wirtschaft und seines historischen Werdens deutlich zu erkennen. Diese Städte mit den vielen reichen Villen an ihrer Grenze, die kostbare Bibliotheken und Kunstsammlungen bergen, mit ihrer Unzahl von Vergnügungs-Etablissements, breiten Boulevards, auf denen deutsche Kasernenkorrektheit der Mietshäuser gemildert wird durch einen polnisch-pariserischen Mädcheneinschlag auf der Straße, diese Städte, in denen man, wenn man um die Ecke biegt, plötzlich in einer lichtlosen lehmigen Gasse steht, in deren verfallenden Häusern übelstes Spelunkentum sich breit macht, sie sind mitsamt ihrer Arbeitsamkeit und Geschäftigkeit typische Abbilder einer Grenz- und Kolonistenwelt. Viele Bankinstitute, noch mehr Kinos, zahllose Wirtschaften und in den kleinen Geschäften und bei den Schneidern beste Ware und Modelle verraten den starken Geldstrom, der alle Kanäle dieses östlichen Lebens speist und erhält. Dazu kommt die Landschaft, wild durchdonnert vom Lärm der Gruben und Hütten, zahllos überflaggt von den Rauchfahnen und der glühenden Illumination der Hochöfen, oder eintönig, eben, in schwachen Hügelwellen das Gewoge der billigen roten Bergmannshäuser und die Heere der spitzen, kahlen Schornsteine tragend, Es bleibt der Eindruck: Alaska, Goldgräberland, Kampfzone, Geld, Schweiß, Gasexplosionen, starkes Klappmesser in der Hosentasche. Wasserpolnisches dolce far niente und schlesische Idylle wurden zerstört von preußischer Emsigkeit. Rassen mischten sich, verschmolzen unlöslich miteinander. Einheitlich band sie der katholische Glaube. Doch war Maria in Czenstochau nur willkommener Reiseausflug ohne nationale Bedeutung. Um das Leben wird hart gekämpft. Tägliche Gefahr unter Tag stählt, spannt die Muskeln, nimmt physischen Einsatz leicht und verachtet fast psychischen. Solide wird die Arbeit getan. Das Sonntagsvergnügen ist primitiv, doch ehrlich erlebt und Werte der Freude schaffend.

Aus Arbeitsland ist Kampfland geworden. Bitterste Feindschaft klafft aller Orten zwischen den Nachbarn. Tief. Der Haß

ist aufgestanden und liegt mit Mordaugen an Kreuzwegen und Büschen. Die apokalyptischen Reiter sind vorüber gebraust und ihr Atem hat die Herzen ausgedörrt. Die Gerichte sind überlastet. Mord, Diebstahl, Verstümmelung, Einbruch, als Tagesereignis kaum noch beachtet, erschrecken nur, wenn sie, wöchentlich zusammengestellt, immer höhere statistische Kurven beschreiben. Das letzte Oppelner Amtsblatt enthielt Verhaftungsbelohnungen in der Gesamthöhe von 80 000 Mark und 50 Steckbriefe. Die Landwege sind unsicher, Banditentum, erbarmungslos und brutal, arbeitet fieberhaft, und die Nächte sind von Schüssen durchhallt. Aus einer ruhigen und fleißigen Provinz wurde Stätte wüstesten Tumults, wurde Kampfplatz zwischen Deutschen und Polen, wurde Tummelplatz jeder Verblendung. Blutdampf überwölkt alles. Hitzt die Hirne und Herzen und blendet die Augen. Daß sie nicht die Hand des Nächsten sehen, die sich ihnen entgegenstreckt.

Historische Tatsachen.

Soweit man sagen kann, daß Dinge feststehen, ist folgendes richtig:

Der Versailler Friedensvertrag überantwortet den wesentlichsten Teil Oberschlesiens Völkerbunds-Protektorat. Die Abstimmung, die spätestens im August 1921 beendet sein muß, soll darüber entscheiden, wem das Land zufällt. Nach diesem Volksspruch, dessen Resultate gemeindeweise festgestellt werden sollen, wird der Oberste Rat zu Paris nach wirtschaftlichen und ethnographischen Gesichtspunkten die Grenze ziehen.

Diese Paragraphen sind Kautschuk in den Händen von Machthabern. Insbesonders, was die Bestimmung des gemeindeweisen Votums und seiner nachherigen Verwertung bei allgemeinen Erwägungen anlangt. Sofort tauchen Fragen auf. Was geschieht, wenn der Landkreis Beuthen polnisch und der Stadtkreis Beuthen deutsch wählt?

Den Völkerbund vertreten die Mächte England, Italien und Frankreich. Letzteres stellte den Präsidenten der Interallierten Kommission, den außerordentlich klugen General le Rond und den überwiegenden Teil der Besatzungstruppen. Zwar werden alle Beschlüsse des Oppelner Triumvirats, das noch aus dem Engländer Percival und dem Italiener de Marinis besteht, einstimmig gefaßt. Doch kann kein Zweifel sein, daß Frankreich hier Schutzmacht ist, Frankreich allein Deutschland gegenüber Kontrahent und Instanz für alle Verhandlungen. Größter Fehler von einer gewissen Seite war es, von Anfang an dies nicht zu sehen, kleinliche Ranküne des Ausspielens der verschiedenen Staatsvertreter gegeneinander zu versuchen. Später wurde es besser. Davon wird noch zu reden sein.

Oberschlesien ist ein Zweisprachenland. Es ist nie polnisch gewesen, aber auch nie preußisch. Die Leute, die das einmal behaupteten und noch behaupten, sind die verantwortlichen dafür, daß jetzt die deutsche Sache da unten einen bitterschweren Stand hat. Oberschlesien ist ein Land von stärkstem katholischen Einschlag. Jene Preußen, die nicht soviel politischen Verstand bewiesen haben, diesem katholischen Land Lehrer und Beamte dieses Glaubens herunterzusenden, sie sind dafür verantwortlich, wenn es jetzt das letzte Ringen auch gegen jenen unwägbar furchtbaren Feind zu kämpfen hat, der nicht in einem Jahr zu besiegen ist: das Mißtrauen. Oberschlesien ist eine historisch-organische Einheit. Jene Leute, die das nicht erkannt haben und das nun endlich zu Stande gekommene Autonomie-Gesetz zu verzögern verstanden haben, sind verantwortlich dafür, wenn der Warschauer Gedanke dort je Fuß fassen konnte.

Ohne Oberschlesien ist Deutschland nicht fähig, die Leistungen aus dem Friedensvertrag zu erfüllen. Infolge der Valuta nicht mehr in der Lage, die Ausbeute des Ruhrgebietes durch englische Kohlen zu ergänzen und doppelt auf die Oberschlesiens angewiesen, geht es unweigerlich verstümmelt zu Grunde, wenn ihm das Glied Oberschlesien amputiert wird.

Polen braucht Oberschlesien nicht. Es sei denn als Spekulationsobjekt. Die Gruben von Sosnovice, Drombrowa und die nördlicher gelegenen genügen zur Versorgung des Landes. Folgende Feststellung ist zwar alt, aber immer noch unbestechlich richtig. So paradox es klingt: Frankreich hat von Oberschlesien nur etwas wenn dies bei Deutschland bleibt und es lebensfähig macht. Nicht als ob polnische Unfähigkeit nun etwa sofortigen Verfall der blühenden Provinz herbeiführen würde. Das ist chauvinistischer Unsinn. Sondern weil erstens der nötige Höchstleistungsrekord aus technischen Gründen ohne Verschulden ausbleiben müßte, zweitens, weil die Erhaltung des Schuldners Deutschland für Frankreich bedeutend wichtiger ist, als die Luxussanierung eines ohnehin bei ehrlicher Arbeit lebenskräftigen Staates. Ohne Polen auch nur im geringsten befreundet zu sein, kann man die ewige Anwendung des Wortes „polnische Wirtschaft" billig und taktlos finden.

Das englische und italienische Interesse ist höchst mäßig. Besonders ersteres beschränkt sich auf Gesten und Zwischenspiel ohne wirkliche Bedeutung. Gegen die Haltung der englischen Kreiskontrolleure ist nichts zu sagen. Sie sind bemüht, ihres Völkerbundamtes würdig zu sein. Sie tun also ihre Pflicht. Die Posten sind Sprungbretter. So für den sympathischen Kreiskontrolleur von Beuthen, Ottley, einem Privatsekretär des englischen Königs.

Oberschlesien ist eine europäische Frage, denn es ist zum großen Teil eine Kohlenfrage. Eine europäische insofern, wenn

man England und die Gebiete östlich der Weichsel aus dem Begriff Europa (Abendland) ausschaltet. (Merkwürdig, wie Wirtschaft und Kultur auch bei der kontinentalen Struktur-Verschiebung sich geographisch decken.)

Von Amerika können hier nur politische Kinder reden. Denn nachweisbar geht die Regierung in Washington in jeder Weise mit der englischen Politik in Europa konform. Und ein Mann wie Emerson hat eben drüben nicht viel Kredit. Man sieht das Land drüben immer noch falsch. Dafür sieht es uns aber kaum.

Dies sind historische Tatsachen, die bei allen Betrachtungen als grundlegend im Gedächtnis zu behalten sind.

Kampf und Kämpfer.

Nachdem sie schon lange vor Krieg und Revolution die durch ein unvernünftiges Preußentum fruchtbar gemachte polnische Irredenta unterstützt hatte, hat nach begonnenem Abstimmungskampf die Warschauer Regierung ihre gesamten politischen Stäbe und Truppen nach Oberschlesien geworfen. Großzügig berechnend, und wo sie es für nötig hält, mit äußerster Brutalität wirkt sich polnische Propaganda fast hemmungslos aus. Ihr Name Korfanty, ihr Geist Wolny, ihre Hand der Sokol. Ein Netz von Organisationen, Vereinen, Spitzelzentralen und straff organisierten Abstimmungs-Comitees überzieht Stadt und Land. Mit dem Zeitungsaufkauf ist man mäßig und bescheiden vorgegangen. Im Wesentlichen steckte man sich nur die früher demokratische oberschlesische Grenzzeitung ein, die als Propaganda-Organ dotiert, wirksam arbeitet. Auf jeden Fall hat man es verstanden, den schon prädestinierten polnischen Teil der Geistlichkeit für sich zu gewinnen und auch hierin einen unschätzbaren Helfer gefunden. Bei der geschickten polnischen Minierarbeit werden alle Register gezogen.

Die Überredungschöre sind gut abgestimmt, auf allerlei Feinheiten Bedacht genommen, und eines Jeden Geschmack findet seine Befriedigung. Auch ist vor allen Dingen das wichtige Kapitel der Auslands-Propaganda nicht außer Acht gelassen worden. Und wer die ausländische Presse aufmerksam verfolgt, wird vielfach Artikel finden, die in harmloser Verkleidung das aussprechen, was im Hotel Lomnitz gedacht worden ist.

Ein viel verworreneres Bild bietet demgegenüber die deutsche Seite. Während weitsichtige Kreise seit Langem begriffen hatten, daß Oberschlesien infolge seiner historischen Entwicklung trotz seiner Gemengelage der Nationalitäten ein einheitlicher Organismus ist, der noch dazu durch starkes wirtschaftliches und religiöses Band zusammengehalten wird, haben engstirnige Preußen-Naturen ad majorem gloriam Borussiae diese Tatsache einfach weggeleugnet. Sie sehen weder die durch keine Krone mehr gehemmte unauf-

haltsame Auflösung des weder geistig noch politisch irgendwie mehr berechtigen Preußenstaates, noch die Gefahr des Verlustes wichtiger Provinzen bei weiterem Unterlassen, sie kulturell und wirtschaftlich neu gegliedert in das umformende und zwar naturgesetzmäßig umformende Reich einzufügen. Sogar die dadurch in ihrer Machtstellung ziemlich scharf bedrohte Sozialdemokratie hat dies eingesehen und erst kürzlich hat ihr tüchtigstes schlesisches Mitglied, der Reichstagspräsident Löbe, in einer leider zu unbeachtet gebliebenen niederschlesischen Bezirkskonferenz in Breslau gesagt: „Als Sozialdemokraten haben wir auch kein Interesse daran, das von den Hohenzollern zusammengeraubte, zusammengeheiratete und zusammengestohlene Preußen in seinem Bestande zu erhalten, selbst daraufhin nicht, daß wir einige preußische Minister stellen können. Mit der Reaktion der Zukunft werden wir besser fertig werden, wenn sie sich nicht auf das geschichtlich gewordene Preußen stützen kann. Die Revolution hat es versäumt, die deutsche Einheits-Republik zu schaffen. Heute können wir keinen Teil Deutschlands mit Gewalt hindern, sich diejenige Lebensform zu suchen, die er wünscht. Wir müssen unserseits in der Neugliederung des Reiches nach kulturellen Gesichtspunkten vorangehen, die zu einer freiwilligen Einheit führt. In Oberschlesien ist die Entscheidung in die Hand Oberschlesiens selbst gelegt, wo 80 v. H. der Bevölkerung Arbeiter sind. Ob Schlesien eine besondere oberschlesische oder eine gesamt-schlesische Autonomie wünscht, werden die Schlesier in den zwei Monaten nach der Abstimmung für Deutschland selbst zum Ausdruck bringen." Hannover, die Rheinlande und nicht zuletzt Oberschlesien sind eben warnende Signale. Das weiß und beachtet außer dem Geheimrat im preußischen Ministerium jeder einsichtige Politiker. Auch die oberschlesische Autonomie, d. h. ihre Verzögerung, hat der preußische Geheimrat auf dem Gewissen. Die Bestrebungen, dem oberschlesischen Willen nach einem Bundesstaat entgegen zu kommen, und somit für Deutschland das großartigste Propaganda-Mittel zu sichern, liegen weit zurück. Als damals die ersten Anordnungen aus Beuthen und Kattowitz mit maßgeblichen Industriellen an der Spitze in Berlin eintrafen, behandelte man diese Herren geradezu wie Hochverräter. Die sozialistische Regierung, Heine und Hirsch, die nie mit oberschlesischen Verhältnissen Bescheid gewußt hatten, lehnte sie in verletzender Form ab. Vorschlägen, schon damals in Oberschlesien mit einer kulturellen Versöhnungspolitik zu beginnen, begegnete der Minister Landsberg mit dem gleichen Einwand. Und in der Provinz selbst sorgte Hörsing dafür, daß möglichst viel Wasser auf die Mühlen der polnischen Agitation kam. Später suchte man nach außen hin ein freundliches Gesicht zu bewahren, indem man aus Oberschlesien Herren als vortragende Räte in das Ministerium berief, um Verständnis für die Wünsche der Industrie-Provinz zu zeigen. Nur

daß leider die betreffenden Geheimräte, die heute noch an entscheidender Stelle in unheilvollem Amt sind, gerade zu jenen Beamten gehörten, die jedem bundesstaatlichen Begehren in Oberschlesien aufs Schärfste entgegengearbeitet haben. Selbst als man in der Reichsregierung den bekannten und durch das Posener Beispiel von vornherein zur Farce degradierten Schachzug Korfantys erkannt hatte, der durch den Warschauer Sejm der künftigen Wojewodschaft Schlesien weitgehendste Selbständigkeits-Garantien versprechen ließ, sprang immer wieder irgendwo an preußischer Stelle ein Widerstand auf. Erst als das Zentrum und der kluge, nur zu sehr abhängige Zentrumsführer Ulitzka, zweifellos eine Persönlichkeit hohen Grades, klipp und klar mit seiner Partei sich zum Autonomie-Gedanken bekannte, war die Gegenseite lahmgelegt. Aber nun war es schon reichlich spät geworden. Der Oberschlesier sah mit Mißtrauen plötzlich auf die verschiedenen Organisationen, die sich plötzlich mit mannhafter Geste auf den Boden der neuen gegebenen Tatsachen stellte. Dazu war die Disziplin oft so gering, daß es passieren konnte, daß polnische Zeitungen über eine Kundgebung der Münchener Sektion der heimattreuen Verbände berichten konnten, in der diese sich gegen die Autonomie aussprach. Der deutschnationale Pferdefuß tritt eben immer, wo er durchkommt, das eigene Volk gegen die Brust.

Die deutsche Propaganda, die zumeist an dem unpolitischen Sinn der unteren Executivorgane leidet, ist in der letzten Zeit in ihren schädlichsten, geistigen Auswüchsen beschnitten worden, auf die näher einzugehen sich in diesem Stadium der Abstimmungsfrage erübrigt. Nur soweit sie über den Termin des Tages hinausgeht, hat sie eins vergessen, das was auch die deutsche Politik in Oberschlesien bisher vollkommen übersehen hat. Die Tatsache nämlich, daß selbst nach einer für Deutschland sehr günstigen Abstimmung immer damit gerechnet werden muß, im Gebietsteil Oberschlesien eine polnische Minderheit zu haben, mit der man auskommen muß. Eine polnische Minderheit, die auch die Entente nie ohne einen vom Völkerbund garantierten Majoritätenschutz bei Deutschland lassen würde. Deutsche und Polen werden eben stets in Oberschlesien zusammen leben. Um den polnischen Oberschlesier hat man sich auf deutscher Seite viel zu wenig gekümmert. Es ist nämlich nicht so, daß er immer nationalpolnisch gesinnt gewesen ist. Noch heute, kann man sagen, ist ein großer Teil der polnischen Bevölkerung Oberschlesiens durchaus nicht der Fahne Korfantys zugeschworen, da zwischen ihm und seinem kongresspolnischen Bruder recht erhebliche Kulturunterschiede (und das ist nicht zum wenigsten deutsches Verdienst) bestehen. Nach den Wünschen der polnischen Oberschlesier hat man viel zu wenig in Deutschland gefragt, über die Garantien, die für eine polnische Minderheit im kommenden Autonomiegesetz geschaffen werden müßten, wäre es doch notwendig gewesen, einmal mit

oberschlesisch-polnischen Kreisen Fühlung zu nehmen. Es gab eine ganze Anzahl einflußreicher Polen im Industriebezirk, die geradezu darauf warteten. Aber natürlich mußte dies durch unbelastete Persönlichkeiten geschehen. Die polnische Propaganda war der Deutschen hierin überlegen. Wer das Geschehen der Zeit beobachtete, hätte in dieser Beziehung manches lernen können, So erscheint seit einiger Zeit in Gleiwitz die Zeitung „Most". (Brücke). Sie wird von einem Krakauer Gelehrten herausgegeben und ist ein zweisprachiges Blatt, das inhaltlich ethische und allgemein menschliche Fragen behandelt, Bruchstücke aus der Weltliteratur abdruckt und zugleich ein Mittel ist, polnisch und deutsch zu lernen. Der Erfolg dieses Organs ist überraschend gewesen. Es ist praktisch, die Krachartikel in den andern Blättern liest sowieso kein Mensch mehr, und inhaltlich ist es der beste Gegensatz zu einer gewissen Seite der deutschen Propaganda und ein ausgezeichneter polnischer Schachzug. Dafür aber hat man auf deutscher Seite den guten Eichendorff für den Polen beinahe zum Hakatisten gemacht, indem man ihn so viel und so anzüglich druckt und um ihn herum Vereine und Vorträge veranstaltet, daß er den polnischen Laien schon gar nicht mehr als Dichter, sondern fast wie ein Angestellter der deutschen Regierung anmutet. Dafür hat das Dammertbüro es verstanden, sich mit riesenhaften Staatsgeldern ausstatten zu lassen, die ihm Gelegenheit geben, in Oberschlesien ein Ensemble journalistischer und politischer Mittelmäßigkeiten zusammen zu stellen. Zum Ausgleich dafür hätte man aber beinahe die einzige von oberschlesischen Gelehrten und Pfarrern herausgegebene wissenschaftliche Zeitschrift „Oberschlesien" eingehen lassen. Diese Gefahr bestand nämlich für sie, weil ihr 1500 Mark Druckkosten fehlten. Erst durch das Eingreifen der eine wirklich gerechte Entscheidung in Oberschlesien fördernde Zeitschrift „Der Oberschlesier", an deren Spitze der ausgezeichnete Kulturpolitiker Georg Wenzel steht, wurde dies Werk des Deutschtums vom Untergang gerettet. Die von Korfanty für die Zeit kurz vor dem Wahltermin beabsichtigte Versöhnungspolitik, deren Falschheit durch ein psychisches Überrumpelungsmoment nach außen hin ausgeglichen werden soll, schätzt die Stimmung nicht unrichtig ein. Die Atmosphäre des Friedens wird zweifellos ersehnt. Denn man hat auch in den oberschlesischen Kreisen, die sich nicht mit den Warschauer, aber auch, wenngleich deutsch, nicht mit den Berliner decken, genug vom Hader, genug von dem Verbrechertum, das infolge der politischen Unruhen und der zersetzten Abstimmungspolizei, mit deren Einrichtung die Entente-Kommission ihr Ansehen gerade nicht gefördert hat, das Land zu einem einzigen Räubereldorado gemacht hat.

Abstimmung und Ziel.

Seit einiger Zeit steht der Termin der Abstimmung für Oberschlesien ungefähr fest. Es ist das Ende Februar oder der Anfang

März. Obwohl nun der eigentliche Start jetzt beginnt, steht das Ziel keineswegs fest. Denn welches sind die Aussichten, welches die Absichten der Abstimmung? Nach dem Wortlaut der Versailler Akte hätte sie nur einen Zweck, wenn es einer der streitenden Parteien gelänge, mit seinem Resultat in die überwiegende Mehrheit zu kommen, also ungefähr 90 % der abzugebenden Stimmen zu erhalten. Dies wird nicht der Fall sein. Auf deutscher Seite dürfte man, en bloc gerechnet, bei guter Beteiligung der im Reiche lebenden Oberschlesier mit etwa 70 % rechnen. Da ja aber nicht die absolute Majorität ausschlaggebend ist, sondern die jeweilige Gemeindemajorität für diesen Bezirk entscheidet, wird man aus den oben angeführten Gründen am Schlusse der Abstimmung genau so klug sein. Es muß die Aufgabe der deutschen Regierung sein, diese nach Lage der Verhältnisse den Polen alle Chikanen ermöglichende Maßnahme zu verhindern. Die polnische Regierung stand schon seit Monaten darüber mit leitenden Stellen der Oppelner Regierung in Verbindung, die deutschen Kreise, weder Fürst Hatzfeld, noch der Plebiszit-Kommissar, sind im Gegensatz hierzu irgendwie von Le Rond aus angegangen worden.

Ein weiterer beabsichtigter Trick der polnischen Seite wird es vermutlich sein, nachdem ihnen die Aussperrung der Heimattreuen aus dem Reich mißglückt ist, in letzter Stunde die Zweizonenteilung mit nacheinander folgender Abstimmung durchzudrücken. Letztere Einteilung wird, wie folgt, von ihnen berechnet: die Westzone mit Lublinitz, Kreuzburg, Rosenberg, Oppeln, Groß-Strehlitz, Gosel, Leobschütz und Ratibor und die Ostzone mit Gleiwitz, Zabrze, Tarnowitz, Beuthen, Kattowitz, Pleß und Rybnik. Die Absicht dieser Einteilung ist sehr durchsichtig. Die Westzone würde zu 80 % deutsch stimmen und also Deutschland zugesprochen werden. Sie besitzt zwar um Oppeln herum eine starke polnische Bevölkerung, ist aber meist landwirtschaftliches, für Oppeln unwichtiges Gebiet und hat im evangelischen Kreis Kreuzburg einen starken Damm gegen das polnische Gebiet, sodaß die Westzone von vornherein schwere Irredenta-Keime bergen würde. Die Ostzone dagegen mit der starken polnischen Grubenbevölkerung und den stark polnisch durchsetzten Kreisen Pleß, Rybnik und den Siedlungs-Ringen um Beuthen und Kattowitz würde vermutlich nur zu 50 % deutsche Stimmen abgeben. Daraufhin würde man also mit der Miene wohlwollender Teilung dieses Gebiet an Polen zu schlagen versuchen. Was den Verlust des gesamten, alle erbohrten und alle noch nicht erbohrten Schätze von unsagbarem Werte enthaltenden Industrie-Gebiete zur Folge hätte und dem Verlust der ganzen Provinz gleichkäme. Dieser saubere Plan hat noch eine verschärfte Tendenz, wenn, wie Korfanty vorschlägt, in der Ostzone zuerst abgestimmt würde. Würden doch dann die psychologischen Wirkungen bei schwankenden Gemütern in der Westzone nicht ausbleiben. Hiergegen hat die Deutsche Regie-

rung nur ein Mittel: die Berufung auf die Versailler Akte. Sie sind in dieser Hinsicht eindeutig. Oder aber wenigstens den Gegenvorschlag: die Teilung der Zonen längs der Eisenbahn Oppeln-Myslowitz vorzunehmen.

Wer heute durch Oberschlesien fährt, und das Land nicht aus seinem inneren Werden heraus kennt, wird überhaupt zu keiner Abwägung der Chancen kommen können. Die Industrie schweigt vollkommen, weil sie ihr Eisen größtenteils in drei Feuern hat, im deutschen, im polnischen und im freistaatlichen. Der Kaufmann wagt keine Äußerung, weil er weder dem Recht noch der Entente-Gunst mehr traut und bis zum Äußersten verschüchtert ist. Für die starke jüdische Bevölkerung trifft das Gleiche zu. Der Bauer steht vielfach unter dem Druck des zu Polen neigenden Landklerus, und so liegt alle Hoffnung und Entscheidung, sieht man vom geistigen, deutschfühlenden Mittelstand ab, beim Arbeiter, d. h. bei der hier weniger ein Programm als eine Lohnskala verfechtenden U. S. P. D. und bei dem Abstimmungsberechtigten aus dem Reich.

Man sieht also, daß mit der Abstimmung in Oberschlesien kaum etwas getan sein wird. Das wichtigste Buch des Deutschen, der Friedensvertrag, ist immer noch von der Öffentlichkeit zu wenig gelesen und durchstudiert, fast ebenso wenig, wie ihn seine deutschen Verfasser in der Tragweite je erkannt haben. So ist Oberschlesien drauf und dran, Brandherd langer Kämpfe zu werden. Das Gespenst der Teschener Lösung taucht neben dem Gedanken des Völkerbundprotektorats immer wieder am Horizont auf und schon munkelt man von allerhand gewaltsamen Vorbereitungen. Jedenfalls dürfte an eine Räumung des Landes, dessen Schicksal so ungewiß ist, von der Entente-Seite aus vorläufig kaum gedacht werden. Hier erweist sich der schon im Vorigen getane Ausspruch als erwiesen: daß Oberschlesien als mitteleuropäische Frage diplomatische Lösung verlangt. Es darf von deutscher Seite nicht zugelassen werden, daß hier mit scheinbaren Rechten Komödie gespielt wird. Eine Komödie, deren tragischer Narr Michel ist. Es gibt nur einen Weg: Deutschlands Außenpolitik muß beweisen, daß Deutschland mit Oberschlesien für Europa nötig ist. Daß der Kontinent, wenn das Reich ohnmächtig ist und es ist ohne Oberschlesien ohnmächtig, zum Balkan herabsinkt. Die europäische gesamte Festland-Wirtschaft ist die Frage einer neuen staatlichen Gemein-Wirtschaft. Ohne Deutschland kein weltgesundes Mittel-Europa. Keine Gesundung der kontinental-europäischen Kohlenwirtschaft ohne ein ruhiges Oberschlesien. Kein ruhiges Oberschlesien ohne sichere Verankerung bei Deutschland. Kein aufbau-fähiges Deutschland ohne Oberschlesien, kein zukunftsreiches Europa ohne ein gesundes Deutschland und ohne eine gesunde Kohlenwirtschaft kein Europa.

DER JUDE ALS SOZIALDEMOKRAT

Anton Kuh, ein junger Schriftsteller aus Österreich, der an einem in Deutschland seltenen Laster laboriert: Er ist zu geistreich, hat soeben ein Buch geschrieben „Juden und Deutsche" (Verlag Erich Reiß), in dem er zum ersten Mal mit disziplinierter Kraft, gesammelt und gefestigt, auftritt. Es ist seit Langem kein freieres, kein mutigeres, kein anregenderes Buch über die deutsche Judenfrage geschrieben worden. Ich gebe hier ein Kapitel des Werkes wieder:

Das liberale Zeitalter hatte dahin geführt, wo es früher oder später landen mußte: zur Verwandlung des Oppositionsbürgers in einen Vorbehaltsbürger und endlich in den Nationalbürger. Durch die jüdische Hilfe gestärkt, schüttelte er den lästigen Mitstreiter von den Schultern. Konnte er sich auf die Dauer in einer Gesinnung beschränken, die ihren Schutzzweck für den Besitz schon erfüllt hatte? Er ging also nicht bloß über ihre Grenzen hinaus, auf eigener Gewaltbahn weiter, sondern eröffnete den Krieg gegen die Juden, die, der Gefahr solcher Entwicklung für die Vorbedingungen ihrer Freiheit bewußt, an jenen Grenzen stehenblieben. Dadurch entstand, möchte ich sagen, eine Vakanz in der Übernahme der Ideen, die als Zeitwiderstand im Liberalismus tätig waren. Hier sprang die Sozialdemokratie ein. Sie sog die jüdische Hoffnung auf, die der dritte Stand enttäuscht hatte. Eine unverdorbene, unterdrückte Klasse sollte unter dem Wahlspruch: „Wir kennen keine Konfessionen und Rassen — nur Besitzer und Besitzlose" die Sache jener Juden ins Schlepptau nehmen, denen die früherere Gesinnung keine Zukunftsgewähr mehr bot.

Aber, wird man sagen, nun waren sie doch auf dem rechten Weg? Näher konnten sie der Sendung, den Geist des Besitzes an der Umwelt zu sühnen, kaum noch kommen?

Darauf wäre zunächst zu erwidern, daß es auch dem Sozialismus im Grunde nicht auf die menschliche Beziehung, sondern auf die Existenzgleichheit ankommt, und daß er wieder nur in einer Metapher des Freiheitssinnes steckenbleibt, den Irrweg fälschlich als Vorstufe betrachtend.

Dann aber:

Daß in der Rechnung ein Loch war. Und dieses Loch unglückseligerweise die Stelle des weggelassenen Ich. Sie glaubten von sich und ihrem Judentum absehen zu können — ja, zu müssen —, um Sozialisten zu sein. Das war die Lügenwurzel. Was ging sie der Entrechtete, Mißachtete an, der es aus ganz anderen Gründen war als sie, wenn sie nicht zuvor ihr Schicksal in ein Verhältnis zu dem seinen setzten? Und wieviel war die Menschenliebe wert, die erst ihres Ursprungs und ihrer körperlichen Bedingtheit vergessen mußte, um sich in die Welt zu ergießen? (Ganz nebenbei sei hier noch bemerkt, daß die Juden, bei denen sich die Zahl der Besitzenden und Besitzlosen wesentlich günstiger verteilt als bei den anderen Völkern, den sozialen Erscheinungen, die der Besitztrieb des Geschlechtes zeitigt, naturgemäß empfindungslos gegenüberstehen müssen, solange sie von dem Urmotiv nichts wissen. Daß einer ausgebeutet, übervorteilt wird, rührt sie wenig; es war nicht ihr Er-

lebnis. Dieses hieß: bespieen zu werden. Gäbe es eine Partei, die sich der Bespieenen, mit Püffen und Tritten Bedachten annähme, und ihr träten die Juden bei — es wäre die natürlichste Sache der Welt.)

Die Selbstausschaltung, als Quellpunkt ihres sozialistischen Eifers, mußte aber für sie überdies zur Folge haben, daß sie, so weit von sich entfernt, die Erscheinung des Besitzes nicht in ihrem tiefen geschlechtsphilosophischen Zusammenhang erfaßten, sondern ganz oberflächlich und wirtschaftlich nahmen. Daß sie gegen Wirkungen kämpften, ohne die Ursachen völlig zu sehen. Daher war und ist bei ihnen etwa der Haß gegen Muckertum sehr wohl mit einem Hohnlächeln über aufrührerische Geister vereinbar, die die Welt aus dem bewußten Punkt kurieren wollen, oder ihr Dringen auf Lösbarkeit der Ehe mit puritanischem Dirnenabscheu.

Nicht die Kraft, sondern die Barmherzigkeit ist der philantropische Quell dessen, der auf sich selbst verzichtet; der jüdische Sozialismus mündet also, höchstfolgerichtig für Schopenhauersche Begriffe und ebenso verkehrt im Sinne ihres Schicksals und ihrer Vorbestimmtheit, ins Christentum.

Ich nehme als Repräsentanten dieses Zeitabschnittes Ferdinand Lassalle heraus. Nicht, weil das hier Gesagte etwa besonders auf sein Wesen zutrifft; auch nicht, weil er, von dem französisch veränderten Namen angefangen bis zu dem Ausspruch: „Zwei Dinge in meinem Leben habe ich nur gehaßt: Die Juden und die Literaten; leider bin ich beides", als kolossalischster Ausdruck jenes Ehrgeizes gelten darf, der in den Rhythmus und Wellenschlag des großen Lebens verliebt, an der Statuenstarre der Geschichte berauscht, zu aristokratischer Höhe hinanstrebt und den jüdischen Advokatentalar als römische Toga trägt . . .

. . . sondern um einer einzigen Tagebuchnotiz willen, die der Knabe Lassalle, vierzehnjährig, lange Zeit, bevor er der Gesinnungsbeau war und das Vorbild für alle, die seither ihren Stadtpelz in aufrechter, demokratischer Haltung tragen oder im Schatten Mirabeaus eine Kindesmörderin verteidigen, eintrug. Sie lautete:

„Ich könnte mein Leben wagen, die Juden aus ihrer jetzigen drückenden Lage zu reißen. Ich würde selbst das Schafott nicht scheuen, könnte ich sie zu einem geachteten Volke machen. O, wenn ich meinen kindischen Träumen nachhänge, so ist es immer meine Lieblingsidee, an der Spitze der Juden, mit den Waffen in der Hand, sie selbständig zu machen . . ."

Er, dessen Lieblingsidee solches zu einer Zeit war, da noch das Unbewußte, von keinem Trug Verfälschte und Irregeleitete im Menschen spricht, wurde dann zu einem Führer und Hauptbegründer der deutschen Sozialdemokratie! Gibt es ein besseres Leitwort nicht bloß zu seinem Leben, sondern zur Europageschichte der Juden überhaupt, die eine Kette falscher Anwaltschaften war? Man sage nicht, daß sie ihre Dialektik, ihr Talmud-Atavismus in den Advokatenberuf dränge! Es ist vielmehr die historische Gewohnheit, sich der fremden, ihnen im letzten Ende feindlichen Sache als der eigenen anzunehmen. Und nennt man ihre innere Tragik den Weg, der sie von der Schuld zur Sendung führt, so muß jener Irrweg als ihre äußere Tragik bezeichnet werden.

Eingeleitet und mitgeteilt von Julius Schuster

3) An Gustav zu Putlitz.

Wien, den 6. Dec. 1857.

Verehrtester Freund!

Für den verlorenen Sohn wurde ein Kalb geschlachtet, als er sich endlich wieder einstellte; wie es einem verlorenen Freunde ergeht, wenn er wieder kommt, weiß ich nicht! Es ist himmelschreiend. es ist unverzeihlich, auf einen so liebenswürdigen Brief, wie Ihr letzter war, erst jetzt zu antworten, und keine Arbeiten, keine Vorfälle können den Sünder rechtfertigen, nicht einmal die Gewohnheit, sich den besten Bissen bis zuletzt aufzuheben und ihn darüber oft kalt werden zu lassen. Ich ergebe mich daher ohne den kleinsten Verteidigungs-Versuch Ihrer Großmuth, und erst jetzt, nachdem ich Ihrer Begnadigung gewiß zu seyn glaube, komme ich zu dem, was allenfalls für mich anzuführen wäre.

Nie habe ich so anhaltend und so glücklich gearbeitet, wie vorigen Herbst und Winter, aber auch nie habe ich es mit so gänzlicher Erschlaffung, so gänzlicher Lebens-Unfähigkeit, bezahlt, wie diesen Sommer, Ich habe die Gesammt-Ausgabe meiner Gedichte zusammengestellt und fast kein einziges unberührt gelassen, ich habe weiter die vier letzten Gesänge eines epischen Versuchs geschrieben und das erste Stück meiner Nibelungen, aus fünf Akten und einem Prolog bestehend ausgeführt. Darüber mußte ich dann Alles liegen lassen, sogar meine Wiener Geld-Angelegenheiten, was mir durch das Umspringen der Course einen Verlust von wenigstens drei Tausend Gulden zugezogen hat, den die Honorare, wenn mein Verleger anders nicht zu meinem Heil von einem stillen Wahnsinn befallen wird, sicher nicht decken werden. Als der furor dann endlich nachließ, lag ich da, wie eine Person, die Krämpfe gehabt hat und wie ich mich in Gmunden ein wenig zu erholen anfing, hatte ich im Bade einen Unfall, der mir das Leben hätte kosten können und eigentlich, zu Ehren der Wissenschaft, auch hätte kosten sollen. Mir sprang nämlich von einer hohen Brücke herunter, als ich gerade durchschwamm, ein Verrückter auf den Rücken und schlug mir mit seinen Zähnen ein Loch in den Kopf. Die Wirbelsäule, die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich, nebst den Rippen, zu brechen pflegt, blieb ganz, aber ich verlor viel Blut und habe Monate lang an den Folgen der Erschütterung gelitten, ohne jedoch für die Zukunft etwas besorgen zu müssen. So blieb ich Ihnen denn auch in Gmunden, von wo aus ich Ihnen ausführlich hatte schreiben wollen, die Antwort schuldig, denn ich konnte kaum lesen. Doch genug davon, Sie hadern nicht mehr mit mir.

Sie werden jetzt wohl wieder so gemüthlich in Ihrem Tusculum sitzen, wie Sie es mir zu Anfang des vorigen Winters schilderten, aber einen kleinen Engel mehr im Hause und ein Drama

mehr auf dem Schreibtisch haben, wenn Sie mit Ihrem Stück aus der Brandenburg'schen Geschichte anders bereits zum Abschluß gekommen sind. Das kleine feine Lustspiel, was hier kürzlich von Ihnen zur Aufführung kam, hatte sich bei den Gebildeten, wie ich Sie versichern kann, des aufrichtigsten Beifalls zu erfreuen, aber die Gebildeten, denen das Burgtheater früher allein gehörte, bilden jetzt nur noch einen sehr kleinen Theil des sich dort versammelnden Publikums und der große Haufe sähe es natürlich lieber, wenn die Pulver-Explosion von Mainz dramatisiert würde, wozu allenfalls auch Rath werden könnte. Man muß die Kunst jetzt wirklich nur um Gottes willen treiben, der das Talent nur einmal verliehen hat und fordern darf, daß man es nicht brach liegen läßt; glücklicherweise belohnt sie auch durch sich selbst. Mir macht die Gesamtausgabe meiner Gedichte, in schöner Ausstattung bei Cotta erschienen, Freude und Freunde; ich halte es für mein bestes Buch. Einige Nachträge entstehen noch immer; gestern z. B. machte ich eine Ballade, zu der ich die Idee ein volles Viertel-Jahrhundert mit mir herumgetragen hatte. Ein volles Viertel-Jahrhundert! Graut Ihnen nicht? „Wachet auf, ruft uns die Stimme." Das klingt mir, aus weiter erster Kinderzeit herüber oft in den Ohren und macht mich gegen Lorbeeren und Kronen gleichgültig.

Auch wir finden unser höchstes Glück in der Häuslichkeit und verlassen den kleinen Zirkel, den wir selbst bilden und in dem nur noch für einen Vierten oder Fünften Platz ist, nur selten und ungern. Die Muschel im Ozean! war von jeher mein Wahlspruch und ist auch der meiner Frau. Diese hat sich kürzlich ein Verdienst um das Burgtheater erworben, was auch allgemein anerkannt wurde, indem sie durch die tiefste, seelenvollste Darstellung die abgeschmackte Fiammina*) über Wasser hielt. Sie grüßt Sie und Ihre Frau Gemahlin, welche kennen gelernt zu haben, wenn auch nur flüchtig, uns eine große Freude war, auf das Herzlichste; ebenso ich und Titi, die jetzt zu einem Gruß auch schon vernünftig genug ist. Die fröhlichsten Feiertage und — keine Rache!

Treulichst Ihr Fr. Hebbel.

4) An Gustav zu Putlitz.

Verehrtester Freund!

Das nenne ich undankbare Leute! Ich schreibe Ihnen einen herzlichen Brief, ich schicke Ihnen meine Dichtungen, ich schenke Ihnen einen Psychographen**) und sie sind stumm, als ob sie nicht an der Donau, sondern in der Donau haus'ten und keines Lautes mächtig wären.

Nicht wahr, so haben Sie gedacht, mehr als einmal gedacht, vielleicht gar gesprochen, und wer wird es Ihnen verargen? Aber freilich, und das haben Sie sich doch auch schon selbst gesagt,

*) Von Nehard.

**) Ein Apparat, durch den die Geister der Spiritisten angeblich ihre Meinung schriftlich offenbaren.

können wir von unserer Seite Manches erwidern. Zunächst ging uns der Psychograph mit einem sehr bösen Beispiel voran, denn obgleich wir ihn nicht bloß fragten, sondern succesive inquirierten und quälten, ja zuletzt sogar ohne Erbarmen folterten, so gelang es uns doch nicht, ihm auch nur den kleinsten Laut zu entlocken. Entweder wohnt kein Geist in ihm, oder wir sind ihm zu gering uns einer Offenbarung zu würdigen. So steht die Sache ohne allen Zweifel und gehört nicht mehr als Alltagsmuth dazu, Ihnen eine so beschämende Alternative mitzuteilen? Nehmen Sie noch hinzu, daß ich meiner Frau aus Gesundheitsrücksichten das Eintreffen des unheimlichen Gastes volle acht Tage verhehlte, so können Sie sich gewiß vollständig in unseren Zustand versetzen! Doch, Scherz bei Seite, der Winter und der Frühling gingen bei uns nicht so vorüber, wie wir wohl gewünscht hätten! Die Grippe ging, wie ein Abendmahlskelch des Teufels, im Kreise bei uns herum und entzog mein Haus dem Theater, mein Töchterlein ihren Lehrern, und mich, was vielleicht kein Unglück war, meinem Schreibtisch. Kaum jetzt geht Alles wieder, wie es soll, doch hoffen wir uns in Oberösterreich, Steiermark und Salzburg, wohin wir in den nächsten Tagen absegeln, wieder herzustellen.

Ihre Dichtungen haben uns wohlgethan, nicht bloß meiner Frau, sondern auch mir, doch sehe ich Sie, wenn Sie mir ein aufrichtiges Wort gestatten wollen, lieber im dramatischen Gebiet, als im epischen, wobei freilich meinerseits die Gründe des Genres vorwalten mögen. Ihre Ines sowohl, wie Ihre früheren Stücke, haben mich durch Zartheit der Ideen und Feinheit der Behandlung innig und warm angesprochen, und Sie thun mir unrecht, wenn Sie das bezweifeln. Ich fasse das Drama anders, aber das macht mich für fremde Arbeiten durchaus nicht unempfänglich, im Gegentheil sind mir meine eigenen Schüler gerade am meisten zuwider. Das Theater-Schicksal der Ines in Wien konnte uns übrigens nicht im Mindesten überraschen; wir haben eine Bühne gehabt, der es um Wahrheit und Natur zu tun war, und treiben jetzt Feuerwerkerei. Ich habe mit der Wirtschaft absolut Nichts zu schaffen und meine Frau nur so weit, als ihr Hof-Decret es mit sich bringt. Von mir ist im Herbst eine Tragödie „Gyges und sein Ring" vollendet worden; erschienen sind Agnes Bernauer und Michel Angelo, denen Gyges zu Weihnacht folgen wird. Vielleicht kommt Ihnen etwas davon unter die Augen; die Poesie entschädigt mich für die Bühne, eben jetzt tritt eine Gesamtausgabe meiner Arbeiten hervor, aber nicht in Deutschland, sondern zum großen Verdruß meines Verlegers, der es mir gestern anzeigte, in New-York, wo ich die Ehre habe, Goethe, Schiller und Heine auf dem Fuß zu folgen.

Und nun unter den herzlichsten Grüßen und Empfehlungen von meiner Frau in alter Freundschaft

Ihr

Wien, den 1. July 1855. Fr. Hebbel.

Der Verteidiger des eben verurteilten Einbrechers Emil Strauß hat fürs T.-B. diese Darstellung seiner Eindrücke von der Persönlichkeit des Verbrechers geschrieben, der jedenfalls — seine Straftaten beurteilte der Richter — als Energie und Geist nach vielen Jahren Einzelhaft eine psychologische Merkwürdigkeit besonderer Art darstellt.

Vor Jahren sah ich ihn zum ersten Male, in meiner Sprechstunde. . . . Ein eleganter, hoch aufgeschossener Kavalier; tadelloser Gehpelz und modernster Zylinder, den geschmackvollen Spazierstock in der wildlederbekleideten Hand. Er bat mich in ruhigem, vornehmen Tone, seinen Namen verschweigen zu dürfen: nur eines Freundes wegen komme er, der sich infolge eines Konfliktes mit dem Gesetze verbergen müsse. — Ob ich ihm über gewisse Auslieferungsverträge Auskunft geben könne. Ich mußte die Antwort als „Rechts"-Anwalt ablehnen. Aber dann sprachen wir weiter, über allerlei Fragen aus dem Strafrecht, und ich bewunderte seine Kenntnisse. Einer vom Fach, dachte ich mir, . . . vielleicht ein gescheiterter Referendar oder ausgeglittener Assessor. Dem widersprach ein Etwas, über das ich mir im Augenblick nicht klar wurde. — Das Gespräch und sein Abschied sehr korrekt; nur alles sonderbar zögernd. . . .

Bald darauf hörte ich von einem der Schwer-Klienten, daß es Emil Strauß war; . . . wieder einmal nach dem Ausbruch und eifrig gesucht. . . .

II.

Dann, nicht lange darauf, war's in einer kleinen Kneipe in N.-O. . . Einer, der die Kaschemmen und das Gruseln kennen lernen wollte, hatte mich hineingeschleppt. An einem im Halbdunkel stehenden Tische saß Emil Strauß, in einem größeren Kreise gleichaltriger Leute. Wieder fiel mir sein tadelloses Äußere auf und die Ruhe seines Wesens; ein auffallender Kontrast zu der unsteten, wüsten Umgebung. Nichts störte die gediegene Note der Erscheinung, — keine unmögliche Kravatte und kein greller, schreiender Velour-Hut, wie ihn sonst die Männer vom Brecheisen und Dietrich tragen, wenn sie in Zivil gehen. — Er schien mich sofort zu erkennen. Nur ein kurzes, unmerkliches Nicken sagte mir, daß er auf meine Verschwiegenheit rechnete. Stumm saß er, ohne an den Gesprächen und Zoten der Gefährten teilzunehmen. Allein die beweglichen Augen sprachen und durchforschten jeden der Anwesenden und Kommenden. Sein Glas mit schalem Bier stand unberührt die halbe Nacht; er nippte nicht einmal daran. Die um ihn behandelten ihn mit eigenartiger Scheu, wie einen Ehrengast, den man achtet. — Später sammelten sie für einen der „alle" geworden war, und dessen

hungernde Familie. Jeder von den Männern und ihren Bräuten gab etwas. Er aber lehrte ohne Besinnen die ganze Brieftasche auf den Haufen und ehe sie noch etwas dazu sagen konnten und wollten, verschwand er schnell hinaus in die Nacht. —

III

Nach Monaten traf ich ihn im Gerichtssaal wieder, in Moabit, vor der Strafkammer. Er und sein Bruder Erich, der Mitläufer und das Geschöpf des angebeteten Bruders, unter der Anklage des kühnen Einbruchs im großen Seidenhause auf der Leipzigerstraße. Ueber ein Baugerüst, ein ganzes Straßenviertel entfernt, waren sie auf die Dächer gestiegen und dann über viele Häuser hinweg geklettert und geturnt. Mittels eines langen Seils gelangten sie schließlich in lebensgefährlichem Ableiten durch ein zertrümmertes Fenster zu den Seidenschätzen, fast vor den Augen der Hauswächter. Von Sonnabend abend bis Montag in frühester Frühe, wo die Hehler im Lastwagen unter jenem Baugerüst die reiche Beute der Brüder erwarteten, blieben sie im Geschäftshause. Außer mit der kostbaren „Sore" hatten sie den gefahrvollen, schwierigen Weg im Klettern und Klimmen mehrfach zurückgelegt, um mit den Helfershelfern draußen in Verbindung zu bleiben. Auch zu Kempinski waren sie, bloß zum Essen, hinabgestiegen. — Diesmal, im Gerichtssaal, sah er weniger gesellschaftsfähig aus, in der Gefängnisjacke und den Handfesseln. Aber er benahm sich ebenso gelassen und bescheiden, immer mit der langsamen, gewählten Sprechweise, als lese er aus einem Buche. Nur als er von seiner geschändeten Kindheit und Jugend erzählte, und wenn es galt, den Bruder zu verteidigen und zu entschuldigen, war seine Sprache alltäglicher und natürlich. . . . Ich hatte nur einen der Hehler zu verteidigen und Muße, die beiden zu beobachten Ein Streben nur in den Brüdern, sich gegenseitig zu entlasten und den andern vor der Strafe zu schützen. Doch auch hierin war Emil der Stärkere und Maßgebende. Er nahm die volle Schuld auf sich und demnach auch die schwere Strafe von 12 Jahren Zuchthaus. Gleichmütig und beinahe überlegen nahm er das Urteil auf. Doch daß sie den Bruder ebenfalls hart bestraften, entrang dem immer Ruhigen einen Schmerzenslaut. Und beim Verlassen der Anklagebank raunte er vor sich hin, daß er bald wieder frei sein müsse, um den Bruder herauszuholen. — Man weiß, daß er dieses Versprechen eingelöst hat. Die Befreiung Erich Straußens aus dem Zuchthaus zu Stargard, in einer verschneiten Winternacht, nachdem Emil Strauß Tür auf Tür aufzusprengen gewußt, hört sich wie ein Kapitel aus dem Casanova an. Dem Bruder hat er nicht nur die Treue gehalten, er hat Leben und Freiheit mit unvergleichlichem Wagemut für ihn riskiert.

IV

Und nun das letzte Mal, vor dem Schwurgericht wegen der Schießerei auf die Polizeibeamten in der Wohnung der Geliebten. Mord sollte es sein und Mordversuch! Aber keiner der Zeugen, der ihn näher kannte, konnte ihm nachsagen, daß er jemals einem Menschen auch nur ein Haar gekrümmt hätte. Alle, auch die Kollegen des Erschossenen, stellten ihm das Zeugnis des Besonnenen, Gutmütigen, ja Weichherzigen aus. Auch aus seiner großen Verteidigungsrede, die er gleich am Anfange der Verhandlung hielt, klang dies heraus, wenn man gut hinhorchte. Es war wie eine Klage, als er in seiner gedrechselten Bücher-Sprache erklärte, wie er zu seinen Verbrechen und Strafen gekommen war und kommen mußte. Der Pathos der Worte konnte verwirren, den Eindruck erwecken, als wäre es eingelernt. Der Staatsanwalt griff dies auch später gegen ihn auf. Aber es war trotzdem ein Seelenschrei, als er erklärte, daß mit dem frühen Tode der Mutter nie Menschenliebe und eine Menschenhand ihm mehr gegönnt war. Und am erschütterndsten war wohl sein Bericht, daß er von den letzten 15 Jahren vierzehn volle, unermeßlich lange Jahre in Einzelhaft verbracht hat. Die hurtigen Kritiker, die über die bilderreiche, überpathetische Verteidigungsrede spöttelten und sie für „gemacht" erklärten, übersahen, daß dieser Mann längst nur mehr an den Umgang mit Büchern und Zeitungen gewohnt war. Mit lebendigen Menschen hat Emil Strauß nur in den ganz kurzen Pausen seiner Freiheit verkehrt. Er sprach, wie ein Bücherwurm redet, ein gewundenes Buchdeutsch, die kurios gedrechselte Sprache eines ewig isolierten, des Umgangs mit Menschen entwöhnten Sonderlings. Die endlosen Jahre der Einzelhaft, wären nicht zu tragen gewesen, hätte er sie nicht zur Stärkung seiner Intelligenz benutzt. Zum Erlernen fremder Sprachen, Mathematik und Kurzschrift. Aber diese in der Abgeschiedenheit seiner Zelle gestählte Intelligenz, losgelöst von jedem menschlichen Verkehr, mußte anders werden wie beim Normalen. Tastend und langsam, einsiedlerisch und weltfremd. Daher spricht er und denkt er so zögernd und ungeübt. Daher wußte er auch nicht, was er im Augenblick dem Beamten gegenüber tun sollte und wollte. Der lang vorbereitete Einbruch ist seine Domäne, nicht aber die Tat, die plötzlichen Entschluß und Zugriff heischt und bedingt.

Was er tat, ist nicht zu beschönigen, aber es ist verständlich und erklärt sich folgerichtig aus diesem Leben und diesem Schicksal. Die lange Einsamkeit hat ihn zum Ideologen seines Verbrechens gemacht.

In Wien, im Verlage von Ernst Peter Thal & Co., ist ein ganz kleines, auch im Gewande graziöses Büchlein „Affentheater" erschienen, das 45 kleine Gedichte enthält. Keine Welterlösungen, gottseidank, wir sind allmählich genügend erlöst, auch keine Tyrtäusgesänge, überhaupt keine lauten oder geschrieenen Verse, sondern sehr liebenswürdige, mit angenehm leiser Stimme vorgebrachte, anmutig geformte Gedichte eines nicht mehr ganz jungen Mannes, der sich in bewegteren Jahren ein Recht auf ironische Lebensbetrachtung erworben hat. Die Gedichte, nicht ganz frei von Heinelei, haben so viel Delikatesse und liebenswürdige Bitterkeit, daß ich mich freue, hierauf den öffentlichkeitsfremden, allem literarischen Rummel entrückten Dichter hinzuweisen.

EHEIDYLL

Heute ist es spät geworden. Beinah zehn.
Sieh, die Hängelampe flackert gelber,
Dem Verlöschen nahe, und wir selber
Wollen nun schlafen gehn.

Ach, das Bier war dünn. Die Pfeife zieht nicht mehr.
Quietscht das Kind nicht in der Schaukeltruhe?
Herrgott! Schenke mir die ewige Ruhe!
Leben ist zu schwer.

In der alten Wanduhr tickt die Ungeduld.
Und dein Bild, als Braut im weißen Kleide,
Lächelt hilflos nieder auf uns beide . . .
Wo beginnt die Schuld?

Tief in deinen Augen zuckt verdeckte Glut . . .
Willst du, ohne gute Nacht zu sagen,
Mir die Zähne in die Kehle schlagen?
Hättest du doch den Mut!

DAS STÄDTCHEN

Hier müssen satte Menschen friedlich wohnen
Mit runden Köpfen, denen man vertraut.
Es riecht nach saurem Bier und braunem Kraut,
Nach fett und fromm gewordenen Matronen.

Zierblumen sonnen sich auf den Balkonen
Der engen Höfe, winkelig verbaut,
Und zittern nie im frevelhaften Laut
Von allzu komplizierten Passionen.

Die Mädchen haben eine helle Haut
Und schlagen irritiert die Augen nieder,
Wenn man nach ihren Formen flüchtig schaut.

Und greift man untertags nach einem Mieder,
Erröten sie: Pardon, ich bin schon Braut!
Und: Kommen Sie doch gegen Abend wieder.

SONETT

Wie glücklich sind die Tiere auf der Weide!
Ein Stier sieht eine junge blonde Kuh,
Sie schwenkt kokett den Schweif, er springt hinzu
Und selig durch die Liebe werden beide.

Denn kein Bedenken stört ihr Rendezvous.
Der Mensch jedoch in seinem Liebesleide
Durchforscht betroffen Hirn und Eingeweide
Nach dem Rezept zu dem Gefühlsragout.

Er zwängt sich mühsam durch ein dichtes Netz
Beachtenswerter Gegenargumente,
Philosophiert bis an den Rand des Betts

Und denkt im physiologischen Momente
Noch an den Arzt und an das Strafgesetz
Und an die etwaigen Alimente.

GLEITEN WIR IN DIE WELTKRISE?

Deutsche und fremde Beobachter unserer Wirtschaft haben in den letzten Monaten des öfteren erklärt, wir seien bislang von der Weltkrise verschont geblieben. Das ist in gewisser Hinsicht richtig. Es bedeutet natürlich nicht, daß unsere wirtschaftliche Lage so rosig ist, wie sie etwa Herr Briand darzustellen beliebt. Es bedeutet nur, daß wir unsere eigene, besondere Krise haben, die ein wenig anders ist als die Weltkrise. Nicht weniger schlimm — nur weniger eruptiv. Es sind noch Wellenbrecher zwischen uns und der Welt. Draußen überstürzen sich die Wogen. Drinnen ist der Tümpel verhältnismäßig ruhig. Aber leider fault er ziemlich.

Die Wellenbrecher kennt nachgerade jeder: künstlich (gemessen an Weltmarktsätzen und Valuta) niedrig gehaltene Kosten des wichtigsten Lebensaufwands — Brot, Wohnung —, im Zusammenhange damit relativ bescheidene Löhne, planmäßig gedrückte Preise für etliche inländische Rohstoffe, vor allem für Kohle. Diese Wellenbrecher halten nicht nur die teurer produzierten, fremden Fertigwaren fern; sie sind gleichzeitig auch Pumpapparate, die die in der Herstellung billigeren deutschen Erzeugnisse auf den Weltmarkt befördern. (Aus dem ausländischen Gesichtswinkel betrachtet, heißt das „Dumping".) So wird in dem stagnierenden Tümpel doch eine gewisse Bewegung sichergestellt, die wenigstens völliges Verfaulen hindert.

Nun besteht kein Zweifel, daß die Wirksamkeit dieses Wellenbrecherschutzes stark bedroht ist und immer stärker bedroht wird. Von außen wird sie bedroht durch den Fall der Preise auf den Weltmärkten, durch eine natürliche oder absichtlich herbeigeführte Steigerung unserer Valuta und durch die Errichtung von Gegenwellenbrechern in Gestalt von Antidumpingmaßnahmen. Zwar mindern sich die Preise der fremden Rohstoffe, die wir zur Verarbeitung importieren müssen, für uns bei veränderter Valuta ebenso, bei steigernder sogar noch mehr als für die ausländische Produktion. Aber andere, wichtige Abstände werden zu unsern Ungunsten kleiner. Der Vorteil unserer niedrigen Kohlenpreise war vergleichsweise sehr hoch, als die Tonne Kohle auf dem Weltmarkte noch zwölfhundert Papiermark oder mehr kostete; er ist wesentlich geringer, wenn sie fünf oder sechshundert Mark kostet. Seit die Franzosen sich ihre teure englische und amerikanische Kohle reichlich mit billiger deutscher mischen können, spüren wir ihren Wettbewerb ungleich stärker

als vorher. Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß wir (wenn die französischen Lieferungsforderungen nicht ermäßigt werden), unsere billige deutsche Kohle bald in zunehmendem und beträchtlichem Umfange mit teurerer, fremder mischen werden. Wir werden dann wieder bessere Qualitäten haben und nicht Betriebe wegen Kohlenmangels Tage oder Wochen stilliegen lassen müssen. Aber die Kohlenkosten der industriellen Produktion werden kaum niedriger sein als die gewöhnlichen ausländischen (und wahrscheinlich merklich höher als die französischen); dieser Teil des Wellenbrecherschutzes wird also so gut wie vollständig verschwunden sein.

In Amerika und auch in England hat man begonnen, die Löhne abzubauen. Der Arbeiter büßt den Standart der Lebenshaltung, den er im Kriege erreicht und nach dem Kriege noch eine Zeitlang behauptet hatte, zum Teil wieder ein. Aber er fügt sich in dies üble Geschick etwas leichter, weil gleichzeitig die Senkung der Preise jeden Haushalt einigermaßen entlastet. Bei uns spricht man dauernd von neuen Erhöhungen der Löhne, niemals von ihrem Abbau. Nicht nur, weil wir noch immer ein wenig in nachzitternder Revolutionsfurcht leben, sondern vor allem, weil in der Tat das bis zum äußersten angespannte Budget des kleinen Mannes keine Erleichterung spürt. Was nützt es ihm, daß Seidenblusen und Ledertaschen in Inventurausverkäufen „verschleudert" werden und daß vielleicht auch Röcke und Stiefel etwas billiger sind (etwas billiger nämlich als in der „Hochkonjunktur"zeit des letzten Sommers)? Wohnung und Nahrung, Kohle und Gas werden nicht billiger, eher kostspieliger. Und wenn Lebensmittel, deren Rohstoffe vom Auslande kommen (wie Margarine) um eine Kleinigkeit fallen, so wird das reichlich aufgewogen durch andere Verteuerungen des täglichen Lebens. In der Großstadt ist die Fahrt zur Arbeitsstätte eine tägliche Ausgabe, die für schmale Budgets beträchtlich ins Gewicht fällt. Sie steigt von Monat zu Monat.

Draußen also allgemeine Senkung der Produktionskosten einschließlich der Lohnausgaben; bei uns nur Rückgang gewisser Rohstoffpreise, sonst bestenfalls Gleichbleiben, zum Teil Erhöhung des Erzeugungsaufwands. Das Wellenbrechersystem wankt. Wenn die Valuta einen kräftigen Sprung macht oder wenn die Gegenwellenbrecher energisch zu arbeiten beginnen, kann es leicht ganz zusammenstürzen.

Und dann? Dann heißt es zunächst, die Zähne zusammenbeißen, und weiter, sich in neuer wirtschaftlicher Arbeitsteilung, ohne Wellenbrecher, emporzukämpfen suchen. Dazu wird freilich auch ein bischen

Vernunft und guter Wille der anderen gehören. Das Wort von der internationalen Interessensolidarität ist ja schon abscheulich abgegriffen. Aber diese Banalität bleibt eben doch die unentbehrliche Grundlage jedes positiven Krisenüberwindungs- und Aufbauprogramms.

EIN DEUTSCHER „VOTING TRUST".

Die „Neue Dampferkompanie" in Stettin hat, wie die Handelspresse teils bewundernd, teils entrüstet mitteilt, ein neues Mittel des „Überfremdungsschutzes" erfunden. Das heißt, — erfunden hat sie es nicht, so wenig wie die früheren Überfremdungskämpfer die Mehrstimmenakte erfunden haben. Erfinder waren jene famosen amerikanischen Geschäftsleute, die die Kunst, zehn oder auch fünfzig Millionen Kapital mit einer oder einer halben zu „kontrollieren", schon lange vor dem Kriege bis zur Vollendung ausgebildet hatten.

Bei uns hat dies Zaubermittel noch keinen Namen; in Amerika heißt es „voting trust." Es besteht darin, daß man Aktien ausgibt, aber das Stimmrecht dieser Aktien nicht dem Erwerber, sondern (für eine längere, im voraus bestimmte Dauer) einem Treuhänderkonsortium überträgt. Dieses Treuhänderkonsortium ist natürlich nicht sehr weit von der die Aktiengesellschaft zur Zeit der Transaktion beherrschenden Verwaltungsgruppe zu suchen. Wenn man mehrstimmige Vorzugsaktien emittiert, muß man immerhin etwas (wenn auch vergleichsweise sehr wenig) Geld anlegen und etwas Risiko in Kauf nehmen. Der voting trust ist praktischer. Die anderen geben das Geld her und übernehmen das Risiko; das Stimm- und Herrschaftsrecht aber, das an die Kapitalinvestition dieser andern geknüpft ist, bekommt, ganz umsonst, die regierende Gruppe. Nicht gerade „demokratisch", aber ohne Zweifel sehr smart . . .

Man braucht sich im Aktienwesen gewiß nicht an die leere Fiktion der Demokratie zu klammern. Indes müßten wir doch anfangen, uns zu überlegen, wie wir uns zu der rasch fortschreitenden Yankeeisierung dieses Wirtschafts- und Rechtsgebiets zu stellen gedenken.

CARL LUDWIG SCHLEICH

SCHOLLENBESTÄNDIG

Zwei Allergrößte: Bach und Kant
Verließen niemals ihr Vaterland.
Wie denn der, der immer auf der Reis',
Bald nichts mehr von sich selber weiß!

AUS DEM TAGE-BUCH

REICHSPRÄSIDENT HAUPTMANN

In der „Zukunft" erzählt Harden: „Gerhart Hauptmann scheint nun, nach kurzem Zaudern, bereit, von seinen Freunden sich den Werbern ums Reichspräsidium anreihen zu lassen." Er wird sich hüten. Nirgendwo ist Hauptmann als Kandidat und Eberts Nachfolger aufgestellt oder angereiht worden. Richtig ist, daß Thomas Wehrlin in Heft Nr. 1 des T.-B. die Frage aufgeworfen hat, ob es der jungen Republik nicht nützlicher wäre, an ihre höchste Spitze keinen Parteimann zu stellen, sondern einen geistigen Deutschen, den seine Unabhängigkeit mit höherer geistiger und moralischer Autorität ausstaltet. Wehrlin erinnerte daran, daß die einzige innerlich gefestigte der jungen Republiken, sich Thomas Masaryk, den besten Kopf der Tschechen, zum Oberhaupt auserwählt hat und daß auch die Republik der gewitzteren Deutschösterreicher in Michael Hainisch eine Figur erwählt hat, die das Parteimaß um Kopfeshöhe überragt. Wie viele Leute kommen in Deutschland für diese Würde in Betracht? Der Deutsche ist noch immer ein apolitisches Tier und seine führenden Köpfe hüten sich, ins politische Gedränge zu kommen. Wo lebt der Eine, der als representative man in Betracht käme? Ist doch sogar der abgenutzte Fürst Bülow aus dem Panoptikum der wilhelminischen Epoche hervorgezerrt worden, der Erfinder des Blocks, der Deutschland gegen Zentrum und Sozialdemokratie regieren wollte, der typische Mann des Treppenwitzes, der immer, wenn ein Anderer handelte oder schwieg, nachträglich das Bessere gewußt oder geheimgehalten hat. Die Rührigkeit des unermüdlichen Fürsten, der bei jüdischen Chefredakteuren so willig zu Mittag speist wie bei judenverachtenden Hakenkreuzlern, der um Scheidemann so innig wie um Westarp warb, ist reizend, aber die Figur, die der Republik zu stärkerem inneren Zusammenhang verhülfe, ist der allzeit Geschäftige nicht. Thomas Wehrlin hat hier, ganz aus eigener Überlegung und mit einem deutlichen Fragezeichen, den Einfall hingeworfen, ob nicht Gerhart Hauptmann, dieser einigende und repräsentierende Kopf des neuen Deutschland wäre. Die Frage ergab sich in den Tagen der Auferstehung des „Florian Geyer" von selbst, denn das Deutschland von 1921 ist noch immer dasselbe zerrissene Reich wie das der Bauernkriege und der stärkste Dolchstoß muß heute, wie in Florian Geyers Tagen, der deutschen Zwietracht mitten ins Herz geführt werden.

Aber freilich, Gerhart Hauptmann wird sich hüten, auf den deutschen Markt zu treten, um dort bedreckt und bespieen zu werden. Zur Republik gehört auch eine einigermaßen festgelegte Distanz zum Präsidenten. Nie wäre in den Vereinigten Staaten, nie in Frankreich, nie in der jungen tschechischen Republik möglich gewesen, das Staatsoberhaupt in Badehosen durch die Zeitungen zu schleppen. Nie hätten dort Gerichte die Verbreiter albernster Lügengeschichten über den ehemaligen Sattlergehilfen und seiner Frau mit

so außerordentlicher Milde geführt wie dies vor unversehrt wilhelminischen Richtern geschehen ist. Nie hätten Republikaner, die an der freien Staatsform Gefallen finden, jeden Pfennig nachgerechnet, jede Weinflasche überprüft, die das Oberhaupt verbrauchen mußte. Immer wieder kann die tschechische Republik uns darin Vorbild sein. In Prag hat man, um den übelsten und giftigen Klatsch monarchistischer Pamphletisten zu ersticken, ein Gesetz beschlossen, das den Erwählten des Volkes vor der ärgsten Beschmutzung schützt. Herr Ebert aber ist, wenn er die schmählichsten Legenden von seinem Namen fernhalten will, auf die unsichere Einsicht einer knirschenden und gelegentlich boshaften, kaisertreuen Richterschaft angewiesen.

Der Präsident der deutschen Republik ist vogelfrei. Kein Wunder, wenn es im weiten Reich keine Kandidaten für die höchste Stelle gibt. Abgehärtet sind nur die routinierten Politiker, die im Wirtshausstreit abgestumpften Praktiker. Kein Gelehrter, kein Wirtschaftleiter, kein Künstler wird gewillt sein, zu erdulden, daß jeder verdrossener Philister sich an ihm die Schuhe putzt. Geschweige denn Gerhart Hauptmann, dem die Natur eine besonders empfindliche Haut gegeben hat . . Herr Harden kann beruhigt schlafen. Es gibt keinen Rivalen für Fritz Ebert.

Das Vaterland kann einen jeden von uns entbehren, aber keiner von uns das Vaterland.

Turgenjew.

DER STREIK DER KRITIKER

In aller Stille ist der Streik der Berliner Kritiker gegen die Holländerbühnen beendet worden. Man erinnert sich: Holländer sollte eine Genugtuung für den Aufsatz von Rudolf Borchardt geben, der im letzten T.-B. nachgedruckt war. Von dieser Genugtuung hat man in den Zeitungen nichts gelesen. Auch kein kleines Wörtchen über das Ergebnis der Verhandlungen zwischen Theaterleitung, Verlegern und Kritikern. Auch nicht eine Silbe darüber, wo diese Verhandlungen und über wessen Initiative sie geführt wurden. Ein sogenannter Sieg wäre mit hellen Trompeten verkündet, eine zitternd vorgebrachte Entschuldigung Holländers mit Genugtuung veröffentlicht worden. Es ist also anzunehmen, daß der Feldzug gegen den Theaterdirektor, der sich durch einen Majestätsbeleidigungsprozeß der Kritiker nicht einschüchtern ließ, mit einer vollkommenen, hier vorausgesagten Niederlage der Kritiker geendet hat. Haben sie das nötig gehabt?

Der Vorfall verdient immerhin ein Nachwort. Es darf gefragt werden, wozu diese Kritikeransammlung überhaupt gut ist? Als im Krieg ein Mitglied den bescheidenen Antrag stellte, es möge das Nachtreferat wenigstens nach solchen Erstaufführungen, die über halb elf Uhr nachts dauern, auf den nächsten Tag verschoben werden, da gelang es nicht einmal, diese primitivste Forderung im Fachverein durchzusetzen. Das Bedürfnis, dem Verleger zu beweisen, wie eifrig, wie hurtig und wie

talentvoll man am Werk sei, siegte über das selbstverständlichste Verlangen des überlegenden Schriftstellers. In Wahrheit dienen diese Ansammlungen der Kritiker zu gar nichts als zu Zettelungen und Verschwörungen, zu mehr oder minder offenen Feldzügen und schließlich zur allmählichen Schaffung eines ziemlich gemeinsamen Normalurteils. Gerade der Kritiker soll in splendide isolation wirken. Schon das Foyergespräch sollte als unschicklich empfunden werden, weil es dazu verleitet, gemeinsame Parolen auszugeben. Ein Augenzwinkern, ein hingeworfenes Wort, geschweige denn das Pausengeschmuse dient schon zur Stärkung der innerlich Unsicheren. Die Gefestigten können und wollen allein sein.

Deshalb sollten die besten Köpfe des Kritikervereins aus der beschämenden Blamage die Konsequenz ziehen, den überflüssigsten Verein der Welt aufzulösen. Eine Dankadresse an Felix Holländer sei dann die letzte Tat der von der Organisation befreiten Kritiker.

DER PHANTASTISCHE FILM

Dieser Tage ist ein phantastischer Film, den Rudolf Leonhardt geschrieben, Karl Heinz Martin inszeniert hat „Das Haus zum Mond" in Berlin zum ersten Mal vorgeführt worden. An dem Abend, da ich ihn sah, rebellierte das Publikum. Einer der Vorteile des Films besteht darin, daß der Hausschlüssel die Leinwand nicht irritieren kann. Aber der Lärm der Zuschauer war an diesem Abend doch so groß, daß der Besitzer des Lichtspielhauses eine Tafel zur Besänftigung und Warnung der eintretenden Besucher aushängen ließ. Ist es das Neue, das Phantastische, das die Bürger erschreckt hat? Wäre man nicht verpflichtet, den Versuch, den Film originell zu gestalten, mit allen Kräften zu stützen? Gewiß. und deshalb sei hier Rudolf Neppach, dem es wirklich gelingt, phantastische Bauten, kuriose Innenräume ohne Anstrengung zu erfinden, mit Dank genannt. Ich wüßte im Augenblick keinen deutschen Maler, der unzweifelhafter seine Befähigung zum phantastischen Film nachgewiesen hätte. Aber damit sind die Vorzüge dieses Films beinahe erschöpft. Die Fabel von Rudolf Leonhardt ist traurig, dürftig, ganz humor- und leider auch ziemlich phantasielos. Immer wieder die alten Motive: Eine Mondsüchtige, ein in den Sternen lebender Astronom, ein dürrer Aktuarius, ein tierischer Dämon für Herrn Kortner. Die einzige Figur, die ein bischen Lebendigkeit in den Film bringt, ist ein Schauspieler, der sich fortwährend maskiert und seine Masken wieder vom Gesicht reißt. An einen Autor von natürlicher, frei fließender Phantasiekraft darf man nicht denken. Die Figuren, im Film noch immer wichtiger als die Bilder der Umwelt, zeichnen sich durch außerordentliche Haarwüchse aus. Herr Kortner markiert Dämonie durch steile, unterbrochene Mephistoaugenbrauen und durch sonstige Haarigkeit, die aber doch nur auf einen kleinen Teil der Zuschauerinnen wirkt. Auch alle anderen Personen treiben einen außerordentlichen Aufwand an langhaarigen Perücken, Aber mit diesen alten Requisiten

ist der neue phantastische Film nicht zu schaffen.

Der Radau, den die Vorführung neuartiger phantastischer Filme hervorruft, wäre nicht tragisch zu nehmen, wenn wenigstens gleichzeitig eine Minorität überzeugt und gewonnen würde. Aber dem Widerstand der an den platten Naturalismus gewohnten Majorität stand eine kleine Gruppe interessierter und bitter gelangweilter Freunde gegenüber. Solche Experimente schrecken ab. Der phantastische Film wird kommen, aber er braucht Filmdichter und Verfasser mit Phantasie.

ANEKDOTEN.

Jemand traf Carl Sternheim allein in den Isarauen spazieren. „Was machen Sie da, Herr Sternheim?" — „Ich unterhalte mich mit mir selbst." — „Dann seien Sie auf der Hut, Herr Sternheim, Sie unterhalten sich mit einem großen Schmeichler."

Hermann Bahr wollte vor Jahren eine Reise nach Rußland machen, hatte aber nicht genug Geld. „Ich schreib halt erst die russische Reise und fahr für das Honorar hin, nachschaun, ob's stimmt." Damit ist H. Bahr auch, wie alles sonstigen Modernen, der Stammvater des Expressionismus geworden.

*

Vom Nebenzimmer aus vernahm man Geräusch eines lebhaft geführten Gespräches, das Carl Sternheim und ein sächsischer Diplomat miteinander führten. Und zwar über Marx. Erst nach eineinhalb Stunden kamen die beiden Herren darauf, daß Sternheim den Marx, der Diplomat den Max von Baden gemeint hatte.

*

Max Halbe wurden in einem Berliner Hôtel die Stiefel gestohlen. Er depeschiert seiner Frau: „Stiefel gestohlen, kann nicht reisen." Antwort von Frau Halbe: „Unbegreiflich. Nimm sofort besten Anwalt."

*

Am deutschen Theater in Berlin sollte der Britannicus gespielt werden, und Frau Durieux wollte den „Nero" spielen. „In dem Falle," sagte Moissi, „reserviere mir die Rolle der ‚Klytemnestra', Tilla."

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Druck: R. Abendroth, Riesa

THOMAS WEHRLIN

WEDER JÜDISCHES, NOCH FARBIGES WEIB

Das Bier fließt wieder. Die Burschenschafter tagen. Das Bier ist wieder alkoholhaltig. Die Burschenschafter fassen Beschluß. Auf ihrer letzten, aus allen deutschen Gauen beschickten Tagung haben sie den Beschluß gefaßt, nur völkisch-löbliche Geschlechtsverbindungen einzugehen. Wörtlich: „Keine Heirat mit einem jüdischen oder farbigen Weibe."

II

Der Entschluß ist zu billigen.

Aus prinzipiellen Gründen. Endlich ringt sich das Prinzip durch, daß Ehe- und Liebesgemeinschaften nach festen politischen Grundsätzen geregelt werden. Ehedem spielte das Moment des persönlichen Gefallens, der individuellen Neigung, des erotischen Instinkts eine große, ja entscheidende Rolle. Das kann fürderhin nicht länger statthaft sein. Für die geschlechtliche Auswahl muß von nun ab ausschließlich der völkische Standpunkt entscheidend sein. Ausgeschaltet in dieser wichtigen Frage sei die jüdische Lust-Betonung, an ihre Stelle trete deutsches Pflichtgefühl. Zu tief hat sich jüdische Denk- und Fühlart schon in deutsches Wesen eingefressen, orientalische Sinnenlust war vielfach, selbst auf dem Lande ins deutsche Empfindungsleben gedrungen und manche Verbindung zwischen Mann und Frau ist die Folge sinnlicher Leidenschaft gewesen. Dieser Orientalisierung des deutschen Sinnenlebens schiebt der Beschluß der deutschen Burschenschafter einen Riegel vor. Das politische Interesse muß für das erotische Wohlgefühl maßgebend sein! Die deutsche Ehe muß ausschließlich auf fester Gesinnungsgrundlage beruhen. Es trifft sich gut, daß der Beschluß der Burschenschafter ungefähr in dieselbe Zeit fiel, in der alle illustrierten Zeitungen das Bild des neu vermählten Staatsminister a. D. Helfferich und seiner würdigen Gemahlin veröffentlichten. Ein Blick auf das ernste Paar genügt, um festzustellen, daß hier nur sittliche und politische Uebereinstimmung zu einem Lebensbunde geführt haben muß.

Selbst der faunische Orientale muß vor diesem gedankendurchfurchten Paar jede Ahnung niedriger Sinnenlust entschieden zurückweisen. Das traute Bildnis dieses zwar nicht mehr jugendlichen, aber in jeder Kleiderfalte von nationaler Würde erfüllten Paares mag den deutschen Burschenschaftern bei ihrer Tagung vorgeschwebt haben. Nicht die Lockungen der Sinnenlust, nicht der gleißende Glanz entblößter Leiber, nicht der Taumel geschlechtlicher Verzücktheit soll den Burschenschafter beim Abschluß eines Lebensbundes leiten, sondern allein das Gefühl tiefinnigerer Uebereinstimmung in den völkischen Grundfragen, die Uebereinstimmung der politischen Auffassungen, das Gefühl der Ebenbürtigkeit und Gleichwertigkeit in der politischen Diskussion

III

Vielfach ist die Meinung aufgetaucht, der Beschluß der Burschenschaften, der nur die Heirat mit einem farbigen oder jüdischen Weibe verbiete, brauchte noch eine Erweiterung in dem Sinne, daß nicht nur die Ehe, sondern jede Verbindung mit einem fremdstämmigen Weibe untersagt wird. Für einen Augenblick sei hier die Beziehung zur Jüdin ausgeschaltet und einem besonderen Abschnitt vorbehalten. Hätte in dem erwähnten, hochanzuerkennenden Beschluß nicht wenigstens jede Verbindung mit einem farbigen Weibe verboten werden können? Darauf erwidern Kenner der Burschenschafterpsyche, daß dieser Wortlaut des Beschlusses mit vollem Bedacht gewählt worden sei. Vor allem hat die Praxis wiederholt ergeben, daß der deutsche Burschenschafter zwar meistens die Verantwortung dafür übernehmen könne, mit wem er vor den Traualtar trete, keineswegs aber in allen Fällen dafür, mit wem er den Beischlaf übe, denn oft genug vollzieht sich dieses Ereignis in einem Zustande, in welchem auch der Burschenschafter, und gerade er, die volle rechtliche und sittliche Verantwortung für sein Tun nicht zu übernehmen im Stande ist. Es muß auch festgehalten werden, daß der schwarzen Schmach, unter der im besetzten Gebiet deutsche Frauen zu leiden haben, praktisch am besten durch die weiße Schmach begegnet wird, d. h. durch die Klassifizierung des farbigen Weibes auf der untersten Stufe des Menschentums. Im Interesse der nationalen Würde kann gelegentlich dieses Aufsknieezwingen des farbigen Weibes gelegen sein. Andererseits hat

diese völkische Demonstration auch ihre Schattenseite, weil die afrikanische Syphilis besonders verheerende Formen annimmt. Der deutsche Student, von dem leider anzunehmen ist, daß jeder dritte an Geschlechtskrankheiten leidet, sollte sich mit den heimischen Krankheitsformen begnügen. Aus diesem rassehygienischen Grund hätte man gewünscht, daß der Beschluß der Burschenschaften sich nicht nur auf die Heirat, sondern auf jede Beziehung zu einem farbigen Weibe beziehe.

IV

Untersagt der Beschluß der Burschenschaften auch jede Beziehung zu einem jüdischen Weibe? Bloß die Heirat. Leider muß festgestellt werden, daß das jüdische Mädchen, infolge der Erziehung ihrer Sippe, in außerordentlich starkem Grade am Eheprinzip festhält. Mag sein, daß die kaufmännischen Traditionen in jüdischen Kreisen zu dieser Ueberwertung der gesellschaftlichen Zeremonie geführt haben. Es bedeutet daher der Beschluß, keine Heirat mit einem jüdischen Weibe einzugehen, in der Wirklichkeit vielfach die Unmöglichkeit von Beziehungen zu jüdischen Weibern. Unzweifelhaft werden manche Volksgenossen diesen Abbruch nicht als wünschenswert empfinden. Bei aller politischen Abgeneigtheit der Juden ist, wie wahrheitentsprechend festgestellt werden muß, die Anziehungskraft des jungen jüdischen Weibes — und zwar auf rassereine Deutsche — keine geringe. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß gerade diese instinktive Spannung, man möchte sagen, diese Neugier der fernstehenden Rassen auf einander, ihre psychologischen Reize hat. Nur so ist es ja erklärlich, daß oftmals eingefleischte Antisemiten im nichtöffentlichen Leben sich zu rassereinen Jüdinnen besonders hingezogen fühlen, wie ja auch umgekehrt blondeste Weiber zu semitischen Typen hingedrängt sind. Es hat sich aber gezeigt daß diese Verbindungen vielfach zu Erschütterungen völkischer Zuverlässigkeit führen. Die jüdische Frau betont geistige Interesse mit größerem Nachdrucke und der Umgang, im Besonderen die Werbezeit deutscher Männer bei jüdischen Weibern, führt oftmals zu den schmerzlichsten Weltanschauungskonflikten bisher fest gesinnter Arier. Unter dem Einflusse intellektueller Jüdinnen tritt das geistige Element in bisher deutschbewußten Männern stärker als wünschenswert hervor, eine Sensibilität, die dem natio-

nalen Manne nicht austeht, wird ihm eigen und feminine Züge verändern Züge und Gefühl des ehedem durchaus männlichen Typus. Ueberschätzung des Geistigen, Neigung zu Literatur und Psychologie, Gefühlsweichheit, im Besonderen im Umgang mit Kindern, sind die Folgen dieser weiblich-jüdischen Beeinflussung. Dieser Entwicklung zu einem, allen preußischen Traditionen widersprechenden Europäertum wird durch den Beschluß der Burschenschaften ein Riegel vorgeschoben, Der Deutsche bleibt Krieger. Das Verbot der Beziehung zu einem jüdischen Weibe verhindert die Entartung des Deuschen zu einem geistigen Typus.

V

Bleibt nur die Frage offen, wie das jüdische Weib sich zu dem Beschluß der Burschenschaften stellt? Es ist denkbar, daß es sich dem erhobenen Prinzip anschließt und jede entfernteste Beziehung zu einem Burchenschafter unbedingt zurückweist. Es ist aber auch denkbar, daß der Beschluß erst recht die gefährlichen Herrschaftsgelüste der jungen Jüdin anreizt, mit den Mitteln einer vergeistigten Erotik könnte sie dann dem jungen Deutschen doppelt gefährlich werden. Die dritte Wahrscheinlichkeit besteht darin, daß die junge Jüdin von allen Beschlüssen des Burschaftertages nichts weiß und ihre blitzenden schwarzen Augen auch fernerhin spielen läßt . . . Die Natur ist imstande, sich um die Beschlüsse der Burschenschaften nicht im geringsten zu kümmern.

***

DER SIEGER

Ein junger Mann, der einen von Frauen umworbenen Filmregisseur beobachtete, sagte: „Vor meinem Tode möchte ich einmal acht Tage Filmregisseur sein".

Der Umworbene: „Ach, ich möchte um meiner selbst willen geliebt werden".

Der junge Mann: „Ist man Filmregisseur, so wird man sogar um seiner selbst willen geliebt".

EIN MISSGLÜCKTES AUSNAHMEGESETZ

AUS DER SAMMELMAPPE EINES HÖHEREN BEAMTEN DER WILHELMINISCHEN ZEIT.

Durch die Freundlichkeit eines gelegentlichen Mitarbeiters bin ich in der Lage, im Folgenden eine auf genauester Kenntnis beruhende Darstellung eines Vorgangs zu geben, der für das alte Preußen überaus charakteristisch ist. Der Verfasser hat sich jahrelang alle ihm unterlaufenden Materialien in einer hübschen Mappe von Schaustücken der wilhelminischen Zeit aus amtlichen Quellen gesammelt und einen ihrer hübschesten Schätze uns freundlichst zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt. Die Sache kommt zum 20. Februar gerade recht.

Am 28. Dezember 1905 richtete der damalige preußische Kriegsminister v. Rothmaler gen. v. Einem an das preußische Staatsministerium einen Antrag, in dem es hieß:

> „Die Verhandlungen und Beschlüsse des sozialdemokratischen Parteitags zu Jena . . . machen es mir zur unabweisbaren Pflicht, erneute Beratungen über die zur Abwehr der revolutionären Bestrebungen erforderlichen Maßnahmen anzuregen . . . Auf dem Jenaer Parteitage . . . ist eine ausgedehnte „Aufklärung über das Beschwerderecht" beschlossen worden. Die . . . Beratungen lassen klar erkennen, daß es sich . . . lediglich um eine planmäßige Verhetzung der Militärpflichtigen mit dem Endzweck der Erregung des Abscheus vor dem Militarismus handelt . . . Ich sehe angesichts der dauernd steigenden Zahl der sozialistisch verseuchten Elemente unter Rekruten sowohl wie im Beurlaubtenstand in der antimilitärischen Agitation eine derartige Bedrohung und Gefährdung der dem Heere . . . obliegenden Aufgabe, daß . . . unter allen Umständen energisch dagegen angekämpft werden muß."

Weiter wurden vom Kriegsminister Beratungen im Staatsministerium über neue Maßnahmen angeregt, ebenso über die Frage, ob

> „auf dem Gebiet der Fortbildungsschulen sowie der national gesinnten Jugend-Vereine pp. nicht in ausgedehnterem Maße wie (!) bisher auf vaterlandsliebende, königstreue Gesinnung der künftigen Soldaten hingewirkt werden könnte."

Beschleunigte Behandlung der Sache wurde erbeten. Herr v. Einem hatte es eilig. Darauf erging eine Anzahl schriftlicher Voten preußischer Minister. So schrieb z. B. der Justizminister Beseler am 3. Januar 1906:

> „Von einem Versuch, die gesetzlichen Machtmittel des Staates durch Verschärfung von Strafvorschriften zu stärken, kann ich mir aber einen Erfolg nicht versprechen."

Ein fehlschlagender derartiger Versuch würde nur der sozialdemokratischen Agitation Stoff zuführen; dagegen verspreche er sich Erfolg von verschärfter Anwendung der bestehenden Strafgesetze. Darüber seien jedoch kommissarische Verhandlungen der Ministerien vor der Beratung im Staatsministerium notwendig.

Am 10. Januar 1906 erklärte Kriegsminister v. Einem sein Einverständnis mit den kommissarischen Verhandlungen, desgleichen der damalige Minister der öffentlichen Arbeiten v. Budde, der Minister für Handel

und Gewerbe Delbrück, der Staatsminister Dr. Graf v. Posadowski, der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten v. Podbielski, der Staatsminister v. Tirpitz, der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten Studt usw.

Am 8. Januar wurde im Staatsministerium darüber verhandelt. Ministerpräsident Dr. Fürst v. Bülow referierte über den Stand der Sache und stellte sich auf den Standpunkt Beselers. Staatsminister Graf v. Posadowsky wünschte eine wirksame Bekämpfung dieser Mißstände im Wege der Revision des allgemeinen Strafrechts herbeizuführen. Die Vorschriften des Reichs-Straf-Gesetzbuches reichten nicht aus. Auf denselben Standpunkt stellte sich der Minister des Innern Dr. v. Bethmann-Hollweg und der Staatssekretär des Reichsjustizamts Nieberding. Vorbereitungen für die Revision des Reichs-Straf-Gesetzbuches seien in seinem Ressort bereits seit 4 Jahren im Gange. Man dürfe davon aber nichts laut werden lassen,

> „weil . . . der Verdacht entstehen werde, daß die neuen Vorschriften eine Verschärfung der Strafbestimmungen wegen politischer Vergehen bringen würden Es sei erwünscht, stille Arbeit zu machen und die öffentliche Meinung nicht vorzeitig zu erregen."

Eine Spezialgesetzgebung gegen die sozialdemokratischen Bestrebungen halte er für völlig aussichtslos, der Abschluß der Vorarbeiten für die Revision des Strafgesetzbuches würde noch mehrere Jahre auf sich warten lassen. Das Ministerium beschloß darauf die angeregten kommissarischen Verhandlungen.

Interessant ist auch das Votum des Staatssekretärs des Reichsjustizamts Nieberding vom 20. Januar 1906; darin heißt es:

> „Vorschriften der fraglichen Art würden sich in das System des Straf-Gesetzbuches nur schwer eingliedern lasse, da sie sich mit einer Materie befassen, die in dem Straf-Gesetzbuch bisher nicht geregelt ist. Sie liegen auf dem Gebiet des Arbeiterrechts . . . Es scheint mir vom juristischen Standpunkt nicht ratsam zu sein, Bestimmungen, die vornehmlich solche Verhältnisse zu berücksichtigen haben, in den Rahmen des Straf-Gesetzbuches einzuzwängen . . . Für den Reichstag würde leicht das Verlangen sich ergeben, nunmehr gerade die . . . Wünsche zur Strafbarkeit des Zweikampfes und des Diebstahles in die Revision (des Strafgesetzbuches) „einzubeziehen".

Gegen diesen Versuch, den Gegenstand in der Form einer neuen besonderen Umsturzvorlage zu regeln, wandte sich ein Votum des Staatsministers Grafen v. Posadowsky-Wehner vom 12. Februar. Er erinnerte an das Schicksal der ersten Umsturzvorlage und wünschte eine

> „Aktion, welche den Generalstreik als Aufruhr behandeln muß und deshalb über das Gebiet des Arbeiterrechts weit hinausgreift. Dem Anlaß und dem Zweck der etwa zu erlassenden Strafvorschriften dürfte es daher nur entsprechen, sie in der Form einer Ergänzung des Straf-Gesetzbuches zu erlassen."

Dieser Auffassung schloß sich am 28. Februar 1906 der Minister des Innern Dr. v. Bethmann-Hollweg an. Es würde sich nach seiner Meinung darum handeln, „den Begriff des Landesverrats zu erweitern".

Am 5. Februar begannen die kommissarischen Verhandlungen. Unter ihren Teilnehmern waren bemerkenswert: der spätere Kriegsminister Major Scheuch, der spätere kappistische Minister Freiherr v. Falkenhausen; der ursprünglich als Vertreter des Landwirtschaftsministers genannte Geh. Rat Kapp, der spätere Aufruhrführer, scheint nicht an den Verhandlungen teilgenommen zu haben. Er hätte gut hineingepaßt. Den Beratungen wurde ein Entwurf aus dem Kriegsministerium zugrunde gelegt, der zunächst die vorhandenen Bestimmungen aufführte und in folgende Anträge auslief:

> „1. dem § 112 des Reichs-Straf-Gesetzbuches anzufügen:
> a) wer in der Absicht, die militärische Zucht und Ordnung zu untergraben, durch Wort, Schrift, Druck oder Bild das Heer oder die Marine oder Einrichtungen derselben oder der Handhabung verächtlich macht oder zur Verletzung der auf die Verwendung der bewaffneten Macht und im Frieden oder Kriege sich beziehenden militärischen Dienstpflichten auffordert oder aufreizt, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.
> b) Dieselbe Strafe trifft denjenigen, der es unternimmt, unter Militärpflichtigen oder Angehörigen der bewaffneten Macht Mißvergnügen in Beziehung auf den Dienst zu erregen.
> 2. Durch Reichs-Gesetz zu bestimmen:
> An Versammlungen, in denen politische Angelegenheiten erörtert oder beraten werden, dürfen Minderjährige nicht teilnehmen."

Reg.-Ass. Dr. v. Brandt hielt die Höchststrafe von zwei Jahren Gefängnis für unzureichend.

Ober-Justizrat Dr. Franken wandte sich gegen den Antrag 1:

> „Die Bestimmung gehe für die Allgemeinheit viel zu weit und habe keine Aussicht auf Annahme im Reichstag."

Mit kleineren Änderungen wurde der Antrag 1 dennoch angenommen.

Aus den weiteren Verhandlungen ist bemerkenswert: Reg.-Ass. Dr. v. Brandt:

> „Die Gewinnung der Jugend für die Sozialdemokratie sei besonders bedrohlich, weil hier der Sozialdemokratie Elemente zugeführt würden, die besonders zu Gewalttätigkeiten neigen, und weil die Zuverlässigkeit des Heeresersatzes gefährdet werde."

Geh. Ober-Reg.-Rat Neumann:

> „Bei der Verwaltung des Fortbildungsschulwesens finde schon jetzt der Gesichtspunkt volle Beachtung, inwieweit es möglich sei, der Verhetzung der Jugend entgegenzuarbeiten.

Geh. Ober-Finanzrat Conze;

> „Ebenso wenig sei es zu empfehlen, in den Fortbildungsschulen ausgesprochenermaßen Patrioten züchten zu wollen oder an die Fortbildungsschulen antisozialdemokratische Vereine anzuschließen."

Geh. Ober Reg.-Rat Martini:

„Der Herr Minister der öffentlichen Arbeiten habe wiederholt öffentlich erklärt, daß er Beamte und Arbeiter, die sozialdemokratische Bestrebungen betätigen, in seiner Verwaltung nicht dulde, sondern solche Leute entlasse. Demgemäß werde seit vielen Jahren konsequent verfahren . . . Es könne nur erwünscht sein, wenn der Ausstand im Eisenbahnbetriebe und insbesondere die Aufreizung und Aufforderung dazu unter Strafe gestellt würde. Die Eisenbahnverwaltung wünsche keinesfalls ein Streikgesetz für sich allein . , . Für die Zulassung von Vereinen von Eisenbahnern würden zur Zeit im Arbeitsministerium Richtlinien erwogen, durch welche zur Bedingung gemacht wird, daß:

1. als Mitglieder keine Personen aufgenommen werden dürfen, die außerhalb der betreffenden Beamtenklassen stehen, z. B. Abgeordnete, pensionierte Beamte usw.
2. Der Zusammenschluß der Vereine verschiedener Beamtenklassen, unstatthaft ist.
3. . . .
4. Den Behörden die Teilnahme an Versammlungen, in denen Berufsangelegenheiten erörtert werden, frei steht.

Vereine, die sich nicht fügen, sollen aufgelöst werden.

Geh. Admiralitätsrat Harms stellte sich auf den Standpunkt der Erklärung des früheren Handelsministers v. Berlepsch vom 3. März 1903 n der es hieß:

„Die königliche Staatsregierung hält . . . daran fest, daß sie an sich den Arbeiter auf sein politisches Glaubensbekenntnis nicht untersucht; wenn er sich aber an sozialdemokratischen Agitationen beteiligt, an Agitationen, die darauf gerichtet sind, den Frieden zwischen der Verwaltung und den Arbeitern zu zerstören, dann wird er aus der Arbeit der fiskalischen Betriebe entlassen."

Geh. Ober Reg.-Rat Dr. Herrmann:

„Es sei zu erwägen, ob man die intellektuellen Urheber eines Streiks nicht treffen und das Aufreizen zum Kontraktbruch mit Strafe bedrohen könnte."

Geh. Ober Reg.-Rat Neumann:

„Auch die Wiedergabe der Parlamentsverhandlungen im „Vorwärts" gebe zu den größten Bedenken Anlaß. Einzelne Worte, die, aus dem Zusammenhang genommen, sinnentstellend und unter Umständen beleidigend wirken, werden durch den Druck und durch Einstellung in eine besondere Reihe hervorgehoben. Es sei erwünscht, auch hiergegen vorzugehen."

Geh. Reg.-Rat Dr. Tull:

„Bei einer Änderung des Strafgesetzbuches sei ins Auge zu fassen, daß man Preßorgane, die ohne sich anderweitig strafbar zu machen, systematisch zum Ausstand hetzen, treffen könne."

Major Scheuch:

„Der Rekrutenoffizier sei in der Regel zu jung und zu unerfahren, um auf die zu Hause verdorbenen Leute in politischer Hinsicht mit Erfolg einwirken zu können. Es sei überhaupt im hohen Grade bedenklich, auf dieses Gebiet den militärischen Dienst auszudehnen." (Das hätte man 1914—1918 beherzigen sollen.)

Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Schließlich wurden drei Entwürfe (vom Kriegsminister, vom Minister des Innern und vom Justizminister) am 30. Oktober 1906 im Staatsministerium beraten. Graf v. Posadowsky dehnte die Beschuldigung des Fortschreitens zersetzender Gesinnung auch auf das Bürgertum aus:

„In dem Köpenicker Fall werde ein alter Zuchthäusler von der bürgerlichen Presse in allen Tonarten gefeiert, es sei ein Zustand der Perversität, der nicht nur auf der sozialdemokratischen Agitation, sondern auch auf dem Verhalten anderer Kreise beruhe."

Finanzminister Freiherr v. Rheinbaben:

„Er wisse wohl, daß dem Herrn Justizminister kein Einfluß auf die Rechtsprechung der Gerichte zustände, aber er sei in der Lage, eine Einwirkung auf die Zusammensetzung der Strafkammern auszuüben ... Er richte an den Herrn Justizminister die Frage, ob es sich nicht ermöglichen lasse, flinke und energische Kräfte in die Strafkammern zu bringen."

Justizminister Dr. Beseler antwortete:

„Ein direktes Eingreifen des Justizministers bei der Zusammensetzung der Kammern sei nach Lage der gesetzlichen Bestimmungen unzulässig, und eine Einwirkung könne nur unter der Hand geübt werden. Dies geschehe so weit als angängig, und es müsse anerkannt werden, daß die Strafkammern ... es an Energie und Strenge nicht fehlen ließen." (Wer die Deklamationen preußischer Justizminister über die Unabhängigkeit der politischen Richter kennt, wird diese Einblicke in die Technik der Korrumpierung der Gerichte besonders aufmerksam würdigen).

Schließlich einigte sich das Staatsministerium auf die Einbringung folgender Vorlage:

„Gesetzesvorschlag betreffend Abwehr der heeresfeindlichen Bestrebungen:

Einziger Paragraph:

„Wer in der Absicht, die militärische Zucht und Ordnung zu erschüttern, das Heer, die Marine, deren Einrichtungen oder militärbehördlichen Anordnungen öffentlich oder durch Verbreitung von Schriften, Darstellungen oder Abbildungen herabwürdigt oder in Bezug auf sie unwahre Tatsachen, die geeignet sind, bei Wehrpflichtigen Widerwillen gegen die Erfüllung der militärischen Pflichten zu erregen, öffentlich behauptet oder verbreitet, wird mit Gefängnis bestraft."

Es war also ein Teil des Gesetzgebungsplanes fallen gelassen, die zeitliche Begrenzung der Gefängnisstrafe beseitigt worden. Dann kamen die Auflösung des Reichstags von 1906, die Hottentottenwahlen, bei denen Bülows Block siegte und die Sozialdemokraten einen großen Teil ihrer Mandate einbüßten. In der Thronrede zur Eröffnung des Reichstags am 19. Februar 1907 wurde der Gesetzentwurf nicht erwähnt, ebensowenig in der großen politischen Rede des Reichskanzlers Fürst v. Bülow vom 26. Februar 1907. Er war ehrenvoll bestattet Bülow, der Vielgewandte, regierte jetzt ein bischen liberal.

BRUNO FRANK

DAS HAAR

NOVELLE

I.

Die Veranda des Hotels war voll besetzt von den speisenden Gästen. Alexander Ruge hatte seinen Platz unmittelbar an der gläsernen Wand und blickte unterm Mahle, das Haupt aufgestützt, über See und Vorberge zu den Felsengipfeln hin, über denen sich strahlend und gleißend der Sommerhimmel spannte. Es war seine erste Mahlzeit am Ferienorte. Er kannte niemand unter den Gästen oder hatte doch noch niemand erkannt, und die kommenden Wochen lagen frei vor ihm da, pflichtenlos und ungegliedert. Es gibt nicht einmal jemanden, dachte er, der gültigen Anspruch auf meine Briefe hätte. Im gleichen Augenblick aber fiel ihm irgend ein Frauenname ein, und unbewußt neigte er ein wenig das Haupt.

Er hob es wieder. Ein Paar von Gästen schritt an ihm vorbei und nahm in seiner Blickrichtung Platz, der Mann in grauem Anzug mit dem Rücken ihm zugewandt. Mit einer sonderbaren Selbstverständlichkeit aber trafen sich die Blicke der Frau mit den Blicken Alexanders, es war, als hätte diese blitzgleiche Verständigung auch nicht eine Minute Aufschub geduldet. Einen langen, ernsten, ganz unverhüllten Blick sandten diese Frauenaugen nach ihm aus und Alexander fühlte, wie sich das leichte Fieber seiner bemächtigte, ohne das kein Mann der Erde, und sei er der vom Weibe verwöhnte, der genußkundigste, das Herannahen eines Abenteuers erlebt.

Die Frau vor ihm war schön. Von hoher Gestalt, wie er beim Vorbeischreiten mechanisch wahrgenommen, trug sie frei und hoch ihr Haupt auf reifem doch zarten Halse. Frauenhaft voll und weich waren auch die Flächen ihres Gesichts, ein wenig zu sehr sogar ins Große modelliert. Ihre dunklen, breit gelagerten Augen blickten auch jetzt in der Anspannung sanft und ein wenig traurig. Über allem aber ruhte und strahlte ihr Haar, eine Last, eine Krone, ein Helm von goldenem Haar, eine Freude dem Auge, eine mächtige Lockung, ein fast ergreifender Reiz. Mit Blitzen und Farbenspielen durchzuckte die Julisonne dieses lebendigste Schöne.

Alexander erhob sich bald, schritt nicht ohne ein Bewußtsein der eigenen Stattlichkeit zwischen den Tischreihen hindurch und begann oben auf seinem Zimmer die Habe für einen längeren Aufenthalt auszubreiten Auf ein Tischchen nahe am Fenster schichtete er in wohlüberdachten Stapeln seine Bücher auf, meist Lektüre von allgemeiner und moderner Art. Ein paar Hefte medizinischer Zeitschriften, auf deren Titelblatt gewisse Artikel ausdrücklich angemerkt waren, erhielten ihren Platz zu

unterst, und so schien wenig Aussicht dafür, daß diese Arbeiten gelehrter Kollegen bald schon zu ihrer Geltung kämen. Dies geschehen, verweilte Alexander erst eine Weile an seinem Fenster, tat sodann einen Gang durch die Dorfgassen, die von wohlgenährten Herren in blauen bayerischen Kitteln und von hochfrisierten, hochbeschuhten Damen im Dirndlkostüm ein wenig absurd belebt waren, kehrte schließlich, immer langsam und planlos spazierend zum Hotel zurück und schlug den Pfad ein, der als eine sanft ansteigende Promenade überm Ufer des Sees emporführte. Er gelangte auf ihm bis zu jener alten, weithin sichtbaren Buche, die vom häufigen Westwind gezüchtigt, mit einer hinfälligen, wie flehenden Gebärde sich zum Wasserspiegel hinunterbeugt.

II.

Nach der Abendmahlzeit hielt er sich wartend in der Vorhalle auf. Nach wenigen Minuten sah er sie kommen. Am Tisch mit den Zeitungen machte sie Halt und nahm irgend ein Blatt in die Hand. Niemand schien in der Nähe zu sein. Er trat neben sie und sprach murmelnd, ohne sie anzublicken: „Es ist eine Keckheit von mir, ich weiß es. Aber ich muß das Wort an sie richten."

Sie blickte auf, sah ihm frei ins Gesicht und sagte, ohne die Stimme zu dämpfen: „Nein, es ist keine Keckheit. Ich habe Sie erwartet. Ich habe den Tag verbracht in Gedanken an Ihr Gesicht!" Und sie reichte ihm beide Hände, die ziemlich groß waren, weich und kühl. Er beugte sich darüber, küsste die rechte und sagte: „Ich bin glücklich, daß Sie so zu mir sprechen. Sie sind so schön, ich sollte Ihre Kniee küssen und nicht Ihre Hände!" Und während er das sagte, geübt und sicher, fühlte er eine eigentümliche Erschütterung, fast ein Bangen vor der freimütigen Art, mit der die Frau dies Erlebnis begann.

„Wann sehe ich Sie?" fragte er und ließ nun erst ihre Hände los. Sie betrachtete ihn einige Augenblicke stumm, errötete mit einemmale sodaß ihr die dunkle Woge über Hals und Wange und Schläfe schlug wandte sich ab und sagte mit verändertem heiseren Tone: „Bald finden Sie Nachricht in Ihrem Brieffach!"

„Aber Sie wissen meinen Namen nicht!"

„Ich weiß ihn." Und sie wandte sich fort.

Er ging, steckte extra später den Brief zu sich, der ihr Zusammentreffen bestimmte, nahm seinen Mantel und schaute unter den Eingang gelehnt hinaus in die helle warme Nacht. Der Vorgarten und weiter draußen die Spazierstraße waren heiter belebt, man hörte Lachen und Gespräche und, abgerissen, von irgendwoher, sentimentales Getön einer Zither. Alexander zündete sich eine Zigarre an und verharrte ohne Erregung.

Ein tiefe Frauenstimme sprach hinter ihm: „Es ist eine Keckheit von mir, aber ich muß das Wort an Sie richten!"

Er wandte sich um.

„Was", rief er, „Sie sind hier, Frau Helene! Und Sie haben mir ein bischen nachspioniert?"

Frau Hofacker lachte. Sie war eine Dame nahe den Fünfzig, schon ergraut, solid gewachsen und von frischen Farben. Sie war ohne Hut und hatte den Kragen ihres Jacketts nach männlicher Art in die Höhe gestellt.

„Es war reiner Zufall, Alexander"' sagte sie. „Verführen Sie nur ruhig weiter. Oder haben Sie vor Nacht noch ein bißchen Zeit für mich? Ein Stündchen?"

„Alle Stunden bis zur Morgenröte!"

„Ach seien Sie still! Übrigens ist sie eine wunderbare Person das ist zugegeben."

Als sie dann miteinander im Garten saßen, betrachtete Frau Hofacker im Scheine der Bogenlampe aufmerksam seine Züge und sagte mit ihrer ungenierten Stimme: „Was haben die Weiber eigentlich an Ihnen, Alexander? Ich finde Sie nicht so ungewöhnlich."

„Das weiß der Himmel", bestätigte er lachend.

„Gute, feste Stirn, schöne freie liegende Augen, nun ja. Ein anständig gezeichneter Mund, bravo. Aber schon das Kinn! Mir wäre es zu weich, ihr Kinn, entschuldigen Sie nur."

„Wir könrten ja das Thema vielleicht wechseln? Aber das ist nur so ein Vorschlag."

„Gut, gut. Aber auf alle Fälle ist es ein drolliges Leben, das Sie so führen, Alexander."

Ruges Lider zuckten, vielleicht unter dem Einfluß des hellen Lichtes, das sie bei einer Kopfwendung traf und er antwortete: „Mein Leben, Frau Helene? Ich möchte untertänig bemerken, daß ich in Berlin jeden Morgen von 8 Uhr an in meiner Klinik stehe."

„Daran wird nicht gezweifelt."

„Zu dem, was Sie so mein drolliges Leben nennen, ist es am Ende nicht immer Zeit."

Sie antwortete: „Woher stammt die Verlockung, die von Ihnen ausgeht, Alexander? Wer nicht verlocken will, verlockt nicht."

„Sie sprechen recht hart zu mir."

„Sie ahnen den Grund? Nein? Nun, es ist Ihnen vielleicht erinnerlich, daß ich eine erwachsene Tochter besitze?"

„Mehr als erinnerlich."

„Das glaube ich nicht. Sie werden sich mit Mühe besinnen, wie mein Kind aussieht. Mein Kind aber brennt und hat Schmerzen um Sie."

„Wie wäre das möglich!"

„Ich gebe Ihnen hier keine Schuld. Sie kennen das Mädchen ja kaum. Sie kommt auch darüber hinweg mit ihren neunzehn. Ich meine nur: Wer so das Abenteuer liebt, für den kann der Mensch nichts bedeuten. Aber was haben Sie schließlich in den Armen gehabt, wenn Sie die Summe all Ihrer Tage und Nächte ziehen?"

Alexander erwiderte nichts und blickte vor sich hin auf die glühende Spitze seiner Zigarre. Einen Augenblick hatte er Lust zu lachen über das seltsame Verhör, das mit ihm angestellt wurde. Eine Minute verging. Ein paar banale und süße Akkorde kamen von der Zither herüber.

„Aber Sie sind natürlich ganz zufrieden mit Ihrer Lebensform," sagte Frau Hofacker wieder.

„Zufrieden? Nun . . . Sehen Sie, Frau Helene, ich bin ja kein großer Mensch, es ist wahr, ich freue mich am lebendigen Blut und an der lebendigen Stunde und bin immer noch neugierig und manchmal vergnügt. Aber so gar zufrieden, so gar einverstanden mit mir . . . "

Er schwieg wieder und fügte dann trocken hinzu: „Vielleicht sollte man wirklich fähig sein zu lieben."

„Ja. Und man sollte als Arzt und als Mann vielleicht auch ein wenig mehr wissen von dem, was auf Erden das Wichtigste ist!" Sie stockte.

„Wovon denn?" fragte er höflich und ernst.

„Vom Leid der Kreatur."

Dann richtete sie sich auf und sagte in einem anderen Tone: „Und nun müssen Sie gehen!" Sie wies ihm im Schein der Bogenlampe die kleine Uhr, die sie am Handgelenk trug.

„Ja," sagte er, es wird auch kühl."

„Sie gehen also wirklich hin?" fragte sie und betrachtete ihn mit ungläubigem Interesse.

Alexander mochte nichts sagen, er beugte sich über ihre Hände und schied.

III.

Es war die Stunde. Er öffnete die Tür. Durch das hell erleuchtete Zimmer kam sie ihm entgegen in ihrem schwarzen leichten Hausgewand und lag ihm an der Brust, das Haupt an seiner Schulter. Er hielt sie umschlossen und neigte das Gesicht auf ihr Haar, aus dem ein kühler, strenger Hauch kam. Er sagte murmelnd: „Daß man es es berühren darf, daß man es küssen darf, dieses Haar, das heute noch so fern war!"

Ihre Schultern zuckten wie unter einem Schmerz. „Nicht, nicht", sagte sie stammelnd, „Nicht so sprechen!"

Ein wenig erstaunt hob er ihr Gesicht zwischen seinen Händen empor und sah ihr freundlich in die Augen. Da verschwand aus ihnen der verstörte Ausdruck und sie lächelte.

„Komm, setz Dich," sagte sie, „laß Dich anschauen. Sag mir, Du findest wohl mein Betragen sehr schlimm, sehr unmöglich? Aber Du wirst es freilich nicht zugeben."

Er antwortete lächelnd: „So etwas solltest Du nicht fragen. Es ist vielleicht ganz gut, wenn irgend ein kleines Mädchen die Hände vors Gesicht schlägt und seufzt: ‚Was werden Sie jetzt von mir denken!' Aber für eine so große, schöne, stolze Frau ist das nichts."

„Ach mein lieber Freund, das mit der großen stolzen Frau ist wohl ganz äußerlich bei mir!"

„Nun," sagte Alexander, „wie es auch ist, jedenfalls „denke" ich nichts und finde nichts schlimm, sondern bin froh und glücklich, daß ich hier sein darf."

Dies sagte er rasch und geläufig und ganz in dem Tonfall, der eben der richtige war. Aber während er so sprach, hörte er auch schon Frau Helenens tadelnde Stimme. Er kam sich ein wenig vor wie ein Automat und begann sich zu schämen. Ja, dachte er, nun werde ich zwei Stunden lang das Richtige sagen und das Richtige tun, jeder Augenblick wird mich bereit und wach finden, und ich werde die Frau da vor mir nicht durch Taktfehler enttäuschen. Übrigens ist sie ja wunderschön, herrlich ist sie. Aber ist das ein zureichender Grund für das Ganze? Schwerlich. Wie erleichtert werde ich doch im Geheimen sein, wenn sich die Tür da hinter mir schließt, nach einem letzten gerührten Kuß auf das Gelenk ihrer Hände, die sie mir vom Bett aus reicht!

„Wo bist Du?" sagte die Frau. „Du hörst mir nicht zu, ich sehe es an Deinen Augen."

„Wenn ich nicht bei unsern Worten bin, so bin ich doch gewiß nicht weit."

„Du . . ! Aber wie nenne ich Dich denn? Nicht einmal Deinen Vornamen weiß ich noch."

„Alexander heiße ich"' sagte er mit einem grundlosen Lächeln.

„Alexander . . . Und was tust Du? Was bist Du? Ein Gelehrter?"

„Ich bin ein Arzt," sagte Alexander. „Aber warum fragst Du mich? Ist es nicht gerade schön, so gar nichts zu wissen, so ohne alle Beziehungen zu sein zum Leben, zum Tag?"

Und auch während er dies sagte, schämte er sich wieder, denn es war freilich nicht das erste Mal, daß er diese Worte verwendete. Er

fuhr fort: „Auch ich frage ja nicht und wäre doch neugierig genug. Ich sehe Dich an, ich höre Deine Stimme, mehr brauch ich nicht."

Sie blickte ihm in die Augen und sagte flüsternd: „Hast Du meinen Mann gesehen?"

Alexander nickte, ein wenig erstaunt.

„Hast Du ihn richtig gesehen, hast Du ihn angesehen, meine ich?"

„Das konnte ich nicht," antwortete Alexander und zog ein wenig die Brauen zusammen. „Er wandte mir den Rücken zu. Aber warum fragst Du das?"

Sie schwieg, starrte vor sich nieder und sagte endlieh leise mit schmerzvoll verzogenem Munde: „Ich bin recht unglücklich, Lieber!"

Das kommt ja schnell, dachte Alexander. Und er nahm mit einer zärtlich tröstenden Geberde ihre Hand.

IV.

„O Dein Haar, Dein Haar!"

„Sprich nicht davon!"

„Nicht davon sprechen? Es ist so herrlich. Ich glaube, ich habe nichts Schöneres gesehen."

„O schweig!"

„Warum willst Du das nicht hören? Laß mich gestehen: dies Haar mußt ich immerfort anschauen, heute am Mittag, war es wirklich erst heute? Die Sonne wühlte darin, es flammte und strahlte. Man müßte denken, es wäre noch Glut darin, aber es ist kühl, wundervoll kühl."

„Ja, es ist kalt."

„Wie sagst Du das seltsam! Ja, es ist so kühl wie ein schöner Morgen, wie ein Garten am Morgen. Laß mich mein Gesicht darin baden, Liebe. Oeffne es. Gib es mir ganz!"

„Ich kann nicht!"

„Du kannst nicht? Er richtete sich auf und lächelte. „Wie denn? Du gehörst doch nicht zu den Frauen, die glauben, ohne ihre Frisur seien sie nicht mehr schön. Königlich muß es aussehen. Du. Komm, erfülle mir den Wunsch. Aber was ist Dir denn, Liebe, was ist denn? Du hast ja Tränen in Deinen Augen."

Ja, sie weinte. Ohne einen Laut, ohne ein Schluchzen lag sie und die Tränen flossen ihr über die Wangen. Mit weit offenen Augen lag sie und sah durch das strömende Naß hoffnungslos traurig ins Leere. Er umfaßte ihre Schultern, er hob sie ein wenig empor und sprach ihr zu wie einem Kinde, das leidet. Aber eigentlich wußte er nichts zu sagen, er kannte ja die Ursache ihres Kummers nicht. So verstummte er bald, ratlos, strich ihr nur mitunter über die Stirn, die heiß dalag

unter der kühlen Krone, und wartete. Unter dem leichten Erlebnis, unter dem bequemen Abenteuer tat sich eine unbekannte Tiefe auf, ein rätselhaftes Weh, aus dem diese Tränen emporquollen, Tränen, Tränen, Tränen: sie näßten ihre weichen Wangenflächen, ihr Kinn, sie strömten über den blühenden Frauenhals. Er nahm sein Tuch und trocknete sie fort. Und währenddem überdachte er, wie sonderbar doch alles das war: diese Frau, diese Dame, diese Gattin, die ihn mit solcher Geradheit, solcher Freiheit zu sich beschied auf ihr Zimmer, dieser Gatte, der verschwunden war, der nichts zu bedeuten schien, von dem er nichts kannte als ein paar steife, pedantische Falten an seinem Hals, — und wie sonderbar nur ihre Tränen, denen nichts vorhergegangen war als ein paar Worte über ihr schönes Haar.

„Wenn ich das nicht hätte," fragte sie, mitten aus Schweigen und Trauer heraus, „dann würdest du mich nicht mögen, nicht wahr?"

„Wenn Du was nicht hättest?" fragte er zärtlich.

„Mein Haar."

„Aber liebes Herz, du hast es doch."

„Nein."

„Nein?"

Sie richtete sich auf, umschlang ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Es gehört mir nicht mehr. Es ist tot."

„Tot?" fragte Alexander und dachte bei sich: An wen bin ich da nur da geraten! Aber schon kamen ihr wieder die Tränen und diesmal nicht lautlos, sondern unter Schluchzen und Klagen. Sie schlug die Hände vors Gesicht und ihr ganzer Körper bäumte sich vor Weh.

Plötzlich schwieg sie. Ihre Rechte tastete über die Wand, sie fand den Hebel und das elektrische Licht erlosch.

Was tust Du denn, Liebe?"

„Fühle!" sagte sie heiser.

V.

Sie faßte im Dunkeln nach seiner Hand und legte sie auf ihr Haupt. Alexander zuckte zusammen. Der hohe feste Bau der kühlen Flechten war verschwunden, und seine Finger berührten die Kopfhaut. Nur ein wenig dünner Flaum war zu spüren wie auf dem Köpfchen eines kleinen Kindes,

„Fühlst Du es nun?" fragte sie leise.

Alexander schluckte hinunter: „Ist das so schlimm?" sagte er dann mit ruhiger, freundlicher Stimme. „So war es eben nicht Deines. Muß man darum so traurig sein?"

Sie flüsterte: „Es war einmal meines, es war. Ich trags auf meinem Kopf wie einen Leichnam. So häßlich ist das und so traurig."

Er umschlang sie fest mit seinen Armen, bettete ihren schmalen, nackten Kopf an seine Brust und schwieg. Er wartete, denn er wußte wohl, daß sie erzählen würde.

„Du hast ihn ja gesehen," begann sie endlich mit einem Flüstern, das anschwoll. „Du hast ihn ja gesehen. Er ist schon alt oder fast schon alt. Aber das machte mir nichts, als ich ihn heiratete. Ich war so froh, daß er mich nahm. Vier Jahre ist das her. Ich lebte mit meiner Mutter in einer kleinen Stadt, allein, und war beinahe schon ein spätes Mädchen geworden. Mein Vater war ein Beamter, wir hatten nichts als die kleine Pension und lebten so zwischen Auskommen und Dürftigkeit. Da kam er, sehr reich, auch elegant und verliebte sich rasend. Weißt du, es war so das Schicksal, das über einen Mann kommt und das alle Bedenken fortschwemmt. Er hätte mich auch geheiratet, wenn ich die Letzte von allen gewesen wäre. Am Abend sah er mich, am nächsten Morgen machte er seinen Antrag, nach vier Wochen war Hochzeit.

Aber schon auf der Reise dort hinunter an die Riviera fing das an mit seiner Eifersucht. Schon im Zuge fing das an. Wenn einer den Blick auf mich richtete, auf mein Gesicht, auf meine Schultern und vor allem auf mein Haar, wurde er grau im Gesicht und verlor fast den Atem. Ich bekam Angst und sah nicht mehr von meinem Buche auf. Aber in den Hotels wurde es noch schlimmer. Jeden Tag, alle paar Stunden die furchtbarsten Scenen. Mit aufgehobenen Händen lief er im Zimmer vor mir herum und verfluchte sein Schicksal, dann fiel er vor mir niedsr, zerbiß mir fast die Schuhe mit seinen Küssen, wimmerte wie ein Tier, das gequält wird. Ich saß ganz ratlos, versuchte ihn zu trösten, ihn aufzuklären, liebkoste ihn schüchtern. Aber er hörte und spürte nichts. Es schien, als wäre er ganz isoliert, ganz fern von mir in seiner Raserei, in seiner Qual. Aber das Schlimmste war: diese Scenen, die immer wieder kamen und die immer heftiger wurden, sie endeten auch immer auf dieselbe Weise, sie endeten in Wollust und Brunst. Es war, als hätte sich in ihnen all das Begehren angesammelt, das er den Anderen andichtete und er zerstörte mich fast mit seiner Leidenschaft, die keiner Zärtlichkeit mehr ähnlich war sondern einer kalten Wut. Er nahm mich stumm in Besitz mit geschlossenen Augen, seine mageren harten Arme umschnürten mich wie Stricke und er litt in der Wonne, das sah ich wohl. Aber auch ich litt, oh wie furchtbar, und fühlte mich geschändet, fühlte mich angefaßt wie eine verruchte Sache, von der einer doch nicht lassen kann. So muß ein Geizhals im Golde wühlen, hineinbeißen in das Gold, im unfruchtbaren

Mühen, seinen Glanz und seinen Wert in sich hineinzuschlingen. Sie war es. Und es wurde schlimmer. Er fing an, in allem Ernste zu hassen, was er meine Schönheit nannte. Ich glaube, es gibt an meinem Leibe kein Glied, das er nicht verwünscht hätte als Quell seiner Qualen. Und was er verwünschte, das eben küßte er im gleichen Atem, schreiend, mit Tränen. Das Schlimmste, das Schlimmste aber war natürlich mein Haar. „Es macht mich ja noch rasend, dieses Haar," schrie er, „dieses infame, dieses verruchte! Alle macht es wahnsinnig, alle Männeraugen hängen sich dran an dieses Hexenhaar. Alle sitzen sie da mit offenen Mäulern und wühlen sich hinein vor meinen Augen. Jeder legt seinen Kopf, jeder gräbt seine Hände hinein, jeder trinkt seinen Duft, jeder betrinkt sich an seinem Duft, ich sehs ihnen ja an, allen, allen, starre Augen bekommen sie. Ich gehe noch dran zu Grunde, ich kann das nicht mehr, ich kann das nicht mehr! Und dann stürzte er selbst darüber her mit all den maßlosen barbarischen Liebkosungen, die er sich an jenen anderen vorstellte.

Ich litt sehr, aber er tat mir auch leid. ich spürte ja all seine Schmerzen so nahe. Und ich suchte nach Abhilfe. Eines Tages, wir waren natürlich längst wieder zu Hause und lebten in seiner Stadt, ging ich in Gesellschaft mit einem Schleier auf dem Kopf. Es war ein dichtes, schwarzes Spitzengewebe, das auch den letzten Schimmer versteckte. Er wurde blaß, als er mich ins Licht treten sah, sprach aber nichts. Er saß mir bei Tische gegenüber und ließ mich nicht los mit seinen Augen. Ich konnte es fast körperlich spüren, wie seine Augen an dem Gewebe zerrten, völlig wie gierige Tiere. Und dann zu Hause . . . Ja, zu Hause. Ich war noch im Mantel, da riß er mir schon den Schleier ab, seine Hände krampften sich hinein in die Strähnen, er hatte Schaum auf den Lippen. Er schrie, er lallte: „Meinst du, ich lasse mir das verstecken, meinen Schatz, meine Kostbarkeit, meine Lust! Meinst du, ich lasse mir das noch vor den Augen wegstehlen von den lüsternen Schuften! Nein, komm! Ich will dich sehen, ich darf dich sehen, ich bin dein Herr, mir gehörst du: dein Leib, deine Schönheit, jeder Hauch, jeder Duft . . ." Und aufheulend stürzte er sich über mich, sein Mund verbiß sich über meiner Stirn, er sog und trank und malmte — und plötzlich spürte ich mit einem tödlichen Entsetzen, daß er zusammenfiel, daß er leblos, erstarrt zusammensank, verbissen in mein Haar hing er schwer an mir nieder, überfallen von einem Krampf, einer Ohnmacht. Ich glaube, ich habe geschrien wie eine Wahnsinnige, mir war auch ganz als müßte ich gleich, auf der Stelle, vor Grauen den Verstand verlieren. Ich faßte nach einer Schere, ich bog mich hinüber nach dem Tischchen wo eine Schere lag, immer den leblosen Mann über mir hängend, und ich schnitt zu, ich schnitt ihm mit fliegenden Händen meine Strähnen

vor dem Munde fort. Da lag er denn mit verdrehten Augen und die Spitzen meines Haares zwischen den Zähnen. Aber ich kümmerte mich nicht um ihn, ich legte ihn nicht einmal zurecht auf den Diwan, sondern ich stellte mich vor den Spiegel und schnitt weiter zu. In meiner Raserei schnitt ich mein ganzes Haar ab, rings um den Kopf, alles, alles, ganz kurz, in einem Taumel von Wut und Ekel und Grauen und Rache und Verzweiflung. Und ich häufte alles zu einander und warf ein Tuch darüber und dann erst rief ich um Hilfe für den Mann. Das Mädchen lief schreiend davon wie vor einer Behexten, als sie mich sah. Aber der Mann brauchte auch gar keine Hilfe. Er kam auch so wieder zu sich. Er richtete sich auf und starrte mich an. Und dann sagte er — in einem ganz furchtbaren, leeren, toten Tone, aber erlöst, erlöst sagte er: „Ja. Das ist gut."

Ich brach zusammen. Ich wurde sehr krank und lag viele Wochen. Und er pflegte mich und war sehr gut zu mir, das muß ich sagen. Denn auf seine Weise liebte er mich ja, ach nur zu sehr. Aber wie ich so lag und allmählich wieder zu Kräften anstieg, da weitete sich etwas in mir, ich überblickte mein Leben und sagte mir, daß, was ich bisher als mein Leben hingenommen hatte, daß das nicht alles bleiben dürfe. In mir entstand ein Trotz, und ich nahm mir vor, das Dasein, das schöne reiche Dasein mit beiden Händen zu fassen und zu genießen. Und ich war entschlossen, daß dieser traurige graue Mann mit seiner bösen Leidenschaft nicht alles bleiben dürfe, was mir als Frau gehörte. Und das sagte ich ihm auch ganz offen, denn seit jenem wilden Tag fühlte ich mich ihm überlegen und wußte ihn sehr in meiner Schuld. Er sah mich nur an und blickte dann nach meinem Haar, das ich schon damals mir wieder aufs Haupt gelegt hatte, und ein unbeschreibliches Lächeln ging über sein Gesicht: wissend und traurig und höhnisch. Ich sagte mit Zittern: „Du meinst wohl, keiner wird mich mehr wollen — deswegen? Aber keiner wird es ja merken." — „Doch," sagte er mit seiner erstorbenen Stimme, „du wirst es sagen müssen. Ich hindere dich an nichts. du bist frei. Aber ich weiß, daß du es jedem sagen mußt. Du kannst das nicht vergessen, nicht auf eine Stunde, und du wirst auch wollen, daß jeder es weiß, du wirst es wollen müssen." Ich versuchte ihn auszulachen, aber mir war es, als bekäme ich Eis in meine lebendigen Adern. Und er hat recht behalten."

„Unsinn, Unsinn!" sagte Alexander. Er wollte das freundlich und überlegen sagen wie zu einem Kinde. Aber die Stimme blieb ihm aus.

Er räusperte sich und widerholte das Wort und streichelte sie tröstend. Aber es war ihm selber deutlich, daß sein Wort und seine Liebkosung keine Kraft besaßen.

„Ja er hat recht behalten. Oh denke nicht, ich hätte das nun so und so oft erprobt. Ich bin ja keine so leichtsinnige Frau. obgleich ich es sein wollte. Aber einmal hab ich es doch erprobt. Es war ein junger Musiker, der zu uns ins Haus kam. Er liebte mich, das wußte ich wohl, ganz krank war er nach mir. Aber denke dir, als es so weit war. da mußte ich ihm es sagen. Ja es war wie ein Zwang, ein Fluch, wie eine Behexung war es. Es war wie eine bittere, bittere Wollust, zu dem es mich übermächtig trieb, obwohl ich doch wußte, daß dann alles aus war. Ja, im höchsten Moment mußte ich es ihm sagen. Und da erstarrte er. Und so wird es immer sein. Ich bin gezeichnet und ausgestoßen. Und auch du wirst dich von mir abwenden, gleich, jetzt gleich, ich fühle es schon, ich merk es schon an deiner Hand, daran, wie deine Hand die meine hält. Du bist schon fort, du bist schon geflohen, ich weiß es gut."

„Aber das ist ja alles nicht wahr," sagte Alexander. „Gar nichts davon ist wahr. Und es wird ja auch wieder wachsen, sicher, trotz deiner langen Krankheit, ganz sicher. Und das alles ist ja nur ein Grund, dich doppelt lieb zu haben, Arme, Gute, Schöne."

Doch er mußte sich zwingen, das zu sagen. Wie durch zerrissene Wolken sah er in eine jenseitige Welt, in traurige Geheimnisse, die hinter den schönen Dingen lagen. Er war erstarrt. Er spannte seine Seele an, seine Nerven. Er wollte sich das nicht merken lassen. Er wollte den Bann zerbrechen, in dem die Ärmste gefangen war. Sie mußte ihn zurück haben, den Glauben an ihre Frauenmacht, an ihre Jugendmacht!

Er zwang sich zu ihr, und er besaß sie. Aber es war vergebens, der Eisenreif um ihre arme, verstörte Seele war nicht zu sprengen. Er jedenfalls, der selbst sich nicht befreien konnte von dem traurigen Zauber, er konnte ihn nicht sprengen. Sie lag da mit weitoffenen Augen, die ins Leere sahen, und sprach mit schlaffer Stimme, in der keine Hoffnung war:

„Geh nur, geh. Ich weiß ja doch, daß du gehen willst."

Und bald ging er wirklich.

VI.

Es war gegen Morgen. Aber er konnte nicht daran denken, die Ruhe aufzusuchen. Er stieg die Treppe hinunter, den Blick auf die Stufen vor seinen Füßen gesenkt, fand eine unverschlossene Nebentür und trat ins Freie.

Ein häßlicher Wind schlug ihm entgegen, der Himmel war niedrig, zerrissen und bewegt, der Frühschein fahl und freudlos. Die Front des Hotels entlang, den Rücken ihm zugewendet, ging ein Mann dahin, mit dem gleichmäßigen Schritt eines Harrenden, der Zeit hat. Eine Vermutung stieg in Alexander auf. Er wartete, bis das Licht der Laterne am Haupteingang auf den Nacken des Fremden fiele. Aber Jener hatte den Kragen seines Mantels gegen den peitschenden Wind in die Höhe gestellt. Dennoch, er war es. Alexander zweifelte nicht. Und erschauernd vor dem Geheimnis dieser Seele wartete er; es schien ihm unwürdig und feige, sich einem Zusammentreffen zu entziehen. Nun sah er ihn wenden im unsicheren Licht, dort, wo das lange Gebäude ein Ende hatte. Er trat ein wenig hervor aus dem Mauerschatten und blickte dem sich Nähernden entgegen. Der kam, hob das Haupt und sah Alexander mit seinen trüben alten Augen aufmerksam ins Gesicht Dann verzog sich sein Mund zu einer Art von Lächeln, zu einem sauren, traurigen und hohnvollen Grinsen. Er nickte einmal vor sich hin, senkte den Kopf und ging vorüber.

Alexander stellte wie Jener seinen Mantelkragen auf, vergrub die Hände in die Taschen und schritt in der anderen Richtung davon, verwirrt und mit schwerer Brust. Er ging rasch und bog um die Ecke des Gebäudes. Da sah er vor einer der hinteren Türen, durch die ein ödes Licht schimmerte, ein kleines Milchfuhrwerk stehen mit einem schwarzen Hund davor als Zugtier. Gesenkten Kopfs stand das Tier da, die überschwere Mühe des Tages erwartend, und der öde Lichtschein brach sich in seinem kleinen Brustgeschirr. Alexander blieb neben ihm stehen und wollte seinen Kopf streicheln. Aber der Hund, im Glauben, ein Dieb bedrohe seine Bürde, heulte wütend auf und schnappte nach der liebkosenden Hand.

Noch lange hörte Alexander das aufgeregte Bellen hinter sich, während er weiterging und den Promenadenweg einschlug, der überm Ufer des Sees emporführt. Die Luft sauste, unten schlugen die Wellen. Alexander gelangte bis zu der alten, weithin sichtbaren Buche, die vom Sturm gepeitscht mit flehender Geberde sich zur Wasserfläche hinunterbog.

DUMPING—ANTIDUMPING.

Sir Robert Horne, der englische Handelsminister, soll von seinen Antidumpingplänen abgekommen sein. Er habe sich, heißt es, über zeugt daß das gegenwärtige Dumping eine Valutaerscheinung sei, die nach Rückkehr einigermaßen normaler Zustände auf den internationalen Zahlungsmittelmärkten ganz von selbst verschwinden werde. Das richtige Heilmittel sei also Valutanisierung und freier Verkehr — nicht Protektionismus. Nur die jungen, schwachen „Schlüssel"industrien brauchten einen Erziehungs- und Sicherungsschutz, der aber mit Dumping und Dumpingabwehr im Grunde nichts zu tun habe.

Der englische Minister hat recht, wenn er noch ein bißchen wartete und wenn der natürliche Lauf der Dinge nicht durch Pariser Beschlüsse und Londoner Konferenzen gestört würde, könnte er ziemlich bald festellen, daß es überhaupt kein deutsches Dumping mehr gibt. Schon jetzt gibt es viel weniger als vor ein par Monaten.

Aber neben und über Sir Robert Horne macht ja Mr. David Lloyd George britische und Weltwirtschaftspolitik. Und Mr. Lloyd George wünscht offenbar, dafür zu sorgen, daß das deutsche Dumping wieder auflebt und zu Jahren komme, Zu zweiundvierzig Jahren.

Was war bisher die Wurzel des deutschen Dumping? Produktionskosten, Löhne vor allem, die in Papiermark hoch, in Weltvaluta aber niedrig waren und deshalb Unterbietung gestatteten, wenn der Preis der Ware in Weltgeld gefordert oder bezahlt wurde. Wenn die Valuta steigt, die Weltmarktpreise sinken, die Verkehrsschranken abgebaut werden, bessert sich, wie Sir Robert richtig herausgefunden hat, das Uebel von Tag zu Tag, Nun kommt aber der Zollkontrollor der Entente und verlangt von jeder Ware, die über die deutsche Grenze geht, ein Achtel ihres Werts. Kann man einen Gegenstand, der eigentlich 100 M. kosten soll, für 112 M. exportieren? In manchen Fällen kann man es, wenn der Gegenstand überhaupt oder in solcher Qualität anderswo gar nicht zu haben ist, oder wenn man dank irgend einer natürlichen oder technischen Ueberlegenheit billiger produziert als alle fremden Konkurrenten. Das sind Ausnahmen. Im allgemeinen kann man es nicht; wenn man dennoch exportieren will (oder muß), bleibt nichts anderes übrig, als den Gegenstand weiter um 100 M. zu verkaufen. Da man dann aber nur 87 oder 88 M. erlöst, (während der ausländische Mitbewerber die vollen 100 behält) muß man die Produktionskosten herabdrücken. Man muß sich im technisch-organisatorischen Wettlauf an der Spitze halten (was in einem verarmten und darbenden Lande leichter gesagt als getan ist) und man muß jeden Aufwand der

Produktion künstlich und gewaltsam verkleinern. Man muß also irgendwie den an sich vorübergehenden Zustand, den das deutsche Dumping ausgelöst hat, verewigen. Man muß ihn außerdem auch noch verschärfen; denn da ein großer und mit jeder Anstrengung wachsender Teil des Ausfuhrerlöses in Tributen verloren geht, muß man durch weitere Produktionskostenminderung den Export immer wieder und bis zum äußersten forcieren, um wenigstens die notwendigste Einfuhr bezahlen zu können. Die Ausfuhrabgabe begründet nicht bloß (im Verein mit den übrigen Tributen) ein neues Dumping, sie peitscht auch fortgesetzt zu neuer Verstärkung, neuer verzweifelter Aufdringlichkeit dieser Kulikonkurrenz.

Vielleicht hält Sir Robert Horne seinem Premier einmal über diese Dinge Vortrag.

UNSERE „GROSSE" AUSFUHR.

Im Ententelager tut man so, als hätten wir unseren alten Platz im Welthandel beinahe wieder eingenommen. Herr Doumer ist nicht der Einzige, der seine Gläubigerrechnung auf deutsche Friedensausfuhrziffern stützt. Dabei werden immer die Handelsstatistiken einiger unserer kontinentaler Nachbarländer angeführt, die im Warenverkehr mit Deutschland in der Tat stark passiv sind. Aber all diese Länder nahmen vor dem Kriege nur einen sehr bescheidenen Teil der deutschen Ausfuhr auf. Was auf den früher größten Absatzmärkten — in Rußland, England, Amerika, in den Gebieten der österreichisch-ungarischen Monarchie — einstweilen verloren gegangen ist, davon beliebt man keine Notitz zu nehmen.

Die irreführenden Ziffern einer aufgeblähten und schwankenden Weltstatistik führen auch unser eigenes Urteil leicht zu Ueberschätzungen. Wie schlimm es in Wirklichkeit noch vor kurzem um unsere Ausfuhr stand, zeigt eine neuerdings veröffentlichte Mengenstatistik, die die Exportquantitäten des ersten Halbjahres 1920 mit denen der ersten sechs Monate von 1914 vergleicht. Es gibt nur drei Warengruppen, bei denen der 1920er Export mengenmäßig größer war als der 1914er: Holzwaren, Waren aus Steinen und anderen mineralischen Stoffen und Fahrzeuge. Man sieht auf den ersten Blick, daß es sich nicht um entscheidende Posten unserer Ausfuhrbilanz handelt. Bei den entscheidenden Posten sind wir sehr, sehr weit zurück. Nur die wichtigsten Ziffern seien erwähnt: Eisen, Eisenlegierungen und Waren daraus 1914 $3^1/_3$ Millionen, 1920 noch nicht $^3/_4$ Millionen Tonnen, chemische (darunter Kali) pharmazeutische Erzeugnisse, Farben, Farbwaren (also Spezialitäten deutscher Produktionswirtschaft) $2^1/_2$ und $1^1/_2$ Millionen Tonnen. Maschinen 278.000 und 158.000 Tonnen, elektrotechnische Erzeugnisse

65.000 und 25.000 Tonnen, Waren der Textilindustrie 209.000 und 28.000 Tonnen, Leder- und Lederwaren 20.000 und 3.000 Tonnen.

Für einen Dumpingexport mit Valutaschutz eigentlich keine glänzenden Resultate. Mr. Thelwall, der britische Handelssachverständige in Berlin hat richtig beobachtet: unsere „guten Profitergebnisse" sind „bei sehr geringer Produktion erzielt worden."

DER UNBEWEGLICHE KOHLENPREIS.

Ich habe kein Mitleid mit den Kohlengrubenbesitzern, die angeblich (vielleicht sogar wirklich) bei jeder Tonne ein paar Mark verlieren. Ich bin natürlich, als Konsument, für billige Kohle. Trotzdem muß ich fragen ob es nicht, wenn die Weltmarktkohlenpreise so sinken, wie sie es bisher getan haben, ganz nützlich wäre, ihnen die inländischen ein bißchen näher zu rücken.

Herr Simons hat neulich gesagt, unsere Industrie habe sich überraschend auf Braunkohle umgestellt. Wenn das der Fall ist, sollte man meinen, daß die Braunkohle (die im Verbrauch ohnedies kostspieliger ist) billig gehalten wird. Aber der Braunkohlenpreis wird erhöht. Nur an die Steinkohle darf nicht gerührt werden.

Unsere gute Steinkohle bekommen (gegen Gutschrift des Inlandpreises) die Franzosen. Die schlechte Kohle bekommen wir. Infolgedessen heizen wir teurer als die Franzosen. Wenn die Weltkohlenpreise noch weiter sinken und die Valuta nicht weiter fällt, werden wir möglicherweise dazu kommen, den Abfall der uns bleibt, liegen zu lassen und uns anständige englische oder amerikanische Kohle zu besorgen. Sie wird in der Anschaffung teurer, im Verbrauch vielleicht billiger sein.

Solange unsere Kohlenpreise niedriger sind als die Weltpreise, werden wir die Verfügung über unsere gute Kohle nie zurückerhalten. Man wird im Gegenteil immer größere Kohlentribute von uns fordern und erzwingen. Selbst wenn man für die Kohle gar keine Verwendung hat und sie wieder ausführen muß. Sichere Profite gibt man nicht aus der Hand. Welcher Finanzminister wird auf eine Wiedergutmachungsware verzichten, die mit 100 berechnet und gebucht wird, aber 150 oder 200 Wert ist und auch so veräußert werden kann.

S.

Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein.
Goethe 1829.

Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbilde der Engländer, weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis, beibringen.
Goethe 1828.

AUS DEM TAGE-BUCH

DIE PRÄSIDENTENFRAGE

Ein Leser des Tagebuch, Herr Dr. E. Saagert, schreibt mir aus Lugano. Ich drucke seinen Brief als hörenswerte Auslandsstimme ab, ohne an seinem Vorschlag Gefallen zu finden. Dr. Saager schreibt:

Wenn ich mir gestatte, zu Thomas Wehrlins Brief an Fritz Ebert einiges zu bemerken, so bin ich mir wohlbewußt, daß es sich um eine innerdeutsche Angelegenheit handelt, aber vielleicht ist gerade ein Ausländer, als unbeteiligter Beobachter, in der Lage, in das Problem hineinzuleuchten.

Wehrlin kennzeichnet den idealen deutschen Reichspräsidenten so: geistig-moralische Autorität . . . die inneren Kräfte des Reiches konzentrieren sich in einem führenden Kopf . . . Blut von unserem Blut, Hirn von unserem Hirn . . . überparteilicher Führer, der Kredit auf allen Seiten hat . . . Freier religiöser Deutscher. Nicht minder treffend ist Ihre Forderung: Die Republik braucht ein Gesicht und eine Fahne . . . es handelt sich darum, eine Figur zu finden, die geeignet ist, die Lust an der Republik zu steigern oder vielmehr zu wecken, denn dieses Reich sei instinktiv monarchisch, die Republik widerwillig . . . und bis auf weiteres seien die Parteiinstanzen Deutschland. Die wahre Republik solle über den Parteien stehen und sich gründlich befreien wollen von ihrer dynastisch-militärischen Vergangenheit.

All das entspricht auch den Vorstellungen, die sich das Ausland von einem idealen deutschen Präsidenten und einer idealen deutschen Republik macht. Noch mehr: gehen Sie in die Schweiz, nach Frankreich, nach Amerika, gehen Sie, wohin Sie wollen über die deutsche Grenze, man wird Ihnen überall sagen: Sie haben ja einen solchen Mann, der genau Ihrer Definition entspricht! — Sie werden entgegnen: der Mann, den Ihr meint, besitzt nicht den Kredit, er hat in Deutschland nicht die geistig-moralische Autorität! Undenkbar, er, der unbeliebte Professor F ö r s t e r, auf dem deutschen Präsidentenstuhl!

Ich glaube, damit haben Sie den ganzen Fehler selbst aufgedeckt, der in Ihren Forderungen liegt, den Zwiespalt, der zwischen Ihrer These und ihrer Realisierbarkeit klafft. Warum kann Förster nicht deutscher Präsident werden? Weil ein Widerwille gegen die gründliche Befreiung von der militärisch-dynastischen Vergangenheit im deutschen Volke vorhanden ist, werden wir entgegnen. Diese Vergangenheit drückt sich aus in der Bejahung des Krieges; Förster verneinte ihn. Heute liegt der Gegensatz in der Stellung zur Schuldfrage: obwohl die deutschen Dokumente selbst die Wahrheit darüber, nämlich daß die österreichisch-ungarische und deutsche Regierung diesen Krieg — mindestens gesagt als Präventivkrieg — der Welt aufgezwungen haben, in alle Welt hinausbrüllen, wollen die

Deutschen in ihrer ungeheuren Mehrzahl sie nicht wahrhaben; Förster aber läßt einfach die Wahrheit Wahrheit sein. Leugnen kann nur, wer eben den Krieg innerlich nicht überwunden hat, wer ihn für ein diskutables Mittel hält, wer ihn auch dem anderen zutraut oder vielmehr überzeugt davon ist, daß die anderen ebenso kriegslustig, ja neugierig waren, wie die eigene Regierung es war. Wer aber so denkt und fühlt, hat eben mit der militärisch-dynastischen Vergangenheit nicht innerlich gebrochen und der einzige Unterschied gegen früher ist für ihn die Marke „Republik" statt „Kaiserreich". Herr Wehrlin sagt wohl, man müsse die Figur finden, die geeignet ist, die Lust an der Republik zu steigern oder vielmehr zu wecken. Sie können einen Delbrück oder einen Hauptmann zum Präsidenten machen: damit werden Sie nur die Lust an Nebensächlichkeiten, nicht an der Republik wecken, denn das Wesentliche an dieser Republik ist die grundlegende pazifistische Frage oder wenn Sie wollen, die Schuldfrage, in der nur der überzeugte Nichtpazifist seine Überzeugung über die klar am Tage liegenden Tatsachen stellen wird, wie es eben die große Mehrheit der Deutschen tut.

Der einzige Vertreter, der Ihrer Definition vom idealen Präsidenten entspricht — bis auf die Einschränkung, daß er in Deutschland keinen Kredit besitzt — und der zugleich Ihrer Definition von der idealen Republik gerecht wird, wäre Professor Förster. Den aber will das deutsche Volk unter keinen Umständen. Darum dürfen Sie nicht Herrn Ebert, sondern müssen Sie dem deutschen Volk einen Vorwurf machen! So, wie das deutsche Volk die Republik auffaßt, wird es mit Recht Herrn Ebert wieder wählen: er ist, was man sich in Deutschland, im Gegensatz zum feudalen früheren Regiment, als Republikaner vorstellt und er hat zugleich die militaristisch-dynastische Politik mitgemacht, er repräsentiert die Tatsache der Republik und zugleich deren Widerwilligkeit. Deutschland hat seinen Masaryk, der einzige Unterschied mit Tschechen ist, daß Deutschland ihn nicht haben will. Die deutsche Republik könnte ein Gesicht und eine Fahne haben: aber sie wendet die Augen davon ab, denn sie ist noch überzeugt nichtpazifistisch. Daran muß Ihr kluger Vorschlag scheitern!

Thomas Wehrlin erwidert Herrn Dr. Saager:

Es gibt ein Besserwissen des Auslandsdeutschen, gegen das Keiner ankann. Förster ist als Präsidentschaftskandidat unmöglich, vor allem, weil er sich in erster Linie als Katholik fühlt. Wir können weder einen betont protestantischen, noch einen betont katholischen Präsidenten brauchen. Wir brauchen einen Deutschen, indem sich das Deutschland von heute conzentriert wiederfindet. Ein solcher Deutscher, in dessen Kopf Widersprüche zur Synthese drängten, war Naumann. Förster . . ist ein bedeutender Pro-

fessor der Moral. Er ist ein Mann, der sich immer wieder isoliert. Er säße auf dem Präsidentenstuhl einsam in hoher Stille. Nie ist ein politischer Führer der strenge Zensor seines Volkes gewesen. In einem Augenblick, da Frankreich und England sich entschließen, 42 Jahre lang die Faust an unserer Gurgel zu halten, wird man es den Deutschen nicht verübeln können, wenn sie theoretisch nicht unbedingt pazifistisch gesinnt sind. In dem Verteidigungstrieb des heutigen Deutschen lebt ein sehr gesunder Instinkt. Wir sind unbewaffnet, wir bleiben entwaffnet, aber die Wahl des Prof. Förster wäre eine Entwaffnungs-Reichsaufgabe, zu der niemand Lust hat. Außer den Deutschen, die in der Schweizer Loge sitzen und zusehen ... Übrigens hinkt der Vergleich mit Masaryk. Förster ist, das ehrt den Kopf, übernational. Masaryk erwuchs aus nationaler Blüte. Er ist erst Tscheche, dann Europäer. Förster ist erst Katholik, dann Europäer und schließlich auch Deutscher. Er ist uns zu ... angeschweizert.

DIE FIXE IDEE: PRESSEBALL

Ein Besucher dieses Festes schreibt mir:

Wissen Sie, daß in dem Büro des Berliner Presseballs Frauen ohnmächtig wurden, weil sie keine Eintrittskarten mehr erhalten konnten? Wissen Sie, daß es Narren gab, die am Tag vor dem Ball Tausende für eine Eintrittskarte bezahlten?

Und was an Genüssen erwartete die Glücklichen, die eingelassen wurden? Ich will die Seligkeit, von Georg Bernhard dem Allgegenwärtigen, empfangen zu werden, nicht unterschätzen. Aber dieses Glück kann dem Sterblichen sowohl im Reichswirtschaftsrat wie in der Pressekonferenz, in der Handelshochschule wie in der Deutschen Gesellschaft passieren. Gibt es denn eine größere Vereinigung in Berlin, wo Bernhard nicht Präsident, Referent oder engeres Ausschußmitglied ist?

Man sollte nur im Frack, Damen nur in Ballrobe den Saal betreten. Zur Vorsicht wurde den Besuchern durch alle Abendblätter die weiße Binde nochmals eingeschärft. Aber es gibt keine deutschen Gesellschaftsgesetze, wird keine geben. Es gab Besucher im Smoking mit weißem Hemd und Damen in ganz absurden Toiletten aus dem vorigen Jahrhundert. Wenn Besucher sprachlos stehen blieben und vor einer Robe Spalier standen, dann war es immer eine drollige Novität aus Prenzlau „Jahrgang 1882." Um die schönen Frauen, die auf dem Pressball gewesen sein sollen, und um die schönen Kleider war es schade, weil ein unerträgliches Gedränge jeden verweilenden Blick, jede genießende Betrachtung unmöglich machten. Die Herren, die derlei elegante Feste arrangieren, glauben immer noch: die Masse tut es. Aber schöne Abendgesell-

schaften kommen nur durch eine ästhetische Zensur zustande. Wie aber schien eine so große Affenausstellung, wie es der Presseball ist, auch nur mit der bescheidensten Geschmackszensur denkbar?

Unglaublich, unverbessert, ist die gemeine Gafferlust der Zuschauer gewesen. Alles schob und drängte sich vor Fehrenbachs und Simons Loge ganz ebenso wie ehedem vor der Kaiserloge und vor Bülows Tisch. Die Herren, übrigens erschienen die meisten mit ganzen Wagenladungen wilhelminischer Orden geschmückt, genau so gedankenlos-pöbelhaft neugierig wie die Damen. Der republikanische Deutsche (der besitzenden Klassen) ist eben nicht um ein Grad würdevoller als der gehorsame Untertan der Kaiserzeit. Das war der ganze Abend: Gedränge, Schweißgeruch. Begaffen. Und wer wurde schon begafft? Wer ein bißchen Geschmack hat, wer ein wenig auf sich hält, der bleibt diesem ach! so demokratischen Aufwasch fern. Nicht einmal die besseren Theaterleute waren noch in Ballfreude. Von Schriftstellern erschienen, wie die Zeitungen am nächsten Tag stolz berichteten, nur die Sterne von gestern oder von vorgestern, Ludwig Fulda, Rudolf Presber Heinz Tovote und Max Kretzer. Man mußte, wenn man diese Liste las, zugeben, daß das höhere deutsche Schrifttum sich an diesem Abend selbstbewußt und mutig benommen hat. Kein Autor, der sich fühlt hat sich dem Presseballzwang unterworfen. Dagegen sind die Maler, die ja auch durch Spenden zur Tombola Gehorsam erwiesen, pünktlich angetreten. Die revolutionärsten Maler waren stark vertreten. Dürfen wir von George Groß ein Erinnerungsblatt „Presseball 1921“ erhoffen?

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35. Potsdamer Straße 123 b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

THOMAS WEHRLIN

STARB DIE INTERNATIONALE?

Wir möchten so gerne international sein.

Aber wo sind jetzt die Stimmen der Völker?

Im August 1914 gab es optische Täuschungen, tragisch für alle Nationen? Die Deutschen bangten vor der Slawenflut unter Zarenbefehl, die Franzosen zitterten vor den deutschen Soldaten unter Wilhelms Kommando, die Südslawen hatten ihr Lebensrecht gegen Franz Ferdinands Habsburgerwache zu behaupten, Belgien war schon niedergetreten, die Engländer konnten sich moralisch erhitzen und dahinter geschäftlich spekulieren. Unmöglich, im August 1914 nüchtern, klarschauend, ökonomisch denkend zu bleiben.

Welche Blendung aber kann die Völker 1921 rechtfertigen? Wer hindert die französischen Arbeiter, gegen vierzigjährige Sklavenarbeit deutscher Proletarier zu protestieren? Wer erstickt die Stimmen englischer Arbeiter, die durch Überarbeit und Unterentlohnung deutscher Genossen vierzig Jahre im Schach gehalten werden sollen? Wo sind die so entrüstungsbereiten Neutralen?

Wo ist Marcel Sembat, der als Jaurès Erbe galt? Warum schweigt Henderson jetzt? Weiß Namec nicht, daß Deutschlands Ruinen auf das neue kleine Tschechenhaus stürzen werden?

Wo ist die zweite Internationale? Wo die Internationale Nummer $2^1/_2$?

Im August 1914 waren alle Telegraphendrähte zerschnitten. Im Februar 1921 sind die Drähte wieder straff gespannt. Wenn je ein Augenblick zwingend ein Manifest an alle Völker gebot, denn diese Stunde, in der — ohne Rausch, mit gräßlicher Nüchternheit — die Demolierung der deutschen Industrie beschlossen ward. Verglichen mit dieser Zerstampfung ist die Verwüstung Belgiens eine kleine Episode. Wo aber sind heute alle Klagenden und anklagenden Propheten? Von der guten Menschheitstante Ellen Key bis zu der Gelehrtenstimme Thomas Masaryks. War der Aufschrei in Belgien ohne stillen englischen Regisseur nicht denkbar? Sind wir Deutschen noch immer das Volk ohne politische Technik? Schweigt die Internationale nur, weil wir kein Talent zum unsichtbaren Kapellmeister haben?

Der August 1914 war der erste schwere Schlaganfall, den die Internationale erlitt. Kommt sie nicht mehr zu Kräften? Bedeutet der Februar 1921 ihr definitives Erlöschen?

Die Scheidemann, Otto Bauer, Camill Huysmans mußten den Versuch machen, die Lebensgeister der alten Dame noch einmal wachzurufen.

Kann die Internationale jetzt kein lautes Wort mehr über den Erdenrund rufen, dann begrabt sie als eine schöne Illusion. — Die Internationale, die heute schweigen kann, wird nie mehr sprechen können!

PIERREPONT B. NOYES

UNTER DEM FRIEDENSVERTRAG IM BESETZTEN DEUTSCHLAND

Pierrepont B. Noyes war bis zum Juni 1920 amerikanischer Vertreter in der Hohen Interalliierten Rheinlandkommission und Chef der amerikanischen Zivilverwaltung im besetzten Gebiet. Er trat dann von seinen Ämtern zurück, weil er sich mit der Besetzung und ihren Methoden nicht mehr identifizieren wollte. Die folgenden Ausführungen sind einem im New Yorker Verlage der Macmillan Company aus seiner Feder demnächst erscheinenden Buch „Derweilen Europa auf Frieden wartet!" entnommen, von dem ich Teile vorab zu veröffentlichen in der Lage bin. Die allgemeine Tendenz des hochverdienstlichen, den gesamten Kreis der Friedensfragen erörternden Werkes charakterisieren vielleicht am besten die folgenden, gerade in diesen trüben Tagen wieder besonders aktuellen Sätze aus einem anderen Kapitel: „Es ist meine feste Überzeugung, daß Deutschland, einst das industrielle Rückgrat des kontinentalen Europa, immer tiefer in eine soziale und wirtschaftliche Zerrüttung hinabgleitet, die höchst gefährlich für den Frieden der ganzen Welt ist. Es wird gewiß schwer sein, die Deutschen in Bolschewiki zu verwandeln, — aber die Gefahr ist nur dann nicht sehr brennend, wenn die Alliierten sie nicht allzulange hilf- und hoffnungslos lassen."

DIE MILITÄRISCHE OKKUPATION

Die Besetzung der deutschen Westprovinzen durch die Alliierten, — ursprünglich nur für die Dauer von fünfzehn Jahren geplant, durch Herrn Millerands Note an Deutschland vom letzten März aber auf unbegrenzte Zeit ausgedehnt — ist für die Zukunft Europas unverkennbar ein Faktor von so hervorragender Wichtigkeit und bedroht so unmittelbar den Weltfrieden, daß es zu wirklichem Verständnis der europäischen Situation unerläßlich ist, ihre Geschichte und ihren Charakter genau kennen zu lernen. Die Geschichte des Artikels 428 des Friedensvertrages und des „Rheinlandabkommens", das in Übereinstimmung mit dem die Okkupationsbestimmungen regelnden Artikel 432 geschaffen wurde, ist typisch für den ganzen Kampf, der auf der Friedenskonferenz zwischen Wilsons und Lloyd Georges „Friedens-Illusionen", („Peace Delusions"), wie man es heute bezeichnet, und der „Kontinentalpolitik" ausgefochten wurde, die Herr Millerand während der letzten sechs Monate triumphierend wieder etabliert hat. Entsprechendermaßen erwecken auch Charakter und Geschichte der Okkupation selbst den Eindruck, als ob man einen Sandgrund hergerichtet habe, und daß auf diesem der gegenwärtige europäische Frieden aufgerichtet sei.

Der ganze westlich des Rheins gelegene Teil Deutschlands nebst insgesamt etwa 2000 Quadratmeilen auf dem Ostufer, sind heute, unter den im „Abkommen" niedergelegten Bedingungen, von alliierten Truppen okkupiert. Zeitweise Okkupation war absolut notwendig. Diese Okkupation aber, die nun schon länger währt als die Okkupation Frankreichs durch Deutschland in den Jahren 1871 bis 1872, muß dem Friedensvertrage zufolge, möglicherweise mit gewissen Reduktionen ihrer Ausdehnung, fünfzehn Jahre hindurch

fortgesetzt werden; und Herr Millerand kündigte Deutschland im vergangenen April an, daß das Datum, das als Beginn dieser fünfzehn Jahre anzusehen sei, solange hinausgeschoben werde, bis Deutschland allen Vertragsbestimmungen entsprochen habe. Da einige dieser Bestimmungen gegenwärtig gar nicht erfüllt werden können, wird die Besetzungsdauer dadurch automatisch ins Unendliche verlängert.

Um zu verstehen, was das für den Weltfrieden bedeutet, muß sich der Amerikaner ein Gebiet von der ungefähren Ausdehnung New Englands, mit größerer Bevölkerung als derjenigen dieser sechs Staaten und mit einer für Deutschland noch ausschlaggebenderen industriellen Wichtigkeit vorstellen, als New England für die Vereinigten Staaten beikommt; und er muß sich dieses Gebiet von 120 000 Mann feindlicher Soldaten besetzt, seine Bevölkerung und Regierung den peinlichsten Prüfungen und Eingriffen von Vertretern ihrer traditionellen Feinde unterworfen vorstellen.

Alle Städte des Rheinlandes sind überfüllt mit Offizieren der Alliierten, die in den schönsten Privathäusern wohnen. Man hat die Häuser den Eigentümern wegrequiriert; man gestattet ihnen für gewöhnlich nur, einige Hinter- oder Dachstuben ihrer früheren Heime zu bewohnen. Die Vertreter der Okkupationsmächte erlassen örtliche Regulative, die sich bis auf den Straßenverkehr erstrecken, oder bis auf die Warenpreise, oder bis auf viele der kleineren Beschränkungen, die während des Krieges auch in Amerika Vorschrift waren. Jedes deutsche Gesetz und jede deutsche Verordnung muß diesen Vertretern erst unterbreitet werden. Versagen sie ihnen ihre Zustimmung, so werden sie im ganzen besetzten Deutschland rechtsunwirksam.

Die Zeitungen werden zensiert, die Privatpost kann jederzeit beschlagnahmt und die Ortsbestimmungen von Personen beliebigen Paßbestimmungen unterworfen werden. Das Recht, für die Versorgung der alliierten Heere und Behörden Requisitionen vorzunehmen, kann zu jedem Zeitpunkt den sehr kniffligen Rationierungsplan des deutschen Ernährungsministers über den Haufen werfen. Sogar die Ernennung rein örtlicher Beamter bedarf einer Billigung und das Recht zu summarischen Amtsenthebungen aus Gründen, die allein dem Gutdünken der Kommission anheimgestellt sind, bedeutet eine fortgesetzte Drohung für alle Landräte, Bürgermeister und Präsidenten. Noch viele andere störende Eingriffe in das tägliche Leben der Bevölkerung sind notwendige Begleiterscheinungen der feindlichen Besetzung. Dies sind Zustände, wohlgemerkt, die unter einem Regime im besetzten Deutschland herrschen, dem ein ziviler Charakter gegeben wurde, einem Regime, das von den gemäßigten Elementen der Friedenskonferenz, gegen den heftigen Widerstand der militärischen Gruppe, so liberal gestaltet wurde, wie nur immer möglich war.

Herr Tardieu gab in einem kürzlich erschienenen Zeitschriftartikel eine Darstellung des über diese Frage lange während der Okkupation ausgetragenen Meinungsstreites. Es zeigte, daß Lloyd George und Präsident Wilson ihr monatelang unerschütterlich Widerstand leisteten. Er bestätigte, daß diese beiden Staatsmänner als Kompensation für die Aufgabe ihrer Okkupationspläne, den Franzosen eine besondere Defensivallianz angeboten hätten. Er enthüllte Schritt für Schritt, wie Clemenceaus Beharrlichkeit den Widerstand brach, und wie er im Mai 1919 endlich, durch das Zugeständnis ziviler Verwaltung, die fünfzehnjährige Okkupation zu einem Teile des Vertrages mit Deutschland zu machen wußte.

Ein erster Entwurf für das „Rheinlandabkommen" wurde, unter dem Einfluß Marschall Fochs, vom Obersten Heeresrat ausgearbeitet, und es war das ein außerordentlich brutales Dokument (extremely brutal). Es verfügte, daß während der ganzen fünfzehn Jahre „das Kriegsrecht mit all seinen Konsequenzen" im Rheinland Geltung behalten sollte; und es legte die Kontrolle der deutschen Polizei und die Oberleitung der Okkupation in die Hand des französischen Militärbefehlshabers.

Ich war damals bei der zeitweiligen Rheinlandkommission beamtet und erließ zusammen mit Sir Harold Stuart, dem britischen Kommissar, einen heftigen Protest gegen diesen Plan des Obersten Heeresrates. Es wurden mehrere Abänderungen versucht, bei deren Ausarbeitung ich assistierte; aber da ich mich überzeugte, daß ein Plan durch Abänderungen allein nicht durchführbar zu machen sei, schrieb ich am 27. Mai einen Brief an Präsident Wilson, in dem ich meine Einwände darlegte und einen Plan für zivile Verwaltung umriß.

Dieser Brief scheint den Präsidenten in einem psychologischen Moment erreicht zu haben, denn er legte ihn dem Obersten Rat vor und erreichte dessen einmütige Zustimmung zur Einsetzung eines Ausschusses, der beauftragt wurde, einen Plan auf der Basis meiner allgemeinen Anregungen auszuarbeiten. Dieser Ausschuß übergab der Friedenskonferenz nach einwöchiger ununterbrochener Tagung das „Rheinlandabkommen", das von Deutschland und den Alliierten, zusammen mit dem Versailler Vertrag, schließlich unterschrieben wurde. Das französische Weißbuch, das die Diskussionen dieses Spezialkomitees enthält, erklärt in § 1:

„Es soll eine Kommission eingesetzt werden, bestehend aus je einem Vertreter der Vereinigten Staaten, ernannt von Präsident Wilson, Großbritanniens, ernannt von Lord Robert Cecil, Frankreichs, ernannt von Monsieur Loucheur, und Italiens, ernannt von Marquis Imperiali. Diese Kommission soll den Plan eines Abkommens für die Besetzung der Rheinland-Provinzen ausarbeiten, und zwar in Übereinstimmung mit einem Schema (Plangerippe), das in einem vom 27. Mai 1919 datierten Briefe des Mr. Noyes,

amerikanischen Delegierten in der Interalliierten Rheinlandkommission, an Präsident Wilson angeregt wurde."

Es enthält auch eine Abschrift meines Briefes, den ich hier wiedergeben will, da er meine damalige Auffassung darlegt, — eine Auffassung, die abzuändern ich bisher keinen Grund gefunden habe.

Amerikanische Kommission zur Friedensverhandlung.

An den Ehrenwerten Woodrow Wilson,
Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika,
11, Place des Etats-Unis, Paris.

Paris, 27. Mai 1919.

Geehrter Herr! Nachdem ich als amerikanischer Kommissar einen Monat im Rheinland verbracht habe, finde ich, daß wir Gefahr laufen, einen unglücksvollen Fehler zu begehen. Die von den militärischen Vertretern des obersten Heeresrats am 11. Mai entworfene „Konvention" über die Regierung dieser Gebiete ist meiner Überzeugung nach brutaler, als bei nochmaliger Überlegung sogar ihre Autoren wünschen werden. Sie stipuliert ein Jahr lang ausgeübte, unerträgliche Unterdrückung von sechs Millionen Menschen.

Diese „Konvention" wird schwerlich ohne erhebliche Abänderungen angenommen werden. Was mich aber alarmiert, ist die Tatsache, daß keine mir zu Gesicht gekommenen Abänderung des Dokumentes darauf hinweist, daß schon seine prinzipielle Grundlage schlecht ist, — daß es zu Haß und schließlichem Unglück führen muß, in Friedenszeiten eine feindliche, mit Herrschergewalt ausgestattete Armee in einem Lande zu unterhalten und die Truppen bei der Zivilbevölkerung einzuquartieren.

Ich habe mich über diese Frage eingehend mit den amerikanischen Befehlshabern der Okkupationsarmee besprochen, mit Männern, die sechs Monate lang und aus nächster Nähe die militärische Okkupation beobachten konnten. Diese Offiziere bestätigen die obigen Darlegungen emphatisch. Sie sagen, daß sich selbst eine von besten Absichten erfüllte Okkupationsarmee gewisser Ausschreitungen schuldig macht, und daß die gegenseitige Verstimmung, ungeachtet der gegenteiligen Anstrengungen, schnell anwächst. Gewalt und immer noch mehr Gewalt muß unvermeidlich die Geschichte einer langwährenden Okkupation dieser Art sein.

Die offenbaren Ambitionen der Franzosen außerachtlassend, und vielleicht auch gewisse politische Begrenzungen vernachlässigend, habe ich hierunter einen Plan skizziert, der mir als Maximum dessen erscheint, was nach Friedensschluß an militärischer Herrschaft im Rheinland möglich sein wird. Unsere Armeekommandanten, wie auch Andere, die das Problem an Ort und Stelle studiert haben, stimmten diesem Programm zu.

Plangerippe.

I. So wenig Truppen wie nur immer möglich, konzentriert in Kasernen oder reservierten Zonen, mit keinerlei Einquartierung, ausgenommen vielleicht von Offizieren.

II. Vollkommene Selbstverwaltung des Gebietes, mit unten spezifizierten Ausnahmen.

III. Eine Zivilkommission mit der Befugnis

a) neue Verordnungen zu erlassen oder alte zu ändern, wenn immer deutsche Gesetze und Handlungen

1. die Durchführung der Friedensbedingungen bedrohen oder
2. das Wohlbefinden oder die Sicherheit der Truppen bedrohen,

b) die Armee zu ermächtigen, an besonders gefährdeten Punkten oder (wenn die Verhältnisse das der Kommission notwendig erscheinen lassen) im ganzen Gebiet die Kontrolle unter Kriegsrecht ihrerseits zu übernehmen.

Ganz ergeben Ihr

(gez.) Pierrepont B. Noyes
Amerikanischer Delegierter in der
Interalliierten Rheinlandkommission.

Die Verhandlungen, die zur Annahme dieses Schemas führten sind für jeden, der die internationale Psychologie der letzten zwei Jahre studieren will, von besonderem Interesse. Es gehört heute schon der Geschichte an, daß Clemenceau sich den liberalen Okkupationsplan, den Präsident Wilson einreichte, am 29. Mai zu dem Zwecke zu eigen machte, um die schließliche Einwilligung der amerikanischen und englischen Delegationsführer in das Prinzip der Okkupation überhaupt dadurch um so gewisser zu machen. Als Beobachter den Zusammenkünften am Quai d'Orsay beiwohnend, war ich Zeuge der überaus heftigen und zähen Feindseligkeit mit der Marschall Foch und seine Assistenten dem „Zivilistenplan" gegenüberstanden. Während der vergangenen Monate haben führende französische Staatsmänner und hat die französische Presse die Schwäche, die dem angelsächsischen Liberalismus nachgab, heftig beklagt. Es wird laut behauptet, daß — da der Kompromiß im Hinblick auf aktive amerikanische Teilnahme und auf ein Defensivbündnis eingegangen worden sei — nun ein Rückweg zu jener strengeren, ursprünglich geplanten Verwaltungsmethode gefunden werden müsse, um durch Ausschaltung von Eingriffen der Hohen Interallierten Kommissionen, die „den französischen Interessen fortgesetzt Widerstand geleistet" habe, der neuen französischen Politik Erfolg zu sichern.

Nach dem Kriege war man in Frankreich und in den anderen alliierten Ländern überzeugt, daß eine politische Abtrennung der Rheinprovinz von Preußen im Interesse des künftigen Friedens liege. Von Preußen beherrscht, hatte das Deutsche Reich die Welt in den Krieg gestürzt. Es schien daher wahrscheinlich, daß eine Machtstärkung der anderen deutschen Staaten und eine Schwächung des preußischen Einflusses im Reich die Ausmerzung Hohenzollernscher Welteroberungspläne fördern würde. Unglücklicherweise fundierte dies Schema politischer Neuordnung, das auch von vielen Deutschen günstig beurteilt wurde, in Frankreich willkommenermaßen den radikaleren Plan eines als Pufferstaat wirkenden, unabhängigen Rheinlands. Und in der oberen Hierarchie des französischen Nationalismus und Militarismus wurde aus der kaum verhüllten Hoffnung, daß dieser Pufferstaat unter französischem Einfluß stehen werde, der feste Entschluß, das Rheinland schließlich überhaupt zu französischem Territorium zu machen. Die im Rheinland während einiger Okkupationsmonate gesammelte Erfahrung und die unbegrenzte Macht einer Okkupationsarmee ließen diesen Annektionsplan durchführbar erscheinen. Schließlich wurden sogar gemäßigtere Geister versucht, Frankreichs Streben nach der Rheingrenze zu billigen, Geister, die einer Politik, mit der wahrscheinlich ein neues Elsass-Lothringen geschaffen wurde, vorher misstrauisch gegenübergestanden hatten.

Eine kurze Darstellung der separatistischen Komplotte, die während der letzten 18 Monate von den Franzosen im Rheinland angezettelt worden sind, werden schlüssig meine Behauptung belegen, daß eine fünfzehnjährige feindliche Besetzung sich mit Sicherheit als ein Fluch für die ganze Welt erweisen wird. Sie wird auch ganz allgemein darüber aufklären, welche Rolle Amerika übernehmen muß, wenn Europa im 20. Jahrhundert etwas anderes als ein Pulvermagazin gefährlicher Möglichkeiten werden soll.

Während ich im Rheinland war, wurden vier offene Abtrennungsversuche unternommen. Sie waren von doppelter Natur. Drei von ihnen ähnelten im Prinzip ungefähr dem Verlangen nach »Staatsrechten«, das unsere südlichen Staaten während der fünfziger Jahre erhoben hatten. Der vierte Versuch war auf dreiste Sezessionen gerichtet.

Es ist besonders interessant, daß die beiden ehrgeizigsten dieser Versuche einen Konflikt zwischen zwei in Frankreich gegeneinander ankämpfenden politischen Richtungen enthüllten, Richtungen, die unter der Führung rivalisierender französischer Generale sich gegenseitig auszustechen trachteten. Die am 21. März 1919 erfolgte Erklärung der Pfalz zur unabhängigen neutralen Republik war ein keckes Unterfangen des Generals Gérard, Kommandanten der 8. französchen Armee, seine auf Zersplitterung Deutschlands ab-

zielende extreme Politik zum Erfolg zu führen. Das offizielle Frankreich wandte sich damals der bedächtigeren und subtileren Politik des Generals Mangin, Kommandanten der französischen 10. Armee, zu, und man deutete zu jener Zeit an, daß General Gérard bereits von seiner bevorstehenden Abberufung Kenntnis erhalten habe und daß er diesem Zusammenbruch durch ein letztes Würfelspiel zuvorkommen wolle. Jedenfalls unternahm er die Aktion scharf und gierig und wurde kurze Zeit nach dem Fehlschlag seines Versuches abberufen. Seine Armee wurde dann dem Kommando des Generals Mangin unterstellt.

Die Proklamation dieser neuen Pfalzrepublik, die vollkommen unabhängig von Deutschland sein sollte, wurde in der Nacht des 21. Mai öffentlich angeschlagen und am 22. erließ General Gérard ein Manifest, von dem ich eine Kopie in Händen gehabt habe. Das Folgende ist ein Zitat aus diesem Dokument:

> «Es kam zur Kenntnis des kommandierenden Generals der französischen Armee, daß die Landauer Bevölkerung infolge ihrer freundschaftlichen Gefühle für Frankreich gewisse Belästigungen durch die deutschen Behörden ertragen mußte. Solche Handlungen dieser Behörden stellen einen Mißbrauch der Amtsgewalt und -befugnis dar und sind sowohl ein Bruch der Befehle Marschall Fochs, als auch eine inkorrekte Handlung gegen das siegreiche und wohlwollende Frankreich.«

Das Manifest enthielt auch eine Erklärung, daß der französische Kommandeur der pfälzischen Besatzungstruppen alle Versuche zur Schaffung einer mit Frankreich verbundenen Pfalzrepublik auf jede Weise unterstützen werde.

Während der nächsten Tage fanden in Speyer, Landau und Zweibrücken Tumulte statt. Regierungspräsident Winterstein wurde von den Franzosen seines Amtes enthoben und des Landes verwiesen. Andere Beamte, die sich den Separatisten widersetzt hatten, wurden verhaftet. Diese «Revolution» war aber zu künstlich und zu verfrüht, als daß sie irgendwelche Aussicht auf Erfolg hätte haben können. Sie konnte nicht mit dem maßvolleren und sorgfältiger überlegten Unternehmen zur Gründung einer größeren Rheinlandrepublik innerhalb des Deutschen Reiches konkurrieren, die sich zur selben Zeit unter Führung des Dr. Dorten und des Generals Mangin entwickelte.

Diese letztere Bewegung für gewöhnlich als „Dorten-Rebellion" bezeichnet, war in territorialer Beziehung ehrgeiziger als alle anderen. In die neue Republik sollte nicht nur die Rheinprovinz einbezogen werden, sondern man hoffte, auch den größten Teil Hessen-Nassaus, Hessens, der bayrischen Pfalz und der reichen rechtsreinischen Provinz Westfalen, in der die großen Industrieen Essens und die Ruhrkohlengruben liegen, gewinnen zu können. Endgültige Pläne für diese Revolution wurden in einer zu Mainz abgehaltenen Konferenz festgelegt, der General Mangin,

der französische Kommandant, Dr. Dorten, ein Herr Kuckhoff aus Köln, der Redakteur Froberger und verschiedene andere Deutsche beiwohnten.

Am 22. Mai, morgens gegen 2 Uhr, kam ein französischer Oberstleutnant vom Hauptquartier des Generals Mangin in Koblenz an. Es gelang ihm, den amerikanischen Stabschef telefonisch zu erreichen. Er drang auf ein sofortiges Interview mit dem amerikanischen kommandierenden General und hatte es außerordentlich eilig. Die Konferenz wurde aber bis zum Morgen verschoben und in dieser Konferenz informierte der französische Offizier die Amerikaner, daß am Samstag den 24. eine Republik mit Koblenz als Hauptstadt proklamiert werden würde. Er teilte die Namen der Herren mit, die das Kabinett bilden sollten und erklärte, daß bereits 50 Beamte der neuen Verwaltung sich auf dem Wege nach Koblenz befänden, um die Regierung zu organisieren. Der neue Staat solle für den Augenblick Glied des Deutschen Reiches bleiben, werde aber später vollkommen unabhängig gemacht werden. Er erklärte, daß er von General Mangin abgesandt worden sei, um zur Förderung dieser Bewegung die Hilfe des amerikanischen Generals zu erbitten.

Unser kommandierender General erwiderte, daß die Okkupation den Bedingungen des Waffenstillstandes unterliege, daß eine ehrenhafte Durchführung dieser Bedingungen den Okkupationsbehörden nicht gestatte, revolutionäre Bewegungen anzuerkennen, daß dies die Politik aller Alliierten gewesen sei und daß jedenfalls seine vom General Pershing stammenden Instruktionen keinen Zweifel gestatteten. Er lehnte es höflich ab, die Durchführung des auf Koblenz bezüglichen Programmteiles auf irgendwelchem Wege zu gestatten.

Wir fanden, daß die Koblenzer französische Mission tatsächlich 50 Quartierzettel für die Dorten-Beamten ausgefertigt hatte und es kam heraus, daß Wagenladungen von Proklamationen gedruckt worden waren und zur Verteilung bereitlagen.

Da seine vermeintliche „Hauptstadt" somit in den Händen des Oberpräsidenten und der Beamten des alten Regimes blieb und da die verbotene amerikanische Zone wie ein Keil zwischen Mainz und den reichen Nordprovinzen lag, blieb die „Dorten-Revolution" für eine Woche in der Schwebe. Die Verschwörung war aber schon zuweit gediehen, als daß man sie hätte bremsen können. Am 1. Juli wurde die Republik endgültig erklärt; Proklamationen wurden im ganzen besetzten Gebiet mit alleiniger Ausnahme der amerikanischen Zone angeschlagen. Wiesbaden wurde als zeitweilige Hauptstadt verkündet; Dr. Dorten ernannte sich selbst zum Chef der provisorischen Regierung und appellierte an die Friedenskonferenz in Paris, den neuen Staat anzuerkennen und die Urheber der Bewegung vor Bestrafung wegen Hochverrats zu schützen.

Beweise dafür, daß die „Revolution" von der Öffentlichkeit nicht unterstützt werde, begannen sich aus allen Richtungen einzustellen. Noch vor dem 1. Juni waren die Revolutionsabsichten durchgesickert; schon damals wurden von der Bevölkerung verschiedener Städte Streiks und andere Protestdemonstrationen organisiert. Als das Dorten-Kabinett angekündigt wurde, stellte sich heraus, daß die Liste eine ganz andere war als diejenige, die in den frühen Morgenstunden des 22. Mai nach Koblenz gebracht worden war. Kein einziges prominentes Mitglied der Zentrumspartei, der ein großer Bruchteil der Rheinländer angehört, befand sich in dem neuen Kabinett. In vielen Städten ward die Proklamation von den Einwohnern abgerissen. Am 3. Juni erschien in den deutschen Zeitungen eine Gegenproklamation; sie beklagte bitter „die Zwietracht, die sich in dieser schwersten Stunde der deutschen Republik in den Reihen der Rheinländer selbst gezeigt hat"; und sie war unterzeichnet von den rheinländischen Vertretern sechs großer nationaler Parteien, geführt vom Zentrum.

Am 4. Juni wurde Dorten aus den Regierungsgebäuden in Wiesbaden weg„eskortiert"; die anderen Minister wurden hinausgeworfen und von der draußen wartenden Bevölkerung sehr unsanft behandelt. Dies war das praktische Ende der „ersten Dorten-Rebellion". Sie hatte niemals Aussicht auf Erfolg, es sei denn durch den Rückhalt der alliierten Bajonette.

Der Fehlschlag der dem General Mangin anvertrauten Politik und die Notwendigkeit eines neuen Verhaltens, das die Befürchtungen der deutschen Bevölkerung zerstreuen könnte, wurde so offensichtlich, daß General Mangin kurz darauf abberufen wurde; das Kommando über die französischen Okkupationstruppen erhielt General Degoutte, ein Mann, der jedem Amerikaner, mit dem er zu tun hat, Vertrauen einflößt. Es ist bezeichnend, daß späterhin, während der durch die Besetzung Frankfurts erweckten Periode des Enthusiasmus, die Pariser Journalisten darauf drangen, General Mangin solle General Degoutte in Mainz wieder ersetzen. Einige Blätter veröffentlichten sogar Gerüchte, daß die Regierung sich bereits entschlossen habe, diesen Wechsel vorzunehmen.

Dr. Dorten konspiriert noch immer und wurde vor amtlicher und nichtamtlicher Verfolgung wiederholt geschützt. Er kann seine Zeit abwarten, denn die französischen Truppen werden dem Vertrag zufolge mindestens 15 Jahre lang im Rheinland bleiben und Herr Millerand hat Frankreichs Unabhängigkeit von der angelsächsischen Politik deklariert. Das Verlangen nach Besetzung des Ruhrgebiets (das durch Lloyd George's auf die Invasion Frankfurts bezügliche Note vom letzten April vorübergehend zurückgewiesen worden war) wird in Frankreich immer lauter und lauter erhoben.

Keine Macht außer den Vereinigten Staaten kann den bereits begonnenen Marsch der Ereignisse aufhalten.

Aus dem Gefängnis sendet mir Emil Strauß die Verteidigungsrede, die er vor den Geschworenen gehalten hat. Sie scheint mir aus soziologischen und psychologischen Gründen bemerkenswert genug, um so veröffentlicht zu werden, wie der Verurteilte sie ersonnen und gehalten, auch ein Gedicht, das Strauß beigelegt hat, scheint mir durchaus veröffentlichungswürdig:

SCHÄCHERBITTE

Du ewiger Richter, den die Priester malen,
Gerecht und gnädig dem, der an Dich glaubt:
Auf mein verruchtes, schuldbeladnes Haupt
Entleere restlos Deines Zornes Schalen!

Straf hier und dort mich mit der Hölle Qualen!
Hoffnung und Trost bleibt ewig mir geraubt!
Nur eine Bitte, Eine sei erlaubt:
Erbarmungsreich laß Deine Gnade strahlen

Auf — ach! mein Opfer, dieses teure Wesen,
Das hier erduldet Schmach und Pein und Grauen,
Nur, weil es ahnungslos und voll Vertrauen,

Mich, den Verfehmten, zum Gespons erlesen.
Rein ist ihr Herz, und schuldlos ihre Seele:
Daß sie mich liebte, ihre einzige Fehle!

Meine Herren Richter und Geschworenen! Es soll hier nach Recht und Gerechtigkeit über Tod und Leben eines Menschen entschieden werden.

Da ist es wohl ganz selbstverständlich, daß man sich nicht nur eingehend mit der Sache des Angeklagten, sondern zumindest ebenso eingehend auch mit seiner Person d. h. mit den ausschlaggebenden Momenten seines Vorlebens beschäftigt; dies umsomehr, als es sich hier bei der Person des Hauptangeklagten — also bei mir — um einen Menschen handelt, der seit Jahren bei der öffentlichen Meinung in dem Gerücht steht, schlechtweg der gefährlichste Schwerverbrecher Groß-Berlins zu sein.

Diese, im wahrsten Sinne des Wortes traurige Berühmtheit verdanke ich aber keineswegs mir selbst oder meinen Taten, sondern einzig und allein der Geschäftstüchtigkeit gewisser Sensationsartikelfabrikanten, Leuten, die nun einmal nicht anders können, als aus der Haut selbst der Unglücklichsten ihrer Mitmenschen noch Riemen für sich zu schneiden.

Ich habe diesen falschen Nimbus eines „Ein- und Ausbrecherkönigs", mit dem geistesarme Zeilenjäger mich umgeben haben, aber bereits zu teuer bezahlen müssen, um diese Art von kostspieliger Glorifizierung meiner Person noch länger ruhig hinzunehmen und so schließlich Gefahr

zu laufen, nicht etwa der objektiven Würdigung bewiesener Tatsachen, sondern der suggestiven Macht der Druckerschwärze zu erliegen.

Die Leute, die mich nur aus den tendenziös geschminkten sensationell aufgedonnerten Hohlspiegelbildern der „chronique scandaleuse" kennen, müssen mich geradezu für den Abschaum des Abschaums der Menschheit halten und alle meine Handlungen für solche Unika an Gemeingefährlichkeit, wie sie eben nur die „Firma" Gebr. Strauß zu liefern vermag. Alle diejenigen Personen dagegen, welche mich persönlich etwas genauer kennen, haben wohlbegründeter Weise eine ganz andere, eine entschieden bessere Meinung von mir.

Und um auch Ihnen, meine Herren, die sie heute hier über mich zu Gericht sitzen sollen, die erforderlichen Unterlagen zu bieten zur Bildung eines gerechteren Urteils über meine Person, als es sich auf Grund jener, im Nick-Carter-Stile fabrizierter Elaborate bilden läßt, will ich versuchen, Ihnen so eine Art curruculum vitae von mir zu geben.

Zu diesem Zweck bitte ich Sie, mich nur noch einige Minuten lang ruhig anzuhören. Denn das, worauf es hier hauptsächlich ankommt, wes meinem ganzen bisherigen Leben die Richtung gegeben hat, das läßt sich wirklich nicht, wie man so zu sagen pflegt, in einer Nußschale darbieten. Mit einigen, bloß andeutenden Kohlestrichen läßt sich solch einem Lebensbilde weder Form noch Inhalt noch Farbe verleihen. Wollte ich andererseits aber das ganze krasse Elend meiner Kindheit und Jugendzeit in ausführlicherer Weise wahrheitsgetreu schildern, so würde ich höchstwahrscheinlich bei Ihnen in den Verdacht geraten, anstatt Porträtmalerei — Stimmungsmalerei zu treiben. Deshalb scheint mir die goldene Mittelstraße des rechten Maßhaltens nach beiden Seiten hin hier der einzig richtige Weg, das mir vorschwebende Ziel zu erreichen. — Was hätte es denn schließlich auch für einen Zweck, wenn ich beispielsweise in Bezug auf meinen Bildungsgang Ihnen einfach die nackte Tatsache mitteilte, daß ich 8 Jahre lang die Volksschule besucht habe? Damit wäre so gut wie nichts gesagt. Der Begriff „Volksschulbildung" ist trotz seiner scheinbaren Begrenztheit doch ein recht dehnbarer und seine richtige Werteinschätzung durchaus abhängig von der genaueren Kenntnis der besonderen Lebensumstände und Lebensbedingungen innerer und äußerer Art, unter denen der gebotene Bildungsstoff geistig aufgenommen und verarbeitet worden ist.

Es ist doch unbestreitbar ein gewaltiger Unterschied, ob von zwei sonst gleichbegabten, gleichlernbegierigen Schülern der Eine das wohlgepflegte, sorgsam gehütete Kind gesunder, geistig wie sittlich hochstehender, in geordneten Verhältnissen lebender Eltern ist; ein Kind, das daheim und in der Schule alle seine ihm von der Natur verliehenen Gaben und Fähigkeiten nach jeder Richtung hin unbehindert entfalten und zur

schönsten, höchsten Blüte entwickeln kann: — der andere Schüler dagegen, der an Leib und Seele unterernährte, erblich vielleicht schwerbelastete Sprößling eines Säufers ist; so ein erbarmungswürdiges Geschöpf, das, am frühen Morgen schon vom Zeitungstragen abgehetzt, nun ungewaschen, hungrig und zerlumpt zur Schule eilt, dort vor Erschöpfung dem Unterricht selten mit der nötigen Aufmerksamkeit zu folgen vermag und infolgedessen in der Entwickelung sein Geistes- und Gemütsleben auf das Schwerste beeinträchtigt, in der Ausbildung seiner natürlichen Gaben und Fähigkeiten auf das Stärkste gehemmt und behindert wird. Daß das Niveau des Bildungsstandes dieser beiden Typen von Schülern am Ende ihrer Schulzeit ein von einander sehr verschiedenes sein muß, wird wohl niemand bezweifeln.

Ich habe von meinem 7. Lebensjahre an tagtäglich in aller Herrgottsfrühe hinausgemußt, um meiner vielgeplagten Mutter beim Zeitungstragen zu helfen. Vom 10. Jahre an hatte ich dann außerdem noch des Nachmittags eine Stelle als Laufjunge, von der ich des Abends meist totmüde nach Hause kam, um dann noch das Tagespensum meiner Schulaufgaben zu erledigen.

Die Schuld an diesen unsagbar traurigen, total zerrütteten Familienverhältnissen, die mich zu so unnatürlich frühzeitigem Broterwerb zwangen, trifft in erster Linie meinen Vater. Dieser, von Beruf Stubenmaler und heute ein nüchterner, solider Greis von 70 Jahren, ist in seinem mittleren Lebensalter ein notorischer Trinker gewesen. der seine zahlreiche Familie zeitweise in Not und Elend fast verkommen ließ. Meine Mutter dagegen war eine kreuzbrave, fleißige, unendlich liebevolle, gute Frau, die sich vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht hinein nicht Rast noch Ruhe gönnte, um Brot zu schaffen für die ewig hungrigen Schnäbel ihrer zahlreichen Straußenbrut, und deren ganzes 20jähriges Eheleben ein einziges, fast ununterbrochenes Martyrium von so tiefer Seelenqual darstellt, wie man es selbst seinem ärgsten Widersacher nicht wünscht. —

Als ich etwa 10 Jahre zählte, trieb es mein Vater gerade wieder besonders arg. Wir Kinder samt unserer Mutter hatten schon mehrere Tage lang fast so gut wie nichts gegessen und waren infolgedessen buchstäblich dem Verhungern nahe. In dieser höchsten Not nahm meine Mutter einige Mark von dem kassierten Zeitungsgelde, um dafür Speise und Trank zu beschaffen und unseren wütenden Hunger zu stillen. Als sie den aufgewendeten Betrag dann nicht rechtzeitig wieder herbeizuschaffen vermochte, griff sie, dieses hoffnungslosen, jammervollen Daseins müde, in ihrer tiefsten Verzweiflung zum Strick und — erhängte sich. —

Wir wohnten damals — 1897 — in Weißensee. Auf Kosten der Gemeinde wurden wir Kinder nun einzeln zu fremden Leuten in

Pflege gegeben, wobei ich das Unglück hatte, sozusagen aus einem Wolkenbruch in die noch ärger strömende Traufe zu geraten. Meine Pflegemutter nämlich war eine mit zwar recht engem Herzen, dafür aber mit desto weiterem Gewissen begabte Frau, die sich recht und schlecht dadurch ernährte, daß sie einzelnen Zöglingen des Magdalenen-Stiftes in Weißensee gelegentlich zur Flucht verhalf und ihnen bei ihr bekannten Kupplerinnen Unterschlupf und somit Gelegenheit zu einem „gewissen" Gelderwerb verschaffte, von dem sie dann ihre Tantième bezog. Der Mann dieser Frau war ein in einer Molkerei beschäftigter, mit Respekt zu sagen: versoffener Kuhknecht, der, da er bei seinem Brotherrn volle Kost erhielt, nur zum Schlafen und zum — Krakehlen nach Hause kam, sonst aber um nichts und Niemand sich kümmerte. Die erwachsene einzige Tochter dieses edlen Elternpaares war eine „heimliche", d. h. nicht unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehende, Straßendirne.

In dieser überaus ehrenwerten Familie nun fand ich Aufnahme und wurde dort von den beiden Frauen systematisch zum Stehlen angeleitet. Eine Spezialität der beiden „Damen" war es, die Weißenseer Friedhöfe heimzusuchen und dort die auf den Gräbern niedergelegten Wachsrosen zu rauben, die dann in einer Kranzbinderei, wo ich seinerzeit als Laufjunge angestellt war, weiterverkauft wurden. Bei einem dieser Kirchhofsbesuche zwangen die beiden Megären mich, ein auf einem Kindergrabe stehendes Weihnachtsbäumchen, das mit niedlichen Glassachen allerliebst ausgeschmückt war, bis auf das letzte Stück zu plündern. —

Welche verheerende Wirkung diese fast täglichen Vorkommnisse auf mein empfängliches Kindergemüt, auf mein moralisches Empfinden, überhaupt auf mein ganzes Innenleben ausüben mußten, kann ein Jeder sich wohl denken. Andeutungsweise will ich nur noch nebenbei bemerken, daß meine 20 Jahre alte Pflegeschwester mich 11jährigen Jungen auch auf sexuellem Gebiet theoretisch und praktisch auf das Gründlichste aufgeklärt hat. — — —

Ungefähr 2 Jahre nach dem für uns Kinder so verhängnisvollen Tode unserer guten Mutter heiratete mein Vater zum 2. Male und wir jüngeren Geschwister erhielten nun eine Stiefmutter, die zwar weder Lesen noch Schreiben konnte, dafür aber im Lügen und Stehlen und Schuldenmachen ganz Erkleckliches leistete. Dieser Frau nun, einer wahren Perle von Stiefmutter, blieb es vorbehalten, meiner bereits so weit gediehenen Jugend-„Erziehung" den finishing touch — wie der Engländer sagt —, den letzten Schliff zu geben.

Sie unterzog sich dieser Aufgabe mit edler Selbstverleugnung!

Durch einen unglaublich niederträchtigen Streich brachte sie es fertig, daß ich unschuldigerweise in den Verdacht geriet, von einer mir

anvertrauten Geldsumme 20 Mark unterschlagen zu haben. Die Folge davon war, daß ich nicht nur schimpflich aus meiner Stellung fortgejagt, sondern auch obendrein noch von meinem eigenen Vater verstoßen wurde.

Arbeits-, mittel- und obdachlos lag ich nun auf der Straße; ein Junge von 15 Jahren, mir selbst und meinem Schicksal überlassen! Daß die Gedanken und Gefühle, die mich damals durchtobten, denen eines „Karl Moor" verzweifelt ähnlich waren, wird ein jeder Menschenkenner wohl begreifen. Tatsächlich habe ich in der Folge dann auch monatelang ein wahres Räuber- und Zigeunerleben geführt; bis endlich die Sehnsucht, wieder einmal unter Dach und Fach und in geordnete Verhältnisse zu kommen, mich veranlaßte, als Knecht auf vorläufig ein Jahr lang zu einem Bauer in Dienst zu gehen.

Ich erhielt dort 25 Taler Jahreslohn. Die „horrende" Summe reichte nicht einmal zur Ergänzung meiner völlig abgerissenen Garderobe, und aus diesem Grunde kehrte ich nach Ablauf meines Dienstjahres nach der Großstadt zurück.

In den folgenden zwei Jahren war ich dann in Berlin hier und da einige Monate lang als Gelegenheitsarbeiter in Fabriken beschäftigt; bis ich 1905 — sei es durch Zufall, sei es durch Schicksalsfügung — einen Schlosser kennen lernte, der auf dem Gebiete des Einbruchdiebstahls bereits praktische Erfahrungen gesammelt hatte. Diesem verband ich mich nun zu „löblichem" Tun, und erreichte dadurch, daß ich in ungeahnt kurzer Zeit hinter Schloß und Riegel saß!

Das war sozusagen der Anfang vom Ende! Denn nun folgte eine langjährige Freiheitsstrafe der anderen fast unmittelbar auf dem Fuße, sodaß ich von den letztverflossenen 15 Jahren beinahe 14 Jahre (!) im Gefängnis und Zuchthaus zugebracht, und zwar, was ich doppelt und dreifach unterstreichen will, ausschließlich in strengster Einzelhaft zugebracht habe. Freilich, was das Letztere besagen will, wird nur Derjenige voll und ganz verstehen, der einmal an sich selbst verspürt hat, welche lähmende Wirkung die jahrelange Freiheitsentziehung auf einen Menschen auszuüben vermag. In dieser Beziehung möchte ich die Freiheitsstrafe vergleichen mit einem starken Narkotikum, wie etwa Opium, Kokain oder Morphium. Von einem sachverständigen Arzte nach gewissenhafter Diagnose nur im äußersten Falle und auch dann nur in vorsichtig bemessener Dosis verabreicht, ist es eine heilsame Medizin, ein wirksam vorbeugendes Schutzmittel, ein Segen für die Menschheit; — zum schwersten Fluche aber wird es, wenn allzu freigebige und unterschiedslose Verordnung des Giftes zur Gewöhnung an dasselbe führt, wenn die Gewohnheit zum Laster wird und das Laster schließlich in eine Volksseuche ausartet. Der so entstehende Schaden ist unübersch-

bar. Die körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte und Fähigkeiten der Verseuchten werden durch das Gift gelähmt, ihre Kampfkraft ums Dasein wird in erheblichem Maße geschwächt, und die weitere natürliche Folge? Von Stufe zu Stufe! Das traurige Los fast aller Derer, die mit dem Kerker einmal nähere Bekanntschaft gemacht. Tausend- und abertausendfache Erfahrung bestätigt die vernichtende Wahrheit meiner Worte. — —

Ich weiß und ich fühle es, daß es ein völlig fruchtloses Bemühen wäre, Ihnen schildern zu wollen, wie oft und wie ernstlich ich versucht habe, zu einem geordneten, ehrbaren Leben zurückzukehren; — schildern zu wollen, woran und warum alle diese Versuche so kläglich gescheitert sind. „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie erjagen!" — Dergleichen komplizierte psychopathische Vorgänge und Erscheinungen einem Dritten erklären zu sollen, das hieße fürwahr, einem Blindgeborenen das Farbenspiel des Regenbogens beschreiben. Wer einmal so tief in den Sumpf hineingestoßen worden ist, der vermag es eben nicht wie Münchhausen an seinem Schopfe, aus eigener Kraft sich wieder hinauszuziehen. Eine rettende, helfende, stützende Bruderhand ist mir bisher noch von keiner Seite gereicht worden; am allerwenigsten aber von jener Seite, auf der stets am lautesten über die Verderbtheit der Menschen geklagt wird.

Und doch — wer weiß? Vielleicht, daß auch mir noch einmal in meinem Leben ein Mensch begegnet von dem Geistesgepräge und der Gesinnungsart jenes Sankt Johannes, den Herder in seinem tiefempfundenen, ergreifendschönen Gedicht: „Der gerettete Jüngling" — verewigt hat. Hoffnung läßt ja bekanntlich nicht zuschanden werden. Es hofft der Mensch, solang er lebt. Ich aber hoffe, nein, ich weiß, daß in diesen Tagen unter das hier aufgeschlagene Blatt meines Lebensbuches durchaus noch kein „Finis", sondern ganz bestimmt zu setzen sein wird ein „Vice versa"!!!

Hiermit lege ich Pinsel und Palette bis auf weiteres aus der Hand; denn die Studie meines Lebensbildes ist vollendet. Sie ist mit ungeübter Hand entworfen; aber bis ins Kleinste hinein erfüllt von dem Heiligen Geiste strengster Wahrhaftigkeit. Und einzig und allein aus diesem Grunde glaube ich, daß kein fühlender Mensch — er sei mir persönlich wohl- oder übelgesinnt — das Bild aufmerksam betrachten kann, ohne in der tiefsten Tiefe seiner Seele erschüttert zu werden, daß er die Hand mit dem Steine, die er vielleicht schon, zum Wurfe bereit, erhoben hat, tiefbeschämt wieder sinken läßt und er in der Stille seines Herzenskämmerleins sich einmal fragt, von welcher Seite hier wohl am schwersten gesündigt worden ist, von dem Angeklagten wider die Gesellschaft oder — umgekehrt!?!

CARL HAUPTMANN

DAS WORT IN DEN NEUEN HÄUSERN DES SCHWEIGENS

Hier veröffentliche ich die letzte Arbeit, die mir der kranke Dichter-Denker geschickt hat. Sie war angeregt durch die nach der Revolution erstarkte Strömung, die zu interkonfessionellen Gotteshäusern führen will. Auch der schon vom Tode gestreifte Dichter hat sich als Freireligiöser gefühlt.

Erquickend die Aussicht, einmal in unserer Väter Lande Bauwerke ragen zu sehen, gebaut, die Feindschaft unter den Bekennern höherer Bestimmungen auszulöschen. Und die Bekenner eines höheren Menschentums in Einigkeit zu sammeln, gegenüber den erstarrten und verfallenen Sonderungen.

„Auch die, welche Götzenbilder anbeten, beten mich an!" sagte schon der höchste indische Gott.

Durch alle Bekenntnisse der Menschen geht immer derselbe Grundhunger.

*

Und was soll in den neuen Häusern das Wort bedeuten?

Zunächst nichts.

Der Markt und das Gedränge der Seelen um die Zwecke des Tages und der Notdurft, die lauten, lärmenden Forderungen des Staates und der Gesellschaft hetzen den Menschen mit Worten wund und betäuben sein Ohr.

Wir sind umklammert von Schrift und Rede.

Wir gehen an den Leitstricken der Worte alle unsere Wege des Herkommens.

Wir brauchen Stätten des Schweigens.

Der Mensch muß irgendwo in sich selber einsinken, schweigend sich selber einmal hören.

Entfliehen dem Wortlärm einmal in stille Stunden, der öffentlichen, ihn mit Worten umtosenden, einklammernden, ihn in alle Schichtungen und Richtungen ewig mitreißenden, sozialen Verkettung.

„Häuser des Schweigens!"

Wie das Erhabene, das vom schweigenden Sternenhimmel nächtlich wie Musik tiefster Befreiung zum Schauen herabtropft, wie Balsam in die von Zweck und Willen gehetzten und verwundeten Notdurftsmenschen, so sollen in diesen Bauten vorerst nur die Steine reden.

Die Mauern und Wände.

Der gewaltige Aufbau.

Die Erhabenheit der abgeschiedenen Räume.

Der Wortlärm der zwecksüchtig kämpfenden Menschheit soll draußen liegen. Vergessen und fern.

„Häuser des Schweigens!" in denen der Mensch einmal mit sich und seiner Sehnsucht allein sei.

*

Jahrhunderte ragten Kathedralen, Dome und Tempel.

Wer, der nicht in gewaltige Erschütterung, in andächtigen Traum einsank in dem tiefen Schweigen.

Und der sich nicht oft gefragt hat, welche Menschenworte würdig wären, in solch erhabenen Räumen zu reden.

Der Baumeister bewegte aus erhabener Schau das innerste Anbetungswesen und Andachtswesen des Menschen.

Aber wenn die bestallten Gottesgelehrten auf ihre Kanzeln traten, redeten sie schwache, herkömmliche, kleine Dogmen und Lehrsätze aus dürftiger, spintisierender, richtender Intelligenz.

Dinge, die alltäglich und lehrhaft und formelhaft wurden und verklangen.

Sie sprachen als Staatsdiener.

Eingepfercht wie jeder bezahlte Beamte in die Lobpreisung herrschender Zustände.

Feige dem irdischen Koloß zufälliger Gewalten hingegeben.

Nicht frei inflammiert für die höchste Ahnung der Menschbestimmung.

Heimlich und offen dem Vorteil, den hundert Feindschaften von Parteien und Völkern, dem Rechten und Richten und Markten im Geist versklavt.

Zum Zweckdienen wurde der Mensch ewig mit Worten belehrt.

Wurde ihm sein Wille zwanghaft gebogen.

Formeln, Dogmen, Starres: das war das Ergebnis wachsenden Verfalles.

Unsere Religionen verfielen.

Sind längst zur erstarrten Intelligenzgrimasse geworden.

Zu spintisierender Lehre und Leere, die man mit gewohnten Worten und autoritativer Machtgebärde hinauspredigt.

Auch unsere Sprache ist formelhaft . Dogmatisch . Starr , In spintisierender Kleinlichkeit für den Alltag verflacht.

Es ist von den Kanzeln und vor des unbekannten Gottes Angesicht in solchem Sinne nur ewig geredet worden,

Verwahre der Himmel die neuen Häuser des Schweigens vor solcher Rede.

*

Der Wunsch wird durch Flammen und Feuer der Kunst auf zahlreichen Sinnenwegen ergraben und emporgeführt.

Was er anschaut, und wie er hinauf und hinausschaut, wird sein wahrer Besitz, wird sein Wesen.

Nicht im Zwang seines Willens und seiner armen Zielstrebigkeit, in dem vollen Gefühl und aus seiner Seelenfreiheit heraus, muß seine Kraft sich erheben aus seiner Raubtierheit.

Lehren, Mahnen, Reden ist nichts.

„Häuser des Schweigens!"

Wenn Worte, dann Worte als Lied gesungen.

Worte in tönendem Wechselspiel.

Worte als begeisternde Texte der Dichtkunst, die der Musik innig vermählt sind.

Vor den Toren der Häuser des Schweigens laßt alle Formeln, Dogmen, alles in Notdurft und Zweck und Vorteil und Feindschaft Erstarrte zurück.

Keine Worte!

Musik!

*

Aber freilich: überall und in jedem von uns regt sich in der stillen Stunde das tiefe Verlangen, einer gütigen Macht über den Menschenhäuptern sich anzunähern.

Aus dem Chaos der Menschennot in eine höhere Klarheit sich zu retten.

In die Vision einer helleren Zukunft des menschlichen Lebens wie in eine Erlösung vom Übel hineinzuwachsen.

Und in manchem, dem das Meer der Gieren tiefer schauend sich völlig auftut, das heute noch Menschheit heißt, wird auch die Vision der Erlösung vom Übel in Worte strömen und in Worten vor Andern leibhaftig werden.

Soweit, und nur soweit soll auch in den Häusern des Schweigens geredet, der Mensch in den Häusern des Schweigens begeisterter Rufer werden.

*

W a s soll er reden?

W i e soll er reden?

Allein von dem einzelnen Menschen geht die bestimmende Kraft aus.

Allein von der Tiefe seines Erlebnisgrundes geht der Lichtgrad aus und das Maß seines Dunkels.

Es darf kein Feiger reden.

Kein Nachbeter.

Keiner, der Demut hat vor den irdischen, angemaßten Gewalten.

Keiner, dem tausend Vorteile, Ehren, Würden, Zwecke mehr Freund sind, als seine letzte, unerschrockene Wahrheitsbestimmung und Menschbestimmung.

Kein bestallter Beamter des Staates.

Die Mauern der neuen Häuser des Schweigens wollen nur allrücksichtsloses Bekenntnis zum Menschentum hören.

Und es werden im Laufe der Menschenzukunft auch Seher wiederkommen wie die unzähligen Buddhas.

Es werden Menschen wiederkommen, denen der Ausblick in höheres Menschtum aus dem innersten Eigendunkel aufquillt zu Musik der Worte auf den eigenen Lippen.

Laßt in den Häusern des Schweigens nie Schwätzer, Banausen, die Ewig-Alltäglichen reden.

Laßt Leute reden, selten und einmal, die ihre Gesichte hinmalen wie Bilder aus der Höhe, daß sie sich den Mauern und Wänden und der Erhabenheit tiefschweigender Räume als etwas Verwandtes und Erhabenes zugesellen.

Laßt die Worte ausgestreckt sein wie Arme, die die Menschen höher ins Lichte ziehen.

*

Aber: wenn sich der Seher und Bekenner nicht findet, dann „Häuser des Schweigens".

Nicht: weder Vorlesen noch Predigen!

Die Kathedralen, Dome und Tempel hat man durch Predigen um ihren tiefsten Sinn betrogen.

„Häuser des Schweigens!"

Erhaben wie eine schweigende Sternennacht.

Balsam in die von Zweck und Willen und Worten gehetzten und verwundeten Notdurftsmenschen!

DAS GEÖFFNETE HEMD

EINEM KAUKASISCHEN MÄRCHEN NACHERZÄHLT

Drei Königssöhne hörten, daß ein ferner König eine Tochter von nie gesehener Schönheit hätte. Diese Tochter wollte aber nur den Mann heiraten, der vorher im Zweikampf über sie Sieger wurde.

Der älteste beschloß, sich gleich auf den Weg zu machen und die Werbung aufzunehmen. Er zog sein schönstes Gewand an, ließ sein edelstes Roß vorführen, nahm Abschied von Vater, Mutter und Brüdern und ritt davon.

Lange, lange mußte er reiten. Durch weite Täler mußte er, über beschneite Gebirge, durch Steppen und Stürme.

Bis er auf einer Wiese einen uralten Mann traf, der mit Korb und Stab daherkam. Der Alte blieb stehn, hob die Hand an die Augen, sah zu dem Königssohn auf und fragte: „Wohin der Weg?"

Der Königssohn erzählte ihm freundlich alles.

„Was ist dir lieber?" fragte der Alte, „das Mädchen oder der Rat eines alten Mannes?"

„Das Mädchen," lachte der Jüngling und ritt davon.

„Gott mit dir", rief der Alte ihm nach.

Der Königssohn kam zur Stadt, in der das Mädchen wohnte. Schon vor dem Tor ritten ihm die Ritter und Diener des Königs entgegen. Er wurde in ein Gastzimmer geleitet, der Tisch wurde ihm mit Braten und Wein gedeckt. Am Abend kam der Großvezier selbst, unterhielt sich mit ihm in angenehmem Gespräch und fragte endlich: „Was, mein Gast, suchst du bei uns?"

Der Jüngling gab bekannt, warum er hergekommen war.

Da wurde der Großvezier traurig. „Sieh zum Fenster hinaus", sagte er, „hinten siehst du eine lange Reihe von Stangen und auf den Stangen aufgesteckt lauter abgeschnittene Köpfe. So geht es jedem, der im Kampf mit unserer Prinzessin verliert. Darum laß ab, darum kehr um."

Aber der Königssohn war nicht zu erschrecken, obwohl ihm das Herz still stand. „Wann soll ich zur Stelle sein?" fragte er.

„Wenn du also durchaus willst", sagte der Großvezier, „so sei morgen mit der aufgehenden Sonne auf diesem Platz unten. Da wirst du die Prinzessin finden."

Die ganze Nacht schlief der Jüngling nicht. Aber am Morgen war er schon vor der bestimmten Zeit mit seinen Waffen zur Stelle. Sein Pferd wieherte. Er sprengte damit im Übermut noch ein paar Mal über den großen Platz.

Als die Sonne über den Berg kam, trat auch zugleich die Prinzessin aus dem Palast. Ihre Rüstung strahlte. Sie ritt zu dem Jüngling hin, sie standen mit den Pferden einander gegenüber.

Da ritt die Prinzessin noch näher heran, öffnete ihren Panzer, tat das Hemd auseinander und zeigte ihre Brust.

Als der Jüngling die Schönheit der Brust sah, wurde er von einer Ohnmacht überkommen und sank an die Erde. Sofort liefen die Diener herbei und hieben ihm den Kopf ab.

Zu Hause wartete man vergebens auf die Rückkehr des Sohnes. Als er nach einem Jahr immer noch nicht wiederkam, machte sich der zweite Königssohn auf den Weg. Kein Abraten der Eltern half. Auch er traf den alten Mann. Auch er verlachte den Rat dieses Alten. Kurz: auch er fiel vor der Brust der Prinzessin in Ohnmacht, auch er verlor seinen Kopf.

Lange wartete der Jüngste auf die Heimkehr der Brüder. Endlich war er nicht mehr zu halten, obwohl die Eltern weinten und mit ihren Tränen seine Hände ganz benetzten.

Er ritt denselben Weg und auch er traf am Rand der Wiese den Alten, dem er ebenso freundlich wie die Brüder Antwort gab.

„Was ist dir lieber," fragte der Alte, „mein Rat oder das Mädchen?"

Der Königssohn antwortete: „Das Mädchen begehre ich sehr, aber auch dein Rat ist mir wertvoll."

„Dann höre", sagte der Alte, „daß dieses Mädchen nicht durch ihre Kraft ihre Gegner besiegt. Sondern sie öffnet ihr Hemd und zeigt ihre Brust. Das nimmt dem stärksten Mann die Kraft. Darum, sowie du siehst, daß sie nach ihrem Kleid greift, um es zu öffnen, schlag die Augen nieder und geh auf sie an."

Der Jüngling war voll Freude über den Rat, bedankte sich sehr und ritt noch schneller davon.

Er kam in die Stadt und wurde ebenso gastlich aufgenommen wie seine Brüder. Am nächsten Tag war er vor Sonnenaufgang auf dem Platz. Zugleich mit der Sonne kam auch die Königstochter aus dem Haus.

Sie trat vor den Jüngling, öffnete ihr Hemd und zeigte ihre Brust.

Aber der Jüngling schloß rechtzeitig die Augen und stürzte sofort vor. Er warf sein Schwert fort und griff gleich mit den Armen zu.

Ohne Mühe brachte er die Jungfrau zur Erde. Er nahm ihr das Schwert aus der Hand und fragte: „Soll ich dir jetzt tun, wie du meinen Brüdern getan hast?"

„Schenk mir das Leben", flehte sie.

Da nahm er sie aufs Pferd und führte sie zu seinen Eltern nach Haus.

AUS DEM TAGE-BUCH

CARL HAUPTMANN, DER BRUDER

In Schreiberhau, in dem schönen weiträumigen und winkeligen Hause der Eltern, ist Carl Hauptmann gestorben. Er wird nicht mehr stundenlang durch sein Arbeitszimmer marschieren, wird nicht mehr mitten in der Nacht sich erheben, um zu dichten, wird nicht mehr allabendlich, mit der Freude des ganz naiv Produzierenden, das Geschaffene sich und den in seiner Nähe Befindlichen zu Gehör bringen. Der mit Gott Ringende wird nun ruhn.

Er war ein bedeutender Kopf. Er gab sein Bestes im Gespräch, im Vortrag, Er war ein Denker — Dichter. Das Schönste, das er geschrieben hat, waren Monologe eines Theisten ungebundenster Art. Aber er entwickelte sich von der exakten Naturwissenschaft fort, weil ihm die Vision wertvoller war als die Beobachtung. Und zwar die dichterische Vision. Er wollte sie erringen, erzwingen, mit einer inbrünstigen Entschlossenheit, mit narkotischen Mitteln, mit einer ungeheuren Eingegebenheit an die Arbeit. Aber die Vision, frauenzimmerhaft, stellt sich am liebsten im Spiel ein.

Die schönsten Bücher Carl Hauptmanns, seine lyrischen Reflexionen sind seine „Tagebücher", sein „Einhart der Lächler" und dann noch seine Dienstbotenerzählung „Mathilde". Unter den Dramen ist sein „Moses", der nirgendwo gegeben, nirgendwo ordentlich gelesen wurde, das geschlossenste Werk. Ihm fehlte der eigentliche schöpferische, der plastische Trieb. Er hatte den Naturalismus mitgemacht und sich dann zu einem etwas konstruierenden Stilismus gezwungen. Von den Volksschullehrern des „Kunstwart" wurde er mit einiger Absichtlichkeit, von den rebellierenden Jungen mit voller Ostentation seinem Bruder Gerhart entgegengestellt. So wurde er der Autor von Kurt Wolff oder, wie ich ihn vor Jahren nannte, der Onkel des Expressionismus.

Er war Gerhart Hauptmanns Bruder. Er fühlte sich als Bruder, er fühlte sich zuweilen im Schatten, weil er Bruder war. Das Leben der Beiden, die ihre Züricher Jugend in innerer Gemeinsamkeit verbracht, die zwei Schwestern geheiratet haben, verlief sehr lange parallel. Die Grazien, die nie gerecht sind, zogen den jüngeren Gerhart vor. Carl aber wurde das Vorrechtsgefühl des Erstgebornen nie los, er haderte in seinem Innern wider die Entscheidung der Musen und sein gutes, schlesisches Rübezahlgesicht wurde zuweilen gramvoll gefurcht, seine kleinen Augen blickten manchmal stechend. Er litt an seinem Bruderschicksal.

Aber er war ein gütiger Mensch und ein ringender. Die Erlösungen, die ihm als Dichter versagt waren, hat er in seinem sittlichen Wesen gefunden, und so entdeckte er vielleicht sein Bestes wieder: Er war ein Bruder.

JAN ALTENBURG

HISTORIE EINER KÜNSTLERKNEIPE

Es war unerträglich geworden: im sogenannten Künstlercafé hörte man nur noch über ostasiatische Kunst und absolute Malerei, über Dadaismus oder über Richard Strauß sprechen. Ein sicheres Zeichen, daß sich das Caféhauspublikum aus Rechtsanwälten, Ärzten und Börseanergattinnen zusammensetzte. Die Gespräche der Maler, Schauspieler und Dichter („Kognakmarken", „Ufa". „Zehnfaches Geld", „Breitensträter „Spalla" etcetera) wurden vom Kunstgeschwätz der zahlreichen Bürger übertönt.

Eines Tages verließen ein Schriftsteller und zwei Maler ebenso heimlich wie entrüstet die solcherart entweihte Stätte und gingen in eine benachbarte Kutscherkneipe, Hier war es herrlich. Von Kunstgesprächen keine Spur. Drei Feuerwehrmänner spielten stumm und feierlich Skat und ein paar kleine Handwerker aus der Nachbarschaft sahen ihnen ebenso stumm mit heroischer Ausdauer Abend für Abend dabei zu. Die dunkle Küche war idyllisch neben den Toiletten gelegen; es roch allenthalben nach kaltem Tabaksrauch und schalen Bierresten, kurz, es atmete alles die Behaglichkeit jener kleinbürgerlichen Weißbierläden, deren es in Berlin hunderte gibt. Nach einer Stunde schon dutzten sich die drei Künstler mit dem dicken Wirte Willibald. Sie hatten sich auch bereits mit der Psyche des greisen Kellners Karl vertraut gemacht, der nuschelnd in einem uralten schmierigen Quadrillengehrock herumschlurfte. Um ihn nicht zu belästigen, schänkten sie sich ihr Glas am Bierapparat selbst ein. In der Küche hatten sie eine sehr gründliche Unterredung über Rinder- oder Kalbsbraten und wählten sich ihr Fleischstück schließlich selber aus. Als sie mit dem Essen beginnen wollten, fehlten Messer, Gabeln, Brot und Kartoffeln, aber nach einer halben Stunde hatte Kellner Karl — nun ja, er war ein wenig vergeßlich — die Sachen Stück für Stück herbeigeschafft. Dafür entschädigte er die Essenden durch seine Unterhaltung. Er wickelte aus Zeitungspapier einen mit Speichel verklebten Zigarrenrest aus und legte mit größter Exaktheit sein kompliziertes System dar, die Stummel zu trocknen und für sich wieder brauchbar zu machen. Als es ans Bezahlen ging, war die Zeche ziemlich erheblich; aber dafür war es auch gediegen gewesen und man hatte sich mit dem Wirte höchstpersönlich vorher besprechen können. Das war etwas anderes als der Massenbetrieb der ungemütlichen eleganten Restaurants!

Die entzückten Künstler legten einander einen Schwur ab, den Namen des Lokales geheimzuhalten. Nach ein paar Tagen sahen sie sich aber gezwungen, einen vierten Bekannten in ihre großartige Entdeckung einzuweihen, der seinerseits die Adresse einem Fünften unterm Siegel größter Verschwiegenheit zuraunte. Immerhin: nach

14 Tagen war das Lokal von Leuten aus Kunstkreisen voll, von denen jeder für sich das Geheimnis dieses Fundes angstvoll hütete. Es kamen Maler, Musiker, Schauspieler, sowie die Herren von der Presse. Und es kamen auch die Mädchen vom Film. Dem dicken Wirte Willibald stieg der Erfolg zu Kopf. Wer etwas in der Küche zubereitet haben wollte, mußte ihn sehr höflich darum bitten. Willibald war ein feinfühliger Stimmungsmensch (auch bezüglich der Preisfixierung); wenn er nicht aufgelegt war, mußten sich manche Gäste mit trockenen Stullen begnügen. Kein Wunder, daß ein allgemeines Buhlen um seine Gunst begann. Der Kellner Karl aber wurde von allen Gästen mit rührender Fürsorge betreut. Er hätte zum Bedienen allerdings auch keine Zeit gehabt, da er ständig gemalt, modelliert oder von hinten und von vorne gezeichnet wurde. Seine Porträts schmückten Kaminvorsprünge und Simse, und an den Wänden hingen unter Glas und Rahmen von sämtlichen Stammgästen Karrikaturen, die nicht immer leicht zu erkennen waren, die aber alle sehr markant und leserlich die Unterschrift des Autors trugen. Überhaupt entwickelte sich jene Vereinszimmer-Stimmung, die in deutschen Landen, mag es sich nun um den Kegelklub „Gut Holz!", oder um den Künstler-Verein „Albrecht Dürer" handeln, überall die gleiche ist. Ein Unterschied bestand höchstens darin, daß im altmodischen Kunstverein zu München oder Düsseldorf an den Wänden Papptafeln mit Sprüchen wie „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben, bewahret sie. Schiller", hängen, während hier dadaistische Leitsätze zu lesen sind. Aber auch das ist fast dasselbe, denn seiner Anschauung und seiner Lebensführung nach ist der Kunstzigeuner oft nur ein Spießbürger mit umgekehrten Vorzeichen.

Allmählich wurde das Lokal, von dem jeder Gast sich einbildete, daß es nur besonders Begünstigten und Eingeweihten zugänglich sei, und der infolgedessen die hohen Preise, die mangelnde Bedienung und den engen, räuchrigen Raum gern hinnahm, populär. Es wurde der Schauplatz von Romankapiteln, es wurde in Zeitschriften abgebildet und Kellner Karl, der längst nur noch vollständige Qualitätszigarren rauchte, wurde in der Literatur eine bekannte Figur: Durchreisende Sommersachsen erledigten die „Künstlerkneipe zum Gastwirt Willibald" gleich nach dem Besuch von Castans Panoptikum. Abends hielten Autos vor der Tür, denen Rechtsanwälte, Ärzte und Börseanergattinnen entstiegen. Von allen Tischen fing man Gesprächsfetzen, wie „Expressionismus", „Poelzig" „Fortgeschrittene Lyrik" oder „Moissi" auf.

Da verließen eines Tages zwei Maler und ein Schriftsteller entrüstet die solcherart entweihte Stätte und gingen in eine andere Kutscherkneipe. Hier war es herrlich. Drei Feuerwehrmänner spielten stumm und feierlich Skat.

FILM-ERNÜCHTERUNG

Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber. Illusionen über die Eroberung des Weltmarktes zerstieben. Die Betriebe folgen dem Gesetze der Konzentration. Es wird nicht mehr aus dem Vollen gewirtschaftet, strenge kaufmännische Kalkulation wird angesetzt. Das werden vor Allem die Filmdarsteller spüren. Kürzlich noch hat Conrad Veidt ein Tageshonorar von 5000 Mark verlangt und zuweilen erhalten, auch Jannings ist mit 4000 Mark für den Tag bezahlt worden. Henny Porten bezog (nach dem gut informierenden „Film-Courier") für vier Filme im Jahr 600 000 Mark. Pola Negri wird noch viel höher entlohnt. Bassermann, Kaiser-Tietz, Schünzel, Kastner erhalten für einen Filmtag mehr als ein Universitätsprofessor für einen Monat bezieht. Eine nicht mehr als gut gewachsene und akrobatisch geschulte Tänzerin, Anita Berber, empfängt für den Arbeitstag 2000 Mark. Mittlere Darsteller bekamen 600 bis 1000, Episodisten 250 bis 500 Mark Tageshonorar. Gute aber auch ordinäre Regisseure standen mit 20 000 bis 30 000 Mark Monatsgage im Kurs, ein tüchtiger Operateur bezog bis zu 3000 Mark im Tage.

Diese Blütezeit geht nun zu Ende. Die Sorgen sollen kleiner werden. Es soll ein Tarif geschaffen werden, den keine Gesellschaft überschreiten darf und 2000 Mark sollen als tägliche Höchstgage festgesetzt werden. Von einer solchen Regelung versprechen sich die Filmgesellschaften einiges — die Theaterdirektoren viel. Entschlossen sich die Theaterleiter endlich, den hier so oft vorgeschlagenen Weg einer Verständigung mit den Filmfabriken zu gehen, käme es endlich zu einer Organisierung und Aufteilung der Arbeit, so könnte diese beginnende Einrichtung zu einer Gesundung nicht nur der Filmindustrie, sondern auch des Theaters führen.

BÜCHER

LUDWIG HATVANY:
Das verwundete Land.
E. P. Tal & Co. Verlag,
Wien 1921.

Dies Buch ist die Enzyklopädie des Ungarntums, die einzigartige Kulturgeschichte eines dem Europäer so gut wie unbekannten Landes. Nach Hatvanys Buch kann Europa seine Interesselosigkeit am Schicksal Ungarns nicht mehr mit Unkenntnis entschuldigen. Gäbe es Dankbarkeit, so müßte Ungarn, ganz gleich, ob gerade die Roten oder die Weißen am Ruder sind, seinen Verteidiger, seinen Lobpreiser, seinen Dichter Hatvany zum Ehrenbürger ernennen. Wird ein unglückliches Land mehr geliebt, denn ein glückliches? Oder ist Hatvanys Talent so suggestiv, daß die ungarischen Schicksale in unseren Hirnen und Herzen wühlen, als wären sie Leid und Qual des eigenen Landes? Die Spezialisten der österreichisch-ungarischen Geschichte mögen wegen mancher Einzelheiten mit Hatvany polemisieren; es mag fraglich sein, ob während der unglücklichen Ehe zwischen Österreich und Ungarn immer nur Ungarn der leidende Teil war. Heute sind wir erschüttert von dem gellenden „J'accuse", von dem Todesruf eines wahrhaften Patrioten. Dies Buch ist Wissen und Geist, ist Temperament und Ethos.

HERBERT IHERING:

Regisseure und Bühnenmaler. Mit Zeichnungen von Ludwig Weidner. (Bibliophiler Verlag O. Goldschmidt-Gabrielli, Berlin-Wilmersdorf 1921.

Herr Ihering — der strengste Analytiker des deutschen Theaters von heute, gibt hier Sektionen der wichtigsten Regisseure. Erschreckend richtige, erschreckend strenge Befunde. Wer Iherings unbarmherziges Auge und die Schärfe seines Messers bewundern will, der lese seinen Essay über Friedrich Keyssler. Es ist kein durchdringenderes, kein tödlicheres Urteil über Keyssler je gefällt worden. In einem einzigen Aufsatz des Buches wird innere Wärme dem Leser übertragen, in der Betrachtung über Ludwig Beier, Im Ganzen irritiert die harte Bestimmtheit Ihering. Er scheint nie von skeptischen Anwandlungen, vor allem nie von Skepsis gegen sich selbst, heimgesucht. Er will nicht gütig, er will gerecht sein. Er will weniger fördern als feststellen. Er ist ein Analytiker ersten Ranges, aber dieser Seelenanatom braucht Leichen. Seine Jugend und sein Element ist: Kälte. Ihm fehlt zur schöpferischen Wirkung ein Kleines: Liebe.

WOLFGANG GÖTZ:

Die Reise ins Blaue
Eine Erzählung.
München. Hyperionverlag.

Um den Cäsar ohne Hoheit, um den Schauspieler der eigenen Grösse, um den in St. Helena gelangweilten und schikanierten Napoleon kreisen die Geschehnisse dieser erfindungsreichen Novelle. Einer Zeit, die der heroischen Geste, d. h. des gesteigerten Feldwebeltums, überdrüssig geworden ist, ist der purpurlose, magenkranke Exkaiser interessanter als der Held von Arcole oder Austerlitz. Um seinen Folterer, Sir Hudson Lowe zu ärgern, verschreibt der Imperator für die Herren seiner Umgebung weiblichen Umgang. Einer gefeierten Schauspielerin, die für Napoleon schwärmt, gelingt es, die englischen Moralbegriffe zu demolieren und nach St. Helena zu gelangen. Der Kaiser, immer mit Intriguen beschäftigt, immer noch groß in seiner plebejischen Zielbewußtheit, versucht, die edle Britin als Spionin zu verwenden. Mit einigen zynischen Bemerkungen erledigt er den Selbstmord der enttäuschten Idealistin. — Wolfgang Götz quält sich und uns nicht mit Stil-Experimenten: er hat die natürliche Sicherheit des geborenen Erzählers.

LEGENDE VOM LIEBLING UND VOM SCHLECHTEN HUND

In einen Kreis schöngeistiger Damen,
Die wöchentlich zusammenkamen
Um ihren Liebling anzubeten
Und seiner Seele nahzutreten,
So zwar, daß jedes Augenpaar
Ihm huldigend flammte: Waldemar!,
Brach als ein schlechtgesinnter Hund
P. S. ein, lauschte gierig und . . .
Und sagte: brrr . . . mich bonselte so . . .
Ist hier kein Kognak irgendwo?

Griff da wohl eine in ihr Täschchen?
Bot eine Nachbarin ihr Fläschchen?
O nein, vielmehr sie riefen stark:
Pfui Mensch! Uns schaudert bis ins Mark!
Verlassen Sie das Haus, Sie Bestie,
Daß ihr Geruch IHN nicht belästige.

Sie ließen frische Luft herein
Und bonselten sich selig ein.

Peter Scher.

DIE THEATERFABRIK

Symptom des Theaterbetriebs von heute:

In den Wiener „Kammerspielen" der Dependance des (geschäftlich) angesehenen Deutschen Volkstheaters wurden am Sonntag, den 30. Januar 1921 vier Vorstellungen an einem Tage veranstaltet. Um einhalb 11 vormittag die Generalprobe zum „Reigen" (Eintrittspreis 1000 Kronen), um einhalb 3 Uhr Wedekinds „Musik", um 6 Uhr Müllers „Flamme" und um 10 Uhr begann eine Nachtvorstellung, drei Einakter.

Ehedem war das Schauspiel — ein Spiel.

THORSCHLUSS IN WIEN

Nach Peter Altenbergs Tod schrieb Carl Rößler an Alfred Popper: „Jetzt ist der gute P. A. tot. Girardi ist fort. Lueger ist nicht mehr da, der alte Franz Josef weg. Das ganze alte Wien ist aus. Nehmen Sie einen Schlüssel, sperren Sie die Winterstadt zu, hängen Sie den Schlüssel am Westbahnhof auf und kommen Sie nach Berlin."

ANEKDOTEN.

Flake sagt, daß ihm ein Manuskript gestohlen worden sei. Schickele bemerkt: „Der Dieb kann nur einer sein, der nie eine Zeile von Dir gelesen hat."

*

Werfel war im Kriegspresseamt damit beauftragt worden, Worte und Aussprüche zu erfinden, die der Kaiser Karl bei öffentlichen Anlässen von sich geben könne. Mit Hülfe von Freunden wurde eine Menge erfunden. Das beste Wort machte der mehr als witzige Kuh: „In Meinem Reiche geht die Sonne nie auf."

*

Kasimir Edschmid las an einem Morgen seines achttägigen Pariser Aufenthaltes der Übung im Französischen wegen im „Petit Journal", daß nachts vorher in der rue Frechet eine Rauferei gewesen und dabei ein persischer Untertan verhaftet worden sei. Edschmiden war es so, als wäre er vor zwei Tagen durch eine rue Frechet gegangen. Er pflegt seitdem gern seine Rede mit den Worten einzuleiten: „Ich, der ich mich in Paris mit Persern stach . . ."

*

Reger liebte keine ungünstigen Kritiken. Dem Verfasser einer solchen schrieb er das Folgende: „Ich sitze in dem kleinsten Ort meines Hauses und habe Ihren Artikel vor mir. In einer halben Minute werde ich ihn hinter mir haben."

*

Wedekind lag mit einem gebrochenen Bein zu Bett und Halbe beschloß, trotzdem man ‚bös' war, den Kranken zu besuchen. Man söhnte sich dabei aus. Als Wedekind wieder ausgeht, begegnet ihm Halbe, der grüßt. Wedekind schaut in die Luft. Max: „Aber wir haben uns doch ausgesöhnt, Frank!" — „Das war nur für den Sterbefall, Herr Doktor Halbe."

*

Wilhelm II hatte seine Tafelrunde nach Sanssouci geladen: Lauff, Ganghofer, Herzog, den Dichter von Charleys Tante und Leoncavallo. Cleving spielte die Guitarre. Weshalb Majestät nicht die Flöte bliesen. Sonst aber war alles fridericianisch.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35. Potsdamer Straße 123 b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

THOMAS WEHRLIN

DER PRINZENBRIEF

Seit einiger Zeit geht in Berlin die Abschrift eines Briefes von Hand zu Hand, in welchem es heißt:

> Diese schmachvolle Regierung will die Überführung meiner armen Mutter bei Tag verhindern. Gröner sagt, seine Leute würden streiken. Alle Straßen sollen durch Reichswehr abgesperrt werden, damit die Bevölkerung nicht teilnehmen kann. Weißmann sagt, früher hätte man Liebknecht und Luxemburg auch nicht mit allen Ehren beisetzen lassen. Dies muß schnell verbreitet werden. Bitte, helfen Sie uns dabei, damit in weiten Kreisen diese Schamlosigkeit bekannt wird. Ebert erklärt: Sie ist eine preußische Person und geht mich nichts an. Wie es mir als Sohn dabei ums Herz ist, können Sie sich denken.
>
> Stets Ihr dankbarer
>
> August Wilhelm,
> Prinz von Preußen.

Der Brief ist in der dritten Woche des Februar in allen Berliner Zeitungen veröffentlicht worden. Keine versäumte hinzuzufügen, daß es sich vermutlich um eine Fälschung handle. Die Mutter August Wilhelms lebt noch, es sei nicht anzunehmen, daß der Sohn sich öffentlich über die wirksamste Form der Leichenbestattung unterhalten und Andere zu ähnlichen Konversationen bewegen wolle. Aber seit dem Tage, an welchem der gemütvolle Brief publiziert wurde, sind zehn Tage verflossen. Eine öffentliche Erklärung, daß der Brief nicht von August Wilhelm geschrieben worden sei, ist bis heute nicht erfolgt. Ist sie nicht für nötig befunden worden? Aber es handelt sich um ein so fatales Dokument von Herzensroheit, daß die Freunde der ehemals regierenden Familien den Prinzen doch zu einer kurzen, unzweideutigen Feststellung bewegen sollten.

Der Gedanke, daß es sich vielleicht um gar keine Fälschung handle, ist noch immer abzuweisen. Aber dann handelt es sich um eine nicht ganz plumpe Erfindung und deshalb auch um keine ganz unwirksame. Daß dazu August Wilhelm ausgesucht wurde, ist schon ein pfiffiger Zug. Dieser sanfte junge Mann tritt seit einiger Zeit öffentlich auf. Er hat für den Wahlfond der Deutschnationalen Volkspartei gegeigt. Die Zeiten der menschenfreundlichen Versicherung „Ich kenne keine Parteien mehr" sind wohl als weit vergangen anzusehen. Schon schmückt sich die Kreuzzeitung wieder mit dem alten Embleme „Für Thron und Altar", warum sollten sich die Thronleute nicht wieder zur Kreuzzeitung bekennen?

Der Einfall, einem Sohne Wilhelm II, eine ziemlich herzenskalte Kundgebung über die sterbende Mutter nachzusagen, ist nicht ohne Tücke ersonnen. Es ist bekannt, wie eiskalt das Verhältnis Wilhelms II, zu seinen Eltern, im Besonderen zu seiner Mutter gewesen. Wer es nicht wußte, lese die Aufsätze nach, die Maria von Bunsen im „Tagebuch" veröffentlichte und das dort Erzählte über die erschreckend kühle Beziehung Victorias zu ihrem ältesten Sohne. Wie erschreckend klar der kranke Friedrich seinen Sohn übersah, das wird man im dritten Bande der Bismarckschen Erinnerungen finden. Wie teuflisch, nun dem Sohne Wilhelms dieselbe unsentimentale Auffassung des Verhältnisses vom Sohne zur Mutter nachzusagen!

Am Ende könnte der Brief auch deshalb Gläubiger finden, weil es ja zum Wesen der monarchischen Denkmethode gehört, die allerprivatesten Beziehungen fast ausschließlich nach politischen Notwendigkeiten zu regulieren. Die Stimme der Natur hat zu schweigen, wenn die Interessen des regierenden Hauses zu sprechen beginnen. So gesehen wäre der Brief, der für die Leiche der noch lebenden Mutter eine möglichst pompöse Totenfeier wünscht, nicht unbedingt unglaubwürdig. Ach, es herrscht überhaupt viel weniger Respekt vor dem Tode als der zeitunglesende Bürger anzunehmen geneigt ist. Unlängst sah ich nachts in der Linienstraße einen Gassenjungen, der sich auf einen Leichenwagen schwang und als blinder Passagier, mit dem Hintern auf dem Sarge, seine Stulle kauend mitfuhr. Ich möchte hundert gegen eins wetten, daß in den allernationalsten Zeitungen der Nachruf auf die kranke Kaiserin, mit allen Thränen plötzlicher Ergriffenheit, längst vorbereitet und gesetzt ist. Allerdings ist so kaltblütige Voraussicht nicht gerade Sohnestugend. Aber desgleichen ereignet sich zuweilen und gerade in den weiträumigen, kalten Schlössern regierender Familien nistet sich simple bürgerliche Herzlichkeit selten ein.

Deshalb sind die zehn Tage, in denen August Wilhelm den Brief nicht dementiert hat, eine schadenbringende Frist, wohlgemerkt: eine *ihm* schadenbringende Frist. Wenn es eines Tages zu den angekündigten und verlangten Trauerfestlichkeiten kommt, dann wird es etliche verbissene Abseitsstehende geben, die sagen werden: Man soll die Regie zu solchen Trauerfeiern nicht allzu öffentlich betreiben!

Und dann muß man das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Enzyclopädien, auf Schulen und Universitäten, überall ist der Irrtum obenauf, und es ist ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist. Goethe 1829.

Der harmlose kindliche Mensch hält alles für fest, starr, absolut. Die Erde ist wie eine Spielzeugschachtel, von einem gütigen Vater und Handwerksmann im Himmel geschnitzt und aufgestellt. Zwischen all den hübschen, objektiven, soliden Sachen gehen wir nun spazieren.

Mit dem ersten wirklichen Denken zerschmilzt dies Idyll: Protagoras wußte es zuerst: der Mensch selber ist das Maß der Dinge. Kant schließlich gab 1781 die philosophische Begründung, die Naturwissenschaft stimmte ihm zu und endlich hat Einstein 1915 nun auch den Tatbestand mathematisch-physikalisch festgestellt.

Es ist das der größte und entscheidendste Gedanke: absolute Werte existieren nicht. „Die Bewegung selber schafft sich erst ihren eigenen Raum und ihre eigene Zeit" sagt Einstein. Und weiter: „Alle Bewegungen sind gleichwertig." Fühlt ihr, wie es bebt und zittert?

Dem Philister wird sehr bange. Woran soll er sich nun halten? Es war ja so bequem und behaglich, immer sanft in den ausgefahrenen objektiven Gleisen zu laufen. Man konnte ruhig faul sein, das Absolute hatte schon alles besorgt.

Der Gedanke des Relativen schleudert den Menschen in sich selber zurück. Deine Tätigkeit erschafft dir erst Raum und Zeit. Hebe den eigenen Raum, sei schöpferisch, erlebe die eigene Zeit!

Ungeheure Seligkeit bricht aus dieser Erkenntnis. Über dem blöden starren Absoluten flattert die losgelöste Ich-Heiterkeit. Freilich: Wehe dem, der jetzt keine Flügel hat!

Es wird ja lange dauern, bis das „Publikum" diesen Gedanken kapiert. Er ändert alles. Mit der Religion ist es aus. Denn Religion ist das Reich des Absoluten. Die starren Götzenbilder liegen zerschmettert am Boden. Aber die Spannkräfte des Menschengeistes leuchten.

Vielen wird schwindlig werden. Es hilft nichts. Alles dreht sich, jede Bewegung ist gleichwertig, überall sind Seelen-Mittelpunkte. Das seelische Fliegen beginnt. Herrlich, herrlich, herrlich!

Das Absolute war die Lüge selber. Das unverschämte Wert-Schema, an dem jeder gemessen wurde. Die Priester-Anmaßung des Aburteilens. Nun gibt es tausenderlei Möglichkeiten.

Was wird die Kirche tun? Und die „Freireligiösen“? Zunächst versuchen sie wohl, wiederum mit Taschenspieler-Wortkünsten den Einsturz zu umgehen. Aber ein relativer Gott? Das ist doch wohl selbst für den nebligsten deutschen Nebelkopf zu viel.

Freuen wir uns! Durch die Menschheitsgeschichte geht ein Schnitt. Es fängt eine neue Epoche an. Der mythologische Kindertraum ist ausgeträumt. Das Leben selber braust näher. Leben ist Bewegung, Verwandlung, Formung, Vollendung. Immer Neues ist möglich Zerreißt nur erst das Gängelband des Absoluten.

Heil Protagoras, Heil Kant, Heil Einstein! Griechen und Deutsche! Nun seid tapfer. Noch nie lachte die Erde so frei. Die alte feste Täuschungswelt wurde zerschlagen, tausend neue Welten keimen. Wie bunt wird alles. Wie leicht.

Schwebende Kraft, spielende Seligkeit. Schöpfertum. Das Kettenrasseln ist vorbei, das Gefängnis des Unbedingten, der Größenwahn absoluter Erkenntnis. Die alten aufgebauschten Worte haben alle keinen Sinn mehr. Jetzt erst fühlen wir das Herz der Dinge. Dies zuckende pulsende souveräne Herz.

Es ist die gewaltigste Wende seit den Jahrtausenden! Wacht auf! Genießt! — Die erlogene fremde Zwangswelt, in die man euch einpressen wollte, ist zersprungen zu Staub. Jetzt reift euch in der Seele die Aufgabe: Schafft die eigene neue Welt.

Die Faultiere haben es schlecht; den festen Krautacker, auf dem man so behaglich weidete, verschlang das Erdbeben. Weh dem, der jetzt keine Flügel hat! — Aber wir Freien fühlen es: Nun beginnt endlich das langersehnte Reich unserer Heimat.

Menschenhaß und Menschenliebe sind stimmungsmäßige Äußerungen desselben unveräußerlichen Gefühles: des Glaubens an den höchsten möglichen Wert des Menschen.

*

Der Mystiker steht, was den geistigen Verkehr anlangt, im Genusse des Vorzugs, nicht kommentiert werden zu können. Den Stolz der Rationalisten mache es aus, daß er nicht kommentiert zu werden brauche.

Aus Rudolf Leonhards Aphorismenband „Alles oder Nichts“ (Ernst Rowohlt-Verlag Berlin W. 35)

II.

Auch einen dänischen Diplomaten traf ich in Berlin an: es war Dänemarks vieljähriger Gesandter daselbst, Herr von Quaade. Ich hatte ihn schon im Jahre 1873 kennen gelernt, als ich in Berlin studierte und ein Zeugnis der dänischen Legation brauchte, um Bücher aus der Königlichen Bibliothek zu entlehnen. Ich wurde damals in ein Gemach des Tiergarten-Hotels geführt; denn der Gesandte hatte dazumal noch keine feste Wohnung. Ein kleiner Mann mit Brille empfing mich. Ich nannte meinen Namen. — Sind Sie Dr. B., der bekannte Dr. B.? — Ich antwortete, wenn er damit nicht etwa meinen Onkel, den Arzt, meine, so sei ich es. — Ja, dann kenne ich Sie ja gut: ich habe zwar nichts gelesen . . . nicht so viel von Ihnen gelesen, aber ich habe viel über Sie gelesen. — Mein Gesichtsausdruck mochte ihm sagen, daß ich mir denken konnte, von welch mindergünstiger Beschaffenheit dies wohl gewesen war. Aber er mißverstand mich, indem er mir Mißmut ob seines Mangels an Bekanntschaft mit meinen Produkten anzumerken meinte, und setzte naiv, jedoch äußerst höflich hinzu: Sie verstehen, wenn man Familie hat, große Kinder, so bleibt ja nicht viel Zeit zur Lektüre.

So hatte ich denn die Erinnerung an ihn als einen fast übertrieben höflichen Mann bewahrt. Ich wußte nicht, daß er, der launenhafteste aller Menschen, beständig zwischen übermäßiger Höflichkeit und der extremsten Grobheit hin und her schwankte.

Ich war gleich nach meiner Ankunft in Berlin besteuert worden und da der Betrag sich zumeist nach der Hausmiete richtete und ich im Verhältnis zu meinem Einkommen ziemlich teuer wohnte, war die Steuer recht hoch. Ich hatte sie ohne Einwände bezahlt, erfuhr aber in einer Gesellschaft, als die Einkommensteuer zur Sprache kam, daß ich als Fremder im ersten Jahre meines Berliner Aufenthaltes von aller Steuer befreit sei und sicherlich die Summe zurückerstattet bekommen könne. Es klang mir etwas unwahrscheinlich in den Ohren, daß das deutsche Reich mir Geld zurückgeben sollte; als ich mich aber an das Steueramt wandte, erklärte man sogleich, nachdem man mich angehört hatte, es liege hier ein Irrtum vor. Man habe nicht gewußt, daß ich hier fremd sei und sei bereit, mir den erlegten Betrag zurückzugeben, könne es aber nicht auf mein Wort allein tun. Ich brauche mir jedoch bloß von der dänischen Gesandtschaft ein Attest meiner Nationalität zu verschaffen, so liege das Geld für mich bereit.

Ich schlug im Berliner Adressenbuch nach, um welche Zeit der Gesandte empfange, fand aber keine Angabe; so fuhr ich denn um zwölf Uhr zu ihm und übergab dem Diener meine Visitenkarte. Er bat mich, in einem schmalen Zimmer mit Bücherregalen zu warten. Es verging fast eine Stunde, dann kam der Gesandte, sah mich nicht an, nahm ein Buch und wollte das Zimmer ohne ein Wort verlassen, als ich Guten Tag! sagte. — Was wollen Sie? — Ich möchte gerne mit Exzellenz sprechen. — Ich empfange jetzt niemanden. — Das wußte ich nicht; ich sah im Adressenbuch nach, um Euer Exzellenz' Empfangsstunde zu erfahren, es stand aber nichts darin. — Advokaten haben Empfangsstunden, Ärzte haben Empfangsstunden; ein königlich dänischer Gesandter hat keine Empfangsstunde. — Gleichviel, wie es genannt wird, wann kann ich vorgelassen werden? — Sie können morgen um 12 Uhr kommen. — Merkwürdigerweise war also der Gesandte um eben die Stunde zugänglich, zu welcher ich abgewiesen wurde.

Am nächsten Tage nahm ich eine Droschke und fuhr abermals den langen Weg dahin. Diesmal brauchte ich nicht zu warten. Der Gesandte kam sofort, aber sehr erregt: „Sie haben die Stunde, die ich Ihnen angab, versäumt." Ich sah auf meine Uhr; es war fünf Minuten über zwölf. Ich antwortete also: Möglich, daß einige Minuten über die Zeit verstrichen sind; es ist bei den großen Entfernungen in Berlin und, wenn man fährt, schwer, die Stunde so genau einzuhalten. — Sie läßt sich ausgezeichnet einhalten. Täte ich Ihnen Ihr Recht, würde ich Sie gar nicht empfangen. — Na, so tun Sie mir bloß mein Recht! Meine Geduld ist nicht unerschöpflich. — Welch ein Ton! Was wollen Sie überhaupt von mir? — Alles was ich will, ist ein Zeugnis dafür, daß ich Däne bin. — Daß Sie dänisch sprechen, höre ich; aber ob Sie dänischer Untertan sind und was oder wer Sie eigentlich sind, darüber weiß ich nichts, kann also nichts attestieren. — Ich glaubte, ich sei bekannt. Ich habe meine Visitenkarte abgegeben,

Da aber kam ich schlecht weg; denn mit einer unvergleichlichen Kopfbewegung, die die ganze Geringschätzung der Vornehmheit ausdrückte, gab der Gesandte mir die Antwort: Ich lese niemals Visitenkarten. — Nun wurde Herr von Quaade mir aber tatsächlich zu groß; ich stand auf und sagte heftig: Ja, ja gut, nun gehe ich, Adieu! — Überrascht brach der Gesandte aus: „Aber wenn Sie jetzt gehen, haben Sie ja in Ihrer Sache nichts getan. — Natürlich nicht. Durch das Attest hätte ich einige hundert Mark ersparen können. Aber wenn Sie glauben, daß ich mich dieser Summe zuliebe so behandeln lasse, wie

Sie mich behandelt haben, so täuschen Sie sich gründlich. — Verblüfft fragte Herr von Quaade: Aber wer sind Sie denn? — Ich nannte meinen Namen und kaum hatte ich ihn ausgesprochen, als der Gesandte wie verwandelt war: — Aber dann kennen wir einander ja, nicht wahr? Bitte, kommen Sie herein. Ich glaubte, Sie seien ein Handwerksbursche. Es laufen hier ja so viele herum, die mich seckieren.

Ich erfuhr hieraus, welchen Empfang ein Handwerker bei dem dänischen Gesandten zu finden pflegte.

Herr von Quaade führte mich in seine Wohnstube, schrieb mir das Attest, setzte das Siegel darunter und als ein paar Tropfen Lack daneben auf das Papier fielen, riß er trotz meines Protestes das Dokument entzwei und schrieb mit noch größerer Sorgfalt ein zweites, das noch zierlicher mit dem großen Legationssiegel geschmückt wurde.

*

Nicht die politischen Persönlichkeiten waren es, die in der Zeit, da ich mich in Berlin einlebte, das meiste für mich bedeuteten. Nur der Oeffentlichkeit bedeuteten sie am meisten.

Weit stärker stand mir der Sinn nach den Männern des Gedankens und der Kunst und nach jenen Privatleuten, die mir freundschaftlich entgegenkamen.

Ein vornehmer russischer Gutsbesitzer, Herr von Leeden, der Offizier gewesen, aber aus dem Heere ausgetreten war, da er sich mit seinen radikalen Anschauungen in die Disziplin nicht finden konnte, nahm mich zu einer Reihe von Vorlesungen mit, welche der Philosoph Eugen Dühring hielt. Das Thema, das behandelt wurde, war die Verfolgung, die professionelle Wissenschaftspfleger zu allen Zeiten den selbständigen Denkern gegenüber geübt hatten. Herr von Leeden kannte Dühring persönlich und bewunderte ihn. Aber trotz der Ausbeute, die ich aus verschiedenen Arbeiten dieses Philosophen gezogen, trotz des Mitgefühls, welches seine Blindheit und kürzlich stattgehabte Entfernung von der Universität erregte und der sympathischen Geistesstärke, die sich in seiner dem persönlichen Mißgeschick trotzenden starken Betonung des Lebenswertes verriet, waren diese Vorträge doch allzu durchzogen von krankhafter Bitterkeit und persönlichem Groll, um Eindruck auf mich machen zu können. Worüber Dühring auch sprach, ob über Sokrates oder Giordano Bruno, über Auguste Comte oder Robert von Mayer, stets sah er, was diesen Männern geschehen war, im Lichte seines eigenen Schicksals. Selbst an Sokrates' Tode trugen die Professoren („dazumal Sophisten benannt") die eigentliche Verantwortung.

War die Anklage, sich Robert v. Mayers Entdeckung zu eigen gemacht zu haben, auch gegen Helmholtz gerichtet, so war es doch Frau Auguste Helmholtz, der Dühring eigentlich zu Leibe wollte, der er zur Last legte, ihn aus seiner Stellung als Lehrer am Viktoria-Lyceum vertrieben zu haben. In seiner Bissigkeit war etwas, woran viele Jahre danach August Strindberg erinnerte, wenn er glaubte, daß man ihm entgegenarbeitete oder ihn verfolgte.

Dühring war ein originaler und hochentwickelter Geist, verriet aber nichtsdestoweniger in seiner Polemik einen fast wahnwitzigen Unverstand (so in seinen Angriffen auf Lessing und Goethe) und zugleich eine Grundsumme von Roheit, die erschrecken mußte. Es gelang denn auch Herrn von Leeden nicht, mich zu ihm zu bekehren.

Es war ein anderer Philosoph in Berlin, der mich anzog und dessen Bekanntschaft ich zu machen wünschte. Das Zeugnis, das er von Dühring ausgestellt bekommen hatte, war just kein vorteilhaftes; hatte dieser ihn doch öffentlich mit dem Mordpäderasten Jastrow verglichen, der einige Jahre zuvor hingerichtet worden war, Es war Eduard von Hartmann, der Verfasser der „Philosophie des Unbewußten", eines Werkes, das trotz seiner schwierigen Form derart durchgeschlagen hatte, daß es in zehn Jahren acht Auflagen erlebte ins Russische und Französische übersetzt wurde.

Hartmann stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Sein Name leuchtete bereits über das deutsche Geistesleben. Es klang nicht besonders übertrieben, wenn in einem der Spielhagenschen Romane jener Zeit von einer jungen Dame der Ausspruch getan wurde, Hartmann, Bismarck und Wagner seien die drei Personen, die die Physiognomie des neuen Deutschland bezeichneten. Er wurde mit Leidenschaft bekämpft, aber wie kein anderer Denker gelesen; man verfolgte mit Aufmerksamkeit, was von seiner Feder kam.

Es erging ihm entgegengesetzt, wie seinem ein wenig jüngeren Zeitgenossen Nietzsche. Während Nietzsches erste Schriften kein Aufsehen erregten, ja während er bei Lebzeiten ganz übersehen wurde, so daß erst sein Tod das Signal zu seinem Weltruhm gab, hatten Hartmanns erste Werke einen unerhörten Erfolg und machten ihn mit einem Schlage berühmt. Später entwickelte er sich allmählich weiter. Nichtsdestoweniger sank sein Ruf beständig und bei seinem Tode war er fast vergessen.

Ich verdankte ihm persönlich eben nicht viel, vielleicht alles in allem meine Vertrautheit mit der Idee von dem Unbewußten als Grundmacht; aber seine Persönlichkeit hatte mich von weitem gefesselt, zuletzt sein

Buch über die Selbstauflösung des Christentums. Dagegen hatten einzelne seiner kleineren Arbeiten mich stark abgestoßen, so der philiströse Angriff auf Shakespeare in der Schrift über Romeo und Julie.

Auch sein Schicksal flößte Teilnahme ein. Das Kriegsleiden, das ihn gezwungen, seine Stellung als Artillerieoffizier aufzugeben, hinderte ihn sich zu bewegen und zwang ihn zu einer einsamen und einförmigen Lebensweise. Ich suchte ihn denn auf.

Er lag auf dem Bette ausgestreckt in seinem außerhalb der Stadt in der Schönhauser-Allee gelegenen Wohnung. Ein dichter brauner Bart floß auf die breite Brust hinab —; die Augen waren schön. Während sein Geist ein methaphysisches Gepräge hatte und eines phantastischen Schwunges nicht entbehrte, war seine Stimme ein wenig trocken und unpoetisch. Er empfing mich freundlich, ließ sich auch mit mir in ein Gespräch über seine Lehre ein. Ich hatte seine Phantasien über die endliche Erlösung der Welt und Gottes endliche Erlösung von der Welt nicht recht ernst nehmen können, diese ganze Geistesphilosophie, die sich in lauter christlichen Kunstworten bewegte — bei einem Philosophen, welcher entschieden christentumsfern war. Auf meine Fragen erwiderte er, es sei ihm frühzeitig klar geworden, daß der Weltprozeß sein Ziel haben müsse; dieses Ziel könne nicht positiv, nicht allgemeine Glückseligkeit sein, die unmöglich und wertlos sei, es müsse negativ sein. Die allgemeine Erlösung müsse mit dem Weltuntergang zusammenfallen. Und diese Erlösung sei ebenso sehr Gottes Ziel wie Welt-Ziel; denn auch Gott, der in den einzelnen Menschen durch alle Zeiten das Leiden der ganzen Welt getragen, strebe nach Erlösung und erreiche sie zuletzt. In der Welt sei ja das Böse überwiegend, aber sei die Welt endlich, so würde Gottes Unseligkeit nicht ewig sein,

Ich hörte dies an wie ein Gedicht; es interessierte mich nicht anders. Die Grundlage dieses Gedichtes war die Lehre, daß das Leben ein Übel und die Welt, die wir kennen, in Grund und Boden schlecht sei. Allein ich hatte in den Schriften deutscher Pessimisten den Summierungen der Lust- und Unlustempfindungen im Menschenleben gefolgt und sie ganz willkürlich gefunden, da ja ein Maßstab für den Wert der Lust oder Unlust des Einzelnen fehlt. Und was das Weltall betraf, so war es meine Anschauung, daß die Welt ebenso wenig gut oder schlecht ist, wie sie blau oder gelb ist; diese Worte sind eben gar nicht auf sie anwendbar.

*

In den späteren Gesprächen, die ich mit Eduard von Hartmann führte, fielen mir zwei Dinge auf.

Vorerst die Art seines Patriotismus. Dieser war derb, selbstgefällig, nicht sonderlich verschieden von dem des gewöhnlichen deutschen Spießbürgers, von der Überzeugung getragen, die Deutschen seien ohne weiteres das höchststehende Volk der Erde, deutsche Wissenschaft und Kunst in jeder Hinsicht die ersten u. s, w. Dies erschien mir bei einem Philosophen sonderbar.

Sodann die Art seines Ehrgeizes. Wieder und wieder kam er darauf zurück, daß seine Zeitgenossen ihn nicht anerkennten, wie er es verdiente. In Zeitschriften und Zeitungen werde er aus purem Neid — er sprach das Wort Neid mit einer ganz besonderen Betonung aus — totgeschwiegen, ernte nie das Lob, das ihm zukäme.

Gab es nun etwas, woran ich in meinem Umgang mit den Hunderten von Verfassern, die ich gekannt hatte, gewohnt war, so waren es diese Klagen. Niemand hört sie öfter als ein Kritiker, der es ja bis zu einem gewissen Grade in der Macht hat, dem so sehr bejammerten Unglück abzuhelfen. Er fühlt sich gar häufig als Doktor an dem Hospital für die kranken und verwundeten Eitelkeiten. Aber es war mir in Berlin vorbehalten, diese Klagen zum ersten Male von Schriftstellern in einer Weltsprache zu hören und, wie in diesem Falle, von einem Verfasser, dessen Ruf über die Erde ging, einem mystischen Naturphilosophen, dessen Gedanken das All umspannten.

Eduard von Hartmann hatte damals sein Buch Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins unter Druck und es war ihm von Wichtigkeit, es von mir öffentlich besprochen zu sehen. Falls ich bereit wäre, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, sollte ich es vor seiner Herausgabe zugestellt bekommen. Ich weigerte mich, solang es anging, unter dem Hinweis, daß ich nur auf dem rein literarischen Gebiet volle Sachkundigkeit besäße. Inzwischen jedoch hatte Hartmann erfahren, daß ich Mitarbeiter der großen englischen Wochenschrift „Academy" geworden war und von dem Augenblick an, da dies in Berlin verlautete, gestaltete sich das freundschaftliche Verhältnis verschiedener notabler Schriftsteller zu mir ungemein eindringlich. Es passierte mir, daß ich zu einer großen und üppigen Abendgesellschaft geladen wurde, die Hausfrau als Tischdame hatte, obwohl ich nicht zum ersten Male in dem Hause und beiweitem nicht der angesehenste Gast war, daß die Dame hierauf nach vielen Umschweifen und Artigkeiten die Rede darauf brachte, wie nützlich eine Besprechung in der „Academy" dem neuen Buche

ihres Gatten wäre, ja es geschah, daß nach diesem freundlichen Fingerzeig der Gnädigen der Gemahl selbst, der den mit seiner Frau besprochenen Feldzugsplan nicht immer genau in Erinnerung hatte, mir nach Tisch eine Variation desselben Themas gab.

Ich versuchte mich Hartmann gegenüber um die heikle Sache, auf Bestellung zu loben, herumzudrücken, indem ich ihm eines Abends eine kürzere Notiz versprach: aber schon am nächsten Morgen empfing ich einen Brief von ihm des Inhalts, daß ihm mit einer kürzeren Notiz nicht gedient sei, er müsse sich einen ausführlichen Artikel erbitten. Ich hatte ihn gebeten, seinem neuen Buche doch nicht einen so langen und abschreckenden Titel zu geben, der auf dem unverständlichen Fremdwort Phänomenologie beruhte: ich mußte lächeln, als er in demselben Briefe, in welchem er auf seiner Forderung eines längeren Artikels bestehend, mich belehrte, er jage nicht nach Popularität, wähle seine Titel nicht mit dem halbgebildeten Leser vor Augen u. s. w. gerade, als geschähe es meinethalben, daß ich ihm eine Änderung des Buchnamens vorgeschlagen hatte. Später gelangte er offensichtlich zu einer besseren Erkenntnis, denn schon in der zweiten Auflage strich er das fremde Wort von dem Titel.

In seinem großen Werke über Eduard von Hartmanns philosophisches System nimmt Dr. Arthur Drews den hervorragenden Denker mit einem gewissen Recht in Schutz vor dem Schmähwort Reklamephilosoph, das seine Gegner ihm anhefteten, — eine Folge der von Hartmanns Verleger veröffentlichten Prospekte, in welchen alle möglichen jemals und jeorts über den Verfasser und seine Werke gefällten Urteile dem Publikum vorgelegt wurden. Aber so ganz unbeteiligt an der Entstehung dieser Prospekte, wie Dr. Drews Hartmann hinstellt, war er wohl nicht, sie beschäftigten ihn stark.

Ich erlebte in Berlin einen drolligen Beweis dafür. Im Jahre 1877 kam (wohl aus Amerika, aber vielleicht auch aus einer Provinzstadt) ein alter feiner und kluger, aber in der Hauptstadt unkundiger Mann, namens Ernst Kapp, nach Berlin, welcher ein höchst wertvolles Buch Grurdlinien einer Philosophie der Technik geschrieben hatte, eine Darstellung der Entwickelungsgeschichte der menschlichen Werkzeuge von Keil, Hammer und Axt angefangen bis zu den sinnreichsten Maschinen, eine Idee, die später von Remy de Gourmont in Une Loi de constance intellectuelle behandelt wurde. Ernst Kapp ging, um die Aufmerksamkeit auf sein Lebenswerk zu lenken, zu verschiedenen Männern, deren Namen er kannte, und bat sie, womöglich etwas für

ihn zu tun, kam hierbei auch zu mir, der ich nicht viel, und zu Hartmann, der bedeutend mehr vermochte. Hartmann aber verstand die Sache umgekehrt. Er stellte fürs erste den alten Kapp im Dienste seines eigenen Ruhmes an. Gerade damals sollte ein ausführlicher Prospekt mit Auszügen aus Besprechungen aus Deutschland und dem Auslande, aus der neuen und alten Welt, versendet und aus diesen Besprechungen der größtmögliche Nutzen gezogen werden. Es hieß sie in Gruppen ordnen, in die rühmenden, die neutralen, die tadelnden und herabreißenden. Einige ließen sich zweimal verwenden; man schrieb z. B. über einen und denselben Auszug: „Prof. Dr. Lasson sagt", und über einen anderen: „In der Deutschen Rundschau heißt es", obwohl es sich um denselben Artikel handelte. Eine wichtige Frage war ferner die der Reihenfolge. Sollte man zuerst die Bedeutung des Verfassers durch die stärksten Lobpreisungen seiner überwältigenden Genialität feststellen und mit Verhöhnungen schließen, die sich verloren wie die Schmähweisen der Soldaten hinter dem Wagen des Triumphators oder war die umgekehrte Ordnung vorzuziehen? Der alte Ernst Kapp hatte viel Kopfzerbrechen damit. Endlich wurde die Sache so geordnet, daß man mit dem Mordpäderasten Jastrow (in Dührings Angriff auf Hartmann) begann, um mit den stärksten und durchdringendsten Posaunenstößen für dieses Genie, das epochemachend alle Nebenbuhler überstrahle, zu enden.

Nichts liegt oder lag mir ferner, als einen überlegenen Geist — so selbständig und lehrreich wirkend, wie den Eduard von Hartmanns — nach kleinen menschlichen Schwächen zu beurteilen, welche sich bei einem durch einen Schicksalsschlag Mißhandelten, von wirksamer Teilnahme am geselligen Leben Ausgeschlossenen und auf sich selbst und sein Eigenes Angewiesenen so natürlich entwickeln mußten.

Ich habe auch weiterhin Hartmanns Bücher jederzeit aufmerksam gelesen und mir von ihnen angeeignet, was meinen eigenen Gedanken Nahrung geben konnte; aber ich zog mich damals von seiner Person zurück, da ich mich durch den persönlichen Verkehr weniger bereichert als benutzt fühlte.

BERLINER CARNEVAL

I.

Wann hat er begonnen? Ich glaube im Dezember 1918 und seither hat er noch nicht aufgehört. Aber es wäre falsch, nun aus dieser Festsucht etwa auf eine geminderte Arbeitsfähigkeit des Berliners zu schließen. Das Mädchen, das ich Sonntag nachts, so gegen 4 Uhr, auf dem Ball der Kunstschule Reimann getroffen habe, läuft Montag vormittag hurtig und frisch durch die Corridore des Warenhauses Tietz, und der Rechtsanwalt, der sich allnächtlich im Schweiße seines Angesichts durch die Festlichkeiten im Zoo tanzt, begnügt sich mit einem Minimum von Schlaf. Es sind andere, robustere Nervensysteme, als sie Wiener, Münchener oder Rheinländer haben. Freilich, wer die Gesichter und Figuren dieser tanzsüchtigen Gesellschaft ansieht, wird finden, daß die Magerkeit dieser Frauen und Mädchen oft unter das aesthetisch zulässige Gesichtsminimum sinkt, und die Männer haben einen Ausdruck von Gehetztheit, der rühren könnte, wenn es sich nicht um ziemlich ausgewachsene Typen handelte. Auch das Vergnügen ist in Berlin eine Arbeit und auch die Freude freut hier besonders, wenn sie einen Rekord darstellt.

II.

Freilich ist das Gros der Berliner Ballbesucher nicht aktiv tätig, sondern wirkt passiv mit. In Wien, in München, in Frankfurt tanzen die Leute, die auf einen Ball gehen. In Berlin sehen sie merschdendeels zu, wie Andere tanzen. Sonst wäre es ja auch nicht möglich, daß zu den großen, gesuchten Ballfesten dreimal so viel Karten ausgegeben werden, als die Säle eigentlich fassen. Es gibt Bälle, deren Hauptvergnügen darin besteht, daß man sich stundenlang in einem fürchterlichen Gedränge befindet, und es gibt gewitzte Festarrangeure, die aus diesem Trieb des Berliners zum Gedränge drollige Situationswirkungen ziehen. Bei allen Berliner Carnevalsvergnügen geht es am Tollsten in den kleinen und kleinsten Nebenräumen, auf den schmalsten und dunkelsten Treppen zu. Die Gesinde- und die Bösen Buben-Bälle, die in Berlin unmöglich wurden, weil die Buben sich allzu bubenhaft, das Gesinde sich allzu gesindehaft benahmen, zeichneten sich besonders durch dieses Corridor- und Treppengedränge aus. Das Gekreisch, das Aufschreien und die Verwirrung auf diesen möglichst schlecht be-

leuchteten Wendeltreppen, auf denen die aufwärtsstrebenden Masken den tiefhinuntersteigenden begegneten — die tief hinunter steigenden gaben den Ton an! — sollte phonographisch festgehalten werden. Dieses halb empörte, halb belustigte Getue, dieses angstvolle und vergnügte Quietschen, dieses Zugreifen und Gepacktwerden, stellt das eigentliche Berliner Carnevalsvergnügen dar. Womöglich muß sich in dem Durcheinander noch ein Mann mit einer Knarre oder einer Signalpfeife befinden. Solche Dissonanzen gehören zur Berliner Seligkeit. Der Berliner Carneval hat dadaistische Elemente, lang vor dem Auftauchen des Dadaismus.

III.

Auf einem Ballfest, das vor einigen Sonntagen in dem großen Saal der Hochschule für Musik stattfand, erschien spät abends ein Herr in einem blau-weiß gestreiften Badetrikot. Sandalen, bis übers Knie nackte Beine, gelbe, dürre Arme, ein nackter, ziemlich faltiger Hals, ein zimmerblasses Gesicht mit einem Kneifer auf der Nase und im übrigen ein kleiner Hängebauch, über welchem sich das gestreifte Badetrikot spannte. Der Mann durfte die Eingangstür passieren. Der Mann durfte durch das Gedränge. Der Mann fand Tänzerinnen. Und da sage noch Einer, die Berliner sind nicht tolerant. Sie sind es für mein Gefühl viel zu sehr. Auf einem anderen Fest, das von der Redaktion einer sozialistischen Monatsschrift veranstaltet wird und das als eines der schönsten Feste Berlins gilt, weil an Rechtsanwälte und Kaufleute nur in besonders berücksichtigenswerten Fällen Eintrittskarten gegeben werden, habe ich eine Anzahl jüngerer und älterer Herren gefunden, die ihre Beine, ihren Rücken und die Brust mit Indianerfarben und Ornamenten bemalt hatten. Ich beneidete diese selbstsicheren Jünglinge und Greise, die sich von der Ausstellung ihrer farbig beschmierten Heldenbrüste, Rücken und Waden besonders fröhliche Festwirkungen versprachen. Aber schließlich handelt es sich bei Berliner Carnevalsvergnügen meistens um die feste Entschlossenheit, urvergnügt zu werden und diese unrein heschmierten Toren treten eben in den Ballsaal, vom ersten Augenblick an mit einem beneidenswerten Vorsatz, absolut fidel zu sein und diesen energischen Willen zum Übermut unbedingt zu betätigen. Es ist das alte preußische Motto: Nur immer feste druff, das sich in dieser unbeirrbaren Fidelitätsenergie kundgibt. Diese Durchbruchs-

taktiker haben sich meistens, ehe sie zum Frontangriff losschwärmen, mit den bekannten Hilfsmitteln in etwas gehobene Stimmung versetzt, ja, ich habe einmal ein Privatfest in Berlin mitgemacht, wo, um von Anfang an ausgelassene Laune zu erzeugen, jeder Gast, nachdem er seine Garderobe abgegeben hatte, eine Sektzone passieren mußte, in der die jeweils vorderste Linie der Ankommenden durch drei, vier, fünf Gläser Sekt zum Durchbruch in den Ballsaal präpatiert wurde. Nicht überall natürlich wird das Vergnügen so handfest organisiert, aber wer um die dritte und vierte Nachtstunde durch einen Berliner Ballsaal und seine Nebenräume wandert, wird finden, daß hier die Technik der Fröhlichkeit doch in einem sehr einfachen Rezept besteht. In Wien und auch in München ist man nüchterner und eben deshalb berauschter. Was der Sekt nicht erreicht, das muß der körperlichen Nähe gelingen. Kein Hausball ohne halb- oder ganzdunkle Opiumhöhle, ohne teppichbelegte, ampelbeleuchtete Zelte, ohne ziemlich ausgedehnte, aber garnicht melancholische Matratzengrüfte. Das Bedürfnis nach horizontalen Situationen war in früheren Jahren — auch bei bürgerlichen Privatveranstaltungen — noch größer als heute. Ein Maskenfest, auf dem nur getanzt und nicht auch im Halbdunkeln gelagert und geknutscht wurde, galt als herzlich langweilig. Ach, der Berliner ist immer zielbewußt! Die Holdheit und der Reiz des Daseins besteht aber gerade in den Umwegen, in dem Augenschließen vor dem Endziel, im Spiel mit dem Ziel. Allmählich beginnt auch der Berliner spielen zu lernen. Er ist so helle, nun endlich das vulgäre Dunkel zu meiden. Man stolpert jetzt, wenn man in ein schlechter beleuchtetes Seitenlokal tritt, über weniger Paare als im Fasching 1914. Immerhin sind, namentlich nach Haus- und Künstlerfesten, die Kostüme der Damen ziemlich zerknittert.

IV.

Wir unberlinischen Gäste sind durch drei oder vier solcher höchst anstrengenden Ballfeste ziemlich erschöpft. Aber was die richtige Berlinerin und ihr Partner ist, das kann dreimal in der Woche die Nacht durchtanzen, tagsüber mit preußischer Präzision seine Arbeit tun und an den ballfreien Abenden, um auszuruhen, im Theater und Konzertsaal sitzen. Nirgendwo in der Welt habe ich so viel entschlossene Feinde des eigenen Heims gefunden wie in Berlin. Ich kenne Dutzende junge Frauen, die bei dem bloßen

Gedanken, einen Abend still zuhause, gar ohne Gäste, zu verbringen, nervös werden. Durchaus nicht nur unglücklich verheirate Frauen. Aber es lebt eine unüberwindliche Unruhe und Abneigung gegen häusliche Stille in diesen vergnügungstrainierten Frauen. Wenn sie im Sommer nach Heringsdorf gehen, so verwandeln sie das Ufer der Ostsee in den Kurfürstendamm und wenn sie im Winter in den Schnee der Thüringer Berge ziehen, so wird das Gebirgshotel zur Neuberliner Tanzdiele. Altväterische Gemüter sagen, es lebe keine Frommheit in diesen Frauen, wobei unter Frommheit weniger ein religiöser, als vielmehr ein innerer Friede überhaupt gemeint ist. Ohne diese nihilistische Leerheit in den Herzen wäre die betäubende Tollheit des Berliner Faschings nicht zu erklären. Sie fliehen in den tobenden Unsinn dieser geräuschvollen Nächte, weil sie in keiner Stunde ihrer im Grunde bitterarmen Tage irgendeinen Sinn gefunden haben.

V.

Nacht der Frauen im Großen Schauspielhaus. Die schönste Inszenierung, die der Riesenraum je sah. Herrlich auf der Mitte der ungeheuren Bühne zu stehen und mit einem Blick dies bunte, rot, grün, blau beleuchtete Gewoge des Zirkus zu übersehen.

Aber um vier Uhr nachts hing sich eine junge Dame, die vornehmlich mit einem an der Achselspange befestigten Luftballon bekleidet war, an meinem Arm und sagte: „Du blickst ja so ernst wie Lenin".

Ich erschrak doch, als ich den Namen hörte.

JOACHIM RINGELNATZ

DAS TERRBARIUM

Das war meine Erfindung:
Vor allen Dingen muß man die Tiere lebendig pressen.
Anfangs kostet es Überwindung,
Aber schließlich wird nichts so heiß gekocht wie gegessen.

Die Presse muß mindestens sechs Quadratmeter messen.

Meine Anlage war ein technisches Wunder;
Riesensäle, um die getrockneten Bestien
Übersichtlich hübsch an der Wand zu befestigen.

Denn ein geplättetes Nashorn ist keine Flunder.
Wegen der Dickhäuter und etcetera
Brauchte ich selbstverständlich elektrische Kraft. —
Doch ich speiste mit dem herausfließenden Saft
Sämtliche Waisenkinder von Centralamerika.
Ganz abgesehen von der Naturwissenschaft.

Manches läßt sich nicht beim ersten mal schaffen.
Oftmals zappelt und lebt noch der Hals,
Wenn der Unterkörper schon platt ist, so bei den Giraffen.
Und ich besinne mich eines noch schwereren Falls.

Um meine Sammlung zu komplettieren,
Wollte ich auch einen Menschen so präparieren.
Jene Miß Hamsy, die ich dazu erkor,
War eine ernste, wohlgebaute Mulattin,
Leichthin sommersprossig und Zollwächters Gattin.
Und der setzte ich Arac mit Blumenkohl vor,
Sagte, das sei Barbarossas Lieblingsgericht,
Las ihr zwei Novellen von Freiherrn v. Schlicht.
Bis sie langsam das Bewußtsein verlor.

Als ich sie dann im Dunkeln entkleidet hatte,
Legte ich sie behutsam tastend auf die untere Platte,
Kurbelte an. Doch sie erwachte dabei.
Aber ich suchte sie taktvoll bescheiden zu trösten:
Wieviel schlimmer es wäre, lebendig zu rösten,
Und daß die Presse nicht zu umgehen sei.

Nichts stimmt trauriger als ein menschlicher Todesschrei.
Aber was bedeutet solch kurzer Ton
Gegen die furchtbaren Greuel der Vivisektion!
Und wie Miß Hamsy dann an der Wand die vierte
Halle für Säugetiere und Eidechsen zierte,
Hat ihr Anblick jeden Besucher gebannt.
Die Kritiken hörten nicht auf sie zu loben.
Bis sich schließlich die Popolaca erhoben.
Diese Indianer haben das ganze Museum niedergebrannt
Alles haben mir diese Schweine gestohlen.
Aus Miß Hamsy schnitten sie Mokassinsohlen.
Was ein Barbar ist, hat weder Kultur noch Geschmack.
Aber einen von ihnen erwischte ich später,
Kochte ihn lebend mit Kienharz und Wasserstoff-Äther.
Und den Kerl verbrauche ich heute als Siegellack.

WILHELM E. BARTON

PARABEL VOM MANNE, DER ZEIT ÜBER ZEIT HATTE

In dem amerikanischen Pastorenblatt „The Congregationalist" veröffentlicht W. E. Barton unter den Pseudonym „Safed the Sage" jede Woche eine Parabel, die nicht nur für amerikanische Ohren gehört. Ich veröffentliche hier eine in Max Hayeks Übertragung,

Ein Mann versuchte einst, nach New-Orleans zu gelangen. Denn er sagte: „Es ist nun Winter und ich vergnüge mich lieber mit der Angelrute oder im Golf-Klub als mit der Schneeschaufel.

Er ordnete also seine Geschäfte, die damals nicht sehr bedeutend waren, kaufte sich eine Fahrkarte und einen Liegeplatz im Schlafwagen und sagte zu seinen Freunden:

„Es zieht mich nach den balsamischen Brisen des Golfs — ich will den Tarpon fischen und die Magnolie blühen sehen! Dann mach' ich einen kleinen Abstecher nach Cuba hinüber und vielleicht tu ich einen Blick in die große Rinne von Panama. Das Winterklima hier bei euch soll mich nicht vor der Fastnacht sehen — ich will mit den Blumen des Frühlings wiederkehren! Tra-la!"

Und am bestimmten Tage kam er, die Fahrkarte in der Tasche, frühzeitig auf den Bahnhof. Denn er sagte: „Ich liebe es, Zeit über Zeit zu haben!"

Und sein Zug, der sogenannte Panama Limited, war noch nicht einmal in der Halle. Denn es war mehr als eine halbe Stunde vor der Abfahrt,

Und der Mann sagte: „Ich will mir was zum Lesen kaufen und mich niedersetzen und lesen! Denn es ist eine herrliche Sache, Zeit über Zeit zu haben!"

Während er also hinging, um sich etwas zum Lesen zu kaufen, schrie ein Mann durch eine Art Schallrohr:

„;E-e-e-lincis Expreß-Zug nach Panama, Cairo, Paducah, Memphis, Vicsburg und New-Orleans — einsteigen — Geleise 6! ! ! ! ! !"

Und der Mann, der sich inzwischen etwas zum Lesen gekauft hatte, sah auf die Uhr und sagte sich: „Ich hab' einen reservierten Sitz, ich hab' meine Fahrkarte und meinen Schlafplatz — und das Licht hier ist sehr gut und die Geschichte fabelhaft spannend — ich brauche mich ja nicht zu beeilen — ich habe Zeit über Zeit!"

Und der Mann mit dem Schallrohr rief ein zweites Mal die gleichen Worte,

Doch der Mann, der sich was zum Lesen gekauft hatte, sagte sich:

„Es ist eine weite Reise nach New-Orleans und ich werde mich im Zuge langweilen — ich warte lieber noch ein Weilchen hier — ich habe ja Zeit über Zeit!"

Und der Mann mit dem Schallrohr rief noch ein drittes Mal:

„E-e-e-lincis Expreß nach Panama, Cairo, Paducah, Memphis, Vicsburg und New-Orleans — einsteigen — Geleise 6 ! ! ! ! !"
Aber der Mann, der sich was zum Lesen gekauft hatte, war gerade zu einer interessanten Stelle der Geschichte gekommen, auch hatte er sich schon an den Lärm des Bahnhofsgetümmels gewöhnt — und so sah er weder auf, noch hörte er etwas vom „E-e-e-lincis Expreß, , , , , , , ."

Und der große Zeiger an der gewaltigen Uhr in der Halle rückte langsam, aber sicher vor.

Und der Mann, der sich was zum Lesen gekauft hatte, war nun ans Ende der Geschichte gekommen — er rollte das Büchel zusammen, schob es in die Tasche seines Überrocks und sagte:

„Jetzt könnte ich schon langsam einsteigen!"

Und er hob seinen Reisekoffer und steuerte dem Durchlaß zu. Und wie er so hinging, fiel sein Blick auf die gewaltige Uhr in der Bahnhofshalle, Und der kalte Schweiß brach ihm aus. Und er stürzte wie besessen dem Durchlaß zu — aber nur, um die hintersten Lichter des letzten Wagens des Panama Limited zu schauen, der soeben in dämmernder Ferne verschwand.

Und er beschwor den Mann beim Durchlaß und flehte:

„Herr, lassen Sie mich ein, ich muß den Panama Limited erreichen!"

Aber der Mann beim Durchlaß antwortete ihm und sagte:

„Sie können den Panama Limited morgen oder übermorgen erreichen — beschwören Sie nicht, denn Sie haben Zeit über Zeit!"

Als ich nun dieses Begebnis betrachtete, erwog ich den Fall gewisser Menschen, mit denen ich auf meiner Lebenstagereise zusammentraf. Denn sie merkten wohl das Gebot und den Eingang einer Gelegenheit, ließen sich aber nicht stören. Und es hatte freundliche Worte gegeben, die sie hätten sprechen sollen, und Taten der Liebe, die sie hätten tun sollen, und edle Gewohnheiten, die sie hätten annehmen sollen. Und der Engel der Zeit schrie ihnen durch's Schallrohr fliehender Jahre zu. Und sie sagten sich: „Dies sollte ich zwar tun — aber ich habe ja Zeit über Zeit!"

Nun fürchte ich für einige von ihnen, daß ihnen plötzlich der Tag aufgehe, da sie mit dem Hammer an die Pforte des Himmels pochen und pfauchen und schwören, weil sie sie verschlossen finden. Und manchmal ist mir, als hörte ich den Engel ihnen Antwort sagen:

„Vergeudet eure Sprache nicht so sehr, damit sie euch in der Zukunft nicht fehle! Denn, seht, ihr habt Zeit über Zeit!"

„KARTELLIERUNG UND KONTINGENTIERUNG"

Vor vielen Monaten ist an dieser Stelle einigemale darauf hingewiesen worden, daß die wirkliche Wiedergutmachung, die kein mechanisches Hin- und Herschieben von Geldanweisungen und Zahlungsversprechen sein kann, sondern nur der Wiederaufbau der europäischen und der Weltwirtschaft durch rascheste, klügste und wirksamste Ausnützung der vorhandenen, neu zu schaffenden und weiter zu entwickelnden Kräfte — daß also diese wahre Wiedergutmachung lediglich mit Hilfe einer verständigen und planmäßigen internationalen Arbeitsteilung zu erreichen sei. Die Zerrüttung, wurde damals gesagt, ist so stark, die Unordnung so groß geworden, daß ein System nottut; ein gründlich durchdachtes, mit ehrlichem Solidaritätsbewußtsein durchgeführtes System gegenseitiger Anpassung, gegenseitiger Unterstützung, wechselseitigen Ineinandergreifens der Produktionen und Märkte.

Der Gedanke, den zu jener Zeit noch mancher andere in Deutschland, dann und wann sogar irgendein europäisch fühlender, neutraler Wirtschaftspolitiker predigte, konnte keine befruchtende Kraft gewinnen. Auf der Brüsseler Finanzkonferenz riefen nur die armen und schwachen Länder des Kontinents nach Solidarität und Planmäßigkeit des Zusammenarbeitens; die Reichen sahen in diesem Begehren eine zudringliche und lästige Bettelei, die man sich vom Halse halten müsse, und beantworteten es mit billigen Schulweisheiten aus dem Katechismus des Cobdenclubs. Für oder vielmehr gegen das besondere, feindnachbarliche Verhältnis von Deutschland und Frankreich würde die Kooperationsidee des öfteren empfohlen und erörtert; am praktisch handgreiflichsten wohl, als Hugo Stinnes Herrn Millerand seine Trustpläne vortrug, denen politische Grenzen nur Zwirnsfäden sind. Aber das französische Siegergemüt stieß auch recht lukrative Entwürfe ab, wenn sich hinter ihnen genossenschaftliche Intimität oder richtige Geschäftspartnerschaft mit den boches verbarg. Man meinte, daß nur *eine* Art von Beziehung des Siegers zum Besiegten angemessen und würdig sei: die der Ausbeutung.

Seither war von Solidarität nicht mehr die Rede; nur von Annuitäten. Man rechnet sich aus, wie viel Geld man von Deutschland zu erhalten wünscht, und konstruiert die unwahrscheinlichsten Hypothesen, um zu „beweisen", daß es — später — so viel zahlen kann. Hinterher entdeckt man, daß nichts fürchterlicher wäre als die Richtigkeit dieser Hypothesen. Wenn Deutschland in ein paar Jahren für fünfunddreißig

Goldmilliarden Waren exportiert, wie Herr Briand mit ruhiger Kennermiene prophezeit, — wozu hätte denn dann England seinen Krieg geführt und gewonnen?

Sackgasse. Aber man kann nicht zurück, denn das liebe Publikum läßt mit den Milliarden nicht spaßen, die man ihm versprochen hat. Da greift Herr Simons, der deutsche Außenminister, (leider vorläufig nur er) nach dem alten Rettungsgedanken der produktiven Arbeitsteilung und Kooperation. Die Ziffern, sagt er, machen Euch und uns verrückt und besitzen doch nicht mehr realen Wert als der Millionentraum des Bettlers. Beschäftigen wir uns etwas weniger mit den goldenen Früchten, die nur eine Wundersonne zum Reifen brächte, und ein wenig mehr mit den Wurzeln, die leicht verdorren könnten. Schickt uns nicht immer Baurechnungen (mit einigen hundert oder tausend Prozent Profitzuschlag), sondern laßt uns bauen. Ihr wollt, daß wir produzieren, und exportieren, und Tribute zahlen können; aber nicht alles und nicht so viel, daß bei Euch die Räder stillstehen. Gut; die Industrie kann das regeln, sie hat Übung im Kartellieren und Kontingentieren. Setzen wir uns zusammen und machen wir ein Programm mit ausreichender Arbeitsmöglichkeit für uns und Vorzugsgewinnbeteiligung für Euch. Wenn wir uns geeinigt haben, wird wohl auch die Solidaritätsanleihe zu haben sein, die Eure und unsere nächsten Finanzbedürfnisse deckt,

Das ist ja wieder Stinnes, rufen die Franzosen. Sie haben nicht ganz unrecht; da wir in einer hochkapitalistischen Aera leben, werden planmäßige Arbeitsteilung und Kooperation, wenn es zu ihnen kommt, ein hochkapitalistisches Gesicht zeigen, und Männer, wie Hugo Stinnes werden dabei ihre Rolle spielen. Davor brauchten die Franzosen eigentlich nicht mehr Angst zu haben als wir selbst. Denn Herr Stinnes, der in seinem Wirtschaftsreiche ein sehr unbequemer Machthaber werden kann, wird sicher ein Geschäftspartner sein, an dessen Seite sich üppige Profite machen lassen.

RATHENAUS VERTIKALTRUST

Leute, die Entwicklungen gern schematisieren, haben Rathenau als Vertreter der „horizontalen" Konzentration dem großen Vorkämpfer der „vertikalen", Hugo Stinnes, gegenübergestellt. Rathenaus Reichswirtschaftsratsrede gegen die „industriellen Herzogtümer" schien ihnen recht zu geben. Aber das Schema stimmt nicht mehr. Rathenau repräsentiert freilich die Verfeinerungsindustrie, die sich von der Kohle nicht schlucken lassen, den Kohlenmagnaten nicht unterwerfen will. Diese Abneigung

(der Siemens bekanntlich entsagt hat), setzt der Vertikalkonzentration nach unten Schranken und drängt mehr zur Breitenentwicklung. Allein der technisch-wirtschaftliche Trieb zur Vertikale scheint doch sehr stark zu sein; die neue Verbindung A. E. G.-Linke-Hoffmann sieht ganz wie eine verkleinerte Nachahmung der Stinnes-Siemens-Transaktion aus. Die A. E. G.-Vertikale stößt (durch Lauchhammer, der zum Linke-Hoffmann-konzern gehört), bis in die Kohlengrube hinab. Allerdings ist die Kohlenbasis sehr schmal und der Schwerpunkt liegt noch ganz eindeutig oben, in der Verkleinerung. Aber ist das nicht bloß ein Übergang? Wird die Logik der Vertikalkonzentration nicht schließlich dazu zwingen, die Grundlage so breit zu machen wie den Überbau? Das braucht ja gar keine Unterjochung der Verfeinerung durch die Kohle bedeuten; denn die Schwerpunktsfrage ist schließlich im wesentlichen eine Frage der Kapitalmacht und (auf die Dauer noch mehr) der Führerpersönlichkeit.

DESOZIALISIERUNG

Die wichtigsten städtischen Werke Groß-Berlins sollen entkommunalisiert, gemischtwirtschaftlichen Unternehmungen zum Betriebe überlassen werden. Oder vielmehr: die paar Fachleute, die noch mit den Angelegenheiten der Berliner Stadtwirtschaft zu tun haben, erklären dies für nötig. Den S. P. D.-Stadtvätern wird der Entschluß sauer werden. Denn wenn man sich natürlich auch alle möglichen Rechte und Einflüsse vorbehalten will — das Kernmotiv der angestrebten Desozialisierung ist die Sehnsucht nach der Arbeitsdisziplin der straffen Verwaltung und Kontrolle, der sauberen Buchführung des Privatbetriebs. Nicht nur das Kapital wird zuhilfe gerufen, sondern auch der Unternehmer; der ob seines rücksichtslosen Profitegoismus und seiner parasitären Überflüssigkeit theoretisch geächtete Unternehmer.

Die Arbeiter dieser Berliner Kommunalbetriebe haben in den zwei Jahren seit der Revolution den orthodoxen Gegnern jeder Lockerung der Unternehmerautorität, jeder Beteiligung des Proletariats an der Unternehmungsführung kostbares Material geliefert. Sie haben sich vollkommen unfähig gezeigt, die Interessen der Allgemeinheit, der sie dienen sollten — einer just in Berlin zum guten Teile proletarischen Allgemeinheit — gegen ihren eigenen Egoismus und ihren eigenen Faulheitstrieb zu schützen. Über den schwachen Widerstand hinweg, den ihnen die von der Stadtverwaltung im Stich gelassenen Betriebsleitungen entgegenstellten, sind sie ohne Verantwortungsgefühl losgestürmt, um das Prinzip der Wirtschaftlichkeit — höchster Ertrag bei geringster Anstrengung — nach ihrer

eigenen Façon, nicht für das Ganze, sondern für jeden Einzelnen zu verwirklichen. Bei der großen Berliner Straßenbahn ist nach dem Sachverständigenbericht der Achtstundentag „durchlöchert“; es gibt Vergütungen für Erholung und Fernbleiben von der Arbeit, die in keinem Privatbetriebe vorkommen. Der Betriebsrat „regiert“; das heißt, er durchkreuzt jeden Versuch, die Wirtschaftlichkeit der Unternehmungsführung auf Kosten der Bequemlichkeit und Lässigkeit der Arbeiter zu bessern. Im Osthafen streift die Tätigkeit des Betriebsrats das kriminelle Gebiet; er deckt Diebstähle, die zum allgemeinen Brauch geworden sind und hindert wirksame Gegenmaßnahmen.

Da sich in der Privatindustrie mit den Betriebsräten im allgemeinen schon ganz gut leben läßt, scheinen die Berliner Beispiele zu beweisen, daß der Einfluß der Arbeiter auf die Unternehmungsführung vorläufig noch das Gegengewicht der durch das Eigeninteresse gestrafften Unternehmerenergie braucht. Fehlt dieser Widerstand, so kann der primitive Faulheitsdrang und das fessellose Lohnsteigerungsstreben allzu leicht die Produktivität hemmen und die Rentabilität, nicht bloß die privatwirtschaftliche, sondern auch die volkswirtschaftliche Rentabilität, zerstören. Die Energie und Autorität des Unternehmers ließe sich theoretisch freilich durch eine bürokratisch-diktatorische ersetzen, wie in Rußland. Aber der Vorteil solchen Tausches ist einigermaßen zweifelhaft.

Verfolgungswahn ist — sein wir vorsichtig: meistens — zugleich Größenwahn.

*

„Zur Kultur der Seele“ — ist zu bemerken, daß das vornehmste Zeichen ihres wahrhaften Geschehens Schweigsamkeit vor allem auch über sich selbst ist.

*

Die Kunstschützen und was ihnen in Wissenschaft, Kunst, Politik und sonst unter den Polemikern nahesteht — haben es leicht, die Scheibe ins Herz zu treffen: sie haben sie ja nur zu dem Zwecke gebaut und selber aufgestellt.

*

Der Dieb hat am stärksten Gefühl und Begriff des Eigentums in sich entwickelt: er will es, während der Bürger nur daran gewöhnt ist: erst der Bestohlene erfaßt sie wieder.

Aus Rudolf Leonhards Aphorismenband „Alles oder Nichts“ (Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin W. 35)

AUS DEM TAGE-BUCH

SIE, MÜLLER?

August Müller, Staatssekretär a. D. und Sozialdemokrat i. R. veröffentlicht in einigen Blättern eine Unterhaltung, der er im Oktober 1916 allerhöchst gewürdigt wurde. Die Geehrtheit A. M.'s von S. M. in ein Gespräch zu gezogen werden, strahlt noch heute aus dem erinnerungsbeglänzten Antlitz des ehemaligen Gärtnerjungen. Der Kaiser nannte die ihn bewachenden Landstürmer — fast alle waren Sozialdemokraten — „prächtige Männer, die mir viel Freude gemacht haben und außerordentlich zuverlässig wären." A. M. druckt S. M.'s Ausruf ohne Randbemerkung ab, ja, in seinen begleitenden Sätzen scheint eine bescheidene Zustimmung zart angedeutet. Als ob Millionen Deutsche zu keinem anderen Endzweck gezeugt und großgezogen wurden, als um S. M. viel Freude zu machen. Und was die gepriesene Zuverlässigkeit der Sozialdemokraten anlangt, so hat sie diese Tugend später mit bitterster Spaltung und wird sie mit jahrzehntelanger Ohnmacht büßen müssen. S. M. gab dann dem A. M. eine Anregung die ich hier wörtlich nach den Aufzeichnungen von A. M. wiedergebe:

> „Wissen Sie, Müller, wenn man nur das Wort „Sozialdemokratie" beseitigen könnte. „Arbeiterstand" oder „Arbeiterpartei" wäre doch eine viel bessere Bezeichnung."

Das mag gerade um die Zeit gewesen sein, in der ein Geheimrat Scheidemann umschwenzelte, wie dieser in seinem nicht nur wichtigen, sondern auch sehr lesbaren Erinnerungsbuch erzählt. Eine Rede, die der Geheimrat Herrn Scheidemann nahelegte, hat dieser lachend in die Hosentasche gesteckt und begraben. Doch, würde der Geheimrat gewagt haben, den Sozialisten „Sie Scheidemann" anzureden? Der gute A. M. aber scheint selbst am Tage der Veröffentlichung der huldvollen Beredung durch S. M. noch nicht gefühlt zu haben, wie viel hochnäsige Anmaßung in der Anrede: „Wissen Sie, Müller . . ." gelegen hat. Nie hätte der König von England, nie der Kaiser von Österreich, nie der Schwedenkönig gewagt, einen Staatsbürger, der selbst peinlichstes Zeremoniell einhalten mußte, einfach mit „Sie, Müller", anzusprechen. A. M. spürt die beleidigende Vertraulichkeit S. M.'s offenbar heute noch nicht. Die prächtigen Leute, die beglückt waren, wenn ihnen S. M. derb auf die Schenkel klopfte oder wenn er ihnen gar das Salzfaß in den Suppenteller schüttete, waren Futter für den unersättlichen Größenwahn des Kaisers. Wissen Sie was, Müller? Ohne die A. M. wäre S. M. gar nicht entstanden.

Das wahre Mittel, betrogen zu werden, ist: sich für schlauer zu halten als die anderen.

De la Rochefoucauld.

RAUBBAU AN MAHLER

Gustav Mahlers Witwe, Frau Alma Maria Mahler, schreibt mir unter Beifügung eines Zeitungsausschnitts: „Ich bitte Sie dringend, dies zu publizieren. Die Menschen, die glauben, daß ich an den Werken Mahlers ‚reich' werde, sollen einen Begriff davon bekommen, wie schmählich Künstler behandelt werden." Die ganze Tragik dieses Notschreis reißt die beiliegende Notiz selber auf. Hier ist sie:

„Die Zeiten sind für die Erben großer Symphoniker schlecht, Selbst dann, wenn sie endlich aufgeführt werden. Bruckners Autorenrechte wurden beim Tode seines Bruders und Erben mit 20 000 (zwanzigtausend) Kronen (also 2000 Mark) bewertet; und dabei wäre zu sagen, was nicht allgemein bekannt ist, daß Gustav Mahler den für Bruckners Hinterbliebenen günstigen Vertrag mit der Universal-Edition* durch eine für seine Zeit bedeutende Aufwendung (als alter Verehrer Bruckners) erst möglich gemacht hat. Wenn jemand eine Oper anbringt, erhält er 7 % der Theatereinnahmen. Wer so unvorsichtig ist, Symphonien zu produzieren, muß sich mit den etwa 100 Mark begnügen, die die Genossenschaft deutscher Tonsetzer, wenn sie sehr unbescheiden ist, für Aufführungen, und nicht immer nur für eine, selbst dann verlangt, wenn diese Aufführungen in Ländern einer besseren Valuta vor sich gehen. Der übrige Gewinn (aus dem Verkauf des Materials) fällt größtenteils dem Verleger zu.

Vielleicht gewinnt der Leser ein Bild von alledem, wenn ich ihm mitteile, daß die Witwe Gustav Mahlers als Erbin für alle Aufführungen aller Werke Mahlers während des letzten Jahres 3655 Mark erhalten hat."

Herr Hofrat Rösch, der Sie so energisch für die Autorenrechte lebender Tonsetzer, freilich unter starker Bevorzugung der dramatischen, eintreten, fühlen Sie hier nicht die Verpflichtung, einzugreifen? Vielleicht sind Ihnen dabei die Herren um Haenisch behilflich? Ist auch die Universal-Edition eine in Wien seßhafte Unternehmung, so muß doch an einem Einschreiten, da Deutschland für die meisten Aufführungen in Betracht kommt, die durch Sie vertretene Genossenschaft ein elementares Interesse haben. Denn was dem lebenden Richard Strauß oder jedem lebenden Tondichter recht, müssen wir dem leider nicht mehr unter uns weilenden Mahler, das ist in diesem Falle seiner noch lebenden Familie, billig sein lassen. 3655 Mark für hunderte von Aufführungen in einem Jahr, — in einem Jahr, das allein in Holland etwa fünfzig Aufführungen brachte — — das schreit, wenn nicht nach anderen Instanzen ... mindestens nach den Schutzvereinigungen.

Hier haben diese ein Betätigungsfeld für ihren Schutz! Man darf nicht früher ruhen, ehe dieser Fall geklärt, gerichtet und bereinigt ist. Das gilt nicht allein für Mahlers Werke und Mahlers Erben, nicht der an sich sehr verdienstvollen Universal-Edition, — es geht alle Schaffende, alle Verleger, alle Gesetzgeber an!

*

Kaum daß ich das geschrieben, gerät mir folgende lakonische Meldung in die Hände: Durch den Valutaaufschlag auf deutsche Bücher und Musikalien hat der Handel im letzten Jahr 75 Millionen Mehrerlös erzielt. — Von sämtlichen Überschüssen haben die Organisationen der Schriftsteller und Komponisten 100 000 Mark erhalten.

O, Ihr armen Musikverleger!

Rudolf Kastner.

BARNOVSKY

Probe im Lessingtheater. Die Schauspieler murren. Bassermann ist entflohen. Die Lossen ging zu Holländer. Die blonde Charlotte Schultz lief in die Volksbühne. Max Adalbert, Berlins drolligster Komiker, wird ein Jahr lang in einem dummen Singspiel abgenutzt. Oh, dieser Erbe Brahms!

Da mengt sich ein begütigender Baß in das Geschimpfe: „Was wollt Ihr von ihm? .... Er glaubt zu leiten und er wird gelitten".

BRIEF AUS DER ZELLE

Mißtrauische Leser haben mir geschrieben: Glauben Sie denn, daß die Verteidigungsrede (im Heft 7 des T.-B.) von ihm selbst verfaßt wurde? Ja, das glaube ich allerdings. Ich habe nun einen Stoß Gedichte und Briefe des im Zuchthaus Gealterten durchgelesen und weiß, was an ungewöhnlichen Geistesgaben in diesem Zwangsverbrecher steckt. Die Einzelhaft von dreizehn Jahren hat ihn nicht erstickt, wenngleich sie ihn menschenfremd gemacht hat, und diese Menschenfremdheit und Buchexistenz erklärt seinen zuweilen gewundenen, papiernen Stil. Wie schwer es war, in diesem Jahrzehnt absoluter Einsamkeit nicht zu Grunde zu gehen, mögen menschliche Leser aus dem hier folgenden Briefe ermessen, den ich vor einigen Tagen, aus der Zelle von Emil Strauß erhielt:

„Aus Ihren Unterredungen mit Herrn Dr. Loewenthal sowohl als auch aus der Lektüre meines „Lebenslaufes" werden Sie bereits soweit informiert sein, daß von einem eigentlichen Bildungsgang selbst im gewöhnlichen Sinn eines Autodidakten bei mir gar keine Rede sein kann. Denn dazu fehlten mir alle unbedingt notwendigen Voraussetzungen, vor allem: Zeit und Lehrmittel!

Der Mangel an Zeit wird Ihnen im Hinblick auf meine mehr als 10 Jahre langen Strafen zunächst etwas befremdlich erscheinen. Tatsächlich lagen aber die Verhältnisse im Zuchthaus so, daß ich mir die Minuten zu meiner Fortbildung buchstäblich von der Tagesarbeit heimlich abstehlen mußte, weil es hausordnungsmäßig streng verboten ist und disziplinarisch bestraft wird, am Werktage vor Arbeitsschluß ein Buch in die Hand zu nehmen. Im Winter fehlte es nun des Abends außerdem noch an Licht, sodaß nur die Sonntage zum Lernen übrig blieben und im Sommer die Zeit vor Auf- und nach Einschluß, solange es eben hell genug war, um lesen oder schreiben zu können. Soviel über den Mangel an Zeit.

Betreffs der Lehrmittel will ich Ihnen ungescheut gestehen, daß ich oft heiße Tränen vergossen habe in dem bitteren Gefühl, meinen heißgierigen Bildungshunger mit der in der Anstalt gebotenen, meist schon recht abgestandenen und zudem noch höchst spärlich zugemessenen geistigen Kost auch nicht annähernd ausreichend stillen zu können. Des Beispiels wegen erwähne ich nur folgende Tatsache: Um das für meine englischen und französischen Sprachstudien zu Übersetzungszwecken benötigte Schreibmaterial zu erlangen, hatte ich etwa ein halbes Dutzend meiner Mitgefangenen gebeten, von ihrer Wochenration an — Klosettpapier, das uns genau abgezählt in 16 Blättern „klein Oktavformat" an jedem Sonntag zugeteilt wurde, soviel wie nur irgendmöglich zu ersparen und es mir bei Gelegenheit heimlich zuzustecken. Auf diesem braunen, groben Packpapier habe ich jahrelang Tausende von Vokabeln und auch Druckseiten lange Übersetzungen niedergeschrieben. (Strauß beherrscht beide Sprachen)

Dieses eine Beispiel wird genügen, um Ihnen zu zeigen, unter welchen erschwerenden Umständen ich mir das Wenige, was ich an Kenntnissen besitze, angeeignet habe. In dieser Beziehung wurde ich in den Anstalten stets als Unikum teils bewundert, teils als verrückt belächelt.

Und nun zurück zu meiner Bitte, von der ich sprechen wollte. Wenn Sie, geehrter Herr Großmann, das Vorstehende und alles damit Zusammenhängende sich vergegenwärtigen, werden Sie beim Prüfen meiner Poeme sicherlich zu dem Ergebnis kommen, daß der Mangel an tieferen Gedanken, an treffenden Bildern und an schönen Sprachformen eben zurückzuführen ist auf die so überaus mangelhafte Vor- und Ausbildung dieses mir angeborenen „Talentes" zur Versifizierung aller möglichen und unmöglichen Stoffe.

Niemand, auch das größte Genie nicht, vermag mehr auszugeben, als es ursprünglich auf die eine oder andere Art und Weise einmal eingenommen hat. Mein Leben ist so unsagbar arm an freudigen und erhebenden Eindrücken, daß es auch einem Dichter, einem wirklich begabten und begnadeten Lyriker oder Epiker nicht Stoff genug zu mehr als 2—3 kurzen Gedichtchen zu bieten vermöchte. Diese Tatsache erst führt zum vollen Verständnis des Wertes oder Unwertes meiner poetischen Versuche; und um nun den Lesern Ihrer geschätzten Zeitschrift dieses unentbehrliche Verständnis zu erleichtern, bitte ich Sie recht herzlich, die Gedichte, falls sie sich überhaupt zum Abdruck eignen sollten — mit einigen erklärenden Worten im Sinne des vorstehend Gesagten zu kommentieren!"

FILMKRITIK:

Die Bestie im Menschen

Wie macht man einen Film? Man liest einen weltberühmten Autor, nimmt ihm einen bekannten Romantitel, engagiert die Orska, die Höflich, die Straub, Klöpfer, Winterstein, Waßmann, Korff, zerschneidet den Roman, und . . . vertraut dem Operateur.

In dem Film „Die Bestie im Menschen", der vor ein paar Tagen unter eisiger Teilnahmslosigkeit im Ufapalast begraben wurde, ward ein großer Aufwand schmählich vertan. Oh, es gab Reformen in diesem Film. Die einzelnen Akte wurden nicht mit trockenen Worten angekündigt, sondern mit Zeichnungen von L. Boris, auf denen man aber die eigentliche Aufschrift in der kurzen Sekunde des Erscheinens erst suchen mußte.

Den Darstellern waren schwere Rollen anvertraut. Frau Höflich hatte vier- oder fünfmal, in schlechtem Kattunrock, auf freiem Felde zu stehen und der Wind hatte mit ihrem Rock zu spielen. Sie stand unentwegt, der Wind wehte, der Rock flog. Frau Orska hatte eine Arbeitergattin zu verkörpern, die kleine Frau eines Lokomotivführers. Man weiß, wie echt sie das Proletarische darzustellen weiß. Es war erstaunlich, mit welchem Minimum an Pelzmänteln und Seidenblusen sie das Auslangen fand. Der biedere, grundbrave Herr von Winterstein hatte die Zola'sche Bestie, den Lokomotivführer, darzustellen, der seinen Rivalen im Coupé erdrosselt und die Leiche aus dem sausenden Zug wirft. Selten hat es eine gütigere, ebenso biedere Bestie gegeben.

In dem Film soll ein Eisenbahnunglück dargestellt werden. Man sah statt des Zusammenstosses das Bild der schon demolierten Wagen, das man aus der „Woche" kennt. Am Schlusse soll die wahnsinnig gewordene Lokomotive, die ohne Führer durch's Land rast, gezeigt werden. Der Regisseur hatte eine liebenswürdige, nette, kleine Lokomotive ausgesucht und statt des phantastisch gesteigerten Hinauf-, Hinab- und Heranrasens war das normale, recht gemütliche Nahen einer immerhin mit brennenden Lichtern versehenen Maschine gezeigt.

Doch gibt es einige unzusammenhängende Morde in diesem Film. Einige Personen laufen zu diesem Zwecke durch eine Gegend an der Stettiner Vorortstrecke.

Wer kennt Shakespeare?

Herr Erwin Gepard, der Verfasser des Hamlet-Filmes, schreibt mir: Ich habe zwar Asta Nielsen versprochen, keine Zeile mehr über den Hamlet-Film zu schreiben, aber nicht der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Und ich schreibe auch nichts, sondern widme die folgende Zusammenstellung von fremdem Eigentum dem oben genannten Institut. Als Autor des Hamlet-Films wollte ich wissen, ob ich mich eines Shakespeare-Plagiats schuldig gemacht habe und blätterte in den Pressekritiken:

„Tatsächlich bringt nun das Manuskript Erwin Gepards keineswegs einen Stoff, der sich an das Drama des großen Briten halten würde. (8 Uhr Abendblatt.)

Im wesentlichen ist das Rohstoffliche des Shakespeare-Dramas weidlich ausgenützt. (Vossische Zeitung.)

Mit Shakespeare hat dieser Film-Hamlet so gut wie garnichts zu tun.
(Berliner Lokalanzeiger.)

Das Manuskript Erwin Gepards weicht nur im ersten Akt von Shakespeare ab. (Neue Berliner 12 Uhr Mittagsztg.)

Der Film hat tatsächlich fast nichts mit Shakespeare zu tun.
(B. Z. am Mittag.)

Das Manuskript Erwin Gepards weicht rein äußerlich nur im letzten Akt von der Shakespeare-Dichtung ab. (Der Tag.)

Es besteht überhaupt kein Berührungspunkt zwischen Shakespeares Hamlet und dem Film-Hamlet.
(Die Post.)

Eine derartige Zufalls-Dublizität schriftstellerischer Produktionen, die sich Geste für Geste auf sämtliche Hauptszenen, Strich für Strich auf die psychologische Zeichnung sämtlicher Nebenfiguren Shakespeares erstreckt, kann wirklich nicht anders, als als weltgeschichtliches Wunder angesprochen werden. (Film-Kurier.)"

Ich bin mir nur nicht ganz klar, ob der große Brite jetzt die Berechtigung hat, sich im Grabe umdrehen zu dürfen, aber wenn nur recht viele Kritiker ihre Schulausgabe des Hamlet noch einmal aufgeschlagen haben, dann hat der Hamlet-Film wenigstens eine Kulturmission erfüllt.

DER REIGEN DER GASSENJUNGEN

In Wien ist Schnitzlers „Reigen" durch Demonstranten aus einem Katholischen Gesellenverein gestört worden. Daraufhin wurde die Aufführung verboten. Arthur Schnitzler schreibt mir darüber:

„Sie haben wohl meine Karte erhalten, in der ich Ihnen sagte, wie sehr mich Ihr parodistischer Dialog amüsiert hat. (Heft 2 des T.-B.) Ich habe vorläufig keine Absicht, mich über den „Reigen" und die sogenannnte Reigen-Affaire in der Öffentlichkeit weiter zu äußern. Von den hiesigen Skandalen, insbesondere von dem gestrigen, werden Sie wohl indeß gelesen haben. Was soll man dazu sagen? Ich käme mir unsäglich komisch vor, wollte ich mit den Abgeordneten Kunschak oder Seipel oder mit dem Schusterlehrling polemisieren, der das Theater stürmt, mit dem begeisterten Ruf: „Nieder mit dem Reigen! Man schändet unsere Frauen! Nieder mit den Sozialdemokraten!" (Es kann übrigens auch ein Stud. med. gewesen sein oder ein Tapezierergehilfe,

wobei meine Sympathie immerhin noch mehr bei dem Tapezierergehilfen ist als bei den Herren Seipel und Kunschak.) Ich habe ja schon einige ähnliche Sachen erlebt, wenn auch in bescheideneren Dimensionen. Erinnern Sie sich nur an den „Leutnant Gustl" und den „Professor Bernhardi". Nach einigen Jahren bleibt von all dem Lärm nichts weiter übrig als die Bücher, die ich geschrieben, und eine dunkle Erinnerung an die Blamage meiner Gegner. In diesem Fall wird es nicht anders sein. Mit herzlichem Gruß

Ihr sehr ergebener

Arthur Schnitzler.

DER MELO.

Es gibt sehr intelligente, gutherzige und geschmackvolle Menschen, die sich unrichtig ernähren und — wie sag ich's nur? — ihre unrichtige Ernährung von Zeit zu Zeit ihren Mitmenschen zu Geruch und Gehör bringen. Beliebtheit aber ist nur möglich bei tadel- und vor allem lautlosem Stoffwechsel. Wie manche wertvolle Unterhaltung ist schon durch unvorhergesehene Nebengeräusche gestört, welcher herzliche und innige Kontakt durch jäh aufgetauchte Atmosphären unterbrochen worden.

Da wird es denn Tausende Nebenmenschen interessieren, daß eine Stuttgarter Firma, deren Namen ich schamhaft verschweige, obwohl falsche Schamhaftigkeit hier nicht am Platze ist, einen Apparat erfunden hat, der die plötzliche — wie sagte man im Kriege? — Vergasung zu verhindern imstande sein soll. Die Firma hat zuerst eine treffliche Broschüre herausgegeben: „Blähungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit" (nicht der Firma, sondern des Blähenden). Darin tritt die Firma für eine unbedingte Darmfreiheit, vor allem für absolute Entgasungsfreiheit ein. Dieses natürliche Menschenrecht widerstrebt aber dem Gesellschaftsgesetz der Schicklichkeit. Und so entstand . . . der Melo. In einem illustrierten Prospekt, an alle Deutschen gerichtet, wird das wichtige Instrument geschildert. Es ist ein „sinnreich geformtes Röhrchen", wiegt nur 6 Gramm, entspricht der Krümmung des Darms und kann mit Parfüm gefüllt werden, jawohl, mit Parfüm. Es wird Tag und Nacht getragen. Dank ihm gibt es keine geräuschvollen Überraschungen mehr, auch keine atmosphärischen Trübungen. Er sorgt für lautloses Austreten kleiner Gasmengen, die durch das im Melo aufbewahrte hochkonzentrierte Parfüm aufs Angenehmste präpariert werden. Jeder Melo-Träger ist als Nachbar erwünscht! Freilich mahnt der Prospekt, den Melo nie ohne Deckel zu tragen.

Eine Fülle von Anerkennungsschreiben wird in einem zweiten Prospekt vorgelegt. Man lese:

Ein Kommerzienrat G. in O. telegraphiert: „Melo verloren. Erbitte sofort Ersatz!"

Frau S. in D. schreibt: „Tag und Nacht litt ich unter Angstgefühlen. Durch den Melo ist es besser geworden."

Frau F. C. in J. schreibt: „Wir sind außerordentlich zufrieden mit der Wirkung, meine Mutter und ich." (Hier scheint das Instrument den Familienfrieden gehoben zu haben).

Prinzessin N. N. schreibt: „Ich höre Gutes von Ihrem Melo" (eigentlich sollte man vom Melo garnichts hören) „und ersuche um Zusendung."

Frau Rektor B. in A. schreibt: „Mein Mann ist nicht mehr verstimmt." (Offenbar seit die Gattin sich der Erfindung bedient.)

Reallehrer Dr. E. in P. schreibt: „Ich mag den Melo nicht mehr entbehren, weder im Unterricht, noch daheim. Ich halte ihn für Lehrer wirklich unentbehrlich." (Melo stärkt und sichert zweifellos das Ehrfurchtsverhältnis von Schüler zu Lehrer).

Das letzte Gutachten gibt Frau Dr. R. in H. ab: „Der Melo ist eine Erlösung für Schamhafte. Für die Familiensitte ist es geradezu unentbehrlich."

Das Familien- und das Gesellschaftsleben hat unter dem Kriege sehr gelitten. Solche unscheinbare Erfindungen sind im-

stande, die alte Trautheit im Familien- und Freundeskreise auf eine reinere und stillere Grundlage zu bringen. Die häusliche Gemütlichkeit, ehedem zuweilen aufs Peinlichste unterbrochen, ist nun auf eine, darf man sagen: melodischere Basis gestellt.

ANEKDOTEN

Es war der neue Roman von Ganghofer „Das Herz auf dem Brustfleck" erschienen und der Poet wurde von Majestät im Hauptquartier empfangen mit den Worten: „Das war wieder mal'n Blattschuß, lieber Ganghofer". Der aber sagte nur in seiner schlichten volkstümlichen Art: „Wir tun alle nur unsere gutdeutsche Pflicht, Majestät". Der gerade anwesenden Kaiserin kamen die Tränen.

*

Wedekind betrat ein Speiselokal, dessen sämtliche Tische besetzt waren bis auf einen, an dem nur Halbe saß, mit dem er aber gerade wieder „bös" war. Er ging trotzdem auf den Tisch zu. „Ist hier ein Platz frei?" — „Ich pflege allein zu essen", knurrte Max. Wedekind zeigte auf den Kalbskopf, den der berühmte Dramatist verspeiste und sagte: „Aber Sie sind doch bereits zwei, Herr Doktor?"

*

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35. Potsdamer Straße 123 b. Druck: R. Abendroth, Riesa

DER GLORIA-FILM DER UFA

GLORIA

Die Verschwörung zu Genua

REGIE UND DEKORATIONEN

Paul Leni

SINFONISCHE MUSIK VON

Dr. Hans Landsberger.

URAUFFÜHRUNG
AM 25. FEBRUAR
IM UFA-PALAST
AM ZOO

UFA

In der Hauptrolle:

Hans Mierendorff

WALTHER FEDERN, WIEN

A MERE ROBBERY

Der von der Reparationskommission zum Liquidator ernannte Mr. Henry Whitman, hat dieser Tage seine Demission gegeben und ist sofort nach Amerika zurückgereist. Die Liquidation wird dadurch nicht aufgehalten, denn es bleiben noch zwei Liquidatoren zurück und es ist nirgends vorgeschrieben, daß es drei sein müssen. Aber Herr Whitman hat in einem Interview in der „Neuen Freien Presse" die Gründe für seinen Entschluß bekanntgegeben und diese sind interessant genug, um Aufsehen zu erregen. Er sagte etwa, daß er einer Stellung höchst überdrüssig sei, bei welcher eine ersprießliche Arbeit nicht möglich sei, und zwar einerseits, weil die Reparationskommission unfähig sei, sich über die bei der Liquidation der österreichisch-ungarischen Bank zu befolgenden Grundsätze zu einigen, sodaß diese nicht mit der von ihm angestrebten Raschheit durchgeführt werden könne, andererseits, weil Europa — d. h. weil die Siegerstaaten — in vielen Beziehungen noch immer so handeln, wie wenn der Krieg noch fortdauere, und weil die in vielen Beziehungen unfairen, ja sogar undurchführbaren Bestimmungen des Friedensvertrages das Gefühl des Friedens nicht aufkommen lassen können. Solche Anschauungen sind nicht neu. Daß sie in den besiegten Ländern allgemein geteilt werden, wäre noch kein Beweis für ihre Richtigkeit. Sie sind auch aus neutralen Ländern und den Siegerstaaten selbst schon vielfach geäußert worden. Aber zum ersten Mal geschieht es meines Wissens, daß eine Vertrauensperson der Beherrscher der Erde, welche von ihnen mit der Ausführung des Friedensvertrages in einer seiner wichtigsten wirtschaftlichen Bestimmungen beauftragt war, sich ihres Amtes überdrüssig erklärt, weil der Friedensvertrag unfair und undurchführbar ist und weil die Reparationskommission durch ihre Unfähigkeit zu Beschlüssen zu gelangen, eine ersprießliche Tätigkeit unmöglich macht. Dieses Zeugnis kann auch in den Ententestaaten nicht ohne Eindruck bleiben und verdient es darum festgehalten zu werden.

Herr Whitman war allerdings ganz besonders in der Lage, zu dieser Erkenntnis zu gelangen, denn es gibt kaum eine andere Bestimmung der in den Vororten von Paris diktierten Friedensverträge, welche so unfair und gleichzeitig so undurchführbar ist wie die des Artikels 206 über die Liquidation der österreichisch-ungarischen Bank. Herr Whitman hat sich trotzdem eifrig bemüht, der ihm durch die Vorschriften des Artikels gegebenen Richtschnur gerecht zu werden. Er war alles eher als ein bequemer und entgegenkommender Liquidator der Bank,

obwohl er schon lange die Unfairheit dieser Vorschriften erkannte. „It is a mere robbery", sagte er zu einem hohen Funktionär der deutschösterreichischen Finanzverwaltung, als dieser ihn fragte, ob er wirklich glaube und beabsichtige, die Aktionäre der Bank einfach völlig leer ausgehen zu lassen, aber er fügte hinzu, daß sich daran nichts ändern lasse, denn die Vorschrift bestehe einmal. Aber auch für ihn hatte die „robbery" ihre Grenzen, und als die Frage zur Verhandlung stand, ob für die Rückzahlung eines von einer holländischen Bank der österreichisch-ungarischen Regierung im Kriege gewährten Kredites, dessen Fälligkeit eingetreten war und für den die österreichisch-ungarische Bank als Bürge mitverpflichtet war, Bankmittel zur Verfügung gestellt werden dürften, da gab er seine Zustimmung, und als er von der Reparationskommission desavouiert worden war, gab er seine Demission.

Vielleicht darf nach diesem Zwischenfall auch bei den Lesern dieser Zeitschrift einiges Interesse für eine finanzielle Fachfrage erwartet werden, welche für uns in Deutschösterreich geradezu zum Anstoß der Katastrophe werden könnte, vor der das dahinsiechende Wirtschaftsleben dieses Staates bisher mühsam bewahrt wurde.

Der Artikel 206 des Friedensvertrages von St. Germain bestimmt nämlich in seinem entscheidenden Punkte, daß die Regierungen der einzelnen Nationalstaaten für die auf dem Gebiete der ehemaligen Monarchie von ihnen eingelösten Noten der österreichisch-ungarischen Bank einen verhältnismäßigen Anspruch auf sämtliche Aktiven der österreichisch-ungarischen Bank haben, mit Ausnahme der von der früheren österreichischen und ungarischen Regierung hinterlegten Schuldtitres. Diese sollen zum Teil vernichtet werden, zum Teil für die nach dem Zerfalle der Monarchie ausgegebenen Banknoten verpflichtet bleiben, d. h. den Regierungen des heutigen Deutschösterreichs und Ungarns zur Last fallen. Mit anderen Worten: aus den Aktiven der österreichisch-ungarischen Bank wird ein Teil entfernt und annulliert, die diesem Teil gegenüberstehenden Banknoten bleiben aber als Schuld der Bank bestehen, welche sie aus ihren sämtlichen übrigen Aktiven abzuzahlen hat. Daß diese anderen Aktiven zur Deckung anderer Passiven bestimmt sind und mit dem Rest das Vermögen der Aktionäre darstellen, darum haben sich die Verfasser des Friedensvertrages nicht gekümmert; sie haben überhaupt nicht gewußt, daß die österreichisch-ungarische Bank Aktionäre hat, sie haben, wie inzwischen zugegeben worden ist, gemeint, daß sie eine reine Staatsbank sei. Sie haben es ja nicht für nötig erachtet, sich vor der Festsetzung des Friedensvertrages mit den Vertretern der Besiegten an einen Tisch zu setzen, um sich informieren zu lassen. Sie haben den Friedensvertrag nach ihrer geringen Weisheit festgesetzt und die Unterschriften erzwungen. Daß sie sich der Tragweite, besonders dieser Bestimmung gar nicht

bewußt waren, geht daraus hervor, daß es der einzige Fall in den Friedensverträgen ist, wo das sonst überall formell als unantastbar behandelte Privateigentum einfach wegeskamotiert wird, ohne Anspruch auf Entschädigung. Wo sonst Privateigentum liquidiert oder konfisziert wird, ist immer der Regierung des betreffenden Staates die Pflicht des Schadenersatzes auferlegt. Zugunsten der geschädigten Gläubiger und Aktionäre der österreichisch-ungarischen Bank ist eine solche Ersatzleistung nicht vorgesehen. „It is a mere robbery", sagt Mr. Whitman und er muß es wissen.

Aber von deutsch-österreichischer Seite waren die Unterhändler der Entente rechtzeitig vor Unterzeichnung des Friedensvertrages auf diesen Umstand aufmerksam gemacht werden, sie hielten es aber nicht der Mühe wert, eine Revision vorzunehmen. Der Artikel 206 war ihnen von ihren Freunden, den assoziierten Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie so präsentiert worden und so mußte er bleiben. Aber sie fanden es doch für notwendig, die deutsch-österreichischen Vertreter zu beruhigen und in der Begleitnote, mit der unseren Unterhändlern der endgiltige Text des Friedensvertrages übermittelt wurde, heißt es: „Die alliierten und assoziierten Regierungen sind vom lebhaften Wunsch beseelt, den Bankerott und die Verwirrung der Finanzen der österreichischen Republik zu verhüten. Die erwähnten Regierungen zweifeln nicht, daß die Wiedergutmachungskommission bei Anwendung der Verfügungen des Artikels 206 alles, was in ihrer Macht steht, tun wird, um den Zusammenbruch des österreichischen Kredites zu vermeiden, und daß sie ihr Möglichstes tun wird, um die unermeßlichen, in der Lage der Dinge begründeten Schwierigkeiten zu überwinden, welche auch auftauchen würden, wenn man irgend eine andere Methode angewendet hätte, um die verschiedenen in diesem Artikel aufgeworfenen Fragen zu lösen."

Aber das waren Worte, wie sie ja auch Deutschland vielfach zur Beschwichtigung zu lesen bekommen hat, als es gewisse Bestimmungen des Friedensvertrages trotz der Zwangslage zu akzeptieren sich nicht entschließen konnte. Die Entente fühlt sich ja nicht einmal an den Text der Friedensverträge gebunden, geschweige denn an solch unverbindliche Versprechungen.

Man muß sich die Konsequenzen einmal vorstellen: Die Aktionäre werden vollständig beraubt, dabei darf man sich darunter nicht Großkapitalisten vorstellen, es mögen auch solche darunter sein, aber der größte Teil ist in den Händen von Sparkassen, die die Ersparnisse der kleinen Leute verwalten, oder im Besitz der vorsichtigsten kleinen Kapitalisten, denn die Aktien einer Bank, die seit einem Jahrhundert in guten und schwersten Zeiten des Staates sich als unantastbar erwiesen

hatte, galten als die beste Kapitalsanlage zur Sicherung von Waisengeldern usw. Beraubt werden auch die Giroeinleger der Bank. Das ganze Kreditsystem moderner Staaten beruht bekanntlich auf der sofortigen Greifbarkeit und Übertragbarkeit dieser Giroguthaben, welche die Banken und großen Firmen bei der Notenbank unterhalten, um nicht das bare Geld in ihren Kassen liegen lassen zu müssen. Beraubt werden die Banken und Firmen, welche vor und während des Krieges fremde Valuten von der österreichisch-ungarischen Bank gekauft haben, die früher und stärker als anderwärts die Versorgung des Marktes mit fremden Zahlungsmitteln monopolisiert hat.

Beraubt werden die auswärtigen Gläubiger der Bank, wie eben jene holländische Gruppe, deren Behandlung den Anlaß zum Rücktritt des amerikanischen Liquidationskommissars gegeben hat, weil sein Rechtsgefühl sich doch gegen diese Handlungsweise empörte. Möchte man immer die deutsch-österreichischen Gläubiger entrechten, — ihre Vertreter hatten ja den Friedensvertrag unterschrieben und sie müssen die Konsequenzen tragen, — aber er wollte nicht mittun, als die Reparationskommission eine ausländische Gruppe, die nur das Verbrechen begangen hatte, uns im Kriege Geld für Warenimporte — selbstverständlich kein Kriegsmaterial — im Vertrauen auf unsere Redlichkeit und die Solvenz der österreichisch-ungarischen Bank zu leihen, ihrer Ansprüche berauben wollte — und dann nach einwöchentlichen Verhandlungen in Wien schließlich zu einem Ausgleich auf folgender Basis bereit gewesen wäre: Die Holländer müssen von der ursprünglichen Forderung von 24 Millionen holländischen Gulden, von welchem 8 Millionen schon gezahlt sind, 9 Millionen nachlassen und dann darf die österreichisch-ungarische Bank ein Drittel von dem übrigbleibenden Rest zahlen. Für solche Schäbigkeiten mußten in Wien fast drei Dutzend Herren aus halb Europa und den Vereinigten Staaten ihre Zeit opfern, um schließlich ergebnislos auseinanderzugehen, weil die Holländer sich diesen Nachlaß nicht ohne Rücksprache mit ihren Auftraggebern aufzwingen lassen wollten.

Nachdem die Liquidatoren von der Reparationskommission ernannt worden waren, hatte man sich in Wien, gestützt auf die erwähnte, vor Unterzeichnung des Friedensvertrages gemachte Zusagen, bemüht, den Herren begreiflich zu machen, daß sie den Artikel 206 nicht wörtlich anwenden könnten, da es ja nicht die Absicht gewesen sein konnte, die Gläubiger und Aktionäre derart zu berauben. Freilich, für die Aktionäre war von Anfang an nicht viel Hoffnung. Der Wortlaut des Artikels 206 ließ bei keinerlei Auslegung Raum für die Befriedigung ihrer Rechte. Aber die Gläubigerrechte könnten gewahrt werden, ohne dem Friedensvertrag Gewalt anzutun. Es bedurfte nur einer vernünftigen Interpretation, daß unter den übrig gebliebenen Aktiven die reinen Aktiven

nach Abzug der sonstigen Schulden gemeint seien, um den primitivsten Rechtsgrundsätzen Rechnung zu tragen, die es nirgends zulassen, daß sich ein neuer Gläubiger vor die alten drängt, es sei denn, daß er ein besonderes Pfand sich hat geben lassen. Die Liquidatoren, die Beauftragten der Reparationskommission, waren zu solcher Auslegung geneigt. Die Reparationskommission selbst aber ließ mit sich nicht reden. Und doch sind das die Herren, denen der besondere Auftrag im Friedensvertrag erteilt worden ist, bei Sicherung der Wiedergutmachungsschuld schonend vorzugehen und zunächst für unseren Wiederaufbau uns Hilfe zu leisten. Das sind die Herren, denen seither die vollständige Vormundschaft über unsere Finanzen und Wirtschaft übertragen worden ist. Aber das Veto gegen die milde Auffassung der Liquidatoren legten sie bald ein, und als die Funktionäre der österreichisch-ungarischen Bank zu mündlicher Aufklärung nach Paris fuhren, da hatten sie keinen Erfolg, denn da war ein Mitglied der Reparationskommission, welches die jedem Kenner nur lächerlich erscheinende Theorie aufgestellt hatte, daß die Noten der österreichisch-ungarischen Bank, wie jede Banknote, auf Geld lauteten und daß erst die Banknoten in Gold eingelöst werden müßten, ehe irgend ein anderer Gläubiger befriedigt werden dürfe. Das wird von den Noten der österreichisch-ungarischen Bank behauptet, von denen jedes Kind weiß, daß sie seit hundert Jahren niemals auf Gold lauteten, niemals einlösbar waren, weil der Einlösungsparagraph im Bankstatut zu allen Zeiten suspendiert war. Um die Groteske voll zu machen, ist der Entdecker dieser Theorie der Engländer Bradburry, der zu Beginn des Krieges die englischen Currencynotes erfunden hat, die bekanntlich nur eine geringfügige Golddeckung haben und daher nicht in Gold eingelöst werden können und nach dem diese Noten Bradburrynoten heißen.

So kommen Böswilligkeit und Eigensinn zusammen, um uns zu Grunde zu richten. Aber im Hintergrund steht natürlich die Habgier der Nationalstaaten, welche nicht genug daran haben, daß sie aus dem Fleisch der österreichisch-ungarischen Monarchie alle fetten Bissen an sich gerissen haben, sondern noch den kargen Rest des Goldschatzes der österreichisch-ungarischen Bank als Entschädigung dafür, daß sie die auf ihrem Gebiet umlaufenden Noten der Bank mit anderem Papiergeld eingelöst haben, erhaschen wollen. Deshalb sollen alle anderen Gläubiger der Bank und ihre Aktionäre beraubt werden. Deshalb sollen die Wiener und Budapester Banken in Wien etliche Milliarden Kassenbestände, die sie der Bank zur Verwahrung als Giroeinlagen übergeben hatten, einbüßen, deshalb soll die ganze Kreditorganisation, die auf Vertrauen beruht, erschüttert werden und damit eines der wichtigsten Fundamente eines möglichen Wiederaufbaues der von der Entente als Rechtsnachfolger der Monarchie erklärten Staaten abgegraben werden. So hilft uns die Entente. Mr. Whitman sagt: „It is a mere robbery".

DR. FRIEDRICH WOLF

HYGIENE DER ÖFFENTLICHEN MORAL

Der Zufall trieb mir vor kurzem ein Büchlein in die Hand: „Ernährung und Pflege des älteren Kindes"; sein Verfasser ist Prof. Langstein, Direktor des Augusta Viktoria Hauses zur Bekämpfung der Säuglings-Sterblichkeit im Deutschen Reich. Das Buch erschien während des Krieges. Im letzten Kapitel stehen folgende Sätze:

> „Unter den Nöten, die der Krieg über das deutsche Volk gebracht hat, leidet aber auch die Kinderwelt, und manche Mutter schwebt in banger Sorge, ob es ihr gelingen wird, ihre Kinder gesund und widerstandsfähig zu erhalten, da die Nahrungsmittel und manches andere, was für das Leben des Kindes notwendig ist, aufs Äußerste beschränkt wurden. Diese Besorgnis ist glücklicherweise nicht gerechtfertigt. Auch heute gelingt es im Allgemeinen, den Kindern all das zu geben, was sie zum Leben brauchen."

So in der II. Auflage vom September 1918. Diesem Leitfaden ist noch ein besonderes „Kriegsmerkblatt zur Ernährung und Pflege des Säuglings und Kleinkindes" angefügt, indem sich folgende zumeist fettgedruckten Lapidarsätze befinden:

> „Die vom Staat zur Verfügung gestellten Nahrungsmittel reichen auch für die künstliche Ernährung des Säuglings unter Kriegsverhältnissen aus." „Eine milchlose Beikostmahlzeit vom 7. Monat an für Brust- und Flaschenkind läßt sich stets beschaffen." Und zwar derart: „ . . . auch Erbsen und Bohnen, Teltower Rübchen und Kohlrüben (Steckrüben) werden gut vertragen." (vom 7. Monat alten Säugling!) Für die Ernährung des Kleinkindes findet sich dort u. a. folgende Aufklärung: „Marmelade ist fast so nahrhaft wie Butter."

Also der Direktor des Augusta Viktoria Hauses des Central-Instituts zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche!

In der „Zeitschrift für Säuglings- und Kleinkinderschutz" vom Juli 1920 berichtet Geheimer Ober-Medizinalrat Dr. Krohne, Vortragender Rat im Ministerium für Volkswohlfahrt, daß „über 800 000 Angehörige der Heimatbevölkerung durch die Folgen der Hungerblockade zu Grunde gegangen sind. Anläßlich des letzten Kinderhilfstages vom 5. Dezember 1920 gibt Dr. Krohne folgende Zahlen bekannt:

> „1916 starben in Berlin bereits 100 Kinder monatlich mehr als früher. Im Dezember 1918 ergab sich, daß sich die Sterblichkeit der deutschen Großstadtkinder von 1—15 Jahren verdoppelt, ja z. T. verdreifacht hatte. — Der Grund (der Sterblichkeit) ist nicht in den epidemischen Kinderkrankheiten zu suchen, sondern rein im Hunger, in der Unterernährung. Der Nahrungsbedarf ist in den letzten Kriegsjahren eineinhalb Mal weniger gedeckt worden — dem Nährwert der Speisen nach — als er hätte sein müssen!"

Doch der Direktor unseres Centralinstituts zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, der noch heute über Säuglingsschutz und somit Bevölkerungspolitik im Deutschen Reiche an erster Stelle wacht, er klärte noch im September 1918 die Mütter auf, daß die Besorgnis der Mütter wegen Nahrungsmittelnot „glücklicherweise nicht gerechtfertigt sei" daß als milchlose Beikost vom 7. Monat an für Brust- und Flaschenkinder auch „Kohlrüben gut vertragen" würden, und daß Marmelade „fast so nahrhaft" wie Butter sei.

Bedarf es noch eines Kommentars? Von keiner Sophistik der Welt wird dieser (gelinde gesagt) innere Widerspruch weggeleugnet, wegretouchiert werden können, daß einer unserer ersten Wissenschaftler, daß der verantwortlichste Hüter des Säuglingsschutzes sich hergab, ein Durchhaltebüchlein von so grauenhafter Mentalität zu schreiben, daß wir uns an den Kopf greifen vor Ratlosigkeit und Schaudern; ein Durchhaltebüchlein mit „Aufklärungen", die so sehr allen simpelsten und auch wissenschaftlichen Erfahrungen zuwiderlaufen, daß nach einer Beratung eine Mutter zu mir kam und mich fragte: ob denn Kohlrüben vom 7monatlichen Säugling wirklich gut vertragen würden und Marmelade fast so nahrhaft wie Butter sei.

Wenn Fritz v. Unruh in seinem Drama „Ein Geschlecht" nicht die Heerführer so sehr des Mordens anklagt als die Mütter, die es geschehen ließen, so greift er den Dingen ans Herz. Wenn nun aber die zur Erhaltung des Lebens Berufenen solch geradezu gefährlichen Durchhaltebücher zur „Aufklärung" der Mütter schreiben, wo ist da in unseren Landen noch Heil, Gesundung und innere Wahrhaftigkeit zu erwarten? — Es muß manchem wahrlich ein derbes Gewissen verliehen sein, wenn er nach soviel stählernen Durchhalteworten nun wieder die Stirn hat, mit Worten der Caritas zur Kinderhilfe aufzurufen!

Dies alles aber ist bloß ein Symptom. Eins für viele. Ich greife keine Person als solche an. Sie sind alle ehrenwerte Männer. Jedoch wird in unserem Zeitalter der Hygiene soviel für Sauberkeit getan. Man tue es an der rechten Stelle!

Auch weiß ich sehr wohl, daß nun ein groß Kesseltreiben gegen mich anheben wird. Was hilfts; es gibt eine Grenze des Schweigens. Und diese Sache forderts! Denn nicht schreibe ich gegen jenes verflossene, sondern gegen das . . . kommende Kriegs- und Durchhaltemerkblatt für Weltkriegssäuglinge.

BRIEF ÜBER SICH SELBST

Aus dem Münchener Gefängnis hat Georg Kaiser diesen Brief an einen Berliner Freund geschrieben — einige Tage vor seiner Verurteilung. Der Brief ist weniger als Kaisers Verteidigung in der Verhandlung für die Öffentlichkeit bestimmt und eben deshalb sympatischer. Jedenfalls zeigt er, abgesehen von den fürchterlichen Alltäglichkeiten des unveränderten Polizeistaates, das Problem, für das Georg Kaiser sich allein interessiert, nämlich für Georg Kaiser.

Lieber Herr Schach,

Kürzlich erfuhr ich, daß Sie in einer Berliner Zeitung über mich publizierten. Ich kenne den Artikel nicht — vermute jedoch, wie Sie sich mit gütigem Verstehn um mich bemühten. Übrigens las ich nichts, was mich seit dem 13. Oktober betrifft. Ich will Ihnen hier danken und kann es nicht besser tun, als daß ich die Scheu zerbreche und mich Ihnen einigermaßen mitteile. Nichts ist auch natürlicher als an Sie die ersten Zeilen über mich selbst zu richten, der Sie das Manuskript von „Gas II" besitzen.

Was die Dinge selbst angeht, die Delikte sind, so liegen sie in zu entfernter Provinz, um von mir noch gesehen zu werden Dazu wurden sie von den Konsequenzen, die die Ereignisse dieser Zeit schufen, erdrückt und verschüttet. Nur, *wie* sie wurden weiß ich mit vollkommener Deutlichkeit. *Sie mußten nämlich geschehn.* Diese Notwendigkeit darzustellen, ist nicht leicht. Doch ich will es versuchen.

Schon in den letzten Jahren tauchte dies auf: *Das ist das Leben nicht!* Was —: die Schreibung von Werk und Werk, das mißverständlich dann an das Theater geriet. Sie wissen. daß ich schließlich zu Aufführungen meiner „Stücke" kaum mehr ins Theater zu bringen war. Mich machte das selbst stutzig, dieser Widerstand gegen diese Art von Wirkung. Überhaupt konnte ich ja meinen Widerwillen gegen meine dramatische Form von Mitteilung, nur mit Hinweis auf Platon zum Schweigen bringen. Aber auch dies Hilfsmittel versagte zuletzt. Keinem Erlebnis wird irgend ein Werk gerecht. Noch grauenhafter ist die Umkehrung: das Werk — oder die Werke verkümmern *das* Erlebnis. das ich selbst bin. Begreifen Sie so meine Weigerung mich irgendwie mit meinem Werk zu identifizieren — mein gleich-

mütiges Hinweggleiten über Unterhaltungen, die meinem Schaffen galten. Ich lehne es ab: nicht mehr zu sein als mein Werk. Ich dulde nicht die Verstümmelung meines Erlebnisses, indem ich auf die vorliegenden Werke festgenagelt werde. Diese zufälligen Werke sind — eben sehr zufällig: Anekdoten des ungeheuren Erlebnisses, das ich bin; Produkte aus Epochen der Ermüdung, in denen man nach einem Halt greift, sind Werke. Die Intermezzi zwischen Erregungen; feiges Verzweifeln.

Wie sollte ich mit dieser Erkenntnis „Literat" sein können? Ich hätte bedeutend talentloser sein müssen, um mich nicht gegen meinen „Ruhm" zu sträuben.

Ich wurde nun sehr neugierig — nach mir. Das trieb mit dunklem Strom durch mich — doch mit der Wärme des Golfstromes. „Ist das das Leben?" — es dröhnte zu vernehmlich: ich konnte die klopfende Frage nicht überhören. Es war ganz unmöglich, ein Leben zu ertragen, das zur Bestimmung erstarrte — mich verkrüppelte in eine Form des Daseins, die hier literarisch war. Abschreckend wirkten auf mich die gealterten Dichter, die, längst mit sich fertig, weiter produzierten, weil sie einmal zu schreiben angefangen und ihren Leumund als Literaten nicht mehr entkräften konnten. Es ist nicht reinlich Treber zu essen, zumal wenn sie aus der eignen Küche stammen.

Dem Ausbruch aus meinem Werke „Dichter" entnahm ich jene seltsame Weise, die mich jetzt in den Kerker geführt hat. Selbstverständlich tat ich das nicht mit dem Vorsatz, der die Handlungen kontrolliert — es war ein unausbleiblicher Zwang da, der mich mit sich trug. Diesen Zwang in mir gehabt zu haben, betrachte ich als die höchste Gnade, die mir zuteil werden konnte. Mit einer bis in Entzückung sich treibenden Neugier gehorchte ich jenem dunklen, schließlich ja unaussprechbaren Befehl. Es mußte andere gewaltigere Erschütterungen geben als Werk und Ruhm und Dichter — die das Erlebnis „Ich" ganz anders groß freimachten, mich in mir selbst breiter und tiefer bloßlegten. Wie dies Erlebnis vermittelt wurde, wußte ich damals nicht; daß es aber im Zusammenhang mit meinen „Delikten" stehen mußte, dachte ich.

Was erlebte ich nun äußerlich?

Ich wurde verhaftet — ins Gefängnis in Berlin eingeliefert und da zehn Tage festgehalten. In der elften Nacht wurde ich

im Sammelwagen zum Lehrter Bahnhof gebracht und i n den Transportwagen gestoßen; er war überfüllt. Mittags Ankunft in Hannover — dann Fesselung und auf einen andern Waggon gehoben. An diesem Tage ging die Fahrt bis Cassel. Dort drei Tage im Gefängnis mit Kälte und Ungeziefer und Hunger, der mich fast verrückt machte. Es waren die ersten kalten Tage und ich hatte meine Strümpfe bis auf Reste des Schaftes vernutzt. Wieder nach drei Tagen Aufbruch; ich wurde an einen Sträfling gefesselt und durch die Straßen zum Bahnhof eskortiert. Bis Aschaffenburg an diesem Tage und wieder gefesselt der Marsch in das entlegene Gefängnis; am andern Morgen unter gleichen Vorsichtsmaßregeln zum Bahnhof zurück und weiter nach Würzburg. Ein Gendarm schenkte mir Brot, das er nicht mehr verzehren konnte; er war satt. In Würzburg drei Tage in Massenzelle — und Hunger, Hunger! Hier las ich zum ersten Male von meiner Verhaftung — auf einem Abortpapierstück! „Der Dramatiker Georg Kaiser als Dieb verhaftet." Aus dem Würzburger Gefängnis mit einem Landstreicher zusammengefesselt zum Bahnhof — nach Gunzenhausen ins Gefängnis. Am nächsten Mittag weiter nach Ingolstadt — von Ingolstadt nach München ins Gefängnis — in die psychiatrische Klinik (?!) — und nun wieder ins Gefängnis. Die Haftentlassung wird abgelehnt: „wegen Fluchtgefahr, wegen Verdunklungsgefahr und wegen der Höhe der zu erwartenden Strafe." —

Ich habe Ihnen diese Äußerlichkeiten mit fast komischer Peinlichkeit aufgeschrieben. Aber es war wichtig vor der Fragestellung: besitzen diese Vorgänge Kräfte, die erschüttern? Ich bejahe. Es ist eine außerordentliche Gewalt zu spüren. Ich vergaß zu sagen: daß ich in München erst von der Verhaftung meiner Frau erfuhr und die Nachricht von der Unterbringung meiner Kinder in Armenasyle erlitt.

Die Erschütterung war also gewaltig. Einigermaßen erinnerte ich mich meiner Leistung, die ich in den Büchern niedergelegt hatte. Doch war diese Auflehnung nur momentan. Ich zerblies sie sehr rasch und vollständig. Ich hatte meinen kleinsten Augenblick überwunden.

Was ereignete sich nun? — was entstand aus der Leere? — womit füllte ich das Vakuum? — wie kann ein Mensch ohne Erinnerung leben?! Es geschah dies, was selten — fast nie einem

Menschen in der Mitte seines Lebens verliehen wird: Wiedergeburt — zweites Werden — und nicht aus dunklem Mutterschoße unbewußt: sondern gleich in erster Sekunde mit aller Klarheit begabt. Es stellte sich einem Menschen ein zweites Leben ein!! —

Ich weiß heute nicht, was ich in diesem neuen Leben beginnen werde; dazu ist das Ereignis zu neu. Enorme Anstrengung kostet mich die Gegenwehr gegen „Produktion", die mich unheimlich versucht. Ich unterlasse sie auch aus Anstand, um meinen Mitliteraten das Brot nicht zu verkleinern. Allerdings verlange ich von meinen Kollegen, daß sie dies Geschenk mit erträglicheren Leistungen als bisher vergelten. Vielleicht ist damit zuviel verlangt — aber ich war von je anspruchsvoll.

Ich habe dies erste Vierteljahr meiner Absonderung von der menschlichen Gesellschaft nicht gut ertragen. Ich kann nichts dafür — ich habe mir die beste Mühe gegeben. Ohne äußere Entspannung — Blick über Seefläche und Grün — arbeitete mein Kopf hemmungslos. Dabei muß ich mich gegen diese Arbeit, die immer noch „Werke" schafft, sträuben. Ich habe also die doppelte Leistung zu bewältigen: produzieren und das Produkt zu regieren. Das halte ein Mensch aus!

Leben Sie wohl, lieber Herr Schach — es war schön, daß ich Sie und Ihre Frau kennen lernen konnte. Einmal wollten Sie ein Buch über Georg Kaiser schreiben — heute muß ich Ihnen abraten: der Gegenstand ist anrüchig. Aus Gründen, die selbstverständlich jenseits des Gerichtsverfahrens liegen: das ist ja nur ein Wühlen in meinen wirtschaftlichen Exkrementen — an den Untersinn rührte noch nicht eines Engels Finger.

Der Ihre Georg Kaiser.

PAUL MAYER

MELANCHOLIE

Einmal ist alles Dir fern: Dein Selbst, das Antlitz der Mutter,
Starrt wie ein Öldruck Dich an, leer und aus anderer Zeit.
Einmal ist alles Dir fern: aus Hauch und Haar der Geliebten
Weht Dir der heilende Duft ewiger Heimat nicht mehr.
Einmal ist alles Dir fern: das Lied, das dem Jüngling erblühte,
Wird Dir so fremd wie der Gott, den Du als Knabe geglaubt.
Auch Dein Leid wird Dir fern: Du kannst Dich nicht mehr erinnern,
Was dem Weinenden einst Welt und Wille zerbrach.

DIE GOLDENE UHR

Einem hauptstädtischen Bürger, einem gewissen Eczkipeczki hatte man auf der Elektrischen die goldene Uhr aus der Westentasche gezogen. Auf der Linie zwischen dem Westbahnhof und der Andràssy-ut. Hier um die Aradi-utca herum mochte man ihm die goldene Uhr und die goldene Kette gestohlen haben. Die Uhr hing nämlich an einer Kette, die war durch das dritte Knopfloch der Weste gezogen. Vor der goldenen Kette hing ein dünnes Goldstäbchen und daneben noch eine Goldmünze, auf der in feiner Reliefarbeit eine Sphinx zu sehen war und hinter ihr die Pyramiden, und auch ein kleiner Smaragd war in die Goldmünze gefaßt. Die Kette war eine achtzehnkarätige, schwere, geflochtene Goldkette. Vor der Andràssy-ut kämpfte sich Herr Eczkipeczki vom überfüllten Perron herab, und kaum hatte er den Bürgersteig betreten, als er auch schon stehen blieb. Es fiel ihm ein, nach seiner goldenen Uhr zu tasten, ob man sie ihm wohl nicht gestohlen hätte? Es war eine göttliche Eingebung oder weiß Gott was. Ein raffinierter Instinkt, eine geheimnisvolle Disposition, eine überirdische Fähigkeit, eine okkulte Gabe, etwas, womit man im Orpheum auftreten kann. Daß es Herrn Eczkipeczki gerade heute in den Sinn kommen mußte, nach seiner Westentasche zu greifen, nachdem es ihm gelungen war, von der Elektrischen herunterzuklettern und gleich nachdem er den Bürgersteig betreten hatte ... Die Uhr war tatsächlich gestohlen.

Herr Eczkipeczki riß die Hand von der weichen Westentasche fort, als hätte er eine elektrische Leitung berührt, dann griff er wieder hin, um sich zu überzeugen, denn die Wahrheit vermochte sein Hirn nicht sofort aufzunehmen. Ein paarmal schlug er mit der Handfläche an seine Westentasche. Er ohrfeigte sie förmlich. Und strich mit der Hand über jene Linie auf seinem Bauch, die sich von der Westentasche bis zum dritten Knopfloch zieht. Wo die goldene Kette früher lag. So vorsichtig und zärtlich strich Herr Eczkipeczki über den Stoff seiner Weste, wie man über die Stirn eines Kranken streicht. Der Straßenbahnwagen, von dem Herr Eczkipeczki sich herabgerungen hatte, war schon vorbeigefahren. Er stand schon an der anderen Ecke des Oktogons. Herr Eczkipeczki riß den Kopf in die Höhe, sprang drei, vier Schritte vorwärts und stockte. Die Elektrische hatte auch die nächste Haltestelle schon verlassen und knirschte: huyj . . ., als wollte sie im Lauf Herrn Eczkipeczki verspotten. Herr Eczkipeczki starrte der Elektrischen nach. Sein Mund stand offen, denn er hatte ihn aufgetan um zu schreien: „Haltet den Dieb, he, halt dort vorn" — oder etwas Ähnliches, ich weiß nicht was. Doch nur in seinem Kopf brummte es, sein Mund, wie der Trichter eines schlechten Grammophons, gab keinen Laut. Herr Eczkipeczki schob mit dem Zeigefinger seinen Hut aus der Stirn, hinter der er dachte. Dann griff er plötzlich wieder in die Westentasche, er wollte nachsehen, wieviel Uhr es, pünktlich, gewesen ist, als man ihm die Uhr gestohlen hatte. Die Hand sank von der Tasche herab. Dann blickte er auf die Uhr über der Plakatsäule. In fünf

Minuten sieben, merkte sich Herr Eczkipeczki. Also abends zwischen Viertel vor sieben und sieben hat man mir die Uhr aus der Tasche gezogen, und zwar auf der Strecke vom Westbahnhof bis zum Oktogon, oder vielmehr zwischen der Aradi- und Podmaniczky-utca, genauer vor der Haltestelle Aradi-utca. Herr Eczkipeczki betrachtete mit durchdringendem Blick die Anschlagsäule, auf der lila, grüne, gelbe Plakate in großen Buchstaben die lustigen Schlager der Tanzlokale und Kinos brüllten, und vor Herrn Eczkipeczkis innerem Auge spielte sich die dramatische Szene ab, wie man ihm aus der Westentasche die goldene Uhr mit Kette zieht. Er versetzte sich auf die Straßenbahnplattform zurück, in das stumme, bittere Gedränge, in den unbeweglichen Stellungskampf, wo Ellbogen, Knie, Schultern, Rückenmuskeln finster um das Halten der erkämpften Position ringen, um einen Millimeter weniger Unbequemlichkeit, um den Genuß der Freiheit von einem Zentimeter mehr in der Runde. Arbeitskraft, seelische Energie, Leidenschaften wirken in diesem Nahkampfe, der ohne Fahnen, ohne Schlagworte und schwärmerische Ideale ausgetragen wird, mit Wut, Beschämung und kindischer Prahlerei, begleitet von geheimem Zähneknirschen, empfindlichem Zischen, ärgerlichen Ausrufen, Stöhnen der Nervosität und Wehleidigkeit und gequältem Lächeln und leisem Kichern des Humors. Wie Kranzfeigen sind die Körper aneinandergepreßt und die Köpfe nebeneinander sind wie die Spitzen der Spargel im Bunde. Herr Eczkipeczki versetzte sich voll Selbstbewußtsein auf die Plattform. Er wuchtet mit achtundachtzig Kilogramm auf seinem Platz und spreitzet die Beine auseinander, wie ein Seemann auf Deck. Mit seiner Linken erfaßt er sofort einen der hängenden Riemen und läßt ihn nicht los, bevor er nicht aussteigt. Seine rechte Hand steckt in der Tasche seines Pelzes. Wohl wäre es ihm angenehm, mit seiner freien Rechten die sich drängenden und hin und her taumelnden Frauen zufällig zu streifen, zu streicheln, anzutasten, doch als Ausschußmitglied, als Teilhaber einer ehrsamen Verwandtschaft und als eine in der Gesellschaft gekannte und geachtete Persönlichkeit versagt er sich dieses Vergnügen und begnügt sich damit, seinen Oberarm an weibliche Arme und Busen drücken zu lassen. So steht er, so nimmt er Stellung auf der Plattform und behält seinen Platz in dem von den Absteigenden aufgerührten Wirbel und im Wellenschlag der Einsteigenden.

Indem Herr Eczkipeczki mit stechenden Augen dem Wagen nachblickt, bringt er ins reine, wie der Taschendiebstahl geschehen sein mochte. Der Taschendieb hatte sich an ihn herangedrängt, einen Knopf seines Pelzes aufgeknöpft, ebenso einen Knopf seines Rockes, die Hand über die Weste gleiten lassen und die Uhr gezogen. Wie aber konnte er die Kette so leicht herausnehmen? Die Kette war durch ein Knopfloch der Weste gezogen. Die mußte er doch tüchtig ziehen, um sie herauszubekommen, nicht? Herr Eczkipeczki blickte auf seinen Pelz hinab. Ein Knopf stand tatsächlich offen. Auch ein Knopf seines Rockes war aufgeknöpft, dort, wo man gewöhnlich die Kette durch das Knopfloch zieht. Diesen Knopf pflegte Herr Eczkipeczki auch eigentlich nie zuzuknöpfen. Es war gar keine besondere Aufgabe für den Taschen-

dieb, auch die Kette herauszuziehen. Herr Eczkipeczki hatte auch eine Krawattennadel: Adlerkrallen aus kleinen Brillanten, die eine Perle hielten. Diese Nadel trug am goldenen Schaft eine Sicherheitsschraube, die verhinderte die Nadel, heraufzurutschen und hinauszufallen. Diese Nadel konnte man nicht einmal herausziehen, wenn man nicht die Schraube drehte. Herr Eczkipeczki hüstelte wohlgefällig und überlegen, nun, da ihm die Nadel eingefallen war, und blinzelte mit vorgeschobener Unterlippe auf seine graue Seidenkrawatte hinab, in der die Adlerkrallen trotzig schimmerten. Doch seine Einbildung, seine ganze Seele sank sofort wieder auf die goldene Uhr hinab, die man ihm samt der Kette aus der Westentasche gestohlen hatte. Wie konnte sie nur der Langfinger so herausziehen, daß er vom ganzen nichts verspürt und nichts Verdächtiges bemerkt hatte? Diese Halunken haben ihre eigenen Kniffe. Gutgeschulte Hände. Es ist ein Kunststück, was sie leisten, das muß man zugeben. Der Rechten des Herrn Eczkipeczki gab es einen Riss, seine Finger zuckten. Ein Paar Augenblicke lang phantasierte er davon, ob er eine goldene Uhr so herausziehen könnte. Nein. Vielleicht. Kaum. Nein, nein. Das Risiko ist ungeheuer. Teuflische Kaltblütigkeit, erstaunliche Übung gehörten dazu. Unmöglich. Herrn Eczkipeczki durchzitterte eine sonderbare Stimmung, er sah sich feierlich als Objekt und Mittelpunkt einer solchen Bravour, einer so rätelhaften Episode und eines so wichtigen Abenteuers wie es ein Taschendiebstahl ist. Die Anschlagsäule, an der sich seine Gedanken festhielten, hatte sich nicht vom Fleck gerührt, mit ihren unveränderten Farben und der mächtigen und glatten Ruhe ihres Körpers stand sie vor ihm fest und schirmend, dienstfertig und voll stummer Aufmerksamkeit, wie eine ungeheure Sklavin. Herr Eczkipeczki suchte den sogenannten Täter. Seine Augen zielten auf ein gelbes Plakat, blickten aber nach innen rückwärts in den Nebel des Gehirns, in dem die Plattform und die ganze Welt vorhanden waren. Ein langer Mann hatte sich auf der Plattform nahe zu ihm hingeneigt. Er war unrasiert. Er trug einen steifen Hut, aber keinen neuen. Mehr als einmal war auf der Plattform der Blick des Herrn Eczkipeczki dem dieses Mannes begegnet. War es ein junger Mensch, oder einer mittleren Alters? Dies ließ sich schwer sagen, bei Leuten, die nicht in Wohlleben aufwachsen und keine sorglose Existenz noch solide Lebensstellung haben, kann man das Alter nicht so ohne weiteres feststellen. Mit fünfundzwanzig sehen sie manchmal aus wie mit vierzig. Ein Mensch, der Elend in der Kindheit, Kämpfe, allerlei Krankheiten und Entbehrungen, regelrechtes Hungern und vielleicht selbst Gefangenschaft hinter sich hat, täuscht die Augen der Anderen leicht über sein Lebensalter. Jener war mager und unrasiert und hochgewachsen, so viel war gewiß. Auch er mochte beim Westbahnhof eingestiegen sein, denn bei der Podmaniczky-utca hatte er sich hinter seinem, Herrn Eczkipeczkis, Rücken vorgedrängt, hatte ihn auch gestoßen, er hatte jenen zornig angeblickt, worauf der Mensch etwas wie: Pardon! sagte. Dann reckte er sich und lungerte rechts neben ihm und blickte auf die Straße hinaus, in anderer Richtung als der Kopf des Herrn Eczkipeczki. Aha. Er langte auch nach einem

Riemen hinauf, doch jemand anderes ergriff ihn vor ihm. Mit der anderen Hand tastete er sich immerfort vorwärts, mit seltsamen Schwimmbewegungen, als wäre sie eine Flosse. Ja, ja, ja, ja — höchstwahrscheinlich war es dieser. Einmal hatte Herrn Eczkipeczki geschienen, als wäre eine Hand über seinen Leib gefahren. Das mag dieser Kerl gewesen sein. Damals hatte er die Uhr mit der Kette herausgezogen. Auf seinem Halse, oberhalb des Kragens, war eine Narbe, die Spur eines Schnittes. Ja, Herr Eczkipeczki hatte die Narbe auf dem Halse des Menschen sogar ein paar Sekunden lang betrachtet, weiß Gott weshalb. Er war beim Westbahnhof eingestiegen. Vielleicht war er ein reisender Taschendieb und war mit dem Zuge aus der Provinz angekommen von einer Geschäftsreise. Vielleicht hatte er sogar schon eine gestohlene Uhr oder ein Schmuckstück bei sich. Oder es war ihm nicht gelungen, im Zuge irgendwelche Operation auszuführen. Vielleicht war er gerade seinetwegen, Herrn Eczkipeczkis wegen, in die Elektrische eingestiegen, vielleicht hatte er ihn schon bei der Haltestelle als Opfer ausersehen, als er ihn, Herrn Eczkipeczki, erblickt hatte. Vielleicht hatte er überhaupt nur deshalb die Elektrische benützt, um im Gedränge seine, des Herrn Eczkipeczki, Uhr zu stehlen.

Plötzlich war es Herrn Eczkipeczki, als hätte ein schwarzer Flügel sein Herz gestreift. Und dann wurde ihm das Herz schwerer als vorhin, ja, vorhin hatte Herr Eczkipeczki gar nicht dergleichen in seiner Brust gespürt, als ob dort ein Herz wäre. Jetzt war das Herz ihm schwer, es lag etwa so viel an Schwere darauf, wie viel eine goldene Uhr mit einer dicken goldenen Kette wiegt. Eine goldene Uhr mit doppelter Decke und glänzendem, mit fünf Rubinen versehenem Werk, die feinste und solideste Arbeit, ein leuchtendes, stolzes, gesundes Kind der Uhrenstadt Genf. Nie ging sie eine Minute vor oder zurück, sie zeigte Bahnzeit, und wenn Herr Eczkipeczki zu jemend sagte: Bitte, bei mir ist in sieben Minuten neun, — so konnte der Betreffende Gift darauf nehmen, daß in sieben Minuten neun war. Dieser Betreffende aber heftete auch noch, während Herr Eczkipeczki die Uhr aus der Westentasche zog, den Blick auf sie und konnte sich nicht enthalten, zu sagen: ach, was haben Sie für eine schöne Uhr, Herr Eczkipeczki, zeigen Sie doch! Und Herr Eczkipeczki zeigte die goldene Uhr, öffnete den Rückendeckel und ließ das Firmenzeichen sehen und die Nummer der Uhr und die Punzierung und sagte dann: warten Sie mal! und bereitete wie eine Geburtstagsüberraschung das Klingeln der Uhr vor. Er schob den kleinen Zeiger, sagen wir, bis auf neun, hielt die Uhr dem Betreffenden ans Ohr und sah ihm mit Freude, Selbstbewußtsein und Wohlwollen ins Auge. Der Betreffende aber hörte das liebliche Summen des goldenen Werkes und die milden goldenen Schläge: ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun wundervolle Klänge. Und er machte: aaah . . . und dann nickte er mit dem Kopfe, erfrischt und erheitert von den goldenen Schlägen, und erwiderte den Blick des Herrn Eczkipeczki mit schmeichlerischem Lächeln. Diese Uhr stammte noch aus Friedenszeiten, ein Prachtstück, das ohne Kette dreihundert Kronen gekostet hatte. Was mochte ein

solches Stück heutigen Tages wohl wert sein, — so rasch ließ sich das gar nicht sagen. Herr Eczkipeczki schüttelte den Kopf und seufzte. Er begann sich ganz verwaist zu fühlen, wie jemand, den man verlassen, der sich in allem getäuscht hatte, der weder im Himmel noch auf Erden jemals sein Glück finden kann. Er fühlte sich leer und nichtig. Die Uhr war nicht mehr in der Westentasche, fort ist sie, samt der Kette. Ein Herr, der keine Uhr in der Westentasche hat. Ein Herr, der, sollte man ihn jetzt fragen: bitte, wie spät ist es? — in Verlegenheit kommt und nicht antworten kann. Ein Herr, der die Stadtuhr ansehen muß, wenn er die Zeit wissen will, oder durch das Fenster eines Kaffeehauses gucken und die Uhr an der Wand suchen, oder durch die eines Zigarrenladens spähen, um mit einem Blick die genaue Stunde einzufangen. Als borgte man von anderen oder als bettelte man um einen Bissen Brot, weil man hungrig ist.

Herr Eczkipeczki fühlte einen heißen Ansturm gegen sein Herz. Die Scham und der Haß, diese beiden Verbündeten, stürmten das Herz des Herrn Eczkipeczki. Aus seiner Tasche die Uhr zu stehlen! Was ist das für eine Welt! Diese Uhr war sein, Herrn Eczkipeczkis, gehörte zu seiner Person, wie sein Gewicht, das die Wage im Dampfbad zeigte, zu seinem Leben und seiner Persönlichkeit gehörte diese goldene Uhr mit der goldenen Kette. Die Uhr aus seiner Tasche ziehen! Wie durfte man das?! Wie war das nur möglich? Wie, wie, wie . . . ich, der ich diese Zeilen schreibe, begreife es selbst nicht.

— Na warte! so sprach Herr Eczkipeczki für sich, doch so laut, als redete er zu jemand. Sein Gesicht rötete sich von dem Gedanken, der ihm in den Sinn kam, und davon, wie er dieses: na warte! sagte. Er dachte an den Taschendieb, der seine Uhr gestohlen hatte, dem sagte er: na warte! Und er warf den Kopf zurück, hustete zweimal vor lauter Entschlossenheit und Energie und bog auf die Adràssy-ut stadtwärts ein. Die Anschlagsäule starrte ihm mit ihren ungeheuren Buchstaben nach, und wenn die Säule einen Mund gehabt hätte, so hätte sie ihn geöffnet und Herrn Eczkipeczki gegrüßt: Ergebenster Diener, habe die Ehre gnädiger Herr, ich gratuliere, viel Glück!

Herr Eczkipeczki hatte nämlich in sich ausgemacht, keine Anzeige bei der Polizei zu erstatten. Diese Sache brauchte nicht in den Zeitungen zu stehen. Er wollte nicht haben, daß seine Bekannten sich entrüsteten oder ihn verlachten. Er brauchte die Hilfe der Polizei nicht. Er verzichtete darauf, daß man seine Uhr einmal, zufällig, in der Pfandleihanstalt fand. Er verzichtete darauf daß man in irgendeinem schäbigen Kaffeehaus den Täter erwischte und gefesselt vor ihn hinbrachte. Er verzichtete. Er selbst wollte hier Rache üben. Er fand sich nicht darein, daß man ihm die Uhr einfach aus der Tasche ziehen konnte. Er selbst wird sich seine Uhr wiedererkämpfen. Jener Täter, der die Uhr aus seiner Tasche gezogen hat, konnte nur ein notorischer Taschendieb sein. Der war sicherlich darauf gekommen, daß so gegen Abend die Straßenbahnwagen hier am vollsten sind und daß man auf dieser Strecke um diese Zeit am leichtesten und mit der besten Aussicht operieren kann.

Dieser Mensch wird nach einer solchen Beute, wie seine goldene Uhr es ist, diese Strecke sicherlich nicht vernachlässigen. Dieser Mensch mußte noch in diese Gegend kommen. So um sieben Uhr herum wird er hier vorbeigehen, dort auf der hinteren Plattform der Elektrischen wird der Halunke sich drängen. Dort wird er arbeiten. Er aber, Herr Eczkipeczki, wird etwa ein Viertel vor sieben bei dieser Haltestelle Posten fassen und ihm auflauern. Er erkennt ihn, sicher, er erkennt ihn. Er sieht daz ganze Gesicht genau vor sich. Er wird ihn wiedererkennen. Und dann springt er auf die Plattform, dringt bis zu ihm durch und packt ihn am Kragen. Elender Schurke, her mit meiner Uhr! Du hast meine goldene Uhr gestohlen! Und er versetzt ihm einen Schlag ins Gesicht, den der nicht so bald vergißt. Und dann zerrt er ihn von der Elektrischen und schreit: Schutzmann! Das wird eine Rache! Das wird ein Kniff! Das wird ein Triumph! Herr Eczkipeczki hielt die Hand zur Faust geballt in der Tasche des Pelzes und auf seinem Arm spielten die Sehnen und Muskeln und unter dem Hute glühte sein Kopf und er atmete tief vor Talent und Ehrgeiz. Herr Eczkipeczki hatte immer Neigung und Phantasie für das Ungewöhnliche gehabt. Auffallen: der Welt etwas zeigen können: das bin ich! Dieser Traum war in der Seele des Herrn Eczkipeczki sein ganzes Leben lang oft aufgetaucht. Er verschloß sich, obgleich er ein vermögender und geachteter Bürger war, nicht starr vor den Vorteilen der Ehre und Berühmtheit. Herr Eczkipeczki pflegte im geheimen zu träumen, und träumte von Dingen, wie, daß er einmal auf der Straße einen Tobsüchtigen bändigen würde. Oder daß er auf dem Bahnhof oder dem Wettrennplatz einen steckbrieflich verfolgten Defraudanten erkennt, aber einen Verbrecher großen Kalibers, wie Viktor Keeskemètky. Oder er zeichnet sich als Lebensretter aus, anläßlich einer Panik im Theater oder auf einem Luxusdampfer zur See. Oder er belauscht einmal zufällig eine gefährliche Verschwörung und geht zur Stadthauptmannschaft, um die Anzeige zu erstatten. Oder auf irgendeinen Souverän wird während eines Spazierganges ein Attentat begangen, und er springt hin und packt den Arm des Angreifers . . .

*

Am andern Abend stand Herr Eczkipeczki zehn Minuten vor sieben Uhr auf dem Terèz-körút, an der Haltestelle Aradi-utca. Er hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und wartete auf den Taschendieb. Ein Straßenbahnwagen kam, blieb stehen. Die Leute drängten sich herab und hinauf. Herr Eczkipeczki tat einen Schritt vom Bürgersteig hinab, hob den Kopf nach rechts und nach links und betrachtete die Reisenden auf der Plattform. Dann schritt er hinter die Elektrische, dann auf die andere Seite und nahm die Fahrgäste auch von dort aus in Augenschein. Dann fuhr die Elektrische weiter. Herr Eczkipeczki trat wieder unter die Eisentafel der Haltestelle, blickte in die Richtung des Westbahnhofes, wartete auf den nächsten Wagen. Ein bekannter Herr ging auf dem Bürgersteig vorbei. Er grüßte:

Habe die Ehre, Herr Eczkipeczki. Sie warten auf die Elektrische?

Ja. Habe die Ehre — wohin, wohin?

Die Straßenbahnwagen kamen und fuhren weiter und Herr Eczkipeczki prüfte gründlich die Bemannung jedes einzelnen. Fünf Minuten nach acht, als er die Haltestelle verließ, ging er ruhig nach Hause: er konnte sich nicht vorwerfen, daß er auch nur auf einem einzigen Wagen nicht jedes Gesicht aufmerksam angesehen hätte.

Auch am nächsten Abend stand Herr Eczkipeczki vor sieben Uhr an der Haltestelle. Fünf Viertelstunden stand er da, wie den Abend vorher, und auch am dritten Tage verließ er um acht Uhr seinen Platz, den er pünktlich ein Viertel vor sieben eingenommen hatte. Herr Eczkipeczki war ein Mann der Ordnung und Regel, und hielt Tag um Tag und Woche für Woche korrekt seine Zeit für Kommen und Gehen bei der Haltestelle ein. Er wäre mit seinem Charakter unzufrieden gewesen und hätte nicht ruhig einschlafen können, wenn er einmal später an der Haltestelle angelangt wäre und sie auch nur um eine Minute früher als sonst, vor acht Uhr, verlassen hätte.

Eines Abends, während er so dort stand, etwa um halb 8 Uhr, wanderte eine Marschkompagnie auf der Straße an ihm vorbei, dem Westbahnhofe zu. Herr Eczkipeczki starrte in seiner Langeweile zwischen zwei Elektrischen auf den Fahrdamm, vor seinem zerstreuten Blick gingen und gingen und gingen einförmig die einförmig grauen Soldaten nach der an der Spitze rauschenden, fremden und unbekannten Musik, im Düster der karg beleuchteten Ringstraße, tonlos und farblos, vorgebeugt, als trügen sie auf dem Rücken eine übergroße Last oder einen furchtbaren Höcker. Die Gewehre ragten wie dunkle Äste neben ihren Schultern empor und auf ihrer Brust erglänzten hie und da die Gläser der Laternen wie blinde Fenster, und über ihren Häuptern reckten und bewegten sich allerlei Latten und Stangen, und darunter die Köpfe knickten bei jedem Schritt vorwärts, wie die Köpfe der Alten, denen das Gehen nicht mehr taugt, und wie die Köpfe von Wanderern, die mit schwerer Last auf der Landstraße dahinziehen und entschwinden. Neben dem Zuge marschierten zu beiden Seiten auch noch andere Menschen, Frauen und Kinder, die eilten, um Schritt halten zu können, und ihre Gesichter den Reihen der Soldaten zuwandten. Herr Eczkipeczki reckte schon seinen Hals, um über die Mitziehenden die Gesichter der Soldaten besser sehen zu können. Plötzlich kam es ihm in den Sinn: wie, wenn sein Mann zufällig unter diesen war? Wie, wenn man seither auch diesen eingezogen hatte und er gerade jetzt ins Feld marschierte? Herr Eczkipeczki schirmte die Augen mit der behandschuhten Rechten und kniff die Augenbrauen zusammen, denn die Straße war dunkel und man konnte die Züge der Soldaten kaum ausnehmen. Wenn man sie bloß so von fern betrachtete, waren die Gesichter aller Soldaten gleich. Herr Eczkipeczki prüfte gewissenhaft die Soldaten, während sie daherkamen, eine Reihe nach der anderen und in jeder Reihe jedes einzelne Gesicht, solange Gesichter und Reihen noch kamen und bis die letzte vorbei war. Und dann schaute er der Kompagnie noch eine Weile mit unruhigen und erwartungsvollen Blicken nach, als wünschte er, daß sie Kehrteuch mache und halte, damit er noch einmal jedes Antlitz betrachten könne.

STEFAN GROSSMANN

LIEBESERKLÄRUNG ANS THEATER

I.

Nie war die Lage des deutschen Theaters düsterer. Es ist arm geworden, arm an Geldern, arm an Dichtern, arm an Schauspielern. Wenn Herr Loucheur als Sachverständiger der französischen Wiederherstellungskommission mit aller notwendigen Unwissenheit ausgestattet, unlängst erklärt hat, solange Deutschland viele Millionen zur Subventionierung seiner Theater auswerfe, sei es noch finanziell in hohem Grade leistungsfähig, so beweist er nur, daß er von Deutschland so viel weiß wie vom Theater. Die Comédie française verschlingt zehnmal so viel als das Berliner staatliche Schauspielhaus, aber während das französische Theater sich auf Paris konzentriert, bedeutet es den künstlerischen Reichtum des deutschen Theaters, daß es sich nicht auf Berlin beschränkt, sondern daß Wien und Frankfurt, Dresden und Königsberg, Hamburg und Weimar um die Förderung des deutschen Theaters wetteifern. Wehe dem Theaterdirektor in Bremen, der die Bremer Theaterkunst auf das Niveau der Hafenstadt Marseille senken wollte . . . Trotz aller dieser leidenschaftlichen Anstrengungen steht das deutsche Theater nicht nur vor seinem Niedergang, es steht vor seinem Niedersturz. Das Beste, was auf deutschen Theatern in den letzten dreißig Jahren geleistet wurde, kam von Privatbühnen. Otto Brahm hat nicht einen Pfennig Subvention empfangen und Max Reinhardt auch nicht. Wer heute Einblick in die Gagen und Lohnlisten der Künstler und Arbeiter bekommt, weiß, daß die subventionslosen Theater, fast alle, mit dem Defizitteufel ringen. Eine furchtbare Sparsamkeit lähmt den Arm des Regisseurs. Um jedes Stück Leinwand muß der Regisseur mit dem Administrator kämpfen, um jedes Stück Samt, um jede Stunde Beleuchtung. Namentlich dieser Kampf ums Licht hemmt die künstlerische Arbeit des Regisseurs aufs Bitterste. Es ist jedem Theater nur ein bestimmtes Quantum elektrischen Stromes zugemessen. Das bedeutet, daß man auf zwei, höchstens drei Proben die Lichtwirkungen wirklich ausprobieren kann. Das deutsche Theater ist arm an Licht geworden — noch ärmer an Talenten. Ich spreche garnicht von dem Heute, ich spreche vom Morgen. Um Schauspieler zu werden, ist eine Atmosphäre von Sorglosigkeit, Lebensvertrauen, innerem Überschuss nötig. Der Schauspieler

muß sein Leben verspielen. Spieltrieb im Schillerschen Sinne ist die Quelle natürlichen Komödiantentums. Wie aber soll eine seufzende, entbehrende Kindheit spielerische Menschen schaffen? Erst in zehn Jahren werden wir spüren, wie seelenarm wir geworden sind. Wer heute einen Blick tun will in das Theater von morgen, der sehe sich die grübelnden Jünglinge, die blassen Mädeln an, die jetzt in den Theaterschulen üben. Fast nirgends ein rotbackiges Kind, kaum je ein ausgelassener, lebenstrotzender Jüngling, nirgendwo eine überströmend frische Mädchenseele. Das Theater von morgen wird, fürchte ich, einem etwas vergrämten Schauspielergeschlecht gehören. Die bitterste Armut aber wird die Not an Dichtern sein. Aus der Schaumwelle des Expressionismus ist keine dichterische Gestalt von Kraft und Größe entstiegen, weit und breit kein Naturtalent, auf dessen innere Entwicklung Deutschland begierig sein müßte. Die Generation zwischen 25 und 30 Jahren hat nur fragmentarische Talente, fragmentarische Charaktere gezeitigt.

II.

Und doch wird das Theater immer wieder Liebe erzwingen, und doch werden die Millionen des Films kein tieferes Theatertalent der Bühne zu entziehen vermögen, und doch gibt es für die geborene Theaternatur keine größere Seeligkeit, als den Moment, in dem sie vormittags im leeren Hause zwischen die kahlen Mauern der zur Probe notdürftig beleuchteten Bühne tritt. Ich liebe dieses Winkelwerk der Bühne mit den sinnlos an die Wand gestellten Kulissen, mit den übereinander gehäuften Möbeln, mit den markierten Dekorationsstücken mehr noch als die geordnete, richtig belichtete Abendbühne. Es ist, als wären diese grauen Mauern imprägniert mit der zerstäubten Materie unzähliger Trauer- und Lustspiele, die hier erstanden sind. Vielleicht sind deshalb neue Theater regelmäßig Enttäuschungen für Schauspieler und Publikum, weil diese kuriose Atmosphäre, dieses Geschwängertsein mit Theatererlebnissen noch fehlt. Die Schauspieler haben schon den richtigen Instinkt, wenn sie am liebsten in alten, abgenutzten Theatern spielen. Es geistert auf der viereckigen grauen Bühne des Theaters an der Wien, es weht Komödienduft zwischen den steinernen Wänden des Münchener Residenztheaters und es gehörte viel Talentlosigkeit dazu, diese Atmosphäre aus den Bühne des Dresdner Alberttheaters zu vertreiben.

III.

Kein Jubel des Publikums, geschweige denn irgendeine Rezensentenhuldigung kann der Beseeligung verglichen werden, die der Schauspieler von Natur beim Wachsen einer Figur während der Proben empfindet, und von allen Wonnen des Schaffenden ist, glaube ich, keine der steigenden Freude zu vergleichen, die der schöpferische Regisseur empfindet, wenn die Gestalt, die er gestern in seinem Kopfe trug, heute, morgen und übermorgen in immer stärkerer Leibhaftigkeit, reicher noch, als er sie gedacht, weil das Leben immer noch vielfältiger ist als die Vision, ihm entgegenwächst. Zwischen dem schöpferischen Regisseur und dem schöpferischen Schauspieler besteht nicht das Verhältnis eines Gebenden zu einem Nehmenden, sondern der Gebende nimmt und der Nehmende gibt wieder. Ich habe es immer für ein Zeichen einer trockenen Begabung gehalten, wenn Regisseure sich allzu strenge an ihr auf dem Schreibtisch ausgearbeitetes Regiebuch hielten. Jeder Spielleiter, der mit der Natur der Schauspieler rechnet, muß in einem bestimmten Momente sein Regiebuch zuklappen und es vergessen können. So gut wie er den Schauspieler überwältigen muß, so sicher muß auch er von einer starken schauspielerischen Natur überwältigt werden können. Der Regisseur ist nicht nur der Spielleiter des Schauspielers, der starke Schauspieler wird in einem bestimmten Augenblick auch der Spielleiter des Regisseurs. Ich habe es von jeher begriffen, daß Reinhardt, wenn Pallenberg bei der vierten Probe auf die Bühne trat, sich in eine hintere Parkettreihe setzte und wie irgendein naiver Zuschauer andächtig wurde oder nicht aus dem Lachen kam.

Zum A B C der Liebe

Jede Frau, die Du umarmst, nimmt einen Funken Deiner Kraft, ohne Dir einen dafür zu geben. Du erschöpfst Dich an Phanthomen.

Alfred de Musset.

Die Frauen inspirieren uns zu großen Taten und verhindern uns, sie auszuführen.

Félicien Rops

DEUTSCHLANDS GRÖSSTE AKTIENGESELLSCHAFT

Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft bringt durch Neuemissionen ihr Aktienkapital auf achthundertfünfzig Millionen Mark: dreihundertfünfzig Millionen Stammaktien und fünfhundert Millionen Vorzugsaktien. Der größere Teil dieser Millionen — sechshundertfünfzig von achthundertfünfzig — ist freilich deutsches Papiergeld Marke 1920 und 1921, also wenn man ihre Kauf- und Finanzierungskraft bestimmen will, durch fünfzehn, zwanzig und teilweise noch mehr zu dividieren. Immerhin: die Dimensionen bleiben stattlich; selbst aus dem ausländischen Gesichtswinkel. Aus diesem Gesichtswinkel, nicht aus dem bescheideneren deutscher Papiergeldrechnung muß man die Transaktion offenbar in der Hauptsache betrachten. Der Kommuniqué der A. E. G. teilt über den Zweck der Geldbeschaffung nur mit, daß sie zur Deckung des aus der Verbindung mit Linke-Hoffmann erwachsenden Finanzbedarfs und „zur Stärkung der Betriebsmittel, insbesondere zur Kräftigung des Auslandsgeschäfts" dienen solle. Die Kommentare der Finanzpreese wissen dieser kargen Andeutung kaum etwas hinzuzufügen: sie verweisen auf das bekannte Bündnis mit dem nordamerikanischen Elektrotrust und auf Bahnelekrifizierungsprojekte, die zu Hause und draußen in der Luft liegen.

Die Elektrogroßindustrie hatte von jeher einen starken finanzpolitischen Einschlag; sie mußte, um als Fabrikationsgewerbe blühen zu können, gleichzeitig Finanzierungsgewerbe sein. Sie hatte keine oder jedenfalls nicht genug Abnehmer, die mit dem Portemonnaie in der Hand auf ihre Erzeugnisse warteten. Die Überlandzentralen, die sie baute, mußte sie selbst errichten; an den Straßenbahnen, die sie elektrisieren wollte, mußte sie sich beteiligen. Das äußere Resultat dieser besonderen Vereinigung industrieller und finanzieller Tätigkeit waren die bekannten Finanzierungsbanken und „holding companies" der Elektrobranche. Das innere war die enge Liaison mit gewissen Zentren der Hochfinanz.

Auch das künftige Auslandsgeschäft wird zweifellos ohne eine gewisse finanzpolitische Bewegungsfreiheit und Machtstellung nicht zu erlangen und zu behaupten sein. Deutsche Papiergeldkraft kann freilich wie die Dinge liegen, auch bei stärkster Anspannung nur die unentbehrlichste Basis solcher Machtstellung bilden; ihre ungehemmte Entfaltung, sichere Überlegenheit gewährleisten kann sie nicht. Aber sie kann doch verhindern, daß die deutsche Industrie allzusehr in fremde Finanzhörigkeit gerät, daß sie zum abhängigen Lohnwerker herabgedrückt wird. Selbstständigkeitserhaltung innerhalb der durch die Reste unserer Kraft gezogenen Grenzen ist der letzte Sinn solcher finanzieller Anstrengungen wie die eben angekündigte der A. E. G.

Ein Regierungsentwurf zur Erhöhung der Börsensteuern ist kürzlich von dem zur Begutachtung berufenen Sachverständigen abgelehnt worden. Das Finanzministerium will ihn gründlich umarbeiten und es lohnt deshalb nicht, über seine Einzelheiten und seine Sätze zu sprechen. Aber über das Grundsätzliche ist, unabhängig vom Technischen, einiges zu sagen.

Seit der Revolution ist das allzu billige Generalrezept der deutschen Steuerpolitik die Multiplikation der Steuersätze. Man hat diese Methode bei der Einkommensteuer angewandt, hat sie vortrefflich gefunden, solange diese Steuer bloß auf dem Papier stand, und muß jetzt notgedrungen anfangen sie (zunächst durch die sogenannte Lohnsteuer) zu liquidieren, weil die Einkommensteuer nicht mehr ganz auf dem Papier steht. Man hat sie beim Reichsnotopfer versucht und dadurch redlich mitgeholfen, diese angeblich unverfälschte Besitzabgabe in eine indirekte Steuer zu verwandeln. Man könnte also allmählich einsehen, daß die Wirtschaft sich an die Multiplikation nicht „gewöhnt", sondern daß, soweit es nicht gelingt, sie durch Hinterziehung unwirksam zu machen, entweder über kurz oder lang der „Abbau" erzwungen wird, oder daß Folgen eintreten, an die man nicht gedacht und die man nicht gewünscht hat.

Kein Zweifel, daß ein Börsenzustand, wie er in den letzten Monaten herrschte, fast jede Steigerung der Effektenumsatzbesteuerung verträgt und rechtfertigt. Eine Spekulation, die mit Valutaentwertungshaussen rechnet, läßt sich durch ein paar Prozent Stempelabzug nicht schrecken und es ist ebenso moralisch wie nützlich, einen nicht zu kleinen Teil ihrer Papiergewinne in die Kassen des Fiskus zu leiten. Aber in der Blütezeit der Katastrophenkonjunktur war das Finanzministerium offenbar noch beim Erwägen, und Steuern werden nicht für gestern gemacht, sondern, für morgen. Zwar wissen wir nicht wie weit uns London und das Nachspiel von London zurückwerfen werden; aber wir hoffen immer noch, daß wir schließlich nicht nach Wien oder Moskau kommen, sondern zu neuer Konsolidierung. Das heißt natürlich auch zu normaleren Börsenverhältnissen als die von 1920 waren.

Man braucht die Gefahr der „Immobilisierung der Mobilien" durch eine stark erhöhte Umsatzsteuer nicht zu übertreiben. Aber man muß sich von vornherein klar machen, wie weit man eine Verengung des Marktes in Kauf zu nehmen bereit ist. Die Tagesspekulation, die (in ruhigen Zeiten) bloß ein paar Prozent Kursdifferenz herausschlagen will, kann nicht arbeiten, wenn ihr diese

Differenz mehr oder minder vollständig durch Steuern aufgezehrt wird. Die Tagesspekulation, hieß es früher immer, ist für den Effektenhandel und für die anlagesuchenden Kapitalisten notwendig, weil sie den Markt erweitert und die Kursbewegung glättet, ohne sie wäre der Markt enger, die Schwankungen der Kurse wären erheblieh größer und plötzlicher und die Neigung des Kapitalistenpublikums, Effekten zu erwerben, würde durch die Unsicherheit und Unregelmäßigkeit der Preisbildung beim Kauf und Verkauf veringert. Man kann diese Folgen mehr oder weniger tragisch nehmen. Aber man muß sie sich jedenfalls vorher überlegen.

Weiter: wenn man irgend eine Art von legitimem Handel mit besonders hohen Abgaben belegt, muß man stets die Möglichkeiten der Schleichhandelsentwicklung erwägen. Diese Möglichkeiten sind nach der Beschaffenheit und Eigenart der Ware und der Technik des Handels sehr verschieden. Beim Effektenhandel scheinen sie nicht gering zu sein.

Endlich: wir können die Grenzen des Reichs nicht dauernd mit Stacheldrahtzäunen sperren, die überall Löcher aufweisen. Es läßt sich auf die Dauer nicht vermeiden, daß wir wieder annähernd so ungehemmt wie vor dem Kriege ins Ausland reisen, schreiben, telegrafieren und telefonieren. Nun kann der Berliner, auch wenn dieser Zustand erreicht ist, nicht gut sein Pfund Butter oder sein halbes Pfund Schinken in Danzig, Kopenhagen oder Amsterdam kaufen. Aber er kann dort sehr gut seine Wertpapiere erwerben und abstoßen und seine großen oder kleinen Spekulationsgeschäfte machen.

Wahrscheinlich wäre eine Wirtschaftsordnung viel schöner in der man all diese Erwägungen nicht anzustellen, all diese Rücksichten nicht zu nehmen brauchte. Aber die herrliche trust-, kapitalisten- und börsenlose Zeit ist ja leider auch nach der großen Revolution nicht angebrochen.

Wir (d. h. die Deutschen) sind Partikuliers, an Übereinstimmung ist nicht zu denken; jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen. Goethe 1828.

Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses tut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geist, seinem unbefangenen Überblick lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen. Goethe 1832.

AUS DEM TAGE-BUCH

PAUL CASSIRER.

Vor ein paar Tagen ist Paul Cassirer fünfzig Jahre alt geworden. Viele Leute, Maler, Schauspieler, Politiker haben ihn gefeiert. Er war und ist, wie immer man zu ihm stehe, eine der lebendigsten Energien Berlins. Er treibt, was er anfaßt, mit brennendem Schwung. Er kann nie lau sein. Wer in sein immer, gerötetes, kleinäugiges Gesicht schaut, dem fällt vor allem der genießerisch geschwungene, etwas üppige Mund auf. Es sind die Lippen eines nervösen Schlemmers. Die Berliner Weltanschauung, deren Problem es ist, aus sechzig schnell verfliegenden Jahren das möglichst große Lustquantum herauszuholen, hat in ihm einen reinen Repräsentanten gefunden. Er hat, glaube ich, keinen Tag ohne Lust verbracht, nicht nur, weil er den Genuß gesucht, sondern weil er ihn auch überall zu finden gewußt hat. Dieser Berliner Genießertypus unterscheidet sich vom Wiener Flatteur oder vom Pariser Lebenskünstler vor allem dadurch, daß er fortwährend etwas planen, unternehmen, aufrichten muß. Pariser Genußmenschen vertun ihr Leben für Frauen, Wiener Schnitzlermenschen sind durch eine gewisse Zuschauer-Passivität geadelt, der Typus Cassirer schwelgt in Energien. Er liebt einen Maler, d. h. er muß ihn durchsetzen, er schwärmt für eine Frau, d. h. er muß sie hochbringen. Wenig geschieht ohne öffentliche Meinung und Niemand beherrscht die Technik der öffentlichen Meinung so souverän wie Paul Cassirer. Jeder neue Tag ist Höhepunkt. Eine herrliche Kraft, das Gestern zu vergessen, stärkt für das Heute. Mit welchem Elan ist Paul Cassirer 1915 für den deutschen Krieg eingetreten. Wie hat er alle Maler seines Kreises in vaterländische Bildpropaganda getrieben. Ein Schweinehund, wer damals nicht im Chorus mitsang. Das hat ihn nicht im Geringsten gehindert, zwei Jahre später der feurigste der Pazifisten, die Herberge der U.S.P.-Leute zu werden, Kurt Eisners gesammelte Schriften herauszugeben und zu Vater Kautskys Füßen zu sitzen. — Freilich ohne die Geduld zu haben, ihm zuzuhören. Ein abgeschmackter Pedant, wer diesem Don Juan der Meinungen jeweils Inkonsequenz nachsagen wollte, er ist kein ausgeklügelt Buch, er ist ein Mensch mit seinem Widerspruch. Man kann sich diesen Fanatiker des Augenblicks, diesen genießerischen Mund gar nicht anders als jung vorstellen. Auch durch Bankette und Geburtstagsreden wird er sich nicht zum Altwerden bewegen lassen. Ein Komet kann nicht stillstehen, nicht besänftigt werden. Solche Energien strahlen und brechen jählings ab. Und die Plötzlichkeit bleibt ihre schönste Tugend.

St. Gr.

DER HEROISCHE TROTTEL

Vor den Wiener Geschworenen ist eben ein Prozeß beendet worden, der neben einem menschlichen Schicksal eine merkwürdige Tragikomödie aufrollte. Der traurige Held des Dramas, ein Privatbeamter, der drei Jahre im Krieg gewesen, ist zu schwerer Kerkerstrafe verurteilt worden, weil er seine gewesene Braut, ein junges Wiener Kleinbürgermädchen, durch mehrere Revolverschüsse getötet hat. Diese einfache Tatsachenreihe könnte ein wirkliches Drama enthalten: die Othellos und Ferdinande sind nicht ausgestorben, das furchtbare Gift der Eifersucht hat sich nicht verändert, es wirkt heute wie vor hundert Jahren. Wärs das alte Trauerspiel der irre gewordenen Liebe, dann könnte sich menschliche Teilnahme dem Manne zuwenden, der über die Leiche eines Mädchens in den Kerker geht.

Aber der Fall des Franz Nedar liegt anders. Das Mitleid hat nichts übrig für ein Schicksal, dessen Tragik nicht menschlicher, sondern politisch-pathologischer Natur ist. Dieser Franz Nedar, der die zwanzigjährige Johanna Schultheiß erschossen hat, ist kein Romeo, kein Ferdinand, sondern die Fleisch gewordene Phrase.

Wahrhaftig, es ist keine Übertreibung: Am 21. und 22. Februar stand die Kriegsphrase leibhaftig vor den Wiener Geschworenen — dieselbe Phrase, welche die ungeheure Weltkatastrophe entzündet hat, war hier in einem einfachen Menschenexemplar verdichtet. Das arme Mädel aber, das sein Leben verlor, ist gestorben, ohne vielleicht geahnt zu haben, daß es einem Gespenst zum Opfer gefallen. Und das Unheimlichste an der Geschichte ist die Ahnungslosigkeit des Mörders, der selbst nicht zu wissen scheint, daß er kein Mensch, sondern nur eine Phrase ist.

Franz Nedar, ein gewöhnlich aussehender, sehr selbstbewußter Mann, der in der Sprache eines Kommersredners die Geschichte seines Lebens vor den Richtern ausbreitet, erzählt selbst, wie er die Johanna Schultheiß kennen gelernt hat: „Die Sehnsucht nach einem trauten Heim," sagt er, „bewog mich, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Zeitungsinserats eine Lebensgefährtin zu suchen . . . Und weiter: „Seit jeher ideal veranlagt, erfüllt von den hehren Idealen unsres Volkes, war es mein Bestreben, ein ehrenfestes Mädchen zwecks Ehelichung zu gewinnen . . ."

Man erschrickt; ist das möglich? Wie mag das Hirn beschaffen sein, das diese Worte mechanisch weitergibt? Es scheint boshafte Erfindung und ist doch traurige Wahrheit. Es existieren also Wesen, Exemplare der Gattung Mensch, mit Augen und Herzen begabt, die der Natur entflohen sind, um sich aus leeren Worthülsen eine Welt zu bauen? Die wenigen einleitenden Worte dieser Biographie würden genügen, den ganzen Mann zu entkleiden. „Trautes Heim" und „Lebensgefährtin", „seit jeher ideal veranlagt", „hehre Ideale" und „ehrenfestes Mädchen" — man sieht, nein, man riecht ihn vor sich, diesen von Bierdunst und Felix Dahn gezeugten, an „Entschließungen" (nicht Resolutionen) genährten, zum „Durchhalten" bestimmten Jüngling.

Und dieses Gespenst griff mit feucht-kalter Hand nach einem lebenswarmen Geschöpf.

Vorsitzender (ein Wiener, ein wirklicher Mensch): Sagen Sie uns einmal, was war denn eigentlich der Anlaß der ersten Verstimmung zwischen Ihnen und der Johanna?

Angeklagter: Ich gab ihr zu verstehen, daß sie vor der Heirat eine Prüfung zu bestehen haben würde.

Vorsitzender: Sagen Sie uns, hatten Sie denn gar nicht die Empfindung, das Zartgefühl des Mädchens schwer verletzt zu haben?

Das angeklagte Gespenst: Nein. Für mich kam nur in Betracht, auf meinem idealen Standpunkt zu beharren.

Das Wiener Mädel, das sich in dem Irrtum befand, einen Menschen kennen gelernt zu haben, schrieb an das Gespenst mehrere, zum Teil rührende Briefe, worin es die eigene schwere Enttäuschung schildert. Das Gespenst antwortet, es komme nicht auf die Liebe, es komme auf die „streng ideale Treue" und „Reinheit" an; darum könne er auf die „Feuerprobe" nicht verzichten. „Wir wollen nicht Märzgefallene sein, sondern Märzsieger ... Der Bruch deines Versprechens würde dich aller Ehre bar machen ..."

Vorsitzender: Warum diese Drohung?

Angeklagter: Ein Versprechen ist hochheilig.

Vorsitzender: Ja, aber das Vertrauen des Mädchens zu Ihnen war eben erschüttert . . .

Angeklagter: Ein gegebenes Wort muß man halten, das ist ein alter deutscher Spruch.

Vorsitzender: Ich werde Ihnen etwas sagen: Es ist doch nicht das erstemal im Leben, daß sich Zwei etwas versprechen und nachher einsehen, daß sie nicht zueinander passen. Selbst wenn die Johanna einen Fehler begangen hätte, wäre das doch noch kein Grund gewesen, sie öffentlich zu geißeln!

Angeklagter: Ich bin ein Idealist, ich kann von meinen Ansichten nicht abgehen.

*

Der Fortgang der Geschichte ist dieser: Das Mädchen weist dem Gespenst die Türe. Das Gespenst aber drängt weiter auf sie ein. Nach neuerlichen Drohungen läßt der Vater des Mädchens dem Idealisten sagen, er werde ihn „beim Kragen nehmen und zum Fenster hinauswerfen." Der Zudringling nimmt Tinte und Feder und schreibt beschimpfende Briefe. Es klingt wieder wie boshafte Erfindung, wenn man die Schimpfworte dieses Idealisten liest; „Buhldirne", „Gemeine Treuebrecherin", „Ehrvergessene Metze".

Da keine Antwort mehr kommt, überfällt der Idealist das Mädchen und verletzt sie durch mehrere Schläge auf den Kopf. Zwei Tage darauf lauert er ihr auf und schießt sie auf der Straße nieder.

Vorsitzender: Zeugen gaben an, daß Sie auf die am Boden Liegende noch viermal geschossen haben. Davon hat ein Schuß den Kopf durchbohrt, daß das Gehirn herausgetreten ist.

Das Gespenst will sich an nichts erinnern. Aus früheren Aussagen wird ihm vorgehalten, er habe nach der Tat erklärt, die Tat nicht zu bereuen, da er dem Mädchen die „Größe des Treubruchs" zum Bewußtsein habe bringen wollen.

Der Gerichtspsychiater Dozent Dr. Wieg erklärte: Der Angeklagte zeigt sehr viel Widersprüche

auf und auch die Tat steht zu seinem sonstigen Verhalten in krassem Gegensatz. Die Untersuchung, ob der Angeklagte geistig krank sei, hat ein vollständig negatives Resultat ergeben. Nedar ist bereditär belastet. Er ist empfindsam und furchtsam in seinem Gefühlsleben. Seit jeher besaß er eine überwuchernde Phantasie. Er ist einer der Menschen, die man vulgär phantastisch nennt. Er möchte die Welt nach seinem Ideal umformen, und hierbei spielt seine Rechthaberei, sein Eigensinn, seine Hartnäckigkeit eine große Rolle. Bei ihm handelt es sich um eine egozentrische Bewußtseinsstellung. Er kann sich an seine Umgebung nicht anpassen. Mit unbelehrbarer Konsequenz verfolgt er sein Ziel. Er vermag es nicht, seine eingebildeten Vorstellungen mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen.

Man sieht: Das Gutachten bemüht sich die charakteristischen Merkmale dieses Exemplares festzustellen, und soweit dies auf dem Wege der Psychiatrie möglich, ist es ihm gelungen. Aber die letzte Erkenntnis bleibt ihm verschlossen, die Erkenntnis, daß wir es hier nicht mit dem Sonderfall eines psychisch gestörten Einzelnen sondern mit einem Typus zu tun haben. Der Mörder der Johanna Schultheiß ist ein Exemplar jener großen Gespenstersekte, deren Angehörige äußerlich wohl wirklichen Menschen gleichen, aber sich wesentlich von ihnen unterscheiden. Sie denken nicht, sondern reproduzieren Phrasen; lie lieben nicht, sondern haben „Sehnsucht nach dem trauten Heim"; sie bleiben ewig Buben mit eingebildeten Plattheiten, nehmen sich gegenseitig sehr ernst, ohne zu ahnen, wie lächerlich sie sind. Das große Vorbild der Sekte war Wilhelm II., das kleine Karl Hermann Wolf. Was der Gerichtspsychiater von dem Angeklagten sagt: überwuchernde Phantasie als Folge der Flucht aus der Wirklichkeit: der Fanatismus, mit welchem versucht wird, die wirkliche Welt nach dem vorgestellten Bilderbogen des Phrasentums zu modeln; die Unmöglichkeit, die schicken Bilder des Phrasenkopfes mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen — diese Kennzeichnung könnte einer Charakteristik Wilhelms II. entnommen sein. Es ist unvermeidlich, daß die fleischgewordene Phrase mit der Wirklichkeit zusammenstoßen muß, unvermeidlich auch die Katastrophe. Das alte Europa ist das Opfer dieser Sekte geworden wie Johanna Schultheiß das Opfer des Franz Nedar. Der heroische Trottel haßt im Innersten die Welt, weil er zu ihr keine natürliche Beziehung gewinnen kann; darum ist er schnell entschlossen, Gewalt anzuwenden, Krieg zu erklären, den Massenmord zu verherrlichen. Es ist ein Irrtum, zu meinen, die Kriegsursache lasse sich durch Dokumentenforschung und politische Grübeleien erklären; nur Pallenberg wäre imstande, sie allen verständlich, restlos aufzudecken und deutlich zu machen: durch die Karrikierung des Pathetikers, des Phrasenkopfs, des geschwollenen Wirklichkeitsfeindes, des heroischen Trottels.

„Husseisa ho, Hurrah hoch, drauf und dran, treu bis in den Tod, Hallali heh . . ." — diese Pallenberglaute klingen aus der Verteidigung Franz Nedars. Der Mann war vermöge seines Phrasenkopfes dazu bestimmt, ein Statist in der

Armee des heroischen Trotteltums zu werden: Seine „Sehnsucht nach dem trauten Heim" hat eigentlich nach einem ihm gleichgearteten, nur mit dem geschlechtlich andern Vorzeichen versehenen Geschöpf, oder wie er sagt, nach einer „ehrenfesten Jungfrau" verlangt; ein Zufall bringt ihm ein lebendes Wesen, ein Wiener Mädel in die Arme — die Katastrophe ist da. Der heroische Trottel benimmt sich im Kleinen, wie er sich im Großen benommen hat: er richtet ein Blutbad an.

Karl Tschuppik.

UNHEILBARES DEUTSCHLAND!

Wilhelm Hohenzollern, einstmals Deutscher Kaiser, empfing am 27. Januar über 8000 Telegramme und an die 19000 Postsendungen.

FILMFRAGEN

DIE VERSCHWÖRUNG ZU GENUA

Dieser Film bringt die Fiesco-Tragödie. Schwierig, die Intriguen, Verschwörungen und Verrätereien in Bildern zu fassen — ohne viel langwierige Zwischentexte. Doch es ist dem sympatisch-anonymen Verfasser leidlich gelungen. Auch der Versuchung, Zitate anzubringen ist der kluge Bearbeiter entgangen. Nicht einmal: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan" wird auf die Leinwand geworfen. Das Fiescoproblem kann freilich deutschen Herzen nur schwer nahe gebracht werden. Die Bürger von Genua machen Revolution, weil ihre Verfassung verletzt wird!! Wir brauchen noch 200 Jahre republikanische Erziehung, um diese Tragödie deutschen Stammtischpolitikern nahe zu bringen, nein, verständlich zu machen.

Für den Film ist wichtiger, daß die Verschwörung in Genua geschah. Paul Leni hat ein sehr schönes, teils winkliges, teils weiträumiges Genua aufgebaut. Er hat mit schweren Seidenstoffen, mit festen Architekturen nicht gespart. Es sind ihm wundervolle Beleuchtungen gelungen. Sein Talent, Massen zu bewegen, setzt ihn an Lubitschs Seite. Sehr geschickt handhabt er die Idylle nach dem großen Rummel. Da wird eine (im letzten Augenblick verhinderte) Hinrichtung gezeigt. Tausende umlagern den Galgen. Der Strick baumelt schon vom Gerüst. Gassenjungen klettern in die Höhe. Fiesco erscheint, befreit den Mohren, die unendliche Schar der Gaffer zieht ab. Einsam steht der Galgen da — nur eine Krähe, die um ihr Abendmahl gekommen ist, hackt melancholisch auf die trocknen Balken. Das ist Einer von den Einfällen Lenis. Wer vierzehn Tage vorher die trostlose Armut des Zola-Zerschneiders Ludwig Wolff im selben Saal erduldet hat, weiß die Anwesenheit eines einfallsreichen Regisseurs dankbar zu schätzen.

Zum ersten Mal begriff ich, im Film. Kortners großen Erfolg. Er gibt den Genueser Prinzen mit einer teuflischen Scharmantheit, schneidet weniger dämonische Grimassen als sonst, der Regisseur hat seine feurige Komödiantennatur aufs angenehmste gezügelt. Ein ideales Filmgesicht — mimische Effekte verstärkend, ohne allzugrell zu werden — zeigte

Maria Fein. Sehr zart, sehr ergreifend ein verweintes Antlitz der Erna Morena. Der Nächste von Allen aber ein bisher ganz Unbekannter, Louis Brody, der den Mohren mit einer fremdrassigen Geschäftigkeit und zähnebleckenden Fröhlichkeit gab, daß man anfangs meinte, hier müsse ein Neger angeworben sein, der mit der Instinktivität von Kindern und Hunden überzeugt. Hier wird ein großes Filmtalent! Wären unsere Filmdramaturgen dem Amte gewachsen, so mußten sie um diesen Darsteller herum zu dichten versuchen.

NAMENSSCHERZE

Der Regisseur des Hoftheaters in Altenburg Ernst Albert pflegte zu sagen (ich glaube, er hat diese Riesennamen nur gewählt, um eben dies sagen zu können: „Meine Eltern haben gealbert und da ist Ernst draus geworden."

Ich saß einmal bei S. Fischer, als die Anmeldedame hereinkam und errötend stammelnd meldete: „Herr Asch wartet draußen." Fischer antwortete ihr: „Sagen Sie ihm bitte, er solle sich noch eine Weile drauf setzen."

INHALT DES LETZTEN HEFTES:

Diesem Heft liegt 1 Prospekt des Erich Reiß-Verlag, Berlin W. 60 bei.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35. Potsdamer Straße 123 b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

DER ANBRUCH

5. außerordentliches

Orchester - Konzert

Donnerstag / den 17. März 1921 / 7½ Uhr abends
in der Philharmonie mit dem
Philharmonischen Orchester

*

DIRIGENT:

ARTHUR LOEWENSTEIN

PROGRAMM:

1. JAMES SIMON . . . . Urworte
für gr. Orchester, Chor, Sopran- und Baritonsolo
URAUFFÜHRUNG
Sopran: VERA SCHWARZ
Bariton: WILHELM GUTTMANN

2. HENRIETTE VAN LENNEP
3 Orchesterstücke
ERSTAUFFÜHRUNG

3. PANTSCHO WLADIGEROFF Klavierkonzert
URAUFFÜHRUNG
Klavier: LEONID KREUTZER

4. VITESLAV NOVAK . . . Die Totenbraut
für gr. Orchester, Chor, Sopran- und Baritonsolo
ERSTAUFFÜHRUNG
Sopran: VERA SCHWARZ
Bariton: WILHELM GUTTMANN

ERWIN STEINITZER

UNSER GEGENVORSCHLAG

RECHENEXEMPEL

Ein Londoner Börsenblatt schrieb, ohne den erklärenden und erläuternden Kommentar Finanzsachverständiger könne kein gewöhnlicher Sterblicher den Inhalt und die Tragweite des deutschen Zahlungsplans erfassen. Auch in Deutschland ist das Rechenexempel, das Herr Simons im Lancaster House vortrug, den meisten Köpfen zunächst nicht ganz aufgegangen und genau wie drüben hielt man sich im ersten Augenblicke an ein paar eindrucksvolle Ziffern — fünfzig Milliarden, dreißig Milliarden, eine Goldmarkmilliarde jährlich und so fort — von denen uns nachträglich versichert wurde, daß sie nicht Ergebnisse, sondern bloß Ansätze der Rechnung und eigentlich nicht sehr bedeutungsvoll seien. Es ist nicht besonders geschickt, statt Ergebnissen Ansätze zu bieten, und wenn man zuhause durch die schamhafte Verhüllung der wirklichen Jahresraten und der Endsumme „beruhigen" wollte, was schließlich nicht so wichtig war, so hat man durch diese Methode drüben die Wut gesteigert und das Toben verstärkt und man hat den Gewaltpolitikern aller Nationalitäten und Richtungen — sowohl denen, die die Erpressung um ihres Ertrages willen anstreben, wie denen, die mit ihrer Hilfe die deutsche Wirtschaft ertraglos machen wollen — das Spiel erleichtert. Als man die Wirkung einer allzu klugen oder allzu harmlosen Taktik erkannte, begannen offiziöse und private Sachverständige eiligst die Annuitäten und ihre Endsumme herauszurechnen und sie kamen am Ende zu recht stattlichen, wenn auch leider nicht ganz einheitlichen Resultaten. Der Zahlungsplan von Paris war wirtschaftlich gewiß wahnwitzig; aber sein Aufbau besaß eine gewisse formale, mathematische Logik, die auch dem unbeholfensten Rechner — und gerade ihm — einleuchtete. Dieser Plan erweckte bei jedem alliierten Zeitungsleser den erfreulichen Eindruck, daß große, festumrissne, ständig steigende Summen alljährlich zur Entlastung der Steuerzahler in die Staatskassen der Ententeländer fließen würden, und er ließ bewußt und etwas betrügerisch die Tatsache im Dunkeln, daß einen großen Teil der Jahresraten die Besitzer der Wiedergutmachungsanleihen einstreichen würden, wenn der Ertrag dieser Anleihen längst verbraucht sei. Unser Plan war vermutlich wirtschaftlich sehr verständig und er war überdies sehr ehrlich. Er erzählte dem Ententepublikum gar nichts von den Zins- und Tilgungsannuitäten, die die Anleihegläubiger

bekommen sollten, sondern nannte einfach die Kapitalsumme, mit der Deutschland sich loskaufen wollte. Diese Summe war tatsächlich nur etwa um die zwanzig Milliarden der „Vorleistungen" kleiner als die, die sich aus der Pariser Rechnung ergab. Aber die Alliierten haben die Kapitalsumme nur beiläufig, im Nebensatze erwähnt: in den Mittelpunkt stellten sie die dekorativen Annuitäten. Bei uns stand die Summe von dreißig Milliarden schmucklos und nüchtern im Hauptsatze; und nur ganz nebenbei deuteten wir an, daß wir sie, da wir sie ja doch nicht auf einmal bezahlen könnten, selbstverständlich verzinsen und tilgen würden. Kaufmännisch betrachtet war es natürlich viel aufrichtiger, vom Kapital zu sprechen und nicht von den Zins- und Tilgungsannuitäten, die ja den Wert dieses Kapitals nicht erhöhen, vielmehr nur seine Deckung sichern. Es war richtig gerechnet. Und es war dennoch falsch kalkuliert.

DER „BESSERUNGSSCHEIN".

Die Alliierten, die Franzosen insbesondere, wollten nicht bloß Zinsen- und Tilgungsdeckung eines von vornherein fest bestimmten Kapitals. Sie wollten daneben noch einen Extratribut, der mit der Zunahme der deutschen Leistungsfähigkeit steigen sollte, eine „Beteiligung" an den Erträgnissen des wirtschaftlichen Wiederaufstiegs Deutschlands. Der Gedanke steht mit dem Prinzip des Schadenersatzes natürlich in einigem Widerspruche. Man könnte ihn mit der Begründung ablehnen, daß Deutschland Schaden zu vergüten, nicht die Früchte mühsam und unter den schwersten Bedingungen neu erarbeiteter Prosperität mit anderen zu teilen habe. Man konnte aus realpolitischen Erwägungen heraus auf diesen Einwand verzichten und die Forderung grundsätzlich annehmen. Aber dann mußte man auch an ihrem Sinn, an dem Sinn einer Prämie, einer Extrabeteiligung festhalten. Man durfte nicht erwarten, daß die anderen sich zufriedengeben würden, wenn man erklärte: In den ersten Jahren können wir das Kapital, das wir Euch schulden, nur verzinsen. Nachher müssen wir es auch tilgen. Die Tilgung bedeutet ein Mehr an jährlichen Ausgaben. Dieses Mehr ist Eure Extraprämie, Euer Anteil an der Besserung unserer Wirtschaftslage und Leistungsfähigkeit. Man konnte sagen: Durch Zins und Tilgung wird unsere voraussichtliche künftige Zahlungsfähigkeit völlig ausgeschöpft; für eine variable Sonderleistung bleibt kein Raum. Soll eine solche Prosperitätsprämie, für deren Höhe dann ein anderes Kriterium, ein anderer Index als die rohe Ausfuhrziffer zu suchen wäre, festgesetzt werden, so müssen wir, um nicht Übermäßiges und wahrscheinlich Unmögliches zu versprechen, die festen Zins- und Tilgungsraten und damit auch die feste Kapitalsumme zunächst niedriger halten. Ihr habt

die Wahl: entweder sofort Leistungen zu fixieren, die, soweit man das heute voraussehen kann, das überhaupt mögliche Höchstmaß erreichen, oder unter diese Grenze herabzugehen und einen Schlüssel für Zusatzleistungen aufzustellen. Zu einer Höchstsumme läßt sich nichts mehr addieren.

WO IST DIE „KARTELLIERUNG UND KONTINGENTIERUNG" GEBLIEBEN?

Das Überraschendste an unseren Gegenvorschlägen war wohl das Fehlen jener produktionspolitischen und industriepolitischen Anregungen, die nach den knappen, aber betonten Hinweisen in Simons' süddeutschen Reden jedermann erwartet hatte.

Herr Simons hatte ausgeführt, daß man mit rein finanzpolitischen Lösungsversuchen nicht zum Ziele kommen könne, weil die Wiedergutmachungsfrage ein Produktivitäts-, ein Schaffens-, kein bloßes Zahlungsproblem sei. Mit Ziffern richte man nichts aus, weil der Abstand zwischen den Ziffern der beiden Parteien nicht zu überwinden sei. Unsere Zahlen würden die anderen genau so alarmieren, wie die Zahlen der anderen uns in Empörung versetzt haben. Ein Ausweg lasse sich nur finden, wenn man von den Ziffern auf die Werte zurückgehe, von den Wechseln und Scheinen auf die Güter, ihre Erzeugung und ihre Verwendung zur Bedarfsdeckung. Der Minister sprach von internationaler „Kartellierung und Kontingentierung" und ein großer Plan aktiver und produktiver Kooperation zwischenstaatlicher und zwischenvolkswirtschaftlicher Arbeitsteilung schien sich hinter seinen Worten vorzubereiten. Wer die Möglichkeiten planmäßiger, internationaler Arbeitsteilung seit langem erkannt hatte und dauernd verkannt sah schöpfte schüchtern neue Hoffnung.

Aber nichts von all' dem, was in seinen Reden angedeutet war, stand in dem Plane, den er am 1. März in London entwickelte. Selbst die Teilnahme am Wiederaufbau Nordfrankreichs war kaum gestreift. Von den fruchtbaren Ideen industrieller Gemeinschaftsarbeit keine Spur; an ihrer Stelle ein ganz allgemeines Bekenntnis zu Handels- und Verkehrsfreiheit. Es war ein rein finanzpolitischer Plan, dessen Wirkung genau der Simons'schen Prognose entsprach.

Taktik? Wird der Vertreter Deutschlands, wenn alles hoffnungslos verfahren scheint, das rettende Projekt aus der Brusttasche ziehen? Man wagts nicht recht zu glauben. Aber ehe diese Zeilen die Presse verlassen, werden wir es wissen.

DR. RUDOLF KOMMER (LONDON)

DIE KONFERENZ ÜBER DIE OSTFRAGEN

Nach mehrjähriger Pause ist die historische Bildergalerie des Palastes von St. James wieder einmal der Schauplatz europäischen Geschehens. Oder vielmehr der Schauplatz internationaler Debatten. Oder, bis jetzt wenigstens, der Schauplatz von Dialogen, die zwar die Einheit des Ortes, nicht aber die der Zeit wahrten. Rede und Gegenrede wurden mehr oder weniger streng von einander geschieden. Sobald die Türken eine Erklärung abgegeben hatten, verließen sie den Saal. Krampfhaft bemüht man sich noch immer, Europa in zwei Menschenklassen zu teilen. In die, mit denen man spricht und in die, die man bloß anhört, was ihnen auch erst seit nicht langer Zeit beschieden ist. Die Fiktion von Richtern und Angeklagten fristet noch immer ihr unsittliches Dasein.

In der Bildergalerie von St. James hängen die Bilder aller englischen Könige. Also gewissermaßen eine gemalte Siegesallee. (Künstlerisch soll sie viel höher stehen als ihr dreidimensionales Gegenspiel im Tiergarten). Unter den Augen der englischen Könige versammeln sich die Vertreter Europas um einen monumentalen Konferenztisch. Die Tintenfässer stammen aus der Zeit der Königin Anna, die 52 Stühle sind im Stile irgend eines der französischen Ludwige. Symbolhaft haben diese Einzelheiten nichts zu besagen; eher schon die Gruppierung der richtenden Sieger auf der einen, der verurteilten Besiegten auf der andern Seite des Tisches. Immerhin sind sämtliche Delegationen Gäste der englischen Regierung, die in großzügigster Weise für ihre Unterkunft gesorgt hat, nicht ohne dabei in taktvollster Weise die lokalen Möglichkeiten für wünschenswerte Begegnungen zu schaffen. So sind die beiden einander befehdenden türkischen Delegationen in einem und demselben Hotel untergebracht. Das Savoy Hotel wurde also zum zwanglosen Treffpunkt zwischen Konstantinopel und Angora. Ohne ihrer Würde etwas zu vergeben und ohne Eclat konnten dadurch die Vertreter des Marionettenkabinetts von Konstantinopel und der Nationalversammlung von Angora zusammenkommen. Ihre Einheitsfront gegen den Vertrag von Sèvres war auch beim ersten Kontakt hergestellt. Man kann daraus ersehen, wie gut die Regie der Londoner Konferenzen arbeitet. Auch die Akteure selbst sind weit besser als man glauben möchte. Wenn nur das europäische Publikum besser wäre! Denn vorläufig stehen noch alle Protagonisten im Banne der Furcht vor den faulen Eiern, die sie zu gewärtigen hätten, wollten sie statt eines romantischen Melodramas ein realistisches bürgerliches Schauspiel agieren.

Wie sehr die Mob-Mentalität noch in Erscheinung tritt, zeigte sich an der gehässigen Kritik, der die englische Regierung wegen ihrer Gastfreundschaft unterworfen wurde. Man fragte recht anzüglich, ob denn auch die englischen Delegierten während ihrer kontinentalen Konferenzreisen Gäste der betreffenden Regierungen gewesen seien. Und doch sollte jeder Engländer auf die valutarische Großmut seines Auswärtigen Amtes stolz sein. Denn würde man nachgerade der Linie des geringsten valutarischen Widerstandes folgen, so müßten alle europäischen Konferenzen in Wien oder Warschau stattfinden. Immerhin, es blieben die Einladungen bestehen und der Palast von St. James wird um einige Erinnerungen bereichert werden. Hätten die Delegierten Zeit, so könnten sie sich recht beschaulichen Betrachtungen hingeben. Endlos ist die Kette der Reminiszenzen. Aus dem Palaste von St. James machte Karl I. seinen letzten Morgenspaziergang durch den Park nach White Hall, wo er hingerichtet wurde. Vor hundert Jahren umjubelte London Blücher vor dem Palaste von St. James, in dem die damaligen Alliierten ihre damaligen Konferenzen abhielten. Auch der Marschall Vorwärts war Gast der englischen Regierung. Ein Londoner Blatt meint, diese Paralelle müßte Herrn von Simons nachdenklich stimmen. Sie könnte auch alle anderen Delegierten nachdenklich stimmen.

* * *

Die Konferenz der Ostfragen ist nun fast vorüber und die Ostfragen sind nach wie vor unbeantwortet geblieben. Im besten Falle, wird das einzige positive Ergebnis der Konferenz die Ernennung einer neuen alliierten Kommission zur Überprüfung der Bevölkerungsstatistik von Ostthrazien und Smyrna sein. Vorausgesetzt, daß das konstantinische Griechenland und die amorphe anatolische Türkei sich von vornherein verpflichten, die Entscheidungen dieser Kommission anzuerkennen. Vorläufig stehen noch die Antworten aus Athen und Angora aus. Sollten sie ablehnend ausfallen, so wird die Londoner Konferenz nicht einmal den allseits ersehnten Waffenstillstand in Kleinasien zustande gebracht haben. Gehen aber beide Regierungen auf den Vermittelungsvorschlag ein, so wäre damit der letzte der Friedensverträge als erster zerrissen. Kampflos gaben die Franzosen das Dogma von der Unfehlbarkeit und Unantastbarkeit der Friedensverträge preis. Viel mehr als das. Sie und die Italiener setzten, im Gegensatze zu Engländern und Griechen, alles dran, um den Vertrag von Sèvres umzustoßen. Es wird sich also das

nicht uninteressante Schauspiel abspielen, daß Herr Briand im zweiten Teil der Londoner Konferenz das Prinzip der Unrevidierbarkeit der Friedensverträge verfechten wird, das er im ersten Teile der Konferenz erfolgreich bekämpft hat.

Jedenfalls ist der Vorschlag einer neuerlichen Studien- und Vermittelungskommission als ein französisch-italienisch-türkischer Erfolg zu buchen. Die Statistik von Smyrna und Thrazien soll also überprüft werden. Man sollte meinen, daß Berge an Statistik in Sèvres vorgelegen seien. Statt dessen scheint die Statistik in einem lebendigen, direkten Verhältnis zur Kriegslage zu stehen. Es wird interessant sein zu erfahren, wie sehr das Zahlenverhältnis von Griechen und Türken in Thrazien von dem Zahlenverhältnis an der kleinasiatischen Front beeinflußt wird. Überdies hat die Konferenz dem Obersten Rate auch empfohlen, angesichts der jüngsten Ereignisse, auch die Entscheidungen über Kurdestan und Armenien zu überprüfen. Die alten Argumente halten also den neuen Tatsachen nicht stand. Die neuen Tatsachen sind aber ebensowenig klar und eindeutig wie die alten Argumente. Die griechischen Delegierten versicherten nämlich auf das Entschiedenste, ihre kleinasiatischen Armeen seien stark genug, das ihnen übertragene Aktionsprogramm von Sèvres durchzuführen. Die Türken behaupteten ebenso entschieden das Gegenteil. Daraufhin erklärten die französischen Militärsachverständigen die griechischen Streitkräfte für durchaus unzureichend, was die englischen Sachverständigen entschlossen leugneten. Die Puppenspieler sind natürlich nicht minder uneinig als ihre Marionetten.

In diesem diplomatischen Kampfe um den Waffenstillstand werden die türkischen Vertreter vielfach bewundert. Die heikle Frage der Kompetenz der beiden eigentlich feindlichen Delegationen wurde im Geiste der Traditionen des Goldenen Horns glücklich gelöst. Da Bekir Samy Bey, der Sprecher für Angora, (der noch vor einigen Wochen der Entente als geächteter Brigant galt) naturgemäß Tewfik Pascha, den Vertreter der von der Entente eingesetzten Regierung von Konstantinopel, nicht als den Wortführer des türkischen Volkes anerkennen wollte, da andererseits Tewfik Pascha beim besten Willen nicht abdanken konnte, weil sonst die Entente auf einen anderen Sendling des Schattenkabinettes von Konstantinopel hätte bestehen müssen, da aber schließlich zwischen ihnen beiden in Wirklichkeit keinerlei Meinungsverschiedenheit vorliegt, so entschloß sich Tewfik Pascha krank, bettlägerig und transportunfähig zu werden und Bekir Samy Bey auch mit seiner Vertretung zu betrauen. So spielten sie mit verteilten

Rollen und mit einer Stimme. Der greise Tewfik Pascha war der kranke Mann, der Kemalist Bekir Samy Bey der Jungtürke, mit dem immerhin gerechnet werden muß.

Lehrreich war die fast völlige Abwesenheit Wilsonischer, puritanischer oder altliberaler Schlagworte in der öffentlichen Meinung. Niemand spricht mehr vom Selbstbestimmungsrecht, von kleinen Nationen, von nationalen Grenzen. Nur hier und da wurde gegen die Türken das Christentum zu Gunsten der Armenier strapaziert. Das, was man früher zu Recht Idealismus, zu Unrecht Heuchelei genannt hatte, das gibt es nicht mehr. Der Idealist Wilson hat den Idealismus getötet. Man betrügt nicht einmal sich selbst mehr. Man weiß nur zu genau, daß es nicht um das Glück der Griechen, Türken oder Armenier geht, sondern um den Besitz von Öl, Getreide, Wolle. Die Konferenz atmet in einer erfreulich klaren Atmosphäre von Selbstsucht, Mach) und Ohnmacht.

Die Londoner Konferenz über die Ostfragen hat also (bestenfallst eine Kommission geboren. Diese Kommission wird nun ihrerseits zu gegebener Zeit wieder eine Konferenz gebären. So geht es ja seit dem Waffenstillstand. Und durch solche fortzeugende Inzucht soll die ruhige Kontinuität europäischen Geschehens gewährleistet werden.

JOHANNES URZIDIL (Prag)

BENES — KRAMAR

Der latente Gegensatz zwischen dem Leiter der tschechischen Außenpolitik Dr. Benes und dem Führer der bürgerlichen Nationalisten und ehemaligen ersten Premier der Tschechoslowakei Dr. Kramár ist zur offenen Fehde geworden. Es ist der natürliche Gegensatz zwischen dem Realpolitiker und dem Ideologen, dem Staats- und dem Nationalpolitiker. Die Konstanten dieses Gegensatzes sind die grundverschiedenen Anschauungen der beiden Herren über Rußland, dessen Bedeutung für den Staat der Tschechen eben ganz anders ist, als für die tschechische Nation. Denn, da im Falle der Tschechoslowakei die Begriffe Staat und Nation mit einander nicht identisch sind, müssen Benes und Kramár so lange an einander vorbeireden, bis sie eingesehen haben, daß sie sich nicht auf der gleichen Plattform befinden und daß ihre Auseinandersetzungen notwendig unfruchtbar bleiben müssen.

Dr. Kramár operiert mit weitausgreifenden allslavischen Gedankengängen über Jahrzehnte und Nationen hinweg, die Tschechen selbst sind

ihm nur ein Werkzeug seiner höheren Pläne, deren Schwerpunkt in Rußland liegt, und man könnte ihn mit viel mehr Recht einen russischen als einen tschechischen Politiker nennen, denn in kühner Konzeption schreibt er heute schon dem künftigen Rußland seine alleinseligmachende Politik vor. Es fällt ihm leicht, in theoria große politische Transaktionen vorzunehmen, eingewurzelte ethnographische und wirtschaftliche Verhältnisse in Gedanken hin und herzuschieben. Seine Politik hat einen Stil, der, Dank ihrer theoretischen Natur, ebenso funkelnd und ebenmäßig ist wie ein Eiskristall, sich aber dabei auch ebenso kalt anfühlt.

Diese Sauberkeit und Übersichtlichkeit des Stiles fehlt Dr. Benes, muß ihm fehlen, weil er mit den Widerständen des Tages und den natürlichen Gegebenheiten zu rechnen hat, weil er genötigt ist, die Politik des tschechoslówakischen Staates zu betreiben, eines Staates, dessen Ursachen zwar tief liegen, dessen heutige Erscheinung aber ihren Anlaß der großen weltpolitischen Konjunktur entnahm, eines Staates also, dessen Lenker von dem Sinken und Steigen dieser Konjunktur abhängig sind und daher ihre Entscheidungen von Fall zu Fall, nicht über Geschlechter hinweg, treffen müssen.

Wenn die große Linie, in deren Richtung sich ein Staat entwickelt, allein von dem Willen seiner Repräsentanten abhinge, so hätte Dr. Kramár recht, Dr. Benes einen Mangel an Glauben an die slavische Idee vorzuwerfen, denn Dr. Kramár ist ein Fanatiker dieses Glaubens, der, wie jeder Glaube, die Umordnung der Realitäten in seinem Sinne für eine selbstverständliche Folge seiner Magie hält. Demgegenüber kann man Dr. Benes als skeptischen Politiker bezeichnen, dem der Sperling in der Hand lieber ist als die Taube auf dem Dache, und es ist eine Frage, welche Art dem Ideal, eines Staatsmannes, dem man, bewahre, niemals mit allzu ethischen Maßstäben zu Leibe gehen soll, in höherem Grade entspricht. Denn Kramár dichtet sich seine Politik zurecht, ist also im Wesentlichen ein Dichter; Benes ist Politiker, eine viel undankbarere und riskante Aufgabe, denn die Fehler, die jener, auf Kothurnen schreitend, mit großem Rhythmus verhüllen kann, sind bei diesem augenfällige Gebrechen und rächen sich unverzüglich. Die Strafe für die verschiedenen Mängel seiner politischen Konstruktionen würde Kramár nicht mehr am eigenen Leibe erleben.

Kramár's romantischer Gedanke einer bewaffneten tschechischen Intervention in Rußland verfolgte gleichzeitig drei Ziele: Zunächst: die Dankbarkeit eines späteren demokratischen Rußland und dessen dauernden politischen Rückhalt für die Tschechen zu gewinnen. Sodann: Polen

den Rang bei der Entente abzulaufen und dadurch neben anderen Konzessionen das Teschener Kohlenbecken dem Tschechenstaate unversehrt zu erhalten. Endlich: Die Gemüter des Volkes von der antibolschewikischen Welle mitreißen zu lassen und auf diese Weise den Keim zu sozialen Umstürzen im eigenen Lande zu ersticken.

Dr. Kramár kennt Rußland, ist in Rußland begütert, aber seine Kombinationen ziehen stets das Rußland vor der Sowjetrevolution in Rechnung. Auch ein Zusammenbruch der Sowjets, wie ihn Dr. Kramár erhofft, würde keinen Schritt zurück, sondern nur eine weitere Entwickelungsphase bedeuten. Er fühlt im Allgemeinen richtig, daß der tschechische Staat, wenn er weiterhin im Gegensatz zu allen seinen Nachbarn und seinen Minderheitsnationen bleiben soll, — und dies scheint Kramár eine conditio sine qua non für die Existenz des Moldaustaats zu sein — nicht an die momentane Konstellation im Westen, sondern an ein starkes Rußland gebunden sein muß, das vor allem mit Deutschland nichts zu schaffen haben darf. Ohne den Gedanken des seiner Ansicht nach naturnotwendigen Kampfes der Slaven mit den Germanen kommt Kramár nicht aus und eine etwaige Annäherung Rußlands an Deutschland würde seinen ganzen Prämissenbau umstürzen.

Daß ein starkes Rußland ein mächtiges Polen (und umgekehrt) nicht neben sich verträgt, ist klar. Im Hinblick auf Rußland können also Polen und die Tschechoslowakei nicht zusammengehen. Und gerade für diese beiden Staaten bedeutet die Lösung der Ostfrage den definitiven Richterspruch über den Grad ihres selbständigen Daseins. Einer von ihnen muß die Zeche bezahlen und es besteht kein Zweifel darüber, daß Polen, eingeklemmt zwischen Deutschland und Rußland, in einer weit weniger günstigen Lage ist. Mit diesen Tatsachen rechnet allerdings auch Minister Benes und alle Friedensschalmeien, die er von Zeit zu Zeit über die polnische Grenze hinüber ertönen läßt, ändern nichts an der ehernen Gegebenheit, daß die Zwecke Polens und der Tschechoslowakei, was Rußland anbelangt, einander zuwiderlaufen. Denn schon der Gedanke einer freien Ukraine, die eine der wirtschaftlichen Notwendigkeiten des Tschechenstaates ist, müßte diesen Polen entfremden. Die allslavische Politik Dr. Kramár's kann also hinsichtlich Polens nicht mehr konsequent bleiben und dies scheint angesichts der numerischen Stärke dieses slavischen Staates ein starker Einwand gegen sie zu sein.

Aber auch der Standpunkt des Industriellen und Großgrundbesitzers Dr. Kramár gegenüber der sozialen Frage ist viel zu einseitig, um ihr tatsächlich in irgend einem Sinne, wenn auch als Gegner, gerecht werden

zu können. Er bewegt sich da merkwürdigerweise auf derselben Linie wie Ludendorff, trotzdem er den Bolschewismus als ein spezifisch deutsches Produkt und nicht als russische Nationalerscheinung ansieht. Der Fall liegt ungewöhnlich schwer: Dr. Kramár möchte ein Rußland, das nicht (oder nur in seinem Gehirn) existiert, von den Bolschewiki befreien, von denen das Rußland, das existiert, sich anscheinend selbst nicht befreien will, denn es ist doch kaum anzunehmen, daß ein Volk auf die Dauer eine Regierung erträgt, die ihm nicht gemäß ist. Ist sie ihm aber gemäß, dann reicht Dr. Kramár's Anschauung, der Bolschewismus sei ein Werk des deutschen Generalstabs, selbst im Falle, daß sie zuträfe, wohl kaum aus, um eine militärische Intervention zu begründen.

Man kann Dr. Kramár eine gewisse Intuition nicht absprechen und muß zugestehen, daß ihr gegenüber sich Benes' Politik trocken, berechnend und kaufmännisch ausnimmt. Vielleicht wird der Tag kommen, da der tschechische Staat an Rußland eine Stütze haben kann, ohne dabei in Gegensatz zu seinen deutschen Nachbarn zu geraten. In Anbetracht der innerpolitischen Situation der Tschechoslowakei wäre dieser Tag wohl herbeizusehnen. Und man darf annehmen, daß Dr. Benes zu derartigen Kombinationen sich den Weg weise frei hält. Denn das Märchen von dem natürlichen Gegensatz zwischen Germanen und Slaven ist ein künstliches Machwerk. Selbst Masaryk hat schon vor Jahren betont, daß französisches Wesen sich viel schlechter für die Tschechen schicke als deutsches, und es wird wohl außer Dr. Kramár und den Seinen kaum jemanden geben, der Masaryk übertriebener Germanophilie bezichtigen würde. Dr. Benes, der ganz in Masaryks Allgemeinvorstellungen lebt, betreibt als Gegner einer Intervention in Sowjetrußland die Politik von heute, die einzig und allein darin bestehen kann, der Tschechoslowakei möglichst viele Möglichkeiten offen zu lassen — und damit auch eine Politik von morgen; Dr. Kramár erträumt die Politik eines zweifelhaften Übermorgen, die, nach Verschüttung aller übrigen Möglichkeiten, dem tschechischen Nationalitätenstaate nur einen einzigen schmalen und unsicheren Weg frei lassen würde.

EWIGER RAT

Für Oesterreich bleibt's bei der Regel, der alten,
Rekonvaleszenten sollen sich ruhig verhalten.

Grillparzer 1853.

Max Dauthendey, der im letzten Kriegsjahr auf Java an Heimweh nach Deutschland gestorben ist, hat während der vier Jahre, die er im Zwangsaufenthalt verbracht hat, Tagebücher geführt. Diese 28 Bände sind ein einziger Sehnsuchtsruf nach Deutschland. Ich verdanke seiner Frau Annie Dauthendey dieses eine Blatt, das am 3. Februar 1918 geschrieben wurde. Man müßte seine klaren politischen Übertragungen jedem deutschen Parteifanatiker in die Seele hämmern.

Sonntag, 3. Februar 1918. Tosari. (Vormittag):

Nun ist schon der Anfang vom 2. Monat des Jahres 1918 und noch ist keine Ahnung in der Luft, wann ich zu Annie oder zu meiner Sprache, meinem Deutschland, meinem Europa heimkomme. Armes Ich! Es wird oft ganz fremd um mich, wenn ich geradeaus starre. Ich weiß nicht mehr wo meine Augen sind. Denn meine Gedanken sehen immer das Zuhause und meine Augen sehen hier fast nichts mehr, denn alles ist dem Herzen gleichgültig hier. Das Herz sieht sich nach nichts um, die Augen starren und sehen in eine endlose Leere. Es ist, als müßte ich von dieser einförmigen Leere eine Herzschwäche bekommen und mitten in einem gleichgültigen Gespräch ohnmächtig umsinken. Denn meinen Leib regt hier nichts mehr an. Er ist alles hier so überdrüssig. Er wahrt nur den Schein und tut, als ob er noch bei der Umgebung lebt, spricht, plaudert, lächelt und schaut und seufzt, aber eigentlich ist er über das alles weit hinaus. Mein Leib lebt innerlich gefühlvoll weit fort von hier, äußerlich ist aber sein Leben wie eine Maschine, die aus Gewohnheit den Tag ableiert, aus Gewohnheit und aus Nachhall eines gewesenen Körperlebens. Klanglos ist jede Stunde. Sanglos ist jeder Tag. Leer wie der Tag sind nachts die Träume. Es ist nur Schall, nur Schall nur Geräusch und leere Bewegung des Alltags um mich. Alles Feuer ist in der langen Sehnsucht verkrochen und kleiner und schwächer geworden. Ich glaube, so darf es wirklich nicht lange weitergehen. Ich hauche sonst in einer stillen Stunde mein Heimweh aus und bin tot. — Es ist wie eine innere Auszehrung der Seelenkräfte, ein großer Herzhunger, an dem ich endlich verhungern werde, wenn es nicht bald Frieden gibt und Heimreisehoffnung! — Seit einer Woche bringen die Zeitungen nur Telegramme über große Streike, die ausgebrochen sein sollen in Deutschland, hauptsächlich in Berlin. Wohl kann ich dem armen gequälten deutschen Volk gut nachfühlen, daß es kriegsmüde ist, Kriegsarbeit in den Munitionsfabriken zu tun. Aber anderseits tut mir auch der deutsche Generalstab leid, wenn er seine große Arbeit umsonst

getan haben soll, ohne Vorteil, und sehen muß, wie das Volk ungeduldig und ermattet, nicht im Stande ist, länger abzuwarten, um die Früchte des Krieges, die allmählich reifen, pflücken zu können. Es ist eine Zwiespaltung in mir, wie in einer Mutter, die zwischen Vater und Sohn steht. Ich verstehe den Sohn, das Volk, das bis zur Entkräftung gelitten und gearbeitet hat. Ich verstehe aber auch den Vater, der mit höchster Anspannung gesorgt, gedacht, gearbeitet und gekämpft hat. Wenn der Sohn, der Schwächere ist als der Vater und die Geduld zuerst verliert, so kann man es betrauern, aber nicht verdammen. Es ist dieselbe Stimmung in Deutschland, so wie sie in meinem Körper herrscht zwischen Geist und Gefühl. Der Geist ruft: halte aus! Das Gefühl ruft: ich kann nicht mehr. Es ist mir jetzt alles gleich. Ich will nur Friede! Friede unter jeder Form. „Friede auch mit dem Verlust der Ehre?" fragt der Geist. „Friede, Friede, Friede" jammert halb besinnungslos das Gefühl, das fühlt, daß ihm das Leben entflieht. So denke und fühle ich jeden Tag. So dachte ich den ganzen Januar, als von Revolution in Wien geredet wurde, und jetzt von den Streiks in Deutschland geredet wird, die ausbrachen, sagt man, weil der Friede mit Rußland in Brest-Litowsk nicht zu Stande kam.

* * *

Dieses dichtete ich heute morgen:

Ach, Tag und Nacht der gleiche Drang
Nach deutscher Luft und deutschem Klang.
Und immer klafft des Krieges Kluft,
Darüber hin das Heimweh ruft.

Vier Jahre quäle ich mich hier,
Die Sonne kommt Tags kaum zu mir.
Es ist ein fremdes, wildes Licht
Und auch kein Baum von Deutschland spricht.

Mein Leib lebt hingejagt und scheu.
Der Geist ratlos der Heimat treu.
Gibt meinem Blut schmerzlich Gewicht,
Und stets Geduld, Geduld er spricht.

Geduld, ein Strohalm ist dies Wort.
Dran klammern wir uns fort und fort.
Wenn Einen die Geduld jetzt ließ,
Das Heimweh ihn in Stücke riß.

Tosari, 28. Februar 1918 M. D.

ITALIENS JUNGE KUNST

Der Deutsche Friedrich Markus Huebner hat in Verbindung mit dem Holländer Dirk Coster, dem Belgier Paul Colin, dem Engländer Douglas Goldring, dem Italiener Romano Guarnieri ein Sammelbuch über „Europas neue Kunst und Dichtung" herausgegeben. Der deutschen Ausgabe, die im Ernst Rowohlt Verlag erscheinen wird, entnehme ich diese Studie über Italiens jüngste Kunstgeneration.

Der Futurismus besteht in Italien insofern, als man sich der Gegenwart bewußter geworden ist und die Notwendigkeit entsprechender Erneuerungen begreift. Nicht eingedrungen und verbreitet aber ist jener Futurismus, der seine Kundgebung durch die Firma „Marinetti & Co." nach den vier Weltecken mittels Geschrei, Geld und Gewalt hinaussendet. Immerhin wollen wir nicht aberkennen, welches die großen Verdienste Marinettis sind, der selber das Urbild des Zukunftsmenschen (futurista) und Gönners größten Stils (arcimilionario) ist, und der gegenüber dem traulich-weichlichen Dunstkreise eines bücherreichen Studierzimmers und eines Museumsaales das Theater, die Sportarena, die Straße, das Café, den Schlafwagen und das Flugzeug vorzieht. Marinetti stellte sich der Oeffentlichkeit damit vor, daß er sich für den literarischen Internationalismus in seiner Zeitschrift „Poesia" einsetzte, welche, geschmackvoll nach Gestalt und Druck, Schriftstellern aller Länder Gastfreundschaft gewährte, jedoch allzusehr in reiner Salonliteratur machte. Sie brach in den Städten und Theatern ganz Italiens Fehden vom Zaun und überschwemmte das Land mit Versbündeln und Manifesten, von den zu sprechen nicht nötig ist. da sie allbekannt sind, sammelte um sich eine Gruppe von Schriftstellern, die ihrer Naturanlage nach klaffend weit auseinanderliefen, und die den innewohnenden Gehalt ihrer Bücher meist schon durch die kühnsten und derbsten Titel verrieten, um derart dem Geschmacke ihres Herrn und Meisters zu genügen. Dieser stellte all den neuen Ismen, die in Frankreich einander schwindelerregend folgten, seinerseits einen neuen „Ismus" gegenüber, und wider die Statik des Kubismus kam er oder besser gesagt, kamen seine Freunde nachträglich mit dem Dynamismus auf, indem sie in allen Hauptstädten Europas ihre dynamischen Gemälde zur Ausstellung brachten. Unzweifelhaft liegt das größte Verdienst Marinettis in seiner gönnerhaften Tätigkeit als moderner Verleger und Impresario, wie man ihm denn auch, sonderlich was seine ersten Werke betrifft, eine gewisse literarische Bedeutung nicht absprechen kann. Er trug dazu bei, Italien aus seiner jahrhundertelangen Erstarrung wachzuschütteln und Italien einen neuen Antrieb und einen größeren Eifer für all die Ideen und Formen zu verleihen, die sich hier noch im Embryonalzustande befanden oder sich gerade erst entpuppen wollten.

Ferner muß man es Marinetti danken, die zwei hochbegabten Künstler: Boccioni und Carrà zwar nicht entdeckt — dies wäre unwichtig —, wohl aber zu deren und anderer Maler Würdigung in der

weiteren Oeffentlichkeit mächtig beigetragen zu haben. Boccioni ist im Kriege auf dem Gipfel seiner Entwicklung gefallen. Carrà befreite sich bald von der Regellehre der futuristischen Schule und entdeckte seinerseits in der Kunst neue Wege. In der Literatur machte Marinetti die Namen von Lucini, Buzzi, Palazzeschi, Folgore, Govoni bekannt, deren Schöpfungen wenigstens zum großen Teil der Beachtung wert sind. Heute ist der Futurismus, Marke Marinetti, mehr als erledigt; er schleppt sich noch atemkeuchend fort, indem er mißlautend und plappernd an der Wut eines keifenden und verstiegenen Nationalismus, der ins Abgeschmackte ausartet, teilnimmt und um sich her lediglich eine Bande von höhnenden und kreischenden grünen Burschen versammelt.

Typisch für die Lage des Futurismus ist der Fall Govoni. Obwohl dieser schon verschiedene Gedichtsausgaben zu Buche stehen hatte, trat doch sein Name nicht über die Kapellenmauern einer kleinen Anhängerschaft hinaus. Da „lancierte" ihn Marinetti. Govoni mußte sich natürlich ein futuristisches Gewand umwerfen, und so nannte er denn sein neues Versbuch „Poesie elettriche". Von eigentlichem Futurismus, wenigstens mit Marinettis Markenzeichen, fand sich darin sehr wenig. Wohl aber fand sich der ganze wahre Govoni darin, der Naturdichter, dem ein ungemein persönliches Empfindungsvermögen und eine außerordentliche persönliche Ausdruckskraft zu eigen sind, wodurch er sich bereits von Pascoli unterscheidet, dem Dichter, dem er immerhin nach vieler Hinsicht am nächsten steht. Unbezweifelt besitzt Italien in Corrado Govoni einen großen Dichter. Er ist neu, urwüchsig, modern nach Form wie Inhalt und behandelt den freien Vers als Meister; manchmal verliert er das Gleichgewicht, wird ungestüm; zu anderen Zeiten erscheint er demjenigen eintönig, der die Gemütserregung nicht zu entdecken weiß, die den Dichter ganz durchströmt, als Gemütserregung aber nicht niedersinkt in weiche Empfindelei. Er ist ein Landschaftsmaler und Farbenfreund. Glühende Schilderungen bemächtigen sich, steigend und verfeinert, unseres gestreichelten Empfindungsvermögens. Er ist überströmend; etwas vom Geiste des Barock lebt in ihm; bisweilen verwirrt er, aber immerwieder fesselt uns mit Neuem dieser unvergängliche Dichter des Frühlings, diese Bruderseele aller derer, die suchen, dieser Sänger, der Bettler, der franziskanischen Armut, Sänger der häuslichen und klösterlichen Heimlichkeiten, aber auch der Sänger der Stadt und der Großmetropole. „Jo en Milano"; so lautet der Titel einer seiner mächtigsten Schöpfungen: ein Meisterwerk! Es findet sich in dem Gedichtbande: „l'Inaugurazione della Primavera" und ist auch in einer für den Schulgebrauch bestimmten Blumenlese aufgenommen (Verlag Taddei, Ferrara). Govoni hat eine moderne Seele, die leidet, friedlos ist und die ganze Zaubermacht der Großstadt empfindet, die Anziehungskraft des nächtlichen Großstadtlebens und jenes ungestüme krampfartige Treiben, das durch die Stadt hinströmt, das unser Empfindungsvermögen durch die Bewegung, die Lichter, die

Farben prickelt als säßen wir in einem Karussell der Sinne, das uns mit seinen aufgestellten Fallen und mit der Enthüllung des menschlichen Elends zur Verzweiflung bringt. Govoni läßt uns das Atemkeuchen und das Getöse der Werkstätten, das Pfeifen der Fabriksirenen gleich einer neuartigen Symphonie vernehmen und dazu das durchdringende, ohrenzerreißende Gekreisch der Kaffeehauskapellen. Er führt uns hinaus aus dem Stadtinnern zur Bannmeile („oh, die bezaubernde Nacht in einem Vorstadtviertel") und entschleiert uns all ihre Armseligkeit, die anzieht, rührt und erschüttert. Das fieberhafte Atemkeuchen, das krampfartige Gelärm, das überfließende Elend der Stadt findet seinen Widerhall im Dichter, in seiner Seele, seinen Sinnen, seinem Körper, dessen Gefäße und Eingeweide er in ihrer trostlosen Nacktheit mit schmerzlicher Wissenschaftlichkeit durchspürt. Der eiskalte Hauch des alles hinwegführenden, vernichtenden Todes durchdringt ihn, aber doch berückt ihn das Leben immer wieder an jedem Tagesaufgange, wo die rückkehrende Sonne die „fluchende, singende Stadt neuerweckt".

Von vielem müßte ich noch sprechen: so von dem feinbesaiteten und menschenliebenden Diego Valerie, dem schlichten und aufrichtigen, erregsamen und zartnervigen Marino Moretti und müßte die verwandtschaftliche Beziehung dieser und vieler anderer Dichter zu Guido Gozzano aufspüren, dem erlesenen und köstlichen Dichter der „Colloqui", und ich müßte auch von jener jüngsten Gruppe sprechen, die sich selber als „Crepuscolari" bezeichnet und die, Abkömmlinge der Modernen in Frankreich, unser junges Schrifttum dadurch bereicherten, daß sie eine ganze große Bewegung schufen, innerhalb deren der zukünftige Kritiker, der ihren Ursprüngen nachforscht, zwar merkwürdige seelische und selbst krankhafte seelische Antriebskräfte festzustellen haben wird, die aber als Bewegung in der unendlichen fesselnden Entwicklungsspanne einer Anbruchszeit von größter geschichtlicher und sozialer Umwälzung in der Menschheit ein wertvolles Zeugnis bleibt.

Auch Schriftsteller weiblichen Geschlechtes sind in jüngster Zeit zahlreich auf dem Plan erschienen. Eine jede bezeigte jene Fähigkeit der Zergliederungskunst, sowie jene Urwüchsigkeit und Gestaltungskraft in der Wortbehandlung, durch die sich ein fühlbarer künstlerischer Fortschritt und eine Hebung der geistigen Mittellinie zu erkennen gibt, was mit einer freieren und bewußteren Ausbildung der weiblichen Persönlichkeit auf dem Gebiet der sozialen Anrechte in Italien gepaart geht. Ich weise auf Ada Negri, die zwar nicht zu den Jüngsten gehört, sich aber immer wieder erneuert in ihrem tiefen Schmerzerleben, welches sie in ihren lyrischen Gedichten mit immer neuen Formen und Klängen ausdrückt; mit diesen beweist sie ihr Feuer und ihre Kühnheit und ihr tiefes Menschengefühl, wie sie dies denn besonders in ihrem zuletzt veröffentlichten Buche „Libro di Mara" tut, einem Gedichtbande, mit dem sie sich unmittelbar neben unsere besten und jüngsten Dichter stellt.

Eine wertvolle Prosaschriftstellerin, die freilich ihre seelischen Erregungen in eine Prosa ganz lyrischen, märchenhaften Gepräges einschmilzt, ist Sibilla Aleramo, die Verfasserin von „Una donna". Es ist ein grautöniger Roman, aus dem als heiße Flamme die Seele der Schreiberin emporlodert, die sich nach Befreiung sehnt und zu ihrer Erlösung aufklimmt. In dem Roman „Passaggio" vertauscht sie ihren grauen Stil mit einem leuchtenden Farbengeflinker, darin der Überschwang des Lebens aus Fülle und Reichtum sich in Gelispel und Geseufz verwandelt.

Den Ausländer, der sich eingehender mit dem neuen Schrifttum Italiens beschäftigen will, verweise ich auf eine demnächst bevorstehende Veröffentlichung, welche Papini und Pancrazi in die Wege geleitet haben, und die herausgebracht wird von dem eifrigen Verleger Valechi in Florenz, einem der aufmerksamsten und wagemutigsten Förderer unseres gegenwärtigen Schriftstellergeschlechts. Es ist eine Blumenlese unserer besten jüngeren Dichter mit biographischen Anmerkungen, wie sie bei uns zulande fehlt, und die dabei dem Bedürfnisse, unsere modernen literarischen Leistungen nach Verdienst auch im Auslande besser bekanntzumachen, zweifellos entgegenkommt.

Ich trachtete in dieser Übersicht vor allem, von Dichtern und Prosaschriftstellern einer abgekürzten, lyrischen, impressionistischen oder expressionistischen Gestaltungskunst zu sprechen, Suchen wir aber nicht, hinter der Dichtung und namentlich auch hinter der Bildhauerei aller geschichtlichen Zeitabschnitte die geheime Bedeutung, den Widerhall des Lebens selber, wie es rundum und in unserem Geiste webt, zu erforschen? In der gegenwärtigen Umwertung aller gesellschaftlichen, sittlichen, schönheitsgesetzlichen Werte, wofür legt da die moderne Kunst Zeugnis ab, sie, die von neuer Empfindsamkeit und Nervenverfeinerung so ganz durchtränkt und durchädert ist? Für Geistesstörung? Möglich. Oder für einen Neuromantismus, der die Bahn für einen Neuklassizismus vorbereitet? Auch möglich. In jedem Falle aber bezeigt sie tief Menschliches.

Dies gilt gleichermaßen für den italienischen Roman und das Theater. Der Roman hat an Beweglichkeit, an kürzerem, schnellerem Atem gewonnen und nähert sich im Zuschnitt der Novelle. Lyrismus und Gespött, in beidem bewegt er sich. Sind das Anzeichen einer allgemeinen Unzufriedenheit und des Bedürfnisses nach seelischer Veränderung, Steigerung? — Der einen gesunden, gutherzigen Humor besitzt, ist Alfredo Panzini. Auch auf Moretti und Tozzi ist zu verweisen, fein ungezwungen, etwas bäuerisch der erstere, Tozzi männlicher und herber, reinblütiger toskanisch. Auch Rosso di San Secondo ist anzuführen, ein gehetzter, vielgequälter Geist, der, noch sehr jung, für eine fruchtbare Zwischenpause ausruhende Stille in den langen Hügelketten der Dünen von Noordwijk und Katwijk fand, so daß er seine poetische Ader zu einem einzigen frischsprudelnden Quell der Seele in einem köstlichen kleinen Buche öffnen konnte, das den Titel „Elegie a Maryke" trägt. Aber seine durch den Mangel

an geistigem Gleichgewicht zwischen Nord und Süd hin und her geworfene Seele konnte bei einem zweiten Aufenthalt die frische Brise des Nordmeeres nicht mehr aushalten; dicht bei denselben Dünen befindet sich das Irrenhaus von Oostgeest, das ihn peinigt, ihn zerreißt und zur Flucht hetzt. „La fuga" ist denn auch der Titel eines in Holland entworfenen Romans und ein Beweis dafür, wie er stets, so wie ich es oben sagte, lyrisches Gefühl und Spötterei zusammenzuschmelzen weiß.

Bevor ich schließe, muß ich noch die Aufmerksamkeit auf eine Gruppe von Schriftstellern lenken, die, in einen engen Zirkel zusammengeschlossen, eine fast übertriebene aristokratische Haltung zur Schau tragen, und die als Leitorgan über die Zeitschrift „La Ronda" verfügen; dieselbe trat vor noch nicht einem Jahre ans Tageslicht, verspricht aber eine erfolgreiche Zukunft und wird vermutlich die vielen anderen Zeitschriften überflügeln, von denen es in jeder italienischen Stadt wimmelt. Neben einigen Jüngeren begegnet man alten Benannten (Cecchi, Baldini, Cardarelli) als Mitarbeitern, und sicherlich zeigen alle auf den Blättern dieser Zeitschrift, daß sie gut zu schreiben wissen. Jedoch tritt allenthalben ein sehr reaktionärer Geist, sich absondernder Aristokratismus und die Gebärde des Klassikertums hervor. Ankündigung neuer Zeitentwicklung? Neues Wegziel? Neue Losung des Zusammengehens? Oder nur ein Stelldichein für die kritische Wertbestimmung der neuen Kunsthervorbringungen?

Schon erschallt es aufs neue; mit Croce, dem philosophischen Kritiker und Schönheitslehrer, oder gegen Croce! Für Pascoli oder gegen Pascoli! Im selben Grade verfeinert sich dabei das kritische Urteilsvermögen. Stehen wir vor einer Übersteigerung desselben? Möglichenfalls. Alles Gute sät eben sein Übles aus, aber trotz allem erweitert sich der Geist, das Empfindungsleben wird reicher, das Werkzeug — Wort, Kunst — vollkommener. Auf dieser Straße schreitet das junge Künstlergeschlecht Italiens.

OBDACHLOSE DICHTUNG

> Berlin im Dünkel der Hoheit,
> In München malzhopfige Roheit,
> In Wien bacchantische Nacktheit,
> In Dresden die Abgeschmacktheit,
> Des Andern Kein Wo und kein Wie:
> Wohin mit der Poesie.
>
> Grillparzer.

DIE KRONES
(1801—1830)

Es gibt Menschen, die sich in Tote verlieben können. Ich kannte einen solchen: der bewahrte sich in seiner Brieftasche ein altes, aus irgendeinem welken Buch herausgeschnittenes Bild. Es war vom vielen Betasten und Betrachten schon ganz zerknittert und punktweise durchsichtig geworden. Das stellte die Krones als „Jugend" dar. Nach einer Zeichnung von Schwind. Die geradesten langen Frauenbeine wurden darauf von einer weißkaschmirenen kurzen, aber hoch hinaufgehenden nahtlosen Hose umspannt, die an der Seite nur ein schmaler Streifen als Besatz zierte. Dicht unter den festen Knieen waren zwei rosenrote Strumpfbänder gebunden. Die kleinen Füße kribbelten in himmelblauen winzigen Atlasschuhen. Eine weiße seidene Weste umschlang mit silbernen Knöpfen und Verschnürung ihren zarten Lilienbusen. Ein rotes Fräckchen hing darüber. Und die Rose nickte von dem runden Reiterhut, den sie trug, in ihre schwarzen blinkenden Augen hinein.

So lebte sie als Abbild der „Jugend" aus Raimunds „Bauer als Millionär" noch jahrzehntelang auch in der Erinnerung der Wiener, die sie gesehen und gehört hatten: „die unnachahmliche Krones, die verkörperte Anmut und Naturwahrheit", wie Grillparzer sie nannte. Hören wir, wie ein anderer Zeitgenosse von ihr schwärmt: „Wenn die Krones schlank, kühn und dabei doch zierlich über die Bretter schritt und ihre tollen Possen sprach oder ihre wilden Bänkellieder von sich gab, die man von keinem weiblichen Munde verzeihen konnte als dem ihrigen, da schwebten einem E. Th. A. Hoffmanns Gestalten von phantastischen Prinzessinnen wie einer Brambilla oder Blandina vor. Dabei tat sie alles, was sie auf der Bühne trieb, mit einer gewissen Selbstverulkung. Und das war das Entzückendste an dieser artigen Frau, die wie eine Elfe über die Bretter schwärmte, daß sie sich ohne jede Eitelkeit gab. Wie sie sich lächelnd um sich selber drehte und den Leuten dabei ihre nicht minder anmutige Rückseite zeigte oder wie sie mit verschmitztem Augenzukneifen oder einem Blähen ihrer Nüstern, einem versteckten tiefen Lachen in der Kehle sang:

> Der kleine Liebesgott
> Treibt mit uns allen Spott.
> Kaum trifft er uns ins Herz,
> So fliegt der kleine Schelm davon.
> Er fliegt davon. Er fliegt davon.

Das läßt sich in der eigenreizigen verführerischen Schalkheit, wie es die Krones machte, dem Armen, der es nie gesehen hat, gar nicht mit Worten beschreiben.

Die Selbstverspottung, die dem Spiel der Krones beigemischt war, hat als Zeichen von Schwäche bei Frauen auch eine gewisse seelische Krankhaftigkeit der Krones zur Folge gehabt, die von den Franzosen als nostalgie de la fange, als Heimweh nach dem Kot bezeichnet wird. Die Krones, der, wie man sich denken kann, die vornehmsten und reichsten Männer nachliefen, ließ sich nämlich mit Vorliebe mit rohen oder gewalttätigen Kerlen ein. Mehr als einmal überraschte sie Raimund hinter der Bühne in einer nicht mißzuverkennenden Stellung mit irgend einem schmutzigen Arbeiter oder wüsten Fuhrknecht, von dem sie sich umarmen ließ. Trat sie dann von ihm mit einem sanften Schlag oder Kniff in ihren allerliebsten Allerwertesten, an ihr Stichwort erinnert, ins Rampenlicht hinaus, so war das, was sie soeben erlebt hatte, wie mit Zauberhand von ihr abgestreift. Sie war wieder das Mädchen aus der Feenwelt, die mit einem losen Lächeln sofort die Fühlung zwischen sich und ihren Zuschauern herstellte.

Am berüchtigsten wurde die Neigung der Krones, sich vergewaltigen zu lassen, durch ihren Liebeshandel mit dem Raubmörder Severin von Jaroszynsky. Dieser junge russische Edelmann, der in Wien einen Professor Blank ermordet hatte, durfte sich Wochen lang, bevor er festgenommen wurde, der Reize der Krones erfreuen. Die Wonne, sich mit einem richtigen Raubmörder abgeben zu können, hat die zu ihrer Zeit beliebteste Schauspielerin Wiens sogar dazu gezwungen, rücksichtslos ihren ganzen Ruf aufs Spiel zu setzen. Um in den Armen eines Mörders zu liegen, scheute sie weder den Klatsch noch das Gericht. Denn schließlich wurde sie selbst als Mittäterin des Mordes beschuldigt und eine Zeit lang sogar in Haft genommen. „Um solcher Freuden teilhaftig zu werden, würde ich mich sofort wieder mit jenem Menschen einlassen", erklärte sie keck und rücksichtslos, wie sie war. Man ließ sie. da sich ihre Unschuld an der Mordtat erwies, sogleich wieder frei. Und sie trat, als ob nichts weiter geschehen sei, alsbald wieder im Leopoldstädter Theater auf.

Indessen diesmal zeigte sich die Menge, die ihr bislang alles gestattet hatte, plötzlich gereizt und unnachsichtig. Man empfing sie als Geliebte eines Raubmörders mit Johlen und Zischen und setzte dies so lange fort, bis sie von dem Schauplatz verschwunden war. Auch am andern Abend ging der gleiche Lärm wieder los. Sie wollte ein Bänkellied singen, das sie sich für den Fall hatte dichten lassen, und das begann:

„Warum seid's denn so fad wie die hohe Zensur?
Ihr liebt ja doch sonst die Stimm der Natur."

Aber sie hatte noch nicht angesetzt, da pfiff und heulte man sie nieder. Es dauerte fast ein Jahr lang, ehe die Wiener Welt sie wieder anhören mochte. Die Krones, die bis dahin von den Leuten nur verhätschelt worden war und sich vielleicht zum Ausgleich gegen solche Verzärtelung

und Vergötterung der rohen Kraft hingegeben hatte, überwand diesen Sturz in der Gunst ihrer Zuhörer nie mehr. Sie erkrankte, als man sie endlich ungestört wieder auftreten ließ, vor Erregung, die in ihr nachwirkte. Für längere Zeit mußte sie nun infolge ihrer Schwäche der Bühne fern bleiben. Raimund der Gütige nahm sich ihrer an, indem er für die erkrankte Demoiselle Krones eine Benefizvorstellung von „Sylphide dem Seefräulein" ansetzte, zu der er selbst die Einladung ans Publikum ausrichtete.

Sie kam nie mehr recht hoch, die arme schwache Krones. Halb genesen vollführte sie noch auf ein paar Monate wieder zum Jubel ihrer großen Gemeinde ihre schelmischen Luftsprünge auf der Bühne. Aber der Winter darauf riß sie aufs neue aufs Siechenlager. In ihrer vertragenen weißseidenen Weste, in der sie als „Jugend" getanzt und gesungen hatte, ruhte sie fröstelnd in irgendeiner Dachkammer Wiens arm und verlassen und ward von der Schwindsucht bezwungen. Keiner ihrer Kollegen fand mehr den Weg zur „Thereserl" hinauf. Die Neunundzwanzigjährige hustete sich rasend schnell von der Erde weg. Und eines Morgens kam der Armenarzt und gleich hinter ihm der Totengräber. Der eine faßte sie an ihrem Kopf und der andere packte sie an den schönen langen geraden Beinen, die einst alle Augen und Herzen mit sich gerissen hatten. So hob man sie in den allereinfachsten nackten Tannensarg, der besorgt worden war. „Zum Währinger Friedhof?" fragte der Totengräber, indem er die Lade zunagelte.

„Ich weiß noch nicht", sagte der Armenarzt. „Vielleicht hält man die Leiche auch in der Universitätsklinik fest. Zum Secieren für die Herren Studenten."

Also verschwand die Krones aus der dreidimensionalen Erscheinungswelt. Nur in den Köpfen derer, die sich an ihrer Eigenart und ihrer Kunst ergötzt hatten, lebte sie noch in der Verklärung der Erinnerung fort. Bäuerle, der die Figur des „Staberl" ersonnen hat und die Krones oft in seiner Wiener Theaterzeitung durchhechelt hatte, machte einen dicken fünfbändigen Roman aus ihr. Und Haffner, der Possendichter mit zwei „f", aber einem Dalles, wie er sich gern vorstellte, schrieb sogar ein dreiaktiges melodramatisches Genrestück zu ihrem Ruhme. Darin huscht die Krones wie ein harmloses züchtiges Naturkind durch die ebenso liebenswürdig wie anmutig zusammengestellten Gruppen gleich einem Zitronenfalter, der über die abgezirkelten Gebüsche in Schönbrunn flattert. Und ähnelte in Wahrheit mehr jenen leichten fiebrigen Fliegen, die sich, leicht angefäult, glücklich in ihrer Schwäche von irgend einem stärkeren Tier fangen lassen. Nun ist die Krones nebst ihren beiden Lebensbeschreibern versunken und vergessen. Es sei denn, daß sich einer noch einmal in ihr Bild verliebt und den Severin von Jaroszinsky beneidet, dem sie sich schenkte, als noch ihr tolles Blut sie durchrann.

DER 3. MÄRZ 1921 IN BERLIN

Die Weltgeschichte sieht in der Nähe ganz anders aus als in der Entfernung. Die großen Ereignisse, am Tage, da sie geboren werden, drängen sich nicht gleich in den Vordergrund. Erst der Forscher entdeckt sie nachträglich im Gewühl der Geschehnisse. Mein Großvater pflegte mir mit Vorliebe zu erzählen, daß er an dem Märztage 1848 in Wien, an dem der Kaiser Ferdinand verjagt wurde, ein Baufest für ein eben fertig gewordenes Holzgartenhaus abgehalten hatte; weder er noch einer seiner Gäste spürte einen Hauch der Weltgeschichte. Von der inneren Stadt bis nach Döbling hinaus reichte das Echo der Ereignisse nicht. Sie hätten gewiß sehr gern ein Glas Wein zu Ehren Robert Blums getrunken, erstens weil sie überhaupt gern ein Glas Wein zu Ehren von Irgendjemand tranken, zweitens, weil sie den Robert Blum nie gesehen, nie gesprochen und also zur Verehrung besonders disponiert waren. Aber daß der 13. März 1848 ein historischer Tag gewesen, das erfuhren sie erst beträchtlich später. Am 13. März sah der 13. März wie ein ganz gewöhnlicher Tag aus, vielleicht mit Ausnahme einiger Gassen der inneren Stadt Wiens, wo es einen für unsere heutigen Begriffe höchst bescheidenen „Auflauf" gab.

Und so sah der 3. März 1921 in den Zeitungen historischer aus als auf den Straßen. Ich ging am Abend durch die Straßen Berlins, um Gespräche zu hören, ich saß in einer Kneipe im Norden, ich besuchte eine Diele im Westen, ich fuhr in der Stadtbahn und in der Elektrischen, ich ging durch die Verlassenheit der Wilhelmstraße und am Schöneberger Ufer, an den Fenstern des Reichswehrministeriums vorbei. Die Stadt war still. In den Wirtshäusern, die ja seit der Biernot noch nicht wieder erwacht sind, gab es fast keinen Wortwechsel und nicht einmal die Zeitungshändler machten viel Geräusch. Richtig: In der alten Jakobstraße, wo ich einkehrte, hörte ich ein mit unterdrückter Erregung geführtes Gespräch.

Ein Droschkenkutscher sagte: „So 'ne Bande. Einfach Räuber!"

Zweiter Droschkenkutscher: „Ach, das sind feine Leute. Nehmen den Leuten das letzte Geld; das letzte Stück Gold ab und tun dabei noch sehr höflich, wie wenn sie zivilisierte Menschen wären!"

Ein junger Arbeiter mengte sich in das Gespräch: „Geschieht uns schon recht. Wenn wir uns alles gefallen lassen! Das Alles hätte nicht passieren können, wenn die Leute bewaffnet gewesen wären. Aber das sind jetzt nur die Spitzbuben."

Ich mußte bei dem Ingrimm, mit dem die Leute redeten, glauben, sie sprächen von der Londoner Konferenz. Aber als der Droschkenkutscher sagte: „Den Einen, den mit der Hornbrille, sollten sie wenigstens erwischen!" da erkannte ich, daß nicht von Lloyd George, der zwar bei der Arbeit auch bebrillt ist, sondern von den Räubern die Rede war, die vor einigen Tagen das Verbindungsauto auf der Landstraße bei Straußberg überfallen hatten. Das Volk braucht Bilder. So lange die wirklichen Räuber mit Pistolen ausgestattet sind, nachts Autos anhalten, aus dem Dunkel hervorspringen und im Dunkel wieder verschwinden, werden sie sich der Fantasie der Deutschen viel leichter einprägen als gutgekleidete, distinguierte Diplomaten, die Noten empfangen und überreichen. Der Konferenzsaal in London sagt der romantischen Fantasie der Deutschen weniger zu als die menschenleere Straße bei Straußberg, und die Passagiere im Auto, die sich plötzlich als Verbündete der überfallenden Räuber entpuppen, regen naive Leute viel mehr auf als Delegierte, die sich den Ausführungen von Lloyd George nur voll und ganz anschließen können. Deshalb war am 3. März in Berlin im Volk vom räuberischen Überfall bei Straußberg viel mehr die Rede als von der feinen, millionenmal ergibigeren Angelegenheit in London.

Der einzige Ort, an dem ich am Abend des 3. März politische Diskussionen hörte. war die Königin Augustastraße am Landwehrkanal. Dort liegt das ehemalige Reichsmarineamt, das jetzt auch das Reichswehrministerium beherbergt. Das Ufer ist miserabel beleuchtet. Hier pflegen Dienstmädchen, wenn sie plötzlich jedes Interesse an der Vermehrung des deutschen Volkes verlieren, den Sprung ins Wasser vorzunehmen. Es gibt hier eine Ecke, die eine Dienstmädchentradition bedeutet. Im so und so vielten Monat pflegt sich das arme, vom Vater verlassene Mädchen auf diese Brücke zu flüchten. Die städtischen Behörden wissen das. Hier ist ein Kahn am Ufer, hier werden allwöchentlich einige beinahe Ertrinkende herausgefischt. Aber nur bei hellichtem Tage. Bei Eintritt der Dämmerung hört die Humanität auf, offenbar weil es dann an Zuschauern mangelt. Mädchen, die nach acht Uhr abends in den Landwehrkanal gehen, setzen sich wirklicher Lebensgefahr aus und fließen stromabwärts wie die Leiche der Rosa Luxemburg die auch in dieser Gegend, auch erst in der Abendstunde, dem schwarzen Wasser anvertraut wurde. Ich finde, das Reichswehrministerium paßt jetzt in diese Selbstmördergegend. Am 3. März war der große Beratungssaal in der Mitte des mächtigen steinernen Baus hell erleuchtet. Ein riesiger Glasluster, aus vergangenen Zeiten des Wohlstandes glänzte

und glitzerte mit vielen Lichtern durch die schmalen, langen Fenster hinaus in die traurige Gegend. So ähnlich sah es in den ersten Augusttagen 1914 in der Nähe der großen Staatsgebäude aus. Erleuchtete — ach, im Grunde viel zu wenig erleuchtete! — Ministerien und draußen im Dunkel das harrende Volk. Heute harrte Niemand. Die Schritte von Passanten halten über das Pflaster. Wenn sie die leuchtende Krone im großen Saal sahen, blieben sie stehen. Fünf, sechs Leute starrten hinauf. „Ach", sagte einer mit schwachem Seufzer, „alles Unsinn, wir haben keine Waffen". Diesmal waren nicht das Raubgesindel von Strausberg gemeint. Und die Leute gingen weiter. Um zehn Uhr wurde es dunkel im Reichswehrministerium. Da lag es, ein leerer Koloß, unbeachtet am Selbstmörderufer.

Um halb elf Uhr trat ich durch eine samtene Portière in eine Diele auf dem Kurfürstendamm. Neben mir saßen zwei höchst elegante Damen mit einem glattrasierten Gent.

Die jüngere blonde Dame sog an ihrem Strohhalm und sagte dann: „Man hat mir gesagt, ich solle morgen anfragen. Dann werden die Herren von der Ententekommission sich entschieden haben." Das blasse magere Gesichtchen der jungen Dame hatte einen traurigen Ausdruck.

„Wie ärgerlich" murrte die zweite, schwarze, wohlbeleibte Dame, „dieses Warten, diese Ungewißheit!"

Herrgott, dacht ich, sollten wir alle den Dielendamen Unrecht tun? Sitzen sie bei ihren Sherry Cobblers und harren auf erlösende Nachricht aus London? Ja, sie harren und warum sie harren, das erklärte der fashionable glattrasierte Herr, als er das Wort nahm:

„Kinder" sagte er mit Wohlwollen, „ärgert Euch nicht. Ihr werdet nicht umsonst warten. Wie die Londoner Verhandlungen stehen, können sich die Herren der Entente nur gegen den Besuch entscheiden. Kommen aber die Karten zurück, so sind sie uns gesichert, und das Kunstgewerbefest wird nicht abgesagt werden, darauf könnt Ihr Euch verlassen!"

Da glitt ein Leuchten über die Gesichter der Damen. Die Londoner Konferenz eröffnete doch einige Hoffnungen.

DAS JENSEITS DER KRITIK

Vor ein paar Tagen ist Walter Hasenclevers „Jenseits" in den Berliner Kammerspielen zum ersten Mal gegeben worden. Eines der wenigen Werke lebender Dichter, das zu den Ohren Berliner Hörer kam. Die meisten jungen Dichter verzichten längst darauf, zu Berliner Zuschauern zu dringen. Wilhelm Schmidtbonn, Friedrich Wolf, Carl Sternheim, Herbert Eulenberg, Fritz von Unruh, Hermann Kasser, Max Brod, Wilhelm von Scholz haben ihre neuen Arbeiten nicht mehr „auf den Hazardtisch" eines Berliner Theaters gelegt. Hier fehlt es an Aufnahmefähigkeit der Bühnenleiter, der Schauspieler, des Publikums und der Kritik. Das deutsche Drama wird sich ohne die Berliner Bühnen weiterhelfen. Der Leser vergleiche die folgende Gegenüberstellung über die Aufnahme von Hasenclevers „Jenseits" bei dem Berliner und bei den auswärtigen Berichterstattern derselben Zeitungen:

Die Berliner Kritik:

Berliner Tageblatt: „Schwachheit und Flachheit; Stegreifgeschlampe: Kitschmittel . . . Auch tellurische Phrasen, mein Lieber sind Phrasen . . . . Schmus als Füllsel. Kurz: es soll nach Dichtung aussehen — und ist sozusagen Journalismus der Poesie".

Franz Servaes im *Berliner Lokalanzeiger:* „Einen Weg zu einem neuen Drama bedeutet dieses nicht . . . . Zu wenig Substanz, zu wenig innere Kompaktheit. Auch sind die eilfertig einander verschlingenden winzigen Scenen von Übel . . . . eine bannende Wirkung kam nicht zustande".

Berliner Börsencourier: „Nicht der Kitsch ist das Erschreckende an dem Drama, sondern die Sterilität. Die Szenen sind Improvisationen künstlerischer Impotenz . . . . Die Lyrik Hasenclevers ist Vertuschung, der Rhythmus ist Maske. Er schreibt abgerissen, jäh, aber die Vehemenz ist nicht Ausdruck, sondern Bluff".

Julius Bab in der „*Welt am Montag*": Dies Ganze ist ein anmaßender Dreck!

Die auswärtige Kritik;

Berliner Tageblatt: „Mir scheint „Jenseits" einen Merkstein geistiger Umkehr zu bedeuten. Der Dichter der Revolution scheint die Kinderschuhe ausgezogen zu haben. Er sieht mit dem zweiten Gesicht, daß die Toten immer noch mehr sind als die, so sich zu Führern des Lebens erkoren dünken . . ."

Franz Servaes im *Berliner Lokalanzeiger:* In diesem Drama wird ein dichterisch neuer Weg eingeschlagen. Wie die seelische Spannung aufs äußerste steigt und zu schrillem Zerreißen führt, das ist von dem jungen Dichter in raschen, durchleuchtenden Szenen meisterlich entwickelt worden und wird für den Fühlenden zum Erlebnis."

Berliner Börsencourier: „Man erlebt etwas Neues, Erstmaliges, betrat unerschlossenen Bezirk. Ein Schicksalsdrama, ein Seelen- und Geisterdrama, mit kämpferischer Entschlossenheit und inbrünstiger Versenkung gestaltet, voll zarter, schwebender Lyrik und außerordentlicher Prägnanz im Geistigen. Voll erstaunlicher Hellsichtigkeiten und maßvoller Energie. Jung und kühn. Voll Erlebnis und Schau, Hasenclevers transparenteste Dichtung".

Am drolligsten wirkt die Gegenüberstellung der beiden Kritiken von Franz Servaes. In Dresden fand er, daß Hasenclever „einen dichterisch neuen Weg eingeschlagen" habe. In Berlin gewahrte er: „Einen Weg zu einem neuen Drama bedeutet dies nicht". Wie ein und derselbe . . Kopf sich so widersprechen kann? Ach, er gibt nur die Atmosphäre wieder, er holt sein Urteil nicht aus eigenem Innern er schnuppert die Meinungen des Publikums auf. Der Oberlehrer Julius Bab vergißt sich soweit, Hasenclevers Drama einen „anmaßenden Dreck" zu nennen. Ja, wenn die Oberlehrer sich gehen lassen! Dies schreibt Julius Bab, der selbst in den kläglichsten Versen stümpert, Gymnasiastenstücke von trivialstem Tiefsinn zusammenhebbelt und Emil Ludwig für den bedeutendsten Dichter Europas hält.

AUS DEM TAGE-BUCH

CHRISTUS-FILM

Aus dem Rheinland wird mir geschrieben:

Als „Heide" unter streng gläubigen, oft inbrünstig frommen katholischen Bauern am Niederrhein lebend, kann ich nicht anders als der unerschütterlichen Glaubensgewißheit, der unwandelbaren Glaubenstreue dieser schlichten Menschen die höchste Anerkennung zollen. Wir verstehen uns recht gut mit einander, sie und ich; denn wir achten gegenseitig unsere Überzeugungen, und keiner von uns macht den Versuch, den anderen von den seinen abzubringen. Bisweilen aber, wenn im Sommer die Kevelaer- und Roermond-Prozessionen an meinem Hause vorbeiziehen, kommt mich sogar ein gewisser Neid an: wie schön, so frei und so stolz seinen Glauben, seine Überzeugung durch blühendes Land meilenweit hinzutragen!

Da aber geschah Folgendes: Eines Tages (eines Wochen-, Arbeitstages!) Völkerwanderung zur kleinen Kreisstadt. Mit dem Frühzuge schon — um 7 Uhr! — kommen sie aus allen Dörfern: Männer und Frauen, Kinder und Greise. Ernst, gemessen, andächtig. Ich frage nach der Ursache des Ungewöhnlichen. — „Da wird „Christus" gespielt; der Herr Pfarrer hat's angesagt, und alle sollen hingehen." Und alle gehen auch hin — selbstverständlich. Gottesdienst ist Gottes Dienst! Auch die Schulen rücken an. Geschlossen. Unter Führung der Lehrer. . . . . .

Ich überlege. „Christus"? — Ein Passionsspiel vielleicht? — Aber seit Jahrhunderten schon sind hier doch die Passionsspiele tot, und von einer Neueinführung müßte ich doch gehört, gelesen haben. Ich frage weiter und erfahre, daß es sich um einen — — Film handelt! Das macht mich nachdenksam; aber meine Bauern finden offenbar nichts dabei. Zwar eifern ihre treukatholischen Zeitungen oft recht kräftig gegen den „Sittenverderber" Film, im allgemeinen kann das also wohl nichts Gutes sein — selbst gesehen haben hier auch heute noch viele keinen Film! — aber ein Christus-Film und vom Herrn Pastor empfohlen, das ist doch ganz etwas anderes! Das ist ebensogut wie Gottesdienst!

Ich kann mich zwar eines gewissen Unbehagens nicht erwehren: etwas in mir rebelliert, wie es ebenso rebellieren würde gegenüber einem Film „Goethe und Frau von Stein" etwa oder „Nietzsche". Aber schließlich: die Leute haben von ihrem Standpunkt aus vielleicht doch nicht ganz Unrecht. Vor allem kommt ja auch vieles, wo nicht alles auf die Behandlung des Stoffes an, auf den Geist der Inszenierung und des Spiels. . . .

Durch drei Tage dauerte diese Völkerwanderung, von früh bis spät. Täglich sechs Vorstellungen, und jede ausverkauft! Einer habe ich beigewohnt, aufmerksam, habe ernst geprüft. Und da kam ein großes Mitleid mit meinen Bauern über mich. Denn dieser Film war eine Geschäftsmache sonder gleichen! In der Hauptsache Landschaftsaufnahmen — gute Landschaftsaufnahmen, wie anerkannt sei — aus dem „heiligen Lande", aus Aegypten, darin dann eine sehr dürftige und veräußerlichte Christushandlung. Heruntergespielt wie irgend ein Wildwestfilm oder ein kitschiger „Roman aus der feinen Gesellschaft" auch. Von dem stillen Glanz, von der schönen Verklärtheit um die Gestalt des großen Utopisten nicht eine Spur! Glanz nur auf den Mienen des geschäftstüchtigen Unternehmers, der die 2000 Mark Leihgebühr für den Tag und die 100 000 Mark Kaution „nicht gescheut" hatte, um der „christlichen Bevölkerung" einige „Stunden der Erbauung" zu bereiten, der als guter Kenner der menschlichen Psyche zunächst den gesamten Klerus und die Lehrerschaft zu einer Freivorstellung eingeladen hatte und der dann nur noch die Fünf- und Zehn-Mark-Scheine zu scheffeln brauchte, die ihm auf Geheiß ihrer also leicht gewonnenen geistlichen und geistigen Führer arglose Menschen in opferbereiter Frömmigkeit ins Haus trugen.

Soll man ihm deshalb zürnen? Nach einigem Überlegen sagte ich mir: Nein! Denn der Mann ist ja nur ein Produkt seiner Zeit und seines Gewerbes, für die beide ja Geldverdienen à tout prix Selbstverständlichkeit ist, der gegenüber irgendwelche ästhetischen oder ethischen Bedenken gar nicht aufkommen. Etwas anderes ist es mit den Geistlichen und Lehrern. Daß sie, die berufenen „Hüter von Geist und Sittlichkeit!! derartiges zulassen, gar unterstützen, ist toll. Und wenn auch vielleicht — oder vielmehr: wahrscheinlich bischöfliche oder noch höhere Permission sie formell deckt — — um die moralische Verantwortung kommen sie für mich nicht herum. (Der „Parität" halber sei angemerkt, daß mir die „Lichtbildergottesdienste", die man an protestantischen Kirchen Berlins eingeführt hat, zum mindesten nicht weniger — geschmacklos erscheinen.) Es ist Schindluder getrieben worden mit der ehrlichen Frömmigkeit schlichter Menschen!

Herbert Saekel.

ABBÉ BLEI

Im „Neuen Wiener Tageblatt" war dieser Tage zu lesen:

Abbé Franz Blei. Einer Notiz des „Berliner Börsenkuriers" entnehmen wir die seltsam anmutende Nachricht, daß der in Wien wohlbekannte Schriftsteller Franz Blei, der früher ein sehr fröhliches Weltkind war, theologischer Schriftsteller geworden ist und sogar den Titel Abbé führt — von welcher Stelle ihm der Titel verliehen wurde, wird nicht gesagt. Als Abbé las er auch dieser Tage im Berliner Verlage Ernst Rowohlt eine in novellistische Form gekleidete philosophische Abhandlung: „Der bestrafte Wollüstling", eine Art Bekenntnisdichtung, die seinen Tag von Damaskus schildert und begründet."

Ja, Franz Blei ist Abbé geworden! Die Vorlesung im Rowohltverlag war Bleis Abschied von der lasterhaften Welt. Am Ersten des nächsten Monats bezieht er ein Trappisten-Kloster, das er, zusammen mit den Inhabern des Georg Müller-Verlages, in Schwabing begründet hat.

VARIÉTÉ-ABENDE

DER CHINESENKNABE IN DER YONG-WONG-TRUPPE

Eingepackt, werte Damen und Herren, eingepackt!

Im Wintergarten tritt ein Chinesenknabe auf, in der Yong-Wong-Truppe.

Sanftmut des schönen Tieres blickt sein Auge:

„Ich lebe im Einklang mit Gott und der Welt" — spricht es — „ich schlafe tief, und also wache ich tief."

Wir? Wir sind schlechte Schläfer und schlechte Wacher. Wir sind käsebleich, und was, was, blickt unser Auge?! Sanftmut des schönen Tieres?! — Mein Gott! . . . Aber — nicht wahr? — Gute Fahrer, smarte Autler sind wir trotzdem, nicht wahr?

„Ich esse, und infolgedessen denke ich. Mit dem Feuer stehe ich auf Du-und-Du. Zuweilen esse ich es auch auf. Feuer brennt nicht, den nicht, der mit ihm verschwistert ist."

Wir? Wir ziehen den Tabaksqualm ein, den ganzen Tag lang. Wir? Wir essen — na ja, Reis nicht, oder: auch; aber hauptsächlich: Tierleichenfleisch . . . Natürlich denken wir nicht „infolgedessen", sondern, im Gegenteil, wir werden davon allmählich magen-, nieren- und auch darmkrank. Und: wie stehen wir zum Feuer?! Wir? Wir haben es, nämlich, jawohl: das Feuer, auf das Fortpflanzungsbedürfnis hin parzelliert — so, Zündhölzerköpfchen, in kleinen Mengen. Dann — dann ist es doch unschädlich? wie? Man bläst es schnell aus, Gott sei Dank, eins, — zwei, — drei . . . Wir achten die Erde nicht, es ist wahr, und auch mit Gott haben wir uns überworfen. Gestehen wirs nur: Wir essen Tierleichen, und saugen Gift ein —: Was denn sollen wir wiedergeben, als Kot und Gift?

Wir haben uns aus der Schöpfung hinausgeschlichen, hehe, weil wir nämlich ihr böses Gewissen sind und es auch bleiben wollen . . .

Aber — gute Sturzflieger, Valutenhändler, Bürovorsteher und so — sind wir trotzdem; nicht wahr? —

Eingepackt, sage ich, werte Damen und Herren, eingepackt!

Der Chinesenknabe steht auf der Bühne des Wintergartens, und wer ist es, der noch so dastehen könnte wie er auf der Bühne des Wintergartens?! Daß er sechs zarte Stäbchen in der Hand hält und auf jedem Stäbchen einen Teller aus zartem Porzellan balanziert und dazu den noch viel zarteren Blick so ganz beiläufig vor sich hin wirken läßt, und daß er dann, gebogen wie eine gegliederte Gerte, auf einem Arme steht und den Leib rückenüberneigt, und wieder zurücknimmt, und dazu immer fort die sechs Tellerchen balanziert in der einen Hand ohne emporzublicken — daß er, wagrecht, durch drei Ringe springt, Ringe aus nach innen gestellten Messern, daß er hindurchschwimmt in einer bangen Sekunde, o, wie ein schneller Fisch — daß er bei alldem so schön anzusehen ist, daß aller blumiger Vorrat an dichterischen Allegorien von Morgen- und Abendland trotz hypothekarischer Steigerungsmethodik , neudeutscher Sprachenart, ihn nicht zu schildern vermöchte; daß er seine Kollegen aus der Yong-Wong-Truppe an Grazie und also an Kultur himmelhoch überragt, obzwar ein anderer die eigentliche Attraktion, Kern der Truppe, Professionell der Todesgefahr ist — daß er also so gestaltet und geartet ist, und, bei solcher Art und Gestalt, so blickt, heilige Sanftmut des schönen Tieres blickt und atmet: das entbindet mich wohl des Versuchs, Unsagbarem Worte zu geben, aber ich wiederhole, womit ich begann, und rufe, rufe aus ganzem Herzen:

Eingepackt, werte Damen und Herren, eingepackt!

Im Wintergarten tritt ein Chinesenknabe auf, in der Yong-Wong-Truppe ...

Hans Valentin.

LENA AMSEL

In der Skala marschieren jetzt acht oder zwölf Schulmädchen, von einer sehr dürren Lehrerin behütet, auf die weite Bühne. Auf einer Parkbank schlief die Lehrerin ein. Ein Drehorgelmann erscheint, sein Werkel tönt. Da beginnen die Schulmädel zu tanzen. Der Werkelmann hängt seine Drehorgel einem Kind um den Hals und beginnt mit einem Mädel nach dem andern tanzend dahinzurasen. Bis die Lehrerin erwacht. Die Promenade der Schülerinnen wird wieder züchtig. Das Ganze ist ein reizender Einfall und die Kinderchen mit nackten Beinen, kurzen schwarzen Kleidchen und Lackhüten sehen entzückend aus.

Unter den sittsamen Kindern marschiert Lena Amsel nicht! Aber sie tanzt ein bischen später in einem Promenadentanz, den Charell von Zeit zu Zeit immer wieder einstudiert. Jedes Jahr um eine Nüance handgreiflicher und also — berlinischer.

Dann kommt Lena Amsel allein. In einem unerhört verwegenen Kostüm des Münchener Malers Leo Schnakenberg. Das Auffälligste daran sind grelle Strumpfbänder auf bunten Strümpfen. Der Rock ist eigentlich nur eine Froufrou-Decke mit einem verblüffenden hohen Schlitz.

Die Lena Amsel tut so als tanzte sie in unerhörter Tollheit. Aber wenn man genau hinsieht, ist ihr Tanz weniger da als ihre Tollheit. Sie hat den Willen

zum Tanz und das ist, weil es ein ungezähmter Naturwille ist, beinahe schon ein Schauspiel. Diese kleine schlanke Amsel will ein Ereignis sein und deshalb ist sie es! Sie hat die Anmaßung der ungebrochenen Naturen. Sie hat die Frechheit der leidenschaftlich Wollenden. Jeder Schritt schreit: I h! Ich! Ich! Sie könnte sich auf den Fußboden legen und bloß Purzelbäume schlagen. Die Energie, mit der sie solche Tänze aufführt, überträgt sich auf den willensärmeren Zuschauer. Was braucht eine Tänzerin? Einen schönen, schlanken Körper und einen wilden Willen zu wirken. Das bischen Tanz ergibt sich dann — zuweilen.

ANEKDOTEN

An einem jour de Vernissage schlendert Paul Cassierer durch die Säle seiner Sezession. Jemand will ihn auf die Vorzüge eines einzelnen Bildes aufmerksam machen, aber ihn interessiert die Aufmachung. Als der Andere nicht still werden will, ruft ihm Cassierer zu: Malen ist keine Kunst, aber hängen!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Nr. 9):

Diesem Heft ist ein Prospekt des Verlags L. Staackmann, Leipzig, eingeklebt.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Druck: R. Abendroth, Riesa

DER ANBRUCH

5. außerordentliches

Orchester - Konzert

Donnerstag / den 17. März 1921 / 7½ Uhr abends
in der Philharmonie mit dem
Philharmonischen Orchester

*

DIRIGENT:

ARTHUR LOEWENSTEIN

PROGRAMM:

1. JAMES SIMON . . . . Urworte
für gr. Orchester, Chor, Sopran- und Baritonsolo
URAUFFÜHRUNG
Sopran: VERA SCHWARZ
Bariton: WILHELM GUTTMANN

2. HENRIETTE VAN LENNEP
3 Orchesterstücke
ERSTAUFFÜHRUNG

3. PANTSCHO WLADIGEROFF . Klavier-konzert
URAUFFÜHRUNG
Klavier: LEONID KREUTZER

4. VITESLAV NOVAK . . . . Tomann und die Waldfee
für gr. Orchester, Chor, Sopran- und Baritonsolo
ERSTAUFFÜHRUNG
Sopran: VERA SCHWARZ
Bariton: WILHELM GUTTMANN

STEFAN GROSSMANN

RICHARD RIEDL

Es hat ein bißchen lange gedauert, bis die österreichische Regierung im Gedränge der Bewerber den neuen Gesandten für Berlin gefunden hat, aber am Ende ist gegen die Verzögerung nichts einzuwenden, weil Österreich nun wirklich den richtigen Mann geschickt hat. Dr. Richard Riedl ist den deutschen Reichsämtern wohlbekannt. Seine Wahl hat hier im Anfang leise Widerstände geweckt, weil er in vergangenen Jahren bei Wirtschaftsverhandlungen österreichische Interessen gegen reichsdeutsche mit besonderer Beharrlichkeit zu vertreten gewußt hat. Zu solcher Zähigkeit war Riedl als erster Bevollmächtigter des Wiener Handelsministeriums verpflichtet, und er wird diese Tugend des unverdrossenen, beinahe eigensinnigen Festhaltens an erkannten Notwendigkeiten nun noch mehr entfalten können, nun, da er diese Hartnäckigkeit im Bunde mit den deutschen Instanzen entwickeln wird. Riedl weiß, daß die erste und einzige Notwendigkeit Deutschösterreichs der Anschluß an das Reich ist. In diesem Punkt ist er von granitner Zuverlässigkeit, er hat dieses Wissen nicht seit gestern, wie so viele mit K. K. Post-Verspätung nachhumpelnde Anschlussfreunde.

Riedl gehörte als junger Mann zu den Begründern des „Deutschen Klubs" in Wien, der versucht hat, in Österreich phrasenlose oder wenigstens phrasenarme deutsche Politik zu machen. Er hat dann in den letzten Jahren der Habsburgerei einen harten Kampf gegen Franz Ferdinand führen und dabei erkennen müssen, daß seine zuverlässigsten und klügsten Bundesgenossen gegen den verweibten Thronfolger die Sozialdemokraten waren. Nach der Revolution hat Riedl, der gründlichste Kenner der österreichischen Wirtschaft, sich Moellendorf'schen Ideen am meisten angenähert. Es klingt ein bißchen unglaubwürdig, aber es ist doch wahr: Auch im Lande der produktiven Schlamperei gab es einen Anhänger der Planwirtschaft.

Richard Riedl, der liebenswürdigste Wiener, gehört bei aller äußeren Scharmantheit nicht zu den bequemen Figuren. Er wird als österreichischer Gesandter dafür zu sorgen suchen, daß der Anschlußgedanke nicht nur zum mehr oder minder dekorativen Bankettschmuck wird. Er

wird mit der Liebe zum Detail, die ihn auszeichnet, bemüht sein, den Vereinigungsgedanken Schritt für Schritt in die Wirklichkeit zu graben. Es ist kaum denkbar, daß er es ohne Widerspruch zugelassen hätte, daß Deutschland, das anschlußfreundliche Deutschland, mit der Tschechoslowakei ein Handelsübereinkommen schließt, das zum Teil auf Kosten der spärlichen Reste österreichischer Industrie geschieht. Es wird dafür sorgen, daß die rechte diplomatische Hand Deutschlands weiß, was die linke wirtschaftspolitische treibt. Er wird mit der Abneigung des Österreichers gegen polizeiliche Systeme mithelfen, daß der Österreicher vor deutschen Behörden nicht immer noch als lästiger Ausländer behandelt wird, der unter der Aufsicht des Polizeireviers steht, bei dem er sich immer wieder melden muß. Er wird die Bestrebung der Rechtsangleichung der beiden Staaten — hier ist in aller Stille von den Juristen mancherlei geleistet worden — mit Sachkunde zu unterstützen wissen. Vor allem aber: Seine Stimme wird nach Österreich hinüberhallen, ganz besonders zu den Industriellen und Bankleuten, die ja allmählich vom Franzosenwahn geheilt werden. Im Frühjahr 1919, als österreichische und deutsche Männer über den Anschluß verhandelten, da geschah es, daß ein Wiener Bankdirektor dagegen protestierte, daß bei der Durchführung des Anschlusses die österreichische Krone mit fünfzig Pfennigen übernommen werde. Das galt damals als deutsche Vergewaltigung . . . Noch sind nicht alle österreichischen Erzeuger und Händler geheilt vom Selbständigkeitswahn. Riedls Stimme als des nüchternsten Wirtschaftlers wird gerade in diesen letzten österreichisch-französischen Schlupfwinkeln gehört werden.

Riedl ist kein Parteimann, dazu ist er im geistigen Format zu groß geraten. Auch ohne Parteitross ist er so stark, daß er nicht zu entwurzeln ist, wo er einmal steht. Das hat sogar Franz Ferdinand erkennen müssen. Er ist der Mann, der die historische Aufgabe der Vereinigung nicht bloß beharrlich vorbereiten kann, er hat innere Jugend und Tatkraft genug, in der entscheidenden Stunde das helle Signal zu geben.

JAMES ALBERT HONEIJ, M. D.

WIE LANGE WIRD POLEN BESTEHEN?

Der Verfasser dieses in der amerikanischen „Nation" kürzlich veröffentlichten Aufsatzes, ein Medizinprofessor an der Yale-Universität, war im Jahre 1920 Leiter der amerikanischen Roten Kreuz-Mission für Polen.

Das größte Stück Pflaster, das die diplomatischen Ärzte Europa's zerschlagenem Antlitz aufgeklebt haben, trägt den Namen Polen. Schon in zehn Jahren wird die Landkarte vielleicht keine Spur mehr davon aufweisen! Das Land, das sich quallenhaft über das nördliche Zentraleuropa ausbreitet, mit einem dünnen Finger die baltische See betastend, nach Osten ins russische, nach Westen ins deutsche Gebiet sich vorbauchend, ist kaum mehr, als ein zweidimensionaler Staat. Es existiert nur auf den vorläufigen Landkarten unserer Tage, als ein Versuch, romantische Träume zu erfüllen, als eine Erfindung, die politischen Bedürfnissen entsprang, als eine Schöpfung militärischer Kartographen, als ein ins Nationale übertragener Flaschenkork. Im Polen des zwanzigsten Jahrhunderts gibt es sozusagen keine eigentliche Nation. Mit den Bezeichnungen „Republik" oder Demokratie" von ihm zu reden, ist ein tragischer Scherz. Die sogenannte „Regierung" in Warschau funktioniert kaum. Als Spielball einiger weniger Adliger und Aristokraten, die um Jahrhunderte nach ihrer eigentlichen Zeit leben, tut sie und tat sie nichts für das Volk. Ihre ganze Geschäftigkeit erschöpfte sich Jahre hindurch darin, Krieg (und zwar selbst herbeigeführten Krieg) gegen die Nachbarstaaten zu führen, — Krieg, dessen einziger Zweck Gebietserweiterung war, und der nur dazu führte, daß das grenzenlose Unglück des eigenen Volkes sich immer noch höher türmte. An Friedensprobleme denkt diese Warschauer Regierung nicht; in Wahrheit versteht sie auch nichts davon.

Man frägt sich oft, wieso es denn so ganz unmöglich ist, sowohl mit der polnischen Regierung als auch mit dem polnischen Volke irgendwie zusammenzuarbeiten. Warum gelingen selbst solche Vereinbarungen nicht, die ihnen offensichtlich, ohne jedwede Kosten, nur Nutzen zu bringen versprechen? Wie kommt es, daß man, sogar wenn man diesen Leuten helfen will, seine Mühe und Kraft so oft Tag um Tag vergeuden muß, und zwar einfach darum, weil es ihnen an Verläßlichkeit und Klarheit fehlt? Es macht keinen Unterschied, ob man kaufen, verkaufen oder schenken will —: immer steht man vor denselben, ermüdenden Debatten, vor denselben Verzögerungen ohne Ende!

Immer wieder und wieder machte ich dieselbe ärgerliche Erfahrung; in Krisen, in denen jeder versäumte Tag den Tod vieler Soldaten be-

deutete, bot ich, ohne jegliche Verpflichtung für die polnische Regierung, wieder und wieder Menschen- und Materialhilfe an; aber immer wieder geschah nichts weiter, als daß mir jedes erdenkliche Hemmnis in den Weg geworfen wurde, sodaß der Plan schließlich aufgegeben werden mußte. Während der Krise, die durch den bolschewistischen Vormarsch eingetreten war, erbot sich eine amerikanische Organisation, fünf Lazarettzüge einzurichten und zu betreiben. Was war das Resultat? Nachdem der Eisenbahnminister und die Heeresleitung endlich ihre Zustimmung erteilt hatten, war es noch nötig, die persönliche Erlaubnis von nicht weniger als fünfzehn Departementschefs einzuholen! Das geschah zu einer Zeit, in der Tag für Tag Hunderte von Soldaten nur aus Mangel an Pflege und medizinischer Sorgfalt ihren Wunden und Krankheiten erlagen. Es war typisch für polnische Methoden!

Ich befand mich während des großen russischen Vormarsches selbst in Polen. Ich war in Minsk, als die Stadt in Flammen stand und hastig geräumt wurde. Aber selbst in jener Periode höchster nationaler Gefahr schien es keine vereinigte Bemühung der lokalen Behörden zu geben, der schlimmen Situation irgendwie die Stirn zu bieten; ich war in Wilna, als die russischen Armeen sich im Nordosten bis auf acht Kilometer genähert hatten, und als berichtet wurde, daß Patrouillen bereits eine der Hauptstraßen nach Warschau abgeschnitten hätten; wiederum wurde derselbe Organisationsmangel ersichtlich. Die Eisenbahnbehörden hatten keinerlei Vorsorge für die Evakuierung des großen Militärhospitals getroffen. Die Unfähigkeit der Behörden, der Krisis sich irgendwie gewachsen zu zeigen, war quälend. An Fürsorge für die Verwundeten schien nicht einmal gedacht worden zu sein. Gerade um diese Zeit trat auch die Ruhr unter den Truppen auf, von Mangel an richtiger medizinischer Fürsorge verursacht und in ganz enormen Verlusten sich auswirkend. Riesige Züge von Güterwagen, von denen jeder fünfzehn und mehr kranke oder verwundete, im größten Schmutze liegende Soldaten enthielt, rollten unausgesetzt ein. Auf ihrem Rücktransport von der Front war ihnen keine wie immer geartete Pflege zuteil geworden. Tote lagen zwischen Sterbenden, inmitten unaussprechlichen Gestankes und Jammers. Die Behörden in Warschau aber schienen von all diesen Opfern blühender Jugend unberührt. Wochenlange Vorstellungen bei der Regierung, ernste und leidenschaftliche Hilfsangebote fanden nur taube Ohren bei Menschen, die nicht nur Beschreibungen, sondern auch dem Augenschein gegenüber fühllos blieben.

Selten aber nur traf man auf den Bahnhöfen verwundete Offiziere; und noch seltener traf man sie in den Grenzzonen oder nahe der Front.

Daß die Offiziere ihre Truppe schlecht führten und schlecht für sie sorgten, war eine allgemeine Klage. Aber die Städte, namentlich Warschau und Krakau, waren von Offizieren überfüllt; ihre Zahl auf den Straßen und in den Cafés war größer als die der Soldaten. Krakau ist als Hauptquartier eines Kavallerieregiments berühmt geworden, das von jungen Adligen unter der bestimmten Bedingung aufgestellt worden war, daß es nicht an die Front geschickt werden dürfe. Und trotzdem wird gerade von dieser Klasse der polnische Chauvinismus gemacht!

Tatsächlich war nicht nur allgemein bekannt, daß die besten Regimenter die Posenschen seien, die stark mit Deutschen durchsetzt waren, sondern auch, daß, insoweit man von einem Rückgrat der polnischen Kampfmaschine überhaupt sprechen dürfe, die Bauern es seien, die dieses Rückgrat konstituierten. Es steht außer Zweifel, daß der polnische Bauer, wenn er kämpfte, gut kämpfte; aber es ist ebenso wahr (ich sage das aus persönlicher Beobachtung), daß er, wenn er lief, auch sehr gut lief. Eine Analyse des achtwöchigen harten Kampfes und des rapiden russischen Vormarsches zeigt, daß die polnischen Truppen Rückschläge nicht ertragen können, daß ihre Moral sehr rasch zerstört ist. Daß es der polnischen Armee schließlich doch gelang, Warschau zu retten, ist erstens aus der Bildung einer ganz neuen, großenteils aus älteren Leuten zusammengesetzten Armee zu erklären, die unter französischen Offizieren und französischer Generalität stand; zweitens und hauptsächlich aber aus dem übertrieben raschen Vormarsch der russischen Heere; keinesfalls war in irgendwelcher Weise eine Besserung in der Moral des Feldheeres daran beteiligt.

Es ist nicht so, daß der polnische Bauer jeglichen Patriotismus bar wäre; er liebt die Scholle, auf der er wurzelt; aber aus vielen Äußerungen und aus seinem Betragen überhaupt wird ersichtlich, daß er nur unter dem Drucke eines Befehls in den Kampf geht. Ein großer, adliger Grundbesitzer erklärte mir das so: „Der Bauer, der mein Eigentum ist, tut, was ich ihm befehle; er hat kein Recht zu selbständigen Handlungen." All diese Beobachtungen erhärten meine Behauptung, daß Polens Ruf als einer soldatischen und patriotischen Nation nur in der Theorie erneuert worden ist, daß er aber den Tatsachen nicht mehr entspricht. Die Leiden der polnischen Bevölkerungsmasse treten überall zutage, nicht nur in dem beständigen Hin und Her zahlloser Weiber und Kinder in ihren kleinen Bauernwägelchen, sondern auch in der ausdruckslosen, scheinbar blöden Indifferenz, die sie gegenüber all den herzzerreißenden Dingen unter ihnen und um sie herum in Gesicht und Haltung dem Beobachter zeigen. Die Tragödie der Unterdrückung ist in ihre Gesichts-

züge eingegraben. Man fragt sich, was denn das Leben diesen Leuten überhaupt noch bietet, daß sie es nicht von sich werfen, man fragt sich, ob ihre Intelligenz denn wirklich so weit zurückgeblieben ist, daß sie nicht einmal verstehen können, bis zu welchem Grade sie nur Steine in einem gierigen, herzlosen Spiele sind.

Wo die Massen einigermaßen aufgeklärt sind, drückt sich das in einem tiefen Mißtrauen gegen die Regierung und gegen die unbekannten Kräfte aus, die Polens Schicksal zu lenken scheinen. Ein Großteil des Mißerfolges Polens mag wohl auf diesen sehr berechtigten Mangel an Vertrauen zurückgeführt werden. In der Tat beschränkte sich alle Bemühung um nationale Einheit bei den Regierenden auf einen modernen Propagandabetrieb, dessen Spuren in dieser oder jener Form überall in Polen zu sehen sind. Am auffälligsten waren wohl jene schreiend kolorierten Plakate, die aufs grausamste die bolschewistischen Schrecken abbildeten, die Polen befallen würden, wenn seine Bürger die Landesverteidigung lässig betrieben. Die Plakate trugen alle, das war ihr praktischer Zweck, eine Aufforderung, ins Heer einzutreten; aber sie appellierten nicht im mindesten an den Patriotismus oder die Heimatliebe des Bauern. Selbst dem einfachsten Hirn mußte es mehr oder weniger undenkbar erscheinen, daß der russische Bauer, mit dem er früher, vor dem Kriege und im Kriege, Freundschaft unterhalten hatte, oder der russische Kriegsgefangene, den es in allen Teilen Polens gegeben hatte, wirklich das Scheusal sein könne, das die Plakate abkonterfeiten. Auch waren die Bauern fortgesetzt und ungehindert über die russische Grenze hinüber- und herübergewechselt, ein weiterer Widerspruch zu den Darstellungen der Regierung darüber, was zu gewärtigen wäre, wenn die Russen nach Polen kämen. Da es keine wesentlichen Unterschiede zwischen dem russischen und dem polnischen Bauern gibt, da ihr Leben sich in der Hauptsache gleicht, da es längs der Grenze Sprachschwierigkeiten fast nicht gibt, kann klärlicherweise kein nationaler Erbhaß zwischen ihnen bestehen.

Der größere Teil des Elends, das in Polen heute herrscht, ist physischer Natur. Aber es ist kein naturnotwendiges Elend. Fortgesetzter Krieg in Verbindung mit behördlicher Unfähigkeit haben Armut und Krankheit erst zu dem Umfang gebracht, den sie heute einnehmen. Die Zahl der Waisen in den Städten ist grauenhaft. Ich hoffe, niemals mehr einen so pathetischen Eindruck zu erleben, wie es die Demonstration war, die ich am 4. Juli 1920 in Warschau sah, — eine Demonstration von zwanzigtausend Waisen-Kindern, die kaum mittrotten konnten, und schon heranreifenden Knaben und Mädchen.

Wäre nicht die Hilfe Amerikas, so lebten viele davon heute überhaupt nicht mehr. Von den Krankheiten, die Polen verheeren, ist der Typhus die schlimmste. Er ist bei weitem am häufigsten, — in jedem Dorf und zu jeder Jahreszeit findet man Fälle. Ferner sind typhusartige Krankheiten und Ruhr weit verbreitet, namentlich in den nördlichen Distrikten; auch Pocken treten fast überall auf. Im Kampf gegen diese Plagen ist kein Fortschritt möglich, bis nicht wenigstens elementare sanitäre und hygienische Maßregeln ergriffen worden sind. Keine Behörde hat dazu bisher auch nur einen Anfang gemacht. Hier kommen wir wieder zu einem typischen polnischen Paradoxon. Krakau hat eines der bestgebauten Hospitale für ansteckende Krankheiten in aller Welt. Aber infolge der Interesselosigkeit der Regierung fehlt das Betriebskapital und das Gebäude steht leer und nutzlos, während draußen im Lande die Menschen aus Mangel an Pflege und ärztlichem Beistand sterben.

„Muß Polen Krieg führen?" Ich fragte diese Frage viele Polen von Amt und Einfluß. Prinzipiell gaben sie alle zu, daß Polen sein eigenes Gebiet kultivieren sollte; aber sie fügten hinzu, daß große Teile des adligen Grundbesitzes, d. h. also des adligen Vermögens auf russischem Gebiet liege, und daß dies ihrer Ansicht nach immer Anlaß zu Kriegen geben werde. Außerdem stachelt französischer Einfluß den großpolnischen Traum des Hussassah-Adels fortgesetzt an. In dessen Wahn sehen sich diese mittelalterlichen Temperamente als fahrende Ritter, als heroische Figuren an der Spitze siegreicher Heere. Den Realitäten der Gegenwart, der schreienden Notwendigkeit physischer und industrieller Wiederherstellung ihres Landes gegenüber sind diese bravourösen Herren größtenteils vollkommen blind.

Nur ein Wunder kann Polen retten. Denn es bedürfte eines Wunders, um zu schaffen, was ihm gänzlich mangelt, wofür sogar jeglicher Keim noch fehlt: eine geordnete, für das allgemeine Wohl wirkende Regierung. Die nächste Zukunft dessen, was jetzt Polen ist, hängt großenteils von den Alliierten ab. Mit seinen Nachbarn hat es sich verfeindet. Tatsächlich ist es bankerott und verfällt immer mehr. Kann Polen sich nicht aus eigener Kraft aufraffen, so wird es bald mit ihm zu Ende sein. Es muß gar kein gewaltsames Ende, keine Eroberung von außen her sein. Wahrscheinlicher ist ein langsames Verfaulen, bis zum vollkommenen Zusammenbruch der zerrütteten Struktur, deren Tragestützen von allem Anfang an großenteils nur sagenhaft war. Irgendwer wird dann die Erbschaft übernehmen. Vielleicht Rußland. Vielleicht auch Deutschland. Wahrscheinlich beide zusammen.

Auf eigene Hand machte ich die Bekanntschaft eines jungen Denkers, der später fast Berühmtheit erlangte, bloß durch die Verbindung, in die sein Name mit einem anderen großen Namen gebracht wurde. Eines Tages trat ein junger Mann mit distinguiertem Äußeren und dunkeln kurzgeschnittenen Haar bei mir ein, der sich als Dr. Paul Rée vorstellte, dem Verfasser eines Buches „Der Ursprung der moralischen Empfindungen" (1877), das er mir überbrachte. Das Buch war eine fleißige und gehaltvolle Arbeit, enthielt aber nichts sonderlich Neues für denjenigen, der in den Schriften der englischen Empiriker zuhause war.

Nachdem er einige Zeit mit mir über seine Grundanschauungen gesprochen, sagte er: Erlauben Sie, daß ich ein in hohem Grade philosophisch begabtes junges Mädchen bei Ihnen einführe, das ernste Studien gemacht hat? — Sehr gern. — Es ist eine zwanzigjährige Russin, ihr Name ist Lou von Salomé. Wir haben schon lange Zeit Reisen miteinander gemacht. Aber eines muß ich Ihnen sogleich sagen, sie ist nicht meine Geliebte. — Ihre Mitteilung war überflüssig, erwiderte ich, Ihr Verhältnis zu der jungen Dame kümmert mich nicht und ich hatte keine Vermutungen. Da Sie aber so offen zu mir sprechen, so sagen Sie mir, ob die Verwandten des jungen Mädchens nichts dagegen haben, daß Sie mit ihr so in Europa umherreisen? — Nein, sagte er, ich habe ein so solides Renommée, daß niemand es übel auffaßt.

Kurze Zeit darauf brachte er mir einen Pack mit lyrischen Gedichte und bat mich eindringlich, sie zu lesen und ihm meine Ansicht über ihren Wert zu sagen. Es waren Gedichte von Fräulein von Salomé, die, wiewohl Russin, deutsch schrieb, ja sogar deutsche Verse, und zu meiner Verwunderung lauter schwärmerische Gedichte, alle an einen Mann gerichtet, über dessen Identität ich nicht im Zweifel sein konnte, da Rées Äußeres, seine Haltung, seine Gesichtszüge lebhaft darin geschildert waren.

Er hatte damals die junge Dame schon gebracht, eine große sympathische Blondine, merkwürdig bewandert in Philosophie, zu jenem Zeitpunkt besonders eine Kennerin und Bewunderin Schopenhauers. Ihre geistige Entwickelung hatte, wie ich erfuhr, auf einen ganzen Kreis junger Dozenten an der Berliner Universität den stärksten Eindruck gemacht, Männer wie Dr. Otto Seek, der später bekannte Historiker, sprachen nicht minder anerkennend von ihr, als Dr. Rée.

Sie und er hatten damals ein Beisammensein mit Nietzsche in Sorrent hinter sich. Ein Jahrzehnt danach sollten sie beide durch ihr Verhältnis

zu ihm berühmt werden. Das einzige Gedicht, das Nietzsche für Chor und Orchester gesetzt hat, ist eine Hymne an das Leben von ihr und nach Nietzsches Aussage hat Rées Buch über den Ursprung der moralischen Gefühle den punktuellen Widerspruch seiner eigenen Gedanken erregt. Sicherlich hat jedoch Rées Gedankengang eine Zeitlang bei Nietzsche nicht nur Widerspruch gefunden und kurze, Zeit scheint auch Fräulein von Salomé als seine Schülerin einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, bis es bald darauf zum Bruche zwischen ihnen kam.

*

Eines der Häuser, in denen ich mich sogleich nach meiner Ankunft ambehaglichsten fühlte, war das des ausgezeichneten Advokaten, Justizrat John Simson. John Simson war ein jüngerer Bruder des berühmten Martin Eduard Simson, des Präsidenten der Nationalversammlung in Frankfurt 1848, später des preußischen Landtages und zuletzt des in Leipzig errichteten Reichsgerichts. John Simson stammte aus Königsberg und war ein untersetzter, sehr schöner Mann mit prächtigen Augen und einem klugen Kahlkopf. Er hatte ein Herz von Gold. Bloß in seiner Nähe zu sein wirkte behaglich; er brachte gesunden Sinn, unendliche Gutmütigkeit, den sicheren Scherz eines guten Kopfes mit sich. Am meisten aber erquickte, die überströmende Herzlichkeit eines so klugen Mannes. Sie war wohl auch ohne eine Grundsumme sympathischer Naivität nicht möglich. Obwohl er als Advokat mit einer ungeheuren Anzahl von Verbrechern Bekanntschaft gemacht und eine große und solide Menschenkenntnis gesammelt hatte, war seine Art, sich auszudrücken, bisweilen kindlich. Er war einer derjenigen, die einen durch ihre bloße Zuneigung erfreuen können und wirkte dadurch so sympathisch, daß er die aufrichtigste Anhänglichkeit mit den altmodisch steifsten Formen verband. So gebrauchte er in der Anrede an mich, der ich etwa zwei Jahrzente jünger war als er, ohne ein Lächeln Ausdrücke, die zur Not einem uralten oder fürstlichen Protektor gegenüber am Platze gewesen wären: „Nein, mein verehrter Gönner" usw.

John Simson war ein Kost- und Weinkenner von Rang und vermehrte das Wohlbefinden, das man in seinem Junggesellenheim empfand, daß man nirgends so auserlesene Dinge zu essen und zu trinken bekam, wie bei ihm. Als ein sehr vermögender Mann sah er des öfteren Gäste bei sich, namentlich seine Heimatsgenossen aus Königsberg. In seinem Hause traf ich z. B. von Anfang an den Bildhauer Siemering und die Maler Gräf und Brausewetter, sämtlich Königberger. Im Übrigen kannte er

sozusagen ganz Berlin, war mit der ganzen Welt, von Staatsmännern und Künstlern angefangen bis zu dem niedrigsten Verbrecherpack, in Berührung gekommen.

Eines Tages trat er mit äußerst aufgeräumter Miene bei mir ein: George, mein Herzensjunge! Wünschen Sie mir Glück. ich habe eine schwere und heikle Arbeit hinter mir. Habe heute eines Menschen Kopf gerettet und ihm zu einem glatten Freispruch verholfen. — Wie konnte solch ein tödlicher Argwohn sich gegen einen Unschuldigen richten? — Einen Unschuldigen? George, mein Freund! Sind Sie verrückt? Welche Ehre wäre dann dabei? Mein Klient ist der ärgste Schuft, der je auf zwei Beinen gegangen ist. Er hat sein Weib erschlagen, so gewiß ich hier stehe. Das war ja eben die Schwierigkeit, ihn zu verteidigen und besonders mit solch einem Resultat! Denken Sie sich aber: Der Lümmel dankt mir nicht einmal, nachdem das Ganze vorbei ist, mir, dem er doch sein Leben verdankt! Natürlich lege ich nicht viel Wert auf Anerkennung von solchen Lippen; aber immerhin hätte er so viel Wohlerzogenheit aufbringen können. — Und er entwickelte mir, daß es sich um den Besitzer einer Unternehmung für Insektenvergiftung, genannt Mykothanatos handelte, dessen Gattin vergiftet aufgefunden worden war, während der Ehemann, der nachweislich vorher einem anderen Weibe die Ehe versprochen hatte, behauptete, seine Frau habe sich selbst das Leben genommen und er habe allein auf ihre inständigen Bitten seinen Laden mit den Giften offenstehen lassen.

Kam die Rede auf das Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern, so zeigte Simsons Naivität sich bisweilen in dem kleidsamsten Licht. Er glaubte an die Unschuld aller zweifelhaften Verhältnisse. Ein älterer Maler, ein vornehmer Mensch, war in eine unangenehme und widerwärtige Gelderpressungssache verwickelt worden. Zuletzt wurde er des Meineids angeklagt, weil er einen Schwur geleistet hatte, mit einem Modell, von dem er sich nachweislich nicht loszureißen vermochte, das er auf seine Reisen mitnahm und beständig nackt abbildete, in keinem Verhältnis gestanden zu haben. Daß der Mann, womöglich gerettet werden sollte, war klar. Seine größte Schuld bestand darin, durch ein verzweifeltes Mittel einen Skandal, in den boshafte Menschen ihn zu stürzen trachteten, vermeiden zu wollen. Simson jedoch war voll und ganz überzeugt, daß des Malers Verbindung mit dem Modell den überzeugendsten Indizien zum Trotz ein rein künstlerisches gewesen. Und er entwickelte die sinnreichsten Theorien über das Verhältnis, zwischen Künstler und Modell, das von ganz, ganz besonderer Art,

ohne Vergleich mit jedem anderen Verhältnis auf der Welt sei, — Theorien, die den Beifall des Bildhauers Rubeck in Ibsens Drama erregt hätten, von anderen aber nicht anerkannt werden konnten.

Trotz Simsons unbedingter Diskretion hatte man den Eindruck, daß in seinen jüngeren Jahren viele Frauen an dem schönen und sympathischen Manne Gefallen gefunden haben mochten. Von ihm selbst war niemals ein Wort über sein Verhältnis zu dem anderen Geschlecht zu hören. Als aber die Rede auf einen Mann kam, der dieses und jenes Makels beschuldigt wurde, um dessentwillen Simson ihn kräftig verteidigte, und ich den Einwurf tat, er werde doch nicht leugnen wollen, daß jener eine Schwäche für Weiber habe, antwortete Simson mit folgender lustigen und ganz neuen Anwendung eines Horazschen Verses: Ei was! Hanc veniam petimus damusque vicissim.

Eines Tages kam Simson mit niedergeschlagener Miene zu mir: George, mein verehrter Gönner, dieser Tag ist der traurigste meines Lebens. — Was ist denn geschehen? — Denken Sie sich, ich steige in einen Trambahnwagen; er ist voll besetzt; ich bleibe draußen stehen; da steht eine junge Dame von ihrem Platz auf und bietet mir ihn an. Ich lehne natürlich ab. Sie aber beharrt darauf mit den Worten: Dem Alter die Ehre!

Er war damals nicht viel über fünfzig, sah aber bedeutend älter aus und wurde sich erst durch die Artigkeit des jungen Mädchens des Eindrucks bewußt, den er machte. Er lebte keine zehn Jahre danach mehr, starb also verhältnismäßig frühzeitig. Sein Tod wurde betrauert von den Vielen, denen er ein Freund, und den sicherlich nicht wenigen armen kleinen Beamten und Künstlern seines Kreises, denen er eine Vorsehung gewesen.

EDUARD WEITSCH

VOLKSHOCHSCHULHEIM DREISSIGACKER

Dr. Eduard Weitsch, der die Volkshochschule Dreißigacker leitet, hat bei Diederichs-Jena drei wertvolle Schriften zur Volkshochschulfrage erscheinen lassen.

Was ist Dreißigacker?

Ein altes Haus, Jagdschloß, Forstakademie, Kaserne, Notwohnung, Korrektionshaus im Laufe von 1½ Jahrhunderten und schaut jetzt wie einst aus Obstgärten, Kastanienallee und Feldern von Vorrhönbergen durch enge Talschlucht hinab ins Werratal und über Hügel und Wälder auf Thüringer Wald und hohe Rhön.

Sein Sinn wurde ein anderer. Eine stille Stätte im Lande ist es geworden, wo werktätige Jugend frei atmen kann in Ferien vom Alltag. Nicht Tor oder Treppe auf der sehr notwendigen freien Bahn des Tüchtigen, sondern ein stiller Pfad aus der Schlackenhalde täglicher Hast zum Menschen.

Wenn der junge Werktätige mit 14 Jahren aus der Schule ins Leben tritt, springt die Kluft vor ihm auf zwischen Erziehung und Leben, immer sich erweiternd, immer rätselvoller, immer vernichtender für alte Götter und immer gefährlicher der Seele. Sprichwortweisheit und Schiebertum, Katechismus und Bureau, Lesebuchmoral und Daseinskampf, Geschichtsunterricht und Politik, Religionsunterweisung und die Frage nach dem letzten „Warum", dies sind Teilsprünge jener Kluft. Wer hilft Antwort finden? Schule und Kirche? Über Bord! Ob mit Recht oder Unrecht — über Bord! Das Leben grinst! Das Ergebnis: Zerriebenwerden oder Lebensklugheit, Praktischwerden! Zu allem anderen fehlt Hilfe und Zeit.

Beides will Dreißigacker geben und kanns geben wie der Versuch gezeigt hat.

Zeit — 5 Monate! Das erscheint wenig und ist viel! Bei manchen genügt eine Stunde für das Wesentliche! Wir treiben ja keine Wissenschaft, wir wollen kein System verbreiten, nicht Folianten wälzen, sondern Fragen miteinander durchdenken, zu Ende denken, die aus der Jugend kommen, die sie mitbringt. Zu Ende denken wollen wir sie unter Verarbeitung, hauptsächlich der Erfahrung der Jugend selbst, der Erfahrung in Beruf und Leben, die gar nicht gering ist, bedeutsamer beispielsweise als die durchschnittlicher Primaner. Also nicht Historiker, sondern Menschen, ihrer geschichtlichen Einordnung bewußt, nicht Volkswirtschaftler, sondern wirtschaftlichdenkendes, verantwortungsbewußtes Volk, nicht Juristen oder auch nur Gesetzeskundige, sondern Bewußtheit wachsenden Rechts, nicht Literarhistoriker — beileibe keine Literarhistoriker — sondern lebende Menschen, die Führer suchen unter unseren Großen, nicht Philosophiestudenten die in der Geschichte der Weltweisheit bewandert sind, sondern Philosophen hinter Pflug und Schraubstock — also und endlich: nicht Spaziergänge am Rande der Wissenschaft, sondern Wegsucher in Leben und Welt, nicht „Gebildete", sondern Menschen. Dies ist das Ziel. Vom Stoff, nur das Nötigste! Werkzeugschliff? 5 Monate genügen!

Hilfe! Da taucht Mißtrauen auf! Partei und Konfession werden gewittert. Nichts von dem! Wir bekennen, was wir sind und was wir

glauben, aber wir bekehren niemand. Wir sind nicht „tolerant", aber gerecht! Schüler kommen und gehen mit gleicher politischer Konfession, nur strecken sie ihre Wurzeln tiefer als zuvor. Achtung vor dem Gegner ist oberstes Gesetz; schlimmster Vorwurf: „Wahlrede", „Schlagwort". Gegner sind Irrende, oder Brüder auf anderem Wege, Feinde sogar ohne Friedensmöglichkeit, aber nicht Schurken oder Idioten. Angriffe auf uns kamen von außen her, rechts und links. Unsere Jungens stellten sich vor uns mit dem Schild in der Faust, rechts und links, wer will, frage sie selbst.

Hilfe ist uns nicht Hebung der Massen, sondern Griffzeigen zu menschlichem Aufwärts einzelner, die wieder anderen Hilfe geben u. s. f. Hilfe geben wir nicht in Vorträgen über Gottweiswas; wir sind nicht Dozenten! Erste Frage an die Schüler war: „Was suchtet ihr, als ihr zu uns kamt?" So entstand Lehrplanähnliches. „Wie denken Sie über dies oder das?" ist die erste Frage jeder Stunde und so wächst unsere Methode, die des Rundgesprächs, bei dem alle geben und nehmen und bei dem auch der Lehrer der Dumme sein kann. Ob die Schüler aus sich herausgehen? Freilich! Geradezu verblüffend! Man muß sie nur nicht erst durch Dozententum erschlagen und Gäste (neugierige und interessierte) verscheuchen.

Und Unbescheidenheit und Dünkel? — Nein Bescheidenheit ist unser Ziel und sie wächst, je mehr Scheuklappen fallen, der Horizont sich weitet, das Problem gesehen wird.

Das ist und das tut Dreißigacker.

Aber so höre ich fragen, entfremdet ihr nicht die Werktätigen der Arbeit, schadet der Geist nicht der Mechanik, wollen die Schüler in ihren Beruf zurück? Verwöhnt ihr nicht? Von zwanzig wollen zwei nicht zurück. Die aber wollen als 18 bis 26 jährige noch immer dasselbe, was sie schon als 15 jährige wollten. Im übrigen herrscht die Auffassung, daß mechanische Berufsarbeit erst möglich ist, bei entsprechendem geistigen Gegengewicht am Feierabend. Verwöhnung? Im Heim wird spartanisch gelebt, nach Karten und Kohlenminimum, schon der Etat fordert es.

Das Fazit: Der Lehrgang auf dreimaligen dringenden Antrag der Schüler um 8 Tage verlängert (welches Gymnasium machts nach?) Der Abschied schwer, schmerzlich, voll Dankbarkeit auf beiden Seiten (denn auch wir Lehrer gewannen,) das Heim nunmehr für den ersten Kurs, den Urkurs, eine Leuchte aus der Vergangenheit in die Zukunft, weghellend von Ferne, Oplid, sein Land.

STEFAN GROSSMANN

ARTHUR HOLITSCHER, DER LENINIST

Der Ausstellungssaal der Berliner Sezession dient abends Vorlesungszwecken. Die Leute besuchen ihn dann mit Vorliebe, denn der Saal wird verdunkelt, wenn der Vortrag beginnt, und man kann kein Bild an der Wand im Finsteren erkennen, geschweige denn besichtigen. Es ist ein ungemein behagliches Gefühl, zu wissen, daß da neben mir ganze Reihen von Bildern ausgestellt sind, daß ich aber augenblicklich ein Recht, ja, da ich dafür kein Eintrittsgeld bezahlt habe, die Pflicht habe, die Bilder nicht anzuschauen. Das erklärt vielleicht die Beliebtheit dieses Vortragssaales.

Als ich eintrat, war der Saal bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Hunderte Köpfe im Dunkeln. Beleuchtet bloß der Vortragstisch. Da saß eine ehrwürdige, weißhaarige Erscheinung, ein bißchen korpulent, mit sehr weichen, großen, aber ausdrucksvollen Händen. Sie hatte eine Hornbrille auf dem viereckigen Gesicht und las von einem Manuskript. Plötzlich entdeckte ich, daß unter dem langen Tuch, das über den Tisch des Vorlesers gebreitet war, ein paar mächtige Stiefel herausragten. Die konnten nicht einmal einer Frauenrechtlerin gehören. Diese Stiefel bedeuteten einen Mann. Richtig stellte sich bei ganz exakter Besichtigung heraus, daß die ehrwürdige, weißhaarige Erscheinung mit der Brille der Schriftsteller Arthur Holitscher war. Ich hörte ihm zweieinhalb Stunden zu. Der feminine Eindruck kam immer wieder. Holitscher sprach über Sowjetrußland, in dem er in diesem Winter drei Monate zugebracht hatte. Er sprach mit stärkster innerer Ergriffenheit. Es gab Augenblicke, in denen man fürchten mußte, daß der Vortragende in Tränen ausbrechen werde. Jedenfalls fühlte der Zuschauer, daß es Holitscher im Halse würgte und im Herzen noch mehr. Solche öffentliche Erregungszustände bei einem wohlvorbereiteten Vortrag beweisen eine ganz selten gewordene innerliche Beteiligung des Redners an seinem Thema und daneben auch ein klein wenig psychische Technik. Holitscher war in tiefster Erregung, als er von Sowjetrußland sprach, aber er wußte doch auch, daß er am 7. März 1921, abends acht Uhr, im Saale der Berliner Sezession, Kurfürstendamm 24, diese Erregung herzuzeigen und mitzuteilen habe. Es ist in jedem guten Redner ein Quentchen Schauspielerei vorhanden, die Dosis muß nur auf einer Apothekerwage abgemessen sein. Ein Gramm zu viel und wir werden gegen die Sache des Redners mißtrauisch, ein Gramm zu wenig und wir werden durch die affektlose Sachlichkeit des Redners gelangweilt. Holitscher hatte mit dem Takt des Künstlers und mit seinem feinsten Instinkt genau abgewogen, wie viel innere Erregung abzugeben war, aber er gab, von der Stunde hingerissen, von der Spannung der hunderte Zuschauer im

Dunkel verführt, um zwei Quentchen Erregung mehr als er beabsichtigt hatte, diese zwei Quentchen erzeugten das Gefühl: Überströmendes weibliches Herz! Dann und wann hatte Holitscher selbst die Empfindung, er spreche zu lyrisch und dann ermannte er sich und zeigte, wie hart er denken könne. Er protestierte dagegen, daß man ihn noch für einen Pazifisten halte. Das war er einmal, als die Anderen Kriegsmenschen waren. Jetzt ist er Anhänger der roten Armee, Freund von Maschinengewehren unter der Voraussetzung, daß sie in der richtigen Richtung aufgestellt sind. Gott weiß, ich wurde bei diesen militärischen Strammheitsversuchen des seelenvollen Redners den femininen Eindruck Holitschers erst recht nicht los. Es war eine etwas vorsätzliche Härte, die da zum Ausdruck kam, und sie war nicht unbedingt überzeugend. Holitscher erzählte z. B., daß Trotzki fünfzehn Soldaten der roten Armee wegen eines verhältnismäßig unwichtigen Vergehens habe füsilieren lassen, und er lobte den Zustand eiserner Disziplin, der durch dieses Experiment — ich erinnere mich dieses Wortes genau — geschaffen worden sei. Aber ich und viele Hörer glaubten Holitscher die eiserne Maske nicht. Viel näher liegen ihm gewiß die Einwände, die wir alle gegen die Schändlichkeit eines solchen „Experimentes" mit fünfzehn jungen Menschen erheben. Wer mit Menschenleben experimentieren kann, der ist ein Mörder, ob er nun weiß oder rot kostümiert ist, und Niemand, der irgendeine Ermordung mit welcher Theorie immer billigt, hat das Recht, mit tränenvoller Stimme die Ermordung Anderer zu beklagen. Das Phänomen des Daseins darf von keinem Menschen willkürlich abgebrochen werden: Heilig ist das Leben! Auch der philosophische und soziologische Schlächter bleibt ein Schlächter.

Was Holitscher am meisten imponiert hat, das ist die Gründlichkeit, mit der Lenin die bürgerliche Welt abgeschafft hat. Es gibt in Moskau, erzählte er, kein Heim mehr — weil es noch Massenquartiere gibt, es soll keine Intellektuellen geben, weil nur in der Vereinigung von Hand- und Kopfarbeit das Heil liegt, es gibt keinen Privatbesitz mehr, es gibt keinen privaten Handel mehr. es gibt keinen Geburtenzwang für die Frauen mehr — in jedem Lazarett kann jede Frau sich ihres keimenden Lebens entledigen — und man kann, wenn man will, sechsmal oder achtmal im Monat heiraten und sich scheiden lassen. Alles das ist ungeheuer radikal in der Verfassung Sowjetrußlands und in vielen Regierungsverfügungen festgelegt worden. Ich muß, wenn ich solche Erzählungen höre, immer wieder an meinen alten Freund Engelbert Pernerstorfer denken, der mit Vorliebe und immer wieder diese wiederholenswerte kleine englische Geschichte zu erzählen pflegte: Ein radikaler Sozialist steht vor einem nüchternen englischen Richter wegen eines Aufruhrdeliktes. Der Revolutionär platzt vor Energie. Er leugnet

nicht, er sagt: „Ich will die bürgerliche Gesellschaftsordnung umstürzen!" Der Richter tut dem jungen Mann nicht den Gefallen, ihn zum Märtyrer zu machen, im Gegenteil, er spricht den Feuerkopf frei. Nachdem er dem verblüfften Angeklagten das Urteil mitgeteilt, sagt er zu dem jungen Mann: „Sie sind frei. Gehen Sie hinaus und stürzen Sie die bürgerliche Gesellschaftsordnung um!" Lenin und seine Leute sind hinausgegangen und haben umgestürzt. Aber Holitscher ist ein viel zu redlicher Denker und ein trotz aller Revolutionshysterie viel zu scharfes Auge, um nicht zu sehen, daß die bürgerliche Welt zwar aus dem äußeren Dasein, aber nicht aus dem Inneren der Zeitgenossen auszutreiben war und deshalb, weil der Bürger drinnen sitzt, auch in den Leninisten, deshalb wird der russische Traum zusammenbrechen, auch wenn Hunger, Blockade und der Gegenkrieg der Nicht-Kommunisten ihn nicht bedrängten.

Holitscher schien dies auch durchschimmern zu lassen. Er verglich das kommunistische Rußland mit dem Schicksal des greisen Tolstoi, der vor seinem Tode sein Heim und seine Leute verließ und arm und hungernd in die winterliche Öde irrte. Aus der Entfernung läßt sich das alles schön bewundern. Die Tolstoi liebten, wurden über diesen Greisenentschluß schwermütig. Und darf man ein Volk wie das russische mit einem hochbetagten Greis vergleichen, der Alles, was das Leben an Freuden und Bitternissen bot, hinter sich hatte? Und würde sich Lenin nicht höchlichst bedanken, wenn man seine kommunistische Planwirtschaft mit dem Verzweiflungsentschluß, mit dem verschleierten Selbstmordversuch Tolstois vergleicht? Ich glaube, Holitschers seelenvolle Rede für Lenin würde in Moskau von Lenin konfisziert werden, und ich will nur hoffen, daß Holitscher männliche Disziplin genug hätte, einzusehen, daß die Konfiskation seiner Begeisterungen notwendig und deshalb wünschenswert ist.

Der Vortrag dauerte zweieinhalb Stunden. Die Bergpredigt war kürzer. Während so langer Vorträge muß ich mich immer an ein Gesicht klammern, das mindestens so viel sagt wie der Redner. An diesem Abend hatte ich Alfred Kerr vor mir, und es war erstaunlich, was alles in seinem Gesicht zu lesen war: Ergriffenheit und Ironie, Entrücktheit und Berliner Rationalismus, Verzweiflung über die Menschheit und über den Redner, immer wieder aber eine heitere, dankbare Verteidigung des wirklichen Lebens, des gemeinen und seligen Daseins, das es nicht verdient hat, von den großen und kleinen Tolstois post vitam verleumdet zu werden. Je länger Holitschers Vortrag dauerte, desto deutlicher war der Sieg des Zuhörers Alfred Kerr.

FRIEDRICH WOLF

DER KÄFIG IN DER NACHTIGALL

oder

VOM SEGEN DES VERBRECHERS

Eines Abends — es war im Dezember — erwog Matthias, ob er das Asyl wieder aufsuchen, oder lieber eine strafbare Handlung begehen solle. Er entschloß sich für das Letztere.

Er bestieg geflissentlich die Tram und würdigte die untergeordnete Frage des Schaffners: noch jemand ohne Fahrkarte? keiner Entgegnung. Erst bei der dritten Fahrt gelang es ihm, vom Kontrolleur gestellt zu werden. Die Masse entschied sich unverzüglich für den Schaffner durch Entsendung dreier Zeugen; zwei Schutzleute nahmen sich des Falles an; im Polizeirevier wurde der Tatbestand aufgenommen; Matthias — er hatte keinen Groschen mehr — des Betrugs im Vollendungsfalle überwiesen, die Zeugen notiert, der Zugang nochmals überhört; dann endlich bekam er Brot, Kaffee und seine Zelle.

Matthias atmete auf. Man kümmerte sich um ihn; man hatte seinen Namen erfahren wollen, man hatte sich fast liebevoll mit seinen Familienverhältnissen beschäftigt, in seine Ahnenreihe sich vertieft; man wachte draußen um seinetwillen; morgen würden wieder Menschen bloß seinetwillen sich bemühen, schreiben, Fragen stellen, hin- und herlaufen, vielleicht sogar ein Auto bestellen (er mußte doch befördert werden). Er gab mit einem Mal viele Dinge, die um seinetwillen geschahen, Menschen, denen sein Leben Aufgaben stellte; was tat es, ob unter dieser oder jener Benennung? Ja, draußen wachte man diese Nacht nicht der seelenlosen Dienstvorschrift gemäß; man wachte um ihn!

Matthias versank in seiner Zelle in einen tiefen und wohlverdienten Schlaf.

*

Am folgenden Morgen weckte ihn eine rauhe Stimme: „Aufstehen!"

Er sprang hoch; er fröstelte; schon schob man einen großen Napf heißen Kaffee und ein Stück Brot hinein. Es waren große starke Männer in Uniform, gleichsam in Livree, die ihn bedienten, die ihn weckten, in deren Gedanken er lebte, deren Dasein er einen Sinn verlieh. Ihr etwas barsches äußeres Benehmen war offenbar nur die rauhe Schale ihrer starken, männlichen Liebe zu dem Gegenstand, an dem ihr Pflichtbewußtsein sich entzünden durfte.

„Nichts als Kleindreck! Hühnermist!" meinte der Kommissar bei der Aufstellung des zweiten Protokolls. „Was beabsichtigten Sie mit Ihrer Fahrt?" Das klang durchaus würdig und der Bedeutung des

Augenblicks gemäß. Matthias schwieg feierlich. — Der Kommissar brüllte: „Sie! Wie konnten Sie es wagen, ohne Billet zu fahren?" Matthias wollte gerade antworten: wie Sie um mich sich bemühen Herr Kommissar! Wieviel Wärmeeinheiten Sie zersprengen! Aber er fürchtete, des Beamten Evolution und Arbeitsfreude zu zerstören; er schwieg. — „Zum Donnerwetter" hauchte ihn die glühende Kugel an, „geben Sie den Betrug im Vollendungsfalle zu?!" Matthias spürte deutlich, daß hier der Angelpunkt des ganzen Problems lag, daß die Tatsache, daß er der Gebende war, sich nicht länger mehr verheimlichen ließ; und so sprach er mit Überzeugung: Ich gebe zu."

„Abführen!"

*

Nun begann erst die sublimere Teilnahme, die man seiner Person widmete. Er wurde im Auto einem imposanten Bau zugeführt, dem Untersuchungsgefängnis. Wiederum kamen starke Männer in einfacherer Livree, die sich um ihn bemühten, andere, die nach seinem Stammbaum sich erkundigten, dritte, die den Tatbestand nochmals nachprüften, wieder andere, die eine Akte anlegten. Er ließ sich verschiedentlich von Assessoren, einmal sogar von einem Landgerichtsrat interviewen. Seine Memoiren wurden — in einen blauen Deckel geheftet — von Staatswegen gesammelt, registriert und der Bibliothek des imposanten Gebäudes einverleibt.

Selbst der Bürochef mußte sich mit ihm beschäftigen! Der Landgerichtsrat, zwei Assessoren mußten sich mit ihm beschäftigen. Der Aktenhefter mußte sich mit ihm beschäftigen. Zwei Gerichtsschreiberaspiranten mußten sich mit ihm beschäftigen und ein Verhör noch einmal abschreiben, weil sie „inkriminiert" mit „g" geschrieben. Der eine von ihnen kam zu spät zum Mittagtisch, und es gab eine Szene, bei der eine Kohlenschaufel unglücklich flog und der Arzt hinzugezogen werden mußte. Ein entfernter Arzt mußte sich also beschäftigen.

In einer Nebenverhandlung mußte die Reinigung des Tramschaffners vom Verdacht der Beihilfe zum Betrug im Vollendungsfalle stattfinden. Drei Zeugen mußten geladen, auf die Heiligkeit des Eides hingewiesen und entschädigt werden. Die ganze Nebenverhandlung mußte sich mit ihm beschäftigen.

*

Es wurde Matthias immer offenbarer, daß es sich hier unmöglich um das nichtgelöste Trambillet handeln konnte, noch um den Versuch, auf einer gutgeheizten Polizeistation zu übernachten, sondern daß es von ihm in jener unmerklichen Sekunde abgehangen, ob Hunderte von

Menschen durch ihn die Möglichkeit erlangen sollten, ihre Pflicht zu erfüllen. Er spürte deutlich, wie all die Menschen, die er beschäftigte, vom Landgerichtsrat bis zum Aktenhefter, aus einem leisen und scheuen Gefühl der Dankbarkeit sich um ihn bemühten; er spürte den inneren Segen seiner Tat, er kam sich wie ein stiller weithinwirkender Wohltäter vor, der vielen Menschen Aufträge erteilte und Arbeitsgelegenheit verschaffte; wie ein Juwel, das man einschloß, damit es nicht gestohlen werde.

Als um Mittag wieder ein Beamter in kleiner Livree erschien, ihm seine Brotsuppe hinstellte und mit großer Sorgfalt hinter sich zuriegelte, da lächelte Matthias nicht ohne Stolz.

*

Der Landgerichtsrat aber legte das Fruchtmesser hin und streckte sich lang. Derweil sein Weib ihm die Rolle unters Haupt schob und seine gefurchte Stirn glättend, mahnte: „Du überarbeitest Dich, Schatz", knurrte er streng, doch mit Genuß: „Nur Arbeit adelt!"

ROBERT WALSER

PORTRÄT

Sein Vater stammte aus Mähren und war Musikdirektor in Aarau. Er selbst legte frühzeitig Beweise von Intelligenz ab. Wo andere mühsam lernten, spielte er. Die Lehrer erblickten in ihm etwas wie ein Genie und mochten darin recht haben. Bei schönem Wetter pflegte er die Schule einfach zu „schwänzen", d. h. er ging spazieren. Jedermann hatte ihn lieb, weil er so offenherzig, freimütig, gutmütig war, so freundlich lächelte, so sanft sich benahm, so lustige, kluge Augen hatte, so lebhaft sprach und keinem im Weg war, höchstens dann und wann sich selber. Er wußte nämlich nicht, was er werden sollte. Frühentwickelte haben mit Berufswahl große Mühe; sie verstehen alles und gehen mit ihrer Phantasie über Verhältnisse und Dinge hinaus. Es trieb ihn zur Kunst, zur Literatur, zum Geistigen und Schönen, und so fuhr er eines Tages, ich weiß nicht, um wie viel Uhr, nach Wien, das ja eigentlich seine Heimat war. Dort lernte er „Menschen" kennen, darunter Bahr, der ihn anläßlich eines Theaterabendes Hofmannsthal vorstellte; es wurde ein Stück von Hebbel gegeben. Unser Gegenstand reiste bald nach München, zu Franz Blei, dieser machte ihn auf Bücher, Gegenden und Leute aufmerksam, so auch auf mich, und so lernt' ich ihn kennen. Ich wohnte dazumal in Zürich. In meine Stube trat einer, der allem Anschein nach arm aber jung und darum hoffentlich wohl auch ein bischen leichtsinnig war. Goethe sagt im Alter: „Weil ich nicht wild war, bin ich heute weise". Dies en passant. Er fing sogleich an zu reden, und wie er's tat, waren wir bereits vertraut. Er glich ein wenig

dem König Ludwig von Bayern, ich sagt' es ihm, und er gestand, daß es ihm schon viele gesagt hätten. Von Zeit zu Zeit fuhr er mit der Hand durch's dichte dunkle Haar. Die Hände zart, der Teint ebenfalls, die Stimme angenehm, der Anzug lottrig, Schuhe nicht im besten Zustand, aber dafür ein tadelloses, ich meine, sehr, sehr sympatisches Benehmen. Wir nahmen selbstverständlich sogleich die ganze neuere Malerei und Dichtung durch und redeten über Musik wahre Abhandlungen, auch über Frauen und gingen dann zusammen in's Kaffeehaus. Ich gewann ihn ohne weiteres lieb, er war so mutig, so zart, so zur Fröhlichkeit aufgelegt, so generös, uneigennützig und machte über sein gewiß recht fragliches Dasein, will sagen über seine Armut, nicht die kleinste sentimentale Bemerkung. An sich schien er nur nebenbei zu denken, als sei er ein ihm ziemlich gleichgültiges Wesen. Öfters gingen wir auf den Zürichberg, die hübsche Universitätsstraße entlang, auch trafen wir uns beinah täglich im Warenhaus Jelmoli, oben im vierten Stock, bei einer Tasse Kaffee. Bald danach reiste er mit unsäglich geringen Mitteln nach Berlin, wo ich ihn ein Vierteljahr später wiedersah, indem auch ich mir den Ausflug erlaubte. In Berlin schrieb er für Zeitungen und suchte sich, so gut es ging, zu amüsieren. Da er sich überall artig zeigte, machte er Damenbekanntschaften, aber im Zeitungsdienst hatte er wenig Glück; Berichterstatten gelang ihm nicht recht; offenbar besaß er hierfür nicht genug Ader, genug Gabe. Er legte sich mehr auf's Lesen, als auf's Schriftstellern, wußte stets sämtliche intelligente Neuigkeiten. Sein Interesse umfaßte Gemäldeausstellung, Konzert, Theater und „Liebe". Er hatte eine Schwester, die sich sehr um ihn sorgte, in deren Augen er zu nichts Rechtem taugte, worin sie, wenn man durchaus will, recht hatte. Brüder werden jedoch oft von Schwestern total mißverstanden, aber sicher manchmal umgekehrt ebenfalls. Das sind Sachen. Nicht lang, und so fuhr er nach Nizza, spielte dort, gewann ziemlich viel Geld, verlor aber alles wieder. Innerhalb von zehn Minuten sah er sich wohlhabend und bettelarm. Nun sah man ihn in Portugal, wo er sich immerhin nur kurze Zeit aufhielt, obschon ihm das Klima zusagte. Und jetzt? Wo lebt er? Wenn ich's wüßte, würd' ich's wahrscheinlich sagen, aber ich weiß nicht einmal, ob er überhaupt noch existiert. Gelebt hat er wie einer, der sehr fein veranlagt ist, Kultur besitzt, mit Sinn, Herz und Verstand für alles Schöne begabt ist und sich stets bedrängt, gelangweilt sieht, weil er „vernünftig" sein soll, ihm das nicht gelingt, da es ihm nicht liegt. Nun, er wird sich wohl irgendwie haben erhalten können. Unglaublich ist's, wie mitunter Unpraktische sich als praktisch bewähren. Wenn's ihm gut geht, freut's mich, denn dies würd' er meiner Meinung nach verdienen. Gibt's denn nicht immer noch im Leben hie und da glückliche Fügungen?

AUS DEM TAGE-BUCH

DER AUFGESCHOBENE TRAUERTAG

Als sich das Erdbeben von Lissabon ereignete, übte die Katastrophe auf die Gemüter der zivilisierten Menschheit gewaltigen Eindruck aus und es wurden die Ideengänge von Philosophen fortan in andere Bahnen gelenkt. Es kamen damals, im Jahre 1755, 30 000 Menschen um; soviel wie an irgendeinem „Großkampftag". Unsere Zeitgenossen sind robustere Naturen. $2^1/_2$ Jahr nach Friedensschluß sollte endlich ein nationaler Trauertag abgehalten werden. Er wurde aber wieder bis auf weiteres, voraussichtlich bis zum nächsten Jahre verschoben. Weshalb? Unter anderem machte ein gemütvoller Mensch in der Zeitung warnend darauf aufmerksam, daß am 6. März, der ursprünglich dem Gedächtnis von Millionen gefallener Männer geweiht werden sollte, die Leipziger Mustermesse beginne. Im Hinblick auf die zu erwartenden Ausländer .... da gerade an diesem Tage zahlreiche Extrazüge usw... Man kennt den Text und man kennt die Melodie. Es gibt sehr viele Leute, die der Meinung sind, über den Krieg sei nun genug geredet worden, man solle vergessen und vergeben und resolut, ohne sentimentale Betrachtungen, die Betriebsamkeit wiederaufnehmen. Wenn spätere Geschlechter mit Grauen auf unsere Epoche zurückblicken, dann wird noch größer als ihre Abscheu vor den Greueln des Weltkrieges ihre Verachtung einer Menschheit sein, die durch den Millionenmord nicht zur Einkehr gebracht werden konnte. Nie ist das Wort: „Die Toten sterben schnell" so wahr gewesen, wie heute. Schiebt den Trauertag nicht auf, verzichtet ganz darauf! Die wertvollen Menschen, deren Wesen durch den Tod der Brüder und Kameraden beschattet wird, deren latente Trauer sich mit den Empfindungen des Hasses und der Empörung mischt, bedürfen eines staatlich festgesetzten Trauertages nicht. Und die anderen, die ihn gelegentlich mal in der flauen Geschäftssaison abhalten wollen, die brauchen ihn erst recht nicht.

Jan Altenburg.

DIE ZERSTÖRUNG DES THEATERS

Deutschlands Theater war vielfältig und reich, weil es in Berlin, in München, in Dresden, in Weimar, in Wien jeweilig blühte. Es konnte blühen, weil subventionierte Theater nicht reine Geschäftstheater sein mußten. Nun sind durch die Armut der Länder und Städte diese Subventionen bedroht. Noch schlimmer aber durch die Kleinlichkeit der lokalen Parteien. Hören Sie: Das (ehemals königliche) Dresdener Schauspielhaus bekommt seine Subvention jetzt von der sächsischen Regierung. Nur so kann es, nur so könnte es eines der führenden Theater Deutschlands bleiben. Nun haben die „Betriebsräte der sächsischen Stadttheater" von Leipzig, Chemnitz, Plauen und Bautzen an die sächsische Regierung eine Eingabe gerichtet, daß die staatlichen Zuschüsse künftighin nicht mehr nur dem einen Dresdener, sondern allen sächsischen „Kulturtheatern" zuzuteilen seien.

Ich will nichts gegen das Kulturtheater in Plauen oder Bautzen sagen, auch nichts gegen das Kulturtheater in Chemnitz. Aber das weiß ich, daß das Dresdener Schauspielhaus aufgehört hat, eine erste deutsche Bühne zu sein, wenn diese Prozentualgerechtigkeit vom sächsischen Landtag akzeptiert wird. Dann wird auf alle Kulturtheater von Pirna bis Halle, von Bautzen bis Chemnitz, von Plauen bis Riesa eine verschwindende Teilsumme fallen, die Landestheater in Dresden aber werden vernichtet sein.

Die Angelegenheit ist aus zweierlei Gründen erschreckend. Erstens weil die Abgeordneten von Chemnitz, Riesa, Leipzig, Plauen, Bautzen natürlich gegen die Abgeordneten von Dresden sich verbünden werden. Es ist bei dem stupiden Lokalfanatismus der vor den Wählern kriechenden Abgeordneten an eine großzügige Lösung nicht zu denken. Im Besonderen, da die Betriebsräte, also auch die sozialistischen Parteien, sich der theaterzerstörenden Bewegung angeschlossen haben. Die Demokratie, das muß leider gesagt werden, wirkt hier theaterkultur-vernichtend. Die Fürsten, die in Weimar, Meiningen, Dresden residierten, wußten schon, warum sie nur ein Theater subventionierten und hochbrachten.

Zweitens ist zu bedenken, daß das sächsische Beispiel ansteckend wirken wird. Was die Sachsen von ihrer Regierung begehren, das werden die Betriebsräte und Abgeordneten von Nürnberg, Fürth, Augsburg, Ingolstadt, Passau, Bamberg und Würzburg vom bayrischen Staat verlangen. Und morgen werden wir die Bewegung im preußischen Landtag haben.

Die sächsischen Betriebsräte gaben das Signal zur Zerstörung der hochstehenden deutschen Theater. Was übrig bleiben wird, das wird ein allgemeines, fades, mittelmäßiges Bürgertheater sein. Das Normaltheater von Chemnitz und Bautzen wird sich über ganz Deutschland ausbreiten!

EIN 14JÄHRIGER KRITIKER

Eines Abends fiel Schauspielern des Hessischen Landestheaters ein junger Mann auf, der sich in einer Loge neben auffälligen Damen noch auffälliger benahm. Es wurde festgestellt, daß der Jüngling Freikarten der Intendanz benutzte, die ihm auf seinen Antrag als Kritiker bewilligt wurden. Der junge Mann hatte das 14. Lebensjahr noch nicht ganz erreicht. Er hatte der Intendanz nachgewiesen, daß er für Zeitungen in Darmstadt, Leipzig, Hamburg schreibe. Nun machte das jugendliche Alter des Kritikers die Intendanz stutzig. Sie übergab den Fall dem Betriebsrat. Dieser beschloß, dem Kinde die Kritikerkarten nicht mehr zu bewilligen. Aber das ließ sich der energische Knabe, er heißt Buschmann, nicht gefallen, er appellierte an die Fachorganisation. Leider gibt es in Darmstadt keinen Verein der Theaterkritiker, sonst wäre wohl das Landestheater sofort boykottiert worden, sondern bloß einen Journalisten- und Schriftstellerverein. Vor dieser Instanz gab Buschmann an, daß er allerdings erst 14 Jahre alt sei, doch sei er bereits mit 11 Jahren wegen Frühreife von der Schule gegangen — er hat also im Ganzen eine fünfjährige Schulbildung genossen — seit zwei Jahren schreibe er Kritiken. U. a. legt er eine Besprechung des „Faust" von Avenarius vor, sie war nicht ablehnend. (O, Avenarius!) Der Darmstädter Journalisten-Verein fühlte sich nicht befugt, ein Urteil oder ein Gutachten abzugeben! Er beschloß, statt dem Kritikerknaben kurzweg das Handwerk zu legen, den Fall dem Reichsverband der deutschen Presse vorzulegen. Dieser wandte sich an den „Verband Berliner Theaterkritiker". Und nun sei die Entscheidung der Berliner Kritiker wortwörtlich angeführt:

„Zu dem Fall Buschmann ist zunächst grundsätzlich festzustellen, daß die Anmaßung eines Theaterbetriebsrates, über die Zulassung von Personen zu entscheiden, denen zum Zwecke der Kritik Theaterkarten zur Verfügung gestellt werden, mit aller Schärfe abgelehnt werden muß. Die Bestimmung darüber ist ein natürliches Recht der Presse, d. h. der verantwortlichen Leiter der Zeitungen. Es widerspricht überdies den Voraussetzungen einer unabhängigen Kritik, wenn diejenigen, um deren Prüfung und Beurteilung es sich handelt,

Einfluß auf die Auswahl der zur Kritik berufenen Personen zu nehmen versuchen.

Was die Anregung anlangt, für den Beruf zur Kritik eine Altersgrenze nach unten festzusetzen, so können wir eine solche mechanische Bestimmung nicht befürworten, da die individuelle Reife bei verschiedenen Menschen auf verschiedenen Altersstufen eintritt. Im allgemeinen empfiehlt es sich gewiß nicht, die Theaterkritik jungen Leuten von $14^1/_2$ Jahren anzuvertrauen, da auf dieser Altersstufe in der Regel die Schulbildung noch nicht völlig abgeschlossen, der Charakter noch nicht gereift, und die Erfahrung, auf der die Vergleichung von Kunstleistungen beruht, noch nicht erworben ist. Doch gibt es, wie auf jedem Gebiete geistiger Tätigkeit, auch auf diesem Ausnahmen von der Regel. Die als Proben vorliegenden Zeitungsartikel des jugendlichen Kritikers sprechen für eine außerordentliche Frühreife; sie sind trotz mancher jugendlichen Wendung Zeugnis einer aufmerksamen Beobachtung und Nachdenklichkeit und erweisen sich in der Form als durchaus druckfähig. Zu einem Protest gegen den jugendlichen Kritiker ist also in diesem vorliegenden Falle ein haltbarer Grund nicht gegeben."

Mit einem Wort: Der Verband der Berliner Theaterkritiker entschied sich für die Zulassung des mit 11 Jahren aus der Schule entlassenen, noch nicht 14jährigen Kritikers. Immerhin sah er von einer Strafverfügung gegen das Hessische Landestheater ab. Er begnügte sich mit einem strengen Verweis an den Betriebsrat. Die Bestimmung darüber, wer zum Kritiker bestellt werde, sei das „natürliche Recht der Presse, d. h. der verantwortlichen Leiter der Zeitungen." Wem sind diese Leiter verantwortlich? Dem Publikum? Das hat nichts dreinzureden. Den Redakteuren? Die erfahren erst das vollzogene Engagement und sind gewohnt, zu schweigen. Sich selbst? Aber sie stellen ja Knaben mit fünfjähriger Schulbildung als Kritiker an. Und solchen Richtern sollen sich Schauspieler, Dichter, Musiker unterwerfen, ohne auch nur ein Recht des Einspruchs zu haben?

Die Entscheidung des Berliner Kritikervereins war schließlich dem Reichsverband der deutschen Presse doch gar zu töricht und er empfahl in einem Begleitwort den Presse-Verbänden, im Interesse des Ansehens der Presse kritische Aufgaben doch nur „solchen Personen anzuvertrauen, deren Lebensjahre das Vorhandensein der notwendigen Erfahrung annehmen lassen."

Die Stellung des 14jährigen Kritikers wird in Darmstadt trotz dem Gutachten der Berliner Kritiker nicht zu halten sein. Ich schlage vor, den Knaben Buschmann nach Berlin zu bringen und ihm hier ein Kritikeramt zu übertragen. Was braucht denn eigentlich ein hauptstädtischer Kritiker? Kurze Schulbildung? Vierzehnjährigkeit? Das Wichtigste ist: Der Mut zur Dreistigkeit, über Alles, über Jeden, mit deutsch geredet, Chuzpe zu reden. Plätz für den Knaben Buschmann in Berlin!

SCHICKSALE VON BÜCHERN

Ein Teilnehmer schreibt mir von der Leipziger Bugra-Messe: Verehrter Herr Großmann! Sie sollten noch ganz anders gegen die sich neu einschleichende Zensur losgehen und die Tageszeitungen mitreißen. Wissen Sie, wie viel Bücher in München im vorigen Jahr confisziert wurden? Über 400! Wissen Sie, daß dem Georg Müller-Verlag allein durch Confiskation und zwar vieler ausgezeichneter Werke der Weltliteratur, Bücher im Herstellungswerte von 600000 Mark beschlagnahmt wurden? Die Lage der deutscher Verleger ist, wahrhaftig, nicht so rosenrot als daß sie solche Überfälle noch vertragen könnte. Papie - und Satzkosten sind ungeheuer angewachsen, die

Preise der Bücher mußten hoch hinaufgeschraubt werden, das bedeutete wieder ein Ausschließen der breiten Massen vom Markt. Das billige Buch, sogar das Ullsteinbuch, ist beinahe verschwunden. Man bekommt einen Begriff von den Herstellungskosten eines Buches, wenn man erfährt, daß, um nur ein Beispiel zu nennen, Hans Heinz Ewers „Vampyr“ an Kosten, das Honorar des Verfassers mitgerechnet, fast eine Million Mark verschlungen hat. Das Buch steht freilich schon im 51. Tausend. Aber solche Ziffern hat der nüchtern kalkulierende Verleger bis zum vorigen Jahr nicht gekannt. Kein Wunder, daß alle Verleger sichs neunmal überlegen ehe sie ein neues Werk erscheinen lassen. Die Bücher- und Broschürenflut hat abgeebbt. Es werden von jetzt ab erschreckend wenig neue Werke junger Dichter herauskommen und, wenn Sie können, warnen Sie gerade dichterische Naturen, für die nächsten zehn bis fünfzehn Jahre mit den Erträgnissen aus ernster Literatur zu rechnen! Die Arrivirten, die mit Auflagen von mindestens 10 000 Exemplaren rechnen können, werden erscheinen. Den Anderen, den kühnen Neuerern, den unbekannten Talenten wird der Weg unendlich schwer werden... So hart dies scheint, vielleicht behütet diese Not der Verleger die heranreifenden Talente vor allzufrüher Kommerzialisierung und insofern kann die Einschränkung der Verlagstätigkeit vielleicht zum Segen der Literatur werden.

FILM

DOSTOJEWSKI IM FILM

Die beiden Herren, die aus Dostojewskis „Idioten“ einen Film geholt haben, schreiben bescheiden und klug über ihre Arbeit, „nach Motiven des Romans“. Sie nennen ihr Drama „Irrende Seelen“, was man freilich über alle Romane setzen kann und geben in einem zweiten Titel gleich die Marke für die Provinz „Sklaven der Sinne“.

Aber der Film ist viel besser als der Titel. Er ist in vielen Szenen vorbildlich. Und zwar für etwas wirklich Neues, nämlich für die Darstellung seelischer Vorgänge im Angesicht des Menschen. Ich kenne keinen deutschen, geschweige denn einen ausländischen Film, der so viel Psychologie des Antlitzes enthält wie dieser. Was Alfred Abel, Asta Nielsen, Edgar Licho hier auf Höhepunkten des Dramas in Nahaufnahmen ihrer beseelten Gesichter geben, das ist höchste mimische Kunst. Ob Asta Nielsen wirklich weint, weiß ich nicht, aber daß sie die Fähigkeit hat, durch das Leiden in ihrem immer von innerstem Leben erfüllten Gesicht die Tränen der Andern heraufzulocken, das kann ich bestätigen. Noch mehr solche Filme und die Menschen werden lernen anders als bisher in den Gesichtern der Nebenmenschen zu lesen, wie ich ja denn überhaupt für eine der seelischen Erziehungswirkungen des Kinos das steigende Verständnis für den seelischen Ausdruck des menschlichen Antlitzes, der Hände und des Körpers überhaupt halte.

Dieser Film ist aber auch vorbildlich als Regiearbeit. Curt Froelich hat mit instinktiver Mathematik den Film in Massendrama und Individualdrama zerlegt; erquickend der Gegensatz von Bewegtheit des äußeren und des inneren Bildes. Am deutlichsten ist die Souveränität des Regisseurs in einem Theaterakt zu sehen. Da wird dieselbe Situation von verschiedenen Standpunkten aus aufgenommen. Auf der Bühne tanzt eine Truppe, in der Loge sitzen Leute, die von ihrer Komödie erfüllt sind. Reizend der wechselnde Ausblick auf die Bühne, bald von der Logenbrüstung aus, wenn die Zuschauer aufmerksam sind, bald vom Hintergrund der Loge, wenn die Zuschauer plaudernd in ihre Angelegenheiten vertieft sind, bald ganz in der Nähe der Bühne, wenn der

vorgeführte Tanz wichtig ist. Ebenso vollendet ist die Aufnahme einer Promenade in einem Badeort gelöst, immer wieder dient das äußere Bild seelischer Absicht.

Dieser Dostojewskifilm läßt sogar wirkliche Dostojewski-Stimmung aufkommen. Das Weichliche, Sanfte, haltlose Jasagen der epileptischen Christusnatur wird gebracht, nicht zum Nutzen des Films, gerade das eigentlich Dostojewskische wird deutschen Menschen immer fremd bleiben. Hätten die Verfasser am Ende ein bißchen weniger Dostojewski gebracht, so würden sie, glaub ich, das stärkste deutsche Filmdrama geschaffen haben.

MEIN HERMELINMANTEL

Erna Morena schreibt mir:

Seit Wochen läuft durch hundert deutsche Zeitungen wieder einmal eine Notiz über meinen Hermelinmantel, den ich. als Frau eines Sozialisten trage!!

Nun will ich keinem Zeitungsleser in Pirna oder Kottbus einreden, daß ich eine Feindin schmückender Kleidung bin. Man kann auf der Bühne eine große Robe einen festlichen Mantel nicht mit Natürlichkeit tragen, wenn man im Leben immer nur in einer Kattunbluse herumläuft. Die Dinge leben mit den Menschen, und auch die Kleider schenken sich dem Träger erst allmählich. Deshalb wirken ja sehr viele, auch berühmte norddeutsche Schauspielerinnen, wenn sie sich auch für teueres Geld in Modehäusern anziehen lassen, auf der Bühne köchinnenhaft, weil sie sich in den ihnen fremden Roben nicht zu bewegen wissen. So lieb so ein Mädel in der weißen Waschbluse aussieht, so komisch bewegt sie sich im gerafften Samtkleid. Ich hätte also ein Recht auf einen Hermelinmantel, aus meiner Arbeit heraus.

Aber was soll ich dazu sagen, daß mir seit Wochen in hundert deutschen Zeitungen ein Hermelinmantel nachgesagt wird, den ich nicht besitze und nie besaß! Ich lasse es mir gefallen, wenn der Zeitungswitz sich an einem wirklichen Gut von mir reibt. Meinetwegen noch ein Schock satyrischer Betrachtungen über die „Kommunistin im Hermelin" — wenn wenigstens der Hermelin da wäre! Daß ich aber durchs Feuilleton der deutschen Zeitungen in einem Pelzmantel geschleppt werde, den ich garnicht habe — und auch nichts Ähnliches — das ist zu viel und dagegen müssen Sie mich schützen, Stefan Großmann.

Im Vertrauen gesagt: Ich finde Hermelinmäntel abgeschmackt. Hätte ich einen, ich würde ihn längst verkauft und für den Erlös einige Paar Stiefel angeschafft haben. Stiefel sind wichtiger und schöner als Hermelinmäntel.

MADJARISCHES

In Budapest wurde Wegeners Golem-Film verboten, weil ein Herrscher darin Judenverfolgungen verhindert. In Budapest wurde der Film „Anna Boleyn" verboten, weil in der Gestalt Heinrich VIII. das monarchistische Prinzip verhöhnt sein soll. Es ist ganz gut, daß Herr Horthy an so harmlosen Exempeln beweist, daß Europa an den Grenzen der Leitha aufhört.

EIN HASS-LIEFERANT

Ein Verlag für pikant-sentimentale Literatur — die deutsche Pikanterie begnügt sich nicht mit Andeutungen — der Universal-Verlag in München kündigt ein Sammelwerk an „Haß" und zwar als „Antwort deutscher Dichter auf Versailles". Als Herausgeber des Buches. das gegen „das unwürdige Versöhnungsgewinsel volksfremder versklavter Seelen" gerichtet ist, zeichnet Herr Reinhold Eichacker, dem die flotten Probiermamsells und kurzröckigen Dielendamen den Roman „Mütter der Venus" verdanken. Immerhin ist's lustig, Otto Ernst und Friedrich Freska, (die Beiden werden einander täglich ähnlicher) Rudolf Presber und Georg Hirschfeld, ja sogar den allzeit edelmütigen Bruno Wille in den Karren des venusnächtlichen Haß-Dirigenten eingespannt zu sehen. Hoffentlich läßt er das Buch, das „allen Deutschen zur Fackel werden soll", nicht mit pikanten Illustrationen versehen.

ANEKDOTEN

Ludwig Thoma war in einer Vorlesung von Karl Kraus gewesen. Aufatmend ging er allein die Treppe hinunter. Plötzlich blieb er stehen und sagte ganz laut: „Dös möcht' i am Sonntag sein, was der sich am Werktag einbildet!

* * *

Hofmannsthal wurde scherzhaft gefragt, was ihm lieber sei: von Holzbock gelobt oder von Kerr zerrissen zu werden. Er besann sich einen Augenblick und sagte dann still: „G'lobt soll man werden, g'lobt soll man werden, g'lobt soll man werden!

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Nr. 10)

Diesem Heft ist ein Prospekt des Verlages Eugen Diederichs, Jena, eingeklebt.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 493. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35. Potsdamer Straße 123 b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

STEFAN GROSSMANN

ATTENTÄTER IN DER SONNE

Der Tiergarten blüht. Kleinwinzige klebrige Blättchen an den Birken, kleine rötliche Verdickungen an den Spitzen der Lindenäste, in den schwarzen Gebüschen knallgelbe Blüten und am Teich die ersten grauseidenen und bräunlichen Kätzchen. Wer jetzt durch den Tiergarten geht, muß zur Sanftheit des Herzens bekehrt werden. Junge Mütter mit liebevoll gepflegten Säuglingen und kaum krabbelnden Kindern, strahlend von weißer Wäsche, Sauberkeit und Wohlstand, spazieren durch die Alleen. Das ist die große Frühlingspromenade der Berliner Babys. Auf den Bänken aber sitzen (bei Tage) pensionierte Herren und Damen, alte Menschen, die vom Leben nicht viel mehr wollen als ein bißchen strahlende, wärmende Sonne und die Nähe gut gepflegter Kinder, denen sie in schnell erworbener Onkelwürde zulächeln können. Hier geht fast kein Mensch mit einer vollgepfropften Aktenmappe vorbei, hier hört man kaum am Morgen das Berliner Hauptwort „Provision". Auch die Leidenschaften der Tiergartennächte sind an diesem Frühlingsmorgen weggeblasen. Es gibt keine wildverschlungenen Pärchen mehr in der Frühe, es schleicht kein Dämmerungsstrolch durch die hellen Alleen. Am Morgen ist der Tiergarten ein Park der friedfertigen Menschen. Abends vernimmt man hier die Signalpfeife der grünen Sicherheitswehr, jetzt hört man hier die Amseln rufen. Ich las unlängst die Briefe der Rosa Luxemburg und wurde mit Ergriffenheit gewahr, wie die Seele dieser fanatischen Agitatorin still und andächtig wurde in der Frühlingssonne.

Ich hatte ein kleines Kind mit. Da schimmerte etwas Goldenes in der Luft: die Siegessäule. Sieben Jahre wohne ich in Berlin und war nie versucht, hier hinaufzuklettern. An diesem Morgen tat ich's. Und wir standen oben und sahen durch ein besonntes Luftmeer und sahen hinunter auf das hellgrüne Knospen des lenzenden Tiergartens. Die Dächer schimmerten und blinkten, die Spree und der Landwehrkanal glänzten im Licht, und alles Frühlingsgrün, das in Berlins Häusermarkt eingestreut ist, winkte uns fröhlich herauf. Da waren Reichstag und London, die Sanktionen und Adolf Hoffmann, Barnowsky und mein Hauswirt vergessen. Nur ein unendlicher Frühlingshimmel war über mir, und die Welt erglänzte im Licht.

II.

Abends las ich in der Zeitung, daß zwei Stunden später einige Männer mit List und Tücke eine Sprengmaschine mit brennendem Docht auf der Treppe der Siegessäule versteckt hatten. Hätten aufmerksame Leute das Dynamit nicht zufällig entdeckt, so wäre 10 Minuten später der Frühling im Tiergarten auf den Trümmern der goldenen Säule und mit vielen Leichen gefeiert worden. Die Polizei forscht nun seit Tagen nach den Menschen- und Frühlingsfeinden, die dieses gottverlassene, stupide Attentat begehen wollten. Primitive Erklärer meinten, Ausländer müssen es gewesen sein, andere wollten auf rabiate Spartakusleute raten. Sicher hat irgendwie das Wort Sieg in dem Kopf eines Hemmungslosen eine höllische Gewalt losgelöst. Aber wie kann ein Mensch abhängig werden von einem Wort?

Ich sitze abends auf meinem großstädtischen Balkon und denke nach, welcher Höllenmensch diese Höllenmaschine durch den Frühling zur Siegessäule getragen haben mag. Wie, frage ich mich, konnte er an all dem Blühen und Knospen vorbeigehen? Wie konnte er das Dynamit an den spielenden Kindern vorbeitragen? Schien dieselbe Sonne nicht auf sein unheimliches Paket? Hat er die Amseln nicht gehört? Ich begann mich meiner Frühlingsreligion zu schämen, als einer dummen Neigung zur Idylle. Es ist offenbar ein optimistisches Vorurteil, zu glauben, daß der blaue Himmel für alle blau, daß eine Kinderhand für jedermann ein kleiner Scherz Gottes sei und daß die ersten Birkenblätter in jedermanns Seele die Gedanken an Auferstehung und Immerwiederblühen wecken müsse.

Wir alle vergessen immer wieder an den Nachbar Thersites.

Wir vergessen immer wieder, daß es Menschen gibt, für die kein Frühling, kein Blühen, keine Frau, kein Kind auf der Welt ist. Wir vergessen, daß es Menschen gibt, die Augen haben und doch blind sind — nie sind noch die Legionen der Blindgeborenen gezählt worden, — wir vergessen, daß es Millionen Menschen mit Ohren gibt und nur ganz wenige, die Musik hören. Diese blind und taub Geborenen sind in diesem erregten Zeitalter wach geworden. Sie denken, aber sie erleben nicht Sie fühlen sich nicht einmal als Enterbte, aber sie tragen unbewußt ihren Haß gegen die Sonnenwelt mit sich. Niemals war der häßliche Zwerg Thersites mächtiger. Er sucht nur Gelegenheiten, sich auszuspeien. Er schleicht sich in große Versammlungen und speit vor versammeltem Volke. Er drängt sich in die Theater und speit an, was seinem Speichel erreichbar ist. Er drängt sich in die Nähe schöner und wehrloser

Frauen und speit sie mit seinen Haßverdächtigungen an. Er studiert die Lebensgeschichte großer Männer, nur um den Punkt herauszufinden, wo sie klein waren und dann hat er die Stelle gefunden, wo er sie anspeien kann. Er entgöttert die Welt, weil er selbst von allen Göttern verlassen ist. Er ist innerlich verzwergt und verwachsen und sein ganzes Urteilen, Richten, Denken ist eine einzige Rache an den Nicht-Verzwergten und Nicht-Verwachsenen. Gelegentlich hüllt er sich in einen, freilich etwas löcherigen, Mantel von Gutmütigkeit, damit man seinen Buckel und sein Speimaul nicht gleich bemerke. Wir Esel, wir ahnungslosen Frühlingsgläubigen, wir gehen durch den knospenden Garten und können uns garnicht vorstellen, daß in derselben Sonnenstunde, an denselben blühenden Sträuchern, an Kindern und Amseln vorbei, ein Höllenmensch mit seiner Höllenmaschine schleicht.

Laßt uns an Thersites denken!

Ich glaube nicht, daß es helfen wird, den Kindern von Thersites beizustehen,, sie zu pflegen, ihre Augen zu waschen, ihre Ohren zu pflegen, ihre Seelen mit Musik zu füllen. Eines Tages wird Thersites junior mit einem kleinen Taschenmesser sein plötzliches Höllenstück vollführen. Aber sicher gibt es Grenz-menschen, die zwischen Hölle und Frühling stehen. Diese Grenz-seelen, in ihrer Jugend erfaßt, können wir zur Welt im Licht herüberziehen. Es kann garnicht genug Kindergärten und Garten-Kinder in der Welt geben. Alle Kinderhöllen in finsteren Gassen, in freudlosen Pferchen, in Nachbarschaft versteinerter Thersites-Menschen müßten ausgeforscht und aufgelassen werden. Ich möchte wetten, daß der vergiftete Mensch, der mit der Höllenmaschine zur Siegessäule zog, in einer Kellerwohnung im Innengebäude einer Zinskaserne in Berlin N, herangewachsen ist.

Dennoch alle Umsicht, alle Sanftmut, alle Liebe wird des Thersites Entstehung und Betätigung nicht verhindern können — und man kann ja nicht sagen, daß gestern und ehegestern ein Überfluß an Umsicht, Sanftmut und Liebe geherrscht hat. Nein, Thersites ist so wenig auszutreiben wie der Keim zur Tuberkulose und zum Typhus.

Aber es ist schon nützlich, sich immer wieder vor Augen zu halten, daß Thersites lebt!

Man soll durch Gottes Tiergarten nicht gehen, ohne einmal an den Blindgebornen zu denken.

Nur dann wird man seine Höllenmaschine überhaupt gewahr werden und vor der Explosion zerstören.

Mitten im politischen Leben stand ein hitziger Gegner Bismarcks, der große Philolog und Geschichtsschreiber Theodor Mommsen, ein Wunder an Gelehrtheit, mit Leidenschaft geladen.

Es war eben keine Empfehlung bei ihm, Däne zu sein; denn als geborener Deutschschleswiger und ursprünglicher dänischer Untertan haßte er Dänemark. Er kannte alle Schwächen des Landes und Volkes, keinen von dessen Vorzügen. Als ich ihm in einer Gesellschaft als dänischer Schriftsteller vorgestellt wurde, sprach er die just nicht schmeichelhaften Worte: „Sie wissen, wenn man einen Dänen hänseln will, erinnert man ihn nur an seine Literatur". In seinen Augen war Dänemarks Literatur dessen Schandfleck. Und fragte man ihn, was er daran so geringachte, so erwiderte er in erster Linie: „Ingemanns Romane". Sie erschienen ihm als der Inbegriff kindischer Lächerlichkeit. Von Grundtvig als Historiker hatte er keine höhere Meinung als von Ingemann als Dichter. Auf die Frage, ob er denn Holberg nicht schätze, antwortete er: „Na ja, mit Maß; er ist Molière ins Holländische übersetzt; Holberg erinnert an ihn wie der Esel an das Pferd."

Die starke Bewunderung, die mir Mommsens Römische Geschichte einflößte, brachte mich nicht dahin, seinen mündlichen Äußerungen mehr Wert beizulegen, als sie verdienten. Seine Leidenschaft ging mit ihm durch und er befleißigte sich nicht der Unparteilichkeit, kaum der Gerechtigkeit. Kam die Sprache auf Nationalität, Humanität oder Politik, so wurde seine Rede flammend.

Es ist bekannt, mit welchem Mangel an Mäßigkeit er sich — gleich Richard Wagner — während der Zeit des Krieges über das französische Volk äußerte. Noch lange danach bewahrte er Geringschätzung für französischen Geist, besonders aber für alle Wissenschaftlichkeit in Frankreich. Es gibt dort, sagte er, wenn man Paris ausnimmt, keinen Schimmer von wissenschaftlichem Sinn; in dieser Hinsicht steht die kleinste italienische Stadt über Städten von einem Umfang wie Lyon oder Bordeaux.

Gleichzeitig aber verabscheute und verachtete er die deutsche Vaterländerei, insbesondere wo sie sich in der Bewegung gegen die Juden geltend machte, die gerade damals, neuerdings aufgestachelt, um sich griff. Sie setzte im Jahre 1879 ein, neun Jahre nach dem nationalen Krieg gegen Frankreich, sowie die Judenverfolgungen 1819 in einem Abstand von sechs Jahren der nationalen Erhebung gegen Napoleon gefolgt waren. Beide Male hatten Deutsche jüdischen Glaubensbekenntnisses mit solchen von protestanischer oder katholischer Konfession in gleicher Reihe ge-

kämpft; in dem letzteren Krieg hatte sogar eine Anzahl von 327 Juden wegen bewiesener Tapferkeit das Eiserne Kreuz erhalten. Nichtsdestoweniger appellierte man nun an den Rassenhaß und Mommsen war der Erste und Eifrigste, der dagegen auftrat, teils indem er seinen Namen unter den Protest der Notabeln setzte, teils indem er eine überlegene Replik in der Sache veröffentlichte.

Mommsen war bekanntlich ein Anbeter und Verehrer Cäsars; in seiner Geschichte erhielt jeder Widersacher des großen Cajus Julius ein schreckliches Zeugnis ausgestellt. Man hätte ihn also im Vorhinein für Bismarck günstig gestimmt halten können. Allein er hatte nicht umsonst schon im Jahre 1859 seine Vorbehalte gegen den Caesarismus gemacht. Er verabscheute Bismarck, bekämpfte ihn als Politiker aus allen Kräften, sah in ihm nur den Freiheitsfeind. Gambetta mochte er nicht besser leiden und verglich, sonderbar genug, die beiden Männer in gewissen Beziehungen miteinander. „Beachten Sie ihre Umgebungen", sagte er eines Tages zu mir: „solche Männer kann man am besten nach ihren Umgebungen beurteilen. Bei Gambetta ist es die Bohême, bei Bismarck eine noch ärgere Sorte."

Es fiel mir bei Mommsen auf, wie es mir auch sonst in meinem Leben bei hochangesehenen Historikern — wenn auch geringeren Ranges als er, — aufgefallen ist, daß sie den Zeitgenossen gegenüber gewöhnlich mittelmäßige, mitunter schlechte Psychologen sind, zumeist unter- oder überschätzen, mithin ganz offenbar jener Sicherheit im Urteil ermangeln dessen der literarische Kritiker auf seinem Felde absolut nicht entraten kann. Auffallend ist es ferner, wie oft Historiker vom Fach ihren Zeitgenossen gegenüber sich an Klatsch heften, an Klatsch glauben, ein Umstand, der denn auch bisweilen ihre Urteile über Menschen der fernen Vergangenheit minder vertrauenerweckend erscheinen läßt. Allerdings wird derjenige, der gefühlt hat, daß die volle historische Wahrheit ein unerreichbares Ideal ist, jene Geschichtsschreiber um dessentwillen in keinem sonderlich unsympathischeren Lichte sehen. Geniale Männer wie Mommsen oder wie Michelet wirken, selbst wo ihre Gefühle sie mitreißen, durch die Mischung von Wirklichkeitsstudium und Phantasie, mit der sie große historische Bilder geben, welche alle freie, sogenannte historische Dichtung übertreffen.

Dieser ausgezeichnete alte Mann, mit seinem scharfgeschnittenen Antlitz, seinem feurigen Blick und dem langen weißen Haar, anzusehen wie ein Fürst des Gedankens, hatte eine Schwäche, die er nicht einmal

im gesellschaftlichen Verkehr zu verbergen im Stande war: einige wenige Glas Rheinwein stiegen ihm zu Kopfe.

Nachdem ich ihn mehrere Male vom Wein umnebelt gesehen hatte, wagte ich es eines Abends, als ich ihm bei Tische gegenüber saß und mit Unruhe ihn stets aufs neue die Hand nach der Flasche ausstrecken sah, ihn zu fragen, ob er nicht etwas Wasser in seinen Wein zu tun wünsche. Er machte rasch eine abwehrende Handbewegung und erwiderte: „Wozu? Es ist ja ohnehin Wasser im Wein selbst." — Nicht lange danach saß er bewußtlos mit starren Blicken da und mußte die Treppe hinab in einen Wagen geschafft werden.

Es war in demselben Jahre, als Mommsen sich eines Vormittags im Reichst[illegible] erhob und eine so verwirrte Rede hielt, daß seine politischen Freunde ihn umringten und seine Worte zu übertäuben suchten, während sie den Stenographen Bescheid sandten mit der Bitte, nichts von dem, was sie eventuell auffangen könnten, ins Referat zu bringen. Aus Respekt vor dem großen Manne folgten die Stenographen diesem Winke.

Zu dem Mißgeschick, daß Mommsen nicht lange danach widerfuhr — seine kostbare Bibliothek ging durch seine eigene Hand in Flammen auf, sodaß man in Deutschland eine Subskription eröffnen mußte, um dem nationalen Historiker die verlorenen Bücherschätze zu ersetzen, — hat vermutlich auch seine unglückliche Schwäche den Anlaß gegeben.

ERNST TOLLER

DEUTSCHE REVOLUTION

Aus seiner bayrischen Festungshaft schickt mir Ernst Toller diese abgeschlossene Szene aus dem Manuskript einer „panoramen Szenenfolge", die er den „deutschen Revolutionären" gewidmet hat. Dazu schreibt Toller: „Das Gefängnis gibt Distanz und das Vermögen, die Dinge nicht leidenschaftsloser, sondern leidenschaftlicher und . . . klarer zu sehen sich wünschte, manchem unserer revolutionären Politiker ein Jahr Arbeit in Einsamkeit. Nicht nur den revolutionären . . . Die Deutschen sind keine Politiker." Die vorliegende Arbeit verdient aufmerksame Leser, rechts und links.

Ein Saal, dessen rechte Hälfte mit grünem, dessen linke Hälfte mit gelbem Tuch verkleidet ist. Auf erhöhter Tribüne zwei Pulte, vor denen zwei Redner in Mönchskutten stehen. Sie tragen tiara ähnliche Kopfbedeckungen. Der Redner am rechten Pult trägt eine grüne, der Redner am linken Pult eine gelbe Kutte. Im Saal dicht gedrängt Hörer, alle in Kutten. Eine hohe Mauer scheidet die Hörer rechts von den Hörern links. Die Hörer rechts tragen grüne, die Hörer links gelbe Mönchskutten. Nach Aufgehen des Vorhangs sieht man die Gesten der heftig agierenden Redner und die lebhaften Bewegungen der Hörer. Indessen vernimmt man kein Wort. Im Vordergrund der Bühne, an einen Pfeiler gelehnt: Der Wanderer und der Einäugige.

Der Wanderer:

Sie wollten mich in eine Versammlung der Revolutionäre führen Wir befinden uns auf einem Konzil von Mönchen.

Der Einäugige:

Sie irren sich. Wir sind in einer Versammlung deutscher Revolutionäre. Man steht vor außerordentlich wichtigen Entscheidungen. Die Weißen planen ein konterrevolutionäres Attentat.

Der Wanderer:

Aber ich sehe doch lauter Mönchskutten?

Der Einäugige:

Ihre Augen täuschen Sie nicht. Man hat die Parteiprogramme zu Dogmen erhoben — und von da bis zur Umwandlung der Parteien in kirchliche Organisationen war es nur ein kleiner Schritt.

Der Wanderer:

Steht an der Spitze ein Papst?

Der Einäugige:

Sie vergessen schon wieder, daß wir uns in Deutschland aufhalten. Die Revolutionäre hatten noch nicht die Hauptstadt erobert, da entstand das Schisma. Bisher bildeten sich 4 Kirchen. Jede besitzt ihren eigenen Papst.

Der Wanderer:

Der unfehlbar ist?

Der Einäugige:

Der unfehlbar ist und den großen Bannfluch über jeden verhängt, der ein Wort des Dogmas anzweifelt. Uebrigens heißt er in Deutschland Bonze.

Der Wanderer:

Aber es kann für Revolutionäre doch nur eine Wahrheit geben: Befreiung der Klasse! Bau des neuen Hauses.

Der Einäugige:

Jeder Bonze hat seine Wahrheit gefunden, und weil er glaubt, sie auf dem Weg unfehlbarer Wissenschaft entdeckt zu haben, verlangt er, daß sie allgemeine Geltung bekäme, behauptet er, daß sie allein seligmachend sei.

Der Wanderer:

Wenn jeder die Wahrheit aus seinem letzten Menschlichen schöpfte, müssen doch alle Wahrheiten übereinstimmen?

Der Einäugige:

Hier beginnt Ihre Krankheit. Schlecht verdauter Rückstand aus den Ideen der französischen Revolution und des Naturrechts.

Der Wanderer:

Sie sind der Versucher! Sie müßten jünger sein, um mich zu überzeugen.

Der Einäugige:

Ich bin nicht ein Greis, weil ich Weisheit habe, sondern ich habe die Weisheit, weil ich ein Greis bin.

Der Wanderer:

Die Artung der Hörer?

Der Einäugige:

Parteien-Klerisei. Parteien-Bürokratie. Funktionäre. auf deutsch: Bönzchen. Jeder hofft einmal Bonze zu werden. Inzwischen opfern sie . . . ihren Intellekt, sündigen die Sünde wider den heiligen Geist, die nie vergeben wird.

Der Wanderer:

Sie Giftspritzer! . . . Noch eine Frage: warum die Verschiedenheit in der Farbe der Kutten?

Der Einäugige:

Die Farben sind Sinnbilder. Rechts die Anhänger des Om mani patme hum, links die Anhänger des Im mani patme hum.

Der Wanderer:

Wenn ich recht hörte, unterscheiden sich die Lehren nur durch einen Buchstaben?

Der Einäugige:

Das ist ja gerade das Furchtbare, Trostlose! Glauben Sie, daß Menschen je wieder sich finden, die ein Buchstabe schied? Denken Sie an die blutigen Kämpfe der Arianer und der Athanasianer! Dem Buchstaben I wurden Hekatomben von Menschenleibern geopfert. War es für das Heil der Welt nicht bedeutungslos, ob Christus gottähnlich oder gottgleich sei? Was ist damit gewonnen! Sie werden auch wissen, daß die Streitfragen, ob Adam einen Nabel hatte oder keinen, ob Christus nach seiner Auferstehung beschnitten war oder nicht, ob die Jungfrau Maria nach der Geburt Christi ein gewisses Häutchen noch besaß oder nicht, zu erbitterten Kriegen zwischen den verschieden christlichen Mönchen führten.

Der Wanderer:

Gehen wir in den Saal. Ich bin begierig.

(Die beiden mischen sich unter die Mönche. In diesem Augenblich setzt ohrenbetäubender Lärm ein. Der Lärm legt sich. Wenn man die Stimme des grünen Bonzen (des rechten Redners) und der grünen Mönche vernimmt, sieht man nur die Gesten des gelben Bonzen und der gelben Mönche und umgekehrt.)

Der gelbe Bonze:

Rrrrrrevolutionäre!

Die gelben Mönche:

Rrrrrr . . . . .

Der gelbe Bonze:

Wieder verrieten uns die Lakaien der Irrlehre Im mani patme hum! Die Dialektik der Geschichte wird diesen triefenden Bluthunden, diesen Klassenabtrünnigen, diesen Speichelleckern der Bourgeoisie den verdienten Fußtritt geben.

Die gelben Mönche:

Nieder! Nieder!

Der gelbe Bonze:

Vergessen haben sie unsern Gott! (er verbeugt sich dreimal), seine Lehre geschändet, vergewaltigt, ketzerisch gedeutet. Die ökonomische Betrachtung dieser Im-Knechte enthüllt kleinbürgerliche Ideologen, Opportunisten, Reformisten, Kompromißler! — Die wahre, heilige Deutung der göttlichen Lehre: Om mani patme hum.

(Die gelben Mönche knieen nieder.)

Die gelben Mönche (eintönig, aber andächtig):

Om . . . Om . . . Om . . .

Der gelbe Bonze:

Die Diktatur von Om führt uns zum Sieg! Nieder mit Im!

Die gelben Mönche:

Nieder! Nieder!

(Kurze Stille.)

Der grüne Bonze:

Anbeter des Im mani patme hum!

Die grünen Mönche (eintönig, aber andächtig):

Im . . . Im . . . Im . . .

Der grüne Bonze:

Als Gott . . . er sei gelobt und gepriesen . . . uns Unwürdigen seine Lehre verhieß, schwur er Fehde allen Illusionären, Utopisten, Fanatikern, Romantikern. Nieder mit Om!

Die grünen Mönche:

Nieder! Nieder!

Der grüne Bonze:

Der Göttliche deutete auf sein Herz und seine Stimme ward Chor der dunklen Massen: Im mani patme hum!

(Die grünen Mönche knieen nieder.)

Der grüne Bonze:

Wir sind das A und das O, der Anfang und das Ende. Schon scharen sich die Bataillone der Namenlosen um unsre Fahne. Im Zeichen les Im werden wir siegen!

Die grünen Mönche (singen nach der Melodie „Tochter Zions freue dich")

Im mani patme hum . . . Im mani patme hum . . . usw.

Die gelben Mönche (singen nach der Melodie „Immer rein in die Heilsarmee")

Om mani patme hum . . . Om mani patme hum . . . usw.

(Auf die Tribüne steigt der Wanderer.)

Der Wanderer:

Ich bitte um das Wort!

Der grüne Bonze:

Wir müssen das Volk befragen. Wir müssen abstimmen. Wer ist dafür?

(Die grünen Mönche verharren bewegungslos.)

Der grüne Bonze:

Mit regster Anteilnahme nahmen die Versammelten die Wortmeldung auf. Nach lebhafter Diskussion entschieden sie sich mit überwältigender Mehrheit für die Erteilung des Worts.

(Der Wanderer wendet sich an den gelben Bonzen.)

Der gelbe Bonze:

Darüber hat ein sofort zu konstituierender Rat zu befinden. (Die gelben Mönche verharren bewegungslos). Der Rat hat sich konstituiert. Der Rat hat befunden . . Wir erteilen dem fremden Kameraden das Wort.

Der Wanderer:

Genossen!

Alle Mönche:

Bravo!

Der Wanderer:

Ich komme vom Abendstern. Ich glaubte eine siegreiche Revolution in Deutschland zu finden, und ich sah auf meinem Weg die zahllosen Gräber der gemordeten Revolutionäre, sah zum Meuchelmord hetzende Zeitungsbuben, sah die Gewehre, Kanonen, Flammenwerfer und Gummiknüppel der sich sammelnden Reaktion.

Alle Mönche:

Hört! Hört!

Der Wanderer:

Im Namen der Revolution . . .

Die gelben Mönche:

Bravo!

Die grünen Mönche:

Bravo!

Der gelbe Bonze (zum grünen Bonzen)

Es ist eine Schmach, daß Sie der Revolution zujubeln! Sie haben kein Recht dazu! Sie besudeln das heilige Banner.

Der grüne Bonze (zum gelben Bonzen)

Sie Demagoge! Sie Phantast! Sie Mördercentralist! Sie Phrasenjäger

(Der gelbe Bonze und der grüne Bonze verprügeln sich.)

Der Wanderer:

Genossen! Es gibt nur eine Wahrheit ...

Der grüne Bonze:

Die Wahrheit Im.

Der gelbe Bonze:

Die Wahrheit Om.

Der Wanderer:

Die Befreiung der unterdrückten, bedrängten, dem Elend preisgegebnen Klasse, der Bau des Hauses der Gerechtigkeit. Ein Ziel muß uns alle einen: Gegen die Reaktion für die Revolution! Gegen die Schmach der Ungerechtigkeit für die Idee der Gerechtigkeit!

Der gelbe Bonze:

Er ist ein Pazifist!

Die gelben Mönche:

Pazifist! Bezahlter Agent! Intellektueller! Nieder! Nieder!

Der grüne Bonze:

Er ist verdächtig! Ein Träumer!

Die grünen Mönche:

Nieder! Nieder!

Der Wanderer:

Draußen steht der Feind! Ich rufe zum gemeinsamen Angriff auf! Weihrauchdunst der Parteikirchen umnebelt Eure Augen! Ich rufe Euch auf, die Wirklichkeit zu schauen!

Beide Bonzen, alle Mönche:

Ein Lock-Spitzel! Nieder! Nieder!

(Großer Tumult.)

Der Wanderer verläßt die Tribüne. Geht nach vorn. Der Einäugige folgt ihm. Man sieht nur noch die Gesten der Mönche.)

Der Wanderer:

Armes deutsches Proletariat!

Der Einäugige:

Jahrhundertewährender Militarismus und fünfjährige Hungerknechtschaft blieben nicht ohne Folgen.

Der Wanderer:

Ich verstehe die Arbeiter nicht. Mit eisernen Besen mußten sie auskehren!

Der Einäugige:

Sie waren Untertanen und wollen Untertanen bleiben. Nur andere Formen der Untertänigkeit wollen sie. Untertan sein heißt vor allem: nur keine Selbstverantwortung auf sich nehmen. Erinnern Sie sich: die Menschen nennen Freiheit jene Sklaverei, in der sie sich wohl fühlen.

Der Wanderer:

Wie niedrig Sie denken!

Der Einäugige:

Die deutschen Arbeiter sind nicht gläubig, weil sie nicht mehr glauben können. Das ist die Feststellung einer seelischen Tatsache, keine moralische Wertung. Sie sind nicht naiv, rein, glaubenssüchtig wie die Russen. Europa wurde Maschine. Die deutschen Arbeiter sind die Rädchen, die sich am willigsten dem Mechanismus einschmiegen.

Der Wanderer:

Warum vergessen Sie die gemergelten Leiber, die nach Brot schreienden Kinder, die siechen Weiber, die stinkenden Kammern der deutschen Arbeiter? — — Sind Sie Kapitalist?

Der Einäugige:

Weil ich das zweite Auge verlor, das den eigenen Wünschen gefügiger Sklave ist? Weil ich Skeptiker bin? Übrigens haben Sie recht: Nur der ist Revolutionär, dem „die Natur" gegeben hat, paradiesgläubig zu sein. Ob er an ein Paradies auf Erden oder an himmlisches Paradies glaubt, ist hierbei gleichgiltig. Womit nicht gesagt ist, daß die Revolutionäre von heute hundert Jahre nach der Machterringung noch paradiesgläubig sind. Sie haben es dann nicht mehr „nötig", es ist nicht mehr ihr seelisches Bedürfnis . . nein ich scherze nicht . . Die Gläubigen werden Zweifler, die Zweifler ... Auguren! Christus — Paulus — Papst! Die drei Gestalten sind Symbole. Nach hundert Jahren hat eine neue Schicht von Unterdrückten, die notwendig nach Macht streben muß, den großen Paradiesesglauben! Ewige Wiederkehr

der Formen! . . . Sie sind angewidert? Ist **Ihr** Glaube so schwach, daß Sie nicht mehr lachen können? Ich träufle ja nur, ich träufle, ich träufle . . .

Der Wanderer:

Gift!

Der Einäugige:

Meine einäugige Wahrheit . . .

Der Wanderer:

Ich hasse Sie!

Der Einäugige:

Blicken Sie zur Tribüne! — Eben meldet ein Bote, daß die Weißen eine Provinz eroberten, hunderte von Arbeitern meuchelten, tausende einkerkerten, die gerühmten Errungenschaften deutscher Revolution vernichten . . .

Der Wanderer:

Man formiert sich?

Der Einäugige:

Nein. Man erörtert die Schuldfrage! Der grüne Bonze ruft triumphierend: Der gelbe Bonze ist schuldig! Der gelbe Bonze ruft selbstgefällig: Der grüne ist schuldig!

Der Wanderer:

Und was wird man tun?

Der Einäugige:

Hören Sie!

(Man vernimmt die Stimmen der Bonzen und Mönche)

Der gelbe Bonze (zum grünen Bonzen):

Man müßte Euch an die Laternen hängen!

Der grüne Bonze (zum gelben Bonzen):

Wir haben diese Niederlage vorausgesagt!

Der gelbe Bonze:

Er freut sich über die Niederlage!

Die gelben Mönche:

Pfui! Pfui!

(Auf die Tribüne steigt ein gelber Mönch. Die Farbe seiner Kutte wird plötzlich rot.)

Der Mönch:

Heraus aus den Parteien! Nieder die Bonzen! Wir gründen eine neue Partei! Unser Banner: Am mani patme hum! So und nicht anders ist der Name der allein seligmachenden Heilswahrheit! Wer die Revolution nicht weiter verraten will, folge mir. Ein anderer Saal steht bereit.

(Vereinzelte Rufe)

Hoch der Oberbonze!

(Der Mönch, gefolgt von anderen, verläßt den Saal)
(Die Stimmen der Bonzen und Mönche sind nicht mehr hörbar)

LEO SLEZAK

GUSTAV MAHLER

Diese Erinnerungen entnehme ich einem frohen autobiographischen Bande, der im Ernst Rowohlt Verlag erscheinen wird.

Wie danke ich meinem Schicksal, daß es mir vergönnt war, sieben volle Jahre hindurch, in der Sturm- und Drangperiode meines künstlerischen Schaffens, unter der Leitung dieses Mannes arbeiten zu dürfen.

Freilich, als Direktor war er unbequem, mehr als das, oft sogar unerträglich; aber wenn er im Probesaal, oder auf der Bühne, mit uns arbeitete, zerstob jeglicher Groll in alle Winde, alle kleinlichen Plackereien des Alltags waren im Nu vergessen und man war stolz darauf, mit diesem Genie durch Dick und Dünn gehen zu dürfen.

Er selbst verzehrte sich in heiligstem Arbeitsfeuer, verlangte aber dasselbe auch von uns.

Die Sorge des Einzelnen um seine eigene Person, sein Wohl, betrachtete er als Verbrechen am künstlerischen Werk. Restlos, ohne Gedanken an sich und seine Familie sollte man in der Kunst aufgehen.

Das Ersuchen um eine Bewilligung zu einem Gastspiel außerhalb Wiens war ihm ein besonderer Dorn im Auge.

Nur in den dringendsten Fällen entschloß ich mich zu solch einem Bittgang um Urlaub.

Zuerst wurde bei Hassinger, dem langjährigen Direktionsdiener, die Stimmung erforscht und oft kam es vor, daß man umkehrte und die Angelegenheit auf einen anderen Tag verschob, wenn Hassinger abriet.

Aber einmal mußte es doch geschehen.

Hochklopfenden Herzens trat ich ein.

Der Direktor fühlte den Grund des Besuches und gab sich von vorne herein reserviert.

„Womit kann ich dienen?"

„Herr Direktor, ich möchte an zwei Abenden in Graz singen und bitte um vier Tage Urlaub."

„Ja sind Sie toll? — Sie waren doch erst fort!?" —

„Aber nein, Sie irren, seit Wochen war ich nicht mehr weg."

Auf seinem Schreibtisch befand sich ein Brett mit ungefähr fünfundzwanzig bis dreißig Knöpfen. Unter ihnen Täfelchen mit den Namen der einzelnen Funktionäre des Hauses, die er sich jederzeit herbeiklingeln konnte.

Mahler stürzt wütend hin und drückt mit der flachen Hand auf ca. zwölf bis fünfzehn Knöpfe auf einmal; er will Professor Wondra haben, der alle Urlaube eingetragen hat um mich ad absurdum zu führen.

Die Türen öffnen sich auf allen Seiten.

Lenerl Sgalitzer stürzt atemlos mit dem Stenographieblock herein. „Herr Direktor?"

„Nein, nicht Sie! — Raus!"

Linerl Ranninger kommt leichenblaß mit dem Schlüsselbund zu sämtlichen Notenkästen des Opernhauses.

Auch sie ist im Nu wieder draußen.

Sekretär Schlader, Inspitienten, Requisiteure, stürzen herbei, sogar der Feuermann hat ein Signal bekommen und erscheint im vollen Ornat, um schon zu spritzen.

Nur Wondra's Knopf war nicht dabei! —

Ein Wort gibt das andere, die Situation spitzt sich zu, meine Geduld reißt.

Wütend verlasse ich die Kampfstätte, trete Hassinger auf die Füße, alle Kollegen die draußen in ähnlichen Angelegenheiten auf den Direktor warten, lösen sich in ihre chemischen Bestandteile auf und ergreifen die Flucht.

Ich gehe rasend heim, wo ich Elsa bei allen Heiligen schwöre daß ich das nicht länger aushalte.

Nach einigen Stunden beginnen sich die Gemüter allmählich zu beruhigen, man steht auf dem Theater, er sitzt am Pult und dirigiert und all die Galle und Empörung schmilzt dahin wie Märzenschnee in warmer Frühlingssonne.

Dieses Spiel wiederholt sich einige Male im Jahr, im Monat, in der Woche.

Also angenehm war es gerade nicht, aber wenn ich an all das Herrliche denke, was mir der Mann mit auf den Weg gegeben hat und wenn die alles verklärende Erinnerung mithilft, so sind all die Widerwärtigkeiten nur eine Bagatelle gewesen im Vergleiche zu den Gaben, die ich davontragen durfte.

Diese Mozart-Cyklen, Entführung aus dem Serail, Cosi fan tutte, Zauberflöte, Fidelio, Hugenotten, Jüdin, all die Neueinstudierungen, war das eine Quelle von Anregungen bei den Proben.

Jede Bemerkung war ein Geschenk fürs Leben.

Da wäre es keinem von uns eingefallen, das Probezimmer zu verlassen, wenn Mahler ein paar Szenen probierte, in denen man unbeschäftigt war.

Seine Art zu arbeiten, holte aus dem Sänger alles heraus, was er zu geben hatte.

So fidel und lustig es sonst zuging, wenn Hesch, Demuth und ich auf der Bühne standen, bei Mozart mit Mahler am Pult, ging jeder schweigend herum, voll Sorge daß nicht alles voll und ganz gelingen könnte.

Gelang es, dann war Mahler kaum wieder zu erkennen, kam zu uns auf die Bühne, lobte uns und verteilte Zwanzighellerstücke.

Und das waren dann die Augenblicke, die ich benützte, um irgend einen Urlaub herauszuschinden.

Ich schilderte dann dem Direktor, in tief empfundenen Worten, den weit vorgeschrittenen Grad meiner Verelendung, die nur durch ein Gastspiel in Brünn oder Prag gemildert werden könne.

Er lachte: „Also gut, fahren Sie in Gottes Namen, aber wenn Sie dann wieder zurück sind, geben Sie eine Zeitlang Ruhe."

Ich beeidete dies und in sinkopierten Sprüngen, die man schon von Weitem hörte, eilte er ins Orchester, um das Werk zu Ende zu zelebrieren.

Ich erinnere mich meiner allerersten Begegnung mit Mahler.

Ich war damals noch in Brünn, aber schon nach Berlin an die königliche Oper engagiert, da bekam ich von der Direktion der Wiener Hofoper eine Einladung zum Probesingen.

Für jeden Österreicher war damals und ist vielleicht, auch heute noch, das höchste Ziel die Wiener Hofoper.

Also eilte ich freudigst nach Wien.

Ein Probesingen ist etwas Furchtbares.

Wenn ich heute Probesingen müßte, ich bin überzeugt, daß ich als gänzlich talentlos davon gejagt werden würde.

Das Probesingen geschieht meistens in Herden.

Es sammeln sich ungefähr fünfzehn bis zwanzig stimmbehaftete Damen und Herren im Gange der Direktionskanzlei und werden zu einem gegebenen Zeitpunkt vom Theaterdiener auf die Bühne getrieben.

Im schwarzen stockfinsteren Zuschauerraum sitzt der Direktor mit seinem Stab von musikalischen Beratern und oben einer der Herren Correpetitoren vom Dienst am Klavier.

Es geht los, der Hilfsregisseur annonciert:

„Fräulein X, die Hallenarie!" —

„Dich teure Halle grüß ich wieder, froh grüß . . .
„Ich danke sehr Fräulein, die nächste bitte."
„Fräulein Y, die Hallenarie."
„Dich teure Halle grü . . . . .
„Ich danke, weiter, die Dritte!"
„Fräulein Z, die Hallenarie!"
„Dich teure Ha . . . . ."
„Ich danke! — Schluß."
Dann kommen die Tenöre.
Hinten räuspert sich alles.
Einer inhalliert und fährt sich mit einen Pinsel in die Nase.
Ein Dritter gurgelt und erklärt den ihn bewundernd Umringenden: „Damit gurgelt auch Schmedes!"

Herr so-und-so: „Heil König Heinrich, segenvoll mög' Gott bei Deinem Schwerte stehen."

„Ich danke, weiter."

Ein Bariton blöckt umher in diesem edlen Kreise, so geht es fort bis alle dran sind. Die letzten fünf bis sechs singen nur mehr für sich, weil der Direktor und seine Berater schon lange nicht mehr im Zuschauerraum sind.

Die singen am längsten.

Das Ergebnis ist ein Brief, den das Fräulein Sgalitzer in einigen hundert Exemplaren bereits vorbereitet hat, folgenden Inhalts:

„Sehr geehrter Herr (Fräulein)!

Anläßlich des am soundsovielten stattgehabten Probesingens ist die Direktion des k. k. Hofoperntheaters zu Erkenntnis gekommen, daß ihre höchstachtbaren stimmlichen Qualitäten derzeit als noch nicht gehörig reif für das k. k. Hofoperntheater befunden werden können.

Die gefertigte Direktion wird nicht ermangeln, sie im Auge zu behalten.

Das ist das Probesingen.

Auch ich war so ein Probesänger, nur mit dem Unterschiede, daß ich allein singen durfte, anschließend an eine Orchesterprobe, die Hans Richter leitete.

Die großen des Hauses; Reichmann, Winkelmann, Grengg standen, in den Kulissen.

Ich, aus Brünn, mit schlotternden Knien auf der Bühne. — Hans Richter am Pult.

Lohengrin: Heil König Heinrich . . . . .

Ehe ich beginne, schreit ein Stimme aus dem finsteren Parkett: „Sie, ich mache Sie aufmerksam, wenn Sie mir schleppen, jage ich Sie zum Teufel!"

Es war Direktor Mahler der mich so liebevoll ermunterte.

Mir wurde schwarz vor den Augen.

Wie ich sang, ich weiß es nicht, alles drehte sich mit mir.

Später fand ich mich in der Kanzlei Mahler gegenüber, der sehr nett zu mir war und bedauerte, daß ich bereits nach Berlin engagiert sei.

Oben geschilderten Brief habe ich nicht bekommen.

Bei dem bloßen Gedanken an das Probesingen perlt mir der kalte Schweiß von der Stirne.

Von überall perlt er.

Das war mein erstes Zusammentreffen mit Gustav Mahler.

Zauberflöte. Ich sang den Tamino.

In der großen Flötenszene gab es eine Stelle, die ich nicht richtig machte, wo ich regelmäßig patzte.

Mahler ärgerte sich jedesmal darüber, aber es war wie verhext, so oft die Stelle kam, ging es immer, schon aus Nervosität, schief.

Als nun an diesem Abend die gewisse Szene kam, merkte ich in Per Kulisse eine große Aufregung, die Feuerwehrmänner schossen hin und her, sogar ein Balettmädchen lief mit entsetztem Gesichtsausdruck über die offene Bühne. — Feuer! —

Der Wolkenwagen, der mit den drei Knaben durch die Luft flog, hatte sich infolge Kurzschlusses entzündet und brannte lichterloh.

Mir schießt durch den Kopf: Nur keine Panik!

Und ich singe krampfhaft weiter, bis zum Ende der Szene.

Da plötzlich rief jemand im Publikum: „Feuer!"

Im Nu schnellten die Menschen von den Sitzen auf und stürzen wie besessen, einer über den anderen steigend, dem Ausgang zu.

Ich schreie aus Leibeskräften: „Sitzen bleiben, es ist alles schon vorbei!"

Auch Mahler wendet sich um: „Sitzen bleiben" ruft, er und dirigiert weiter.

Das Publikum beruhigt sich, das Unheil ist abgewendet.

Nachher kam Maler zu mir und sagte:

„Wissen Sie, Slezak, daß Sie zum ersten Mal die Scene richtig gesungen haben."

Und sich zu den anderen wendend:

„Wenn Slezak richtig singen soll, muß das Theater brennen!"

Einige Tage später begegnete ich ihm, meinen kleinen Buben, der damals drei Jahre alt war, an der Hand, im Stadtpark.

Als ich Mahler kommen sah, ließ ich den Arm des Jungen los, um zu grüßen.

Der Bub fiel mit seinem weißen Mantel in den Schmutz.

„Keine Aufregung", ruft mir Mahler zu, „ein Umschmiß, geniert einen Slezak nicht".

Nach Jahren traf ich ihn wieder in New York.

Ein müder, kranker Mann.

Wir hatten Pique Dame — Uraufführung für Amerika, am Metropolitenopernhaus.

Bei den Proben meist er und ich allein.

Die anderen kamen oft gar nicht.

Selten bekam er sein Ensemble zusammen.

Resigniert saß er da, mit mir, ein anderer.

Mit Wehmut suchte ich den Feuergeist von einst. — Er war milde und traurig geworden.

Er bat mich des öfteren ihn im Savoyhotel zu besuchen; ich hielt es für eine Artigkeit und scheute mich ihn zu stören.

Einmal war ich dort, er konnte mich nicht empfangen.

Angina sagte man mir — und er läge zu Bett.

Wochen darauf begegnete ich ihm im Zentralpark. Er sah erschreckend aus.

Lange unterhielten wir uns, es war das letzte Mal.

Wie ein Schatten ging er dahin, mir krampfte es das Herz zusammen.

Im Mai als ich von Amerika kam, besuchte ich ihn im Sanatorium Löw in Wien.

Es war zu spät, ich durfte ihn nicht mehr sehen. In der Nacht ist er gestorben.

Herzlich bitte ich ihn um Verzeihung, wenn ich ungerecht gegen ihn war; heute in der Erinnerung bleibt nur das eine Gefühl — innigste Dankbarkeit.

STEUERKRISE

Der „Vorwärts" hat neulich mit besonders fetter Überschrift einen Alarmartikel veröffentlicht: Steuerkomplott. Das Komplott wird nach seiner Schilderung von den bürgerlichen Koalitionsparteien des Reichstages geschmiedet, — zu Nutz und Frommen des Kapitals und zum schweren Nachteil der Massen. Sein Ziel ist die „Aushöhlung" der hohen direkten Besteuerung, die seit Erzberger in Deutschland — in der Hauptsache freilich nur auf dem Papier des Reichsgesetzblattes — besteht.

Das sozialdemokratische Organ hat nicht so unrecht: man ist wirklich am Werke, dies Steuersystem auszuhöhlen. Aber schuld oder doch mit schuld daran, daß das versucht werden **kann**, sind diejenigen, die das Gebäude der deutschen direkten Besteuerung so windschief aufgerichtet haben, daß es jetzt schleunigst abgebaut werden muß, wenn es nicht zusammenstürzen soll. Daß beim Abbau, der nicht mehr zu vermeiden ist, auch andere Interessengruppen als die der Arbeiter und Angestellten ihr Provitchen machen wollen, kann niemand Wunder nehmen.

Der verhüllte Bankrott unserer direkten Besteuerung (über den sich längst alles klar ist) zwang nicht unmittelbar zur Reform; aus dem offenen, der neuerdings zutage tritt, müssen legislatorische Folgerungen gezogen werden. Ein Gesetz, das umgangen und heimlich verletzt wird, kann (auch wenn dies noch so oft und noch so gründlich geschieht), auf dem Papier unangetastet bestehen bleiben; ein Gesetz, dessen Vorschriften man unverblümt den Gehorsam weigert, muß entweder erzwungen oder abgeändert werden. Die Besteuerung der niedrigen und der mittleren Lohn- und Gehaltseinkommen nach den Sätzen des gesetzlichen Tarifs ist tatsächlich undurchführbar; niemand hält es für möglich und niemand wagt es, die Steuerreste einzutreiben, die in jenen Einkommenstufen der Lohn- und Gehaltsabzug übrig läßt. Der Tarif ist eine offenkundige Lüge geworden, seine Ermäßigung auf das praktisch Durchsetzbare ist zwangsläufig.

Damit ist der Stein ins Rollen gekommen. Von links her will man die Revision auf die Herabsetzung des Tarifs in den unteren und mittleren Stufen (auch hier, wenn möglich nur für die Lohn- und Gehaltseinkommen) beschränken; von rechts her will man sie ausdehnen, um einer Besteuerung die nach dem Programm ihres Schöpfers besitzfeindlich sein sollte, möglichst viele ihrer antikapitalistischen Spitzen zu nehmen. In der parlamentarischen Praxis löst sich dieser Kampf natürlich in einen Kuhhandel um Einzelzugeständnisse auf. Die kapitalistischen Aussichten wären dabei an sich recht günstig, weil in diesen Fragen

eine ziemlich ungebrochene, bürgerliche Einheitsfront besteht. Aber auch die antikapitalistischen sind nicht ganz gering, weil die Koalitionsparteien die Sozialdemokratie nicht allzu sehr verärgern dürfen.

Der Ausgang dieses Handels ist übrigens gar nicht so furchtbar wichtig, wie es auf den ersten Blick aussieht. Unsere direkte Besteuerung ist von Haus aus so hohl, daß ein bischen mehr oder weniger Aushöhlung das Gesamtbild und das Gesamtresultat nicht entscheidend beeinflußt. Man kann sogar im Zweifel sein, ob gewisse Begünstigungen dem finanziellen Ergebnisse nicht zuträglicher wären als ihre Verweigerung. Die illegitime Steuerhinterziehung kostet dem Fiskus im allgemeinen mehr Geld als die legitime. Je rücksichtsloser sich das Gesetz gebärdet, desto mehr verschärft es den Kleinkrieg zwischen Fiskus und Zensit, bei dem der erstere meistens unterliegt.

Die sozialdemokratische Opposition will durch ihren Widerstand gegen die Aushöhlung der direkten Steuern den Ausbau der indirekten verhindern. Ach das wird — leider — mißlingen. Das sehr sozial gedachte Verhältnis zwischen direkten und indirekten Abgaben, das dem nachrevolutionären deutschen Steuersystem zugrundeliegt, wird nicht mehr lange zu halten sein. Man hat die Grenzen der finanziellen Ergiebigkeit direkter Abgaben beträchtlich überschätzt. Alle Steuern stehen von einer gewissen optimalen Höhe an unter dem Gesetze des abnehmenden Ertrages. Bei einem Finanzbedarfe von der Größe des unsrigen ist es auf die Dauer ganz unmöglich, die direkten Abgaben weit über das optimum hinauszutreiben, die indirekten tief unter dem optimum zu lassen. Die Entente drängt fortwährend: setzt in Gottes Namen Eure direkten Steuern herab, aber steigert die zum Teil wenig über die Goldmarksätze emporgehobenen indirekten! Unser Defizit und unsere Wiedergutmachungsverpflichtungen drängen auch. Diesem äußeren und inneren Drucke wird schließlich keine noch so zähe Doktrin, keine noch so heftige Partei- oder Klassenabneigung widerstehen.

Ist übrigens die scharfe Trennungslinie zwischen direkten und indirekten Steuern nicht ein wenig prinzipentreue Selbsttäuschung? Nie wurde die Lehre von der Unüberwälzbarkeit direkter Abgaben sichtbarer Lügen gestraft als jetzt. Daß der Lohnabzug in weitem Umfange wie eine indirekte Steuer gewirkt hat, bestreitet kein Mensch und Anhänger des Erfurter Programms haben geäußert, daß dies durchaus in der Ordnung sei. Sie sind weniger damit einverstanden, daß auch das Reichsnotopfer sich zu einem guten Teile als indirekte Steuer entpuppt hat, die die Warenkäufer zu tragen haben. Aber sie können's nicht ändern.

„BEREITER ALS BISHER“

Vor zwei Wochen wurde in einem Aufsatze dieser Zeitschrift gefragt, wo denn die schönen produktionpolitischen Ideen und Pläne geblieben seien, die Herr Simons in seinen süddeutschen Reden angekündigt hatte, von denen man aber in London kein Sterbenswörtchen mehr hörte: internationale Industriezusammenfassung und Arbeitsteilung, systematische und unmittelbare Einsetzung der deutschen Produktion für den Wiederaufbau der kriegszerstörten Gebiete Frankreichs. Auch im Reichstage ist die Frage nach dem Wiederaufbauprogramm für Nordfrankreich gestellt worden. Der Außenminister hat zunächst erwidert, ein solches Programm könne von uns gar nicht ausgearbeitet werden; dazu gehörten eingehende Besichtigungen deutscher Fachleute, die Frankreich nicht zulasse.

Herr Simons hat inzwischen offenbar eingesehen, daß die Kollegen oder Referenten, die ihn zu dieser Behauptung veranlaßten, sehr schlechte Berater waren. Es ist natürlich Unsinn, daß wir kein Wiederaufbauprogramm aufstellen können, wenn wir das Terrain nicht vorher Kilometer um Kilometer genau untersucht und vermessen haben. Wir wissen durch Beobachtungen und Aufzeichnungen aus der Kriegszeit und aus den zahlreichen amtlichen und privaten Angaben der Franzosen genug über das Gebiet, die Art und den Umfang der Zerstörungen, um konkrete und brauchbare Pläne entwerfen zu können. Natürlich werden Ungenauigkeiten unterlaufen und Vorbehalte gemacht werden müssen; aber das ist noch lange kein Grund, die ganze Arbeit ungetan zu lassen. Das erkennt, wie gesagt, jetzt auch der Außenminister, er hat im Reichswirtschaftsrate erklärt, daß „für den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete nunmehr ein wirklich in das Einzelne gehender Plan gemacht werden muß, soweit das bei dem Mangel der Betätigung an Ort und Stelle für uns überhaupt möglich ist.“

Herr Simons hat dann auch für das Anleiheproblem „wirklich ausgearbeitete Projekte“ verheißen oder verlangt und er hat, ehrlich, wie er ist, betont, „wir müßten bei den nächsten Verhandlungen bereit sein, vielleicht bereiter, als das früher der Fall gewesen ist.“ Der gute Vorsatz ist zu loben. Aber es wäre vielleicht noch etwas löblicher gewesen, wenn wir uns auf London schon v o r London vorbereitet hätten. Zwar wiederholt man uns bis zum Überdruß, daß auch dann nichts als der Abbruch erreicht worden wäre. Das ist in der Tat recht wahrscheinlich. Dennoch stünden wir der Welt und sogar der Entente gegenüber anders da . . .

AUS DEM TAGE-BUCH

DIE WELT LIEGT WIEDER OFFEN

I.

Am 14. März fuhr der Expreßzug Paris-Berlin-Warschau zum ersten Mal wieder quer durch Europa.

Die Welt lag offen, die Welt gehörte Dir. Ich flog über die Welt, ich suchte Heimaten, eine Heimat für den Sommer, hoch droben in den norwegischen Bergen, eine Heimat für den Winter, im durchsonnten Sande Siziliens, eine Heimat für die Jugendjahre, im Pariser Quartier latin, eine Heimat für die ersten Jahre der Ehe, in den alten Häusern der inneren Stadt Wien, eine Heimat für die Arbeit der Mannesjahre in Zehlendorf bei Berlin, eine Heimat für die letzten Tage des Zusehens, in einer stillen deutschen Stadt mit schönen Promenaden, mit Lesekabinett und guter Musik.

Ja, die Welt lag offen.

Einmal sagte Eleonore Duse zu meiner Freundin: „Schwimmen Sie mit uns nach Rio." Drei Tage später stieg sie in Genua ins Schiff.

Einmal telegrafierte Björn Björnson: „Nächste Woche wird die schöne, weißhaarige, aufrechte Dame 75 Jahre". Am Sonntag waren wir in Aulestad.

Einmal ging ich abends in Wien spazieren, da kam mir ein Zeitungsblatt in die Hände, aus dem ich sah, daß morgen Rudolf Rittner zum letzten Male auf die Bühne tritt. Vom Prater aus fuhr ich zum Franzjosefsbahnhof, im dünnen Überzieher, ohne Koffer. Das Nötigste kaufte ich am nächsten Morgen in der Potsdamer Straße. Das Nötigste? Nein, das war die Anweisung auf den Sessel, den Brahm in eine Loge stellen ließ.

II.

Dann war die Welt versperrt.

Man ging an der Kette. Die Behörden hielten die Leine stramm. Wollte ich von Berlin nach Warmbrunn, so mußte ich mich zweimal im Polizeibüro melden. Im Zug nach Schlesien hatte ich meine Papiere vorzuweisen. Wollte ich von München nach Salzburg, so mußte ich fremde Hände in meinen Taschen wühlen lassen, mein Körper wurde abgetastet, die Ordnung meiner Koffer durcheinandergeschmissen. Jede Reise mußte ihren Zweck, jeder Zweck die königlich preußische Genehmigung haben.

Die Welt war Dir versperrt.

III.

Eines Tages schlich ich zum Anhalter Bahnhof. Ich wollte den Zug sehen, auf dessen ersten Waggons die Tafel hing: Berlin-Paris. Der Kondukteur stand so da, wie ich mirs gedacht hatte, mit einem Fuß auf dem Trittbrett zum Waggon I. Klasse, sehr zuversichtlich, ziemlich imponierend, im Bewußtsein der direkten Route: Berlin-Paris.

Ich fuhr wieder einmal von München nach Salzburg. Ich ballte die Faust in der Tasche, wenn ich daran dachte, wie meine Brust, mein Hinterteil, meine Hosentaschen abgetastet worden sind. Ich dachte an die durcheinander geworfenen Koffer und an die sechsmal beäugten Papiere und an unser knirschendes Warten im langen Sträflingszug. Aber siehe, keine Hand stöberte in meinem Anzug, mein geöffneter Koffer

wurde mit einigen prüfenden Blicken und rücksichtsvollen Handgriffen revidiert und mein Paß kam schnell wieder zu mir zurück.

Eine Mauer des Gefängnisses war gefallen.

Die Welt liegt wieder offen?

IV.

Mit einundzwanzig Jahren konnte man, mit einem Koffer, ins Quartier latin reisen.

Mit achtundzwanzig Jahren waren es schon drei oder vier Koffer.

Als ich nach Schweden übersiedelte, da ging ich zum Spediteur und bat ihn, einen Mann zu schicken, der mein wichtigstes Eigentum einpacke und in den gewählten Güterwagen Wien-Stockholm stelle.

Töricht, wie man allmählich mit den Dingen zusammenhängt, mit denen man lebt. Ich will dieses braune, einfache Zimmer, ohne Schnickschnack, ohne Zierrat, solide und warm, um mich haben, ich will nicht an einem wackligen Hotelsekretär, sondern an meinem zwei Meter langen, breit mich umrahmenden Schreibtisch sitzen, ich brauche meinen abgesessenen Lederfauteuil. (So alt bin ich geworden, daß die Dinge an mir hängen.)

Arme Eleonore Duse, ich erinnere mich heute immer wieder an Sie. Jetzt fällt mir ihre Verzweiflung ein, wenn sie auf ihren Gastspielreisen, zu denen sie die Geldgier des Helden vom Fiume trieb, von einem trostlosen Hotelzimmer ins andere wanderte. Sie nahm breite seidene Tücher mit und das Erste, was geschehen mußte, wenn sie in einer Hotelmarterstation landete, war, daß sie Möbel und Bilder und Wände mit Seiden bedeckte.

Wie hast Du uns beneidet, als Du — die Welt lag damals noch offen — hörtest, daß wir nach Stockholm, nach Lund, nach Frankfurt mit unserem braunen, einfachen Zimmer kamen, daß wir in unserer Umgebung, inmitten unserer Dinge blieben, mit einem Zuhause ein Jahr in Schweden, ein Jahr in Westdeutschland, ein Jahr in Belgien lebten. Ja, sagtest Du, die Dinge sind viel lebendiger, als ziemlich tote Menschen ahnen.

V.

Die Welt hört allmählich auf, ein Gefängnis zu sein.

Man kann wieder durch Europa ziehen.

In Hamburg stehen wieder Schiffe seefertig.

Es gibt wieder sorgende Hände, die Liebe zu den Gegenständen haben. Dinge werden nicht mehr „fortgeschafft". Die Zeiten, da Häuser entleert und ihr Inhalt auf einen wüsten Haufen zusammengeworfen wurde, liegen weit, weit zurück. Die Vase, die gestern auf Deiner Kommode stand, wird von sanften Händen behutsam in hüllende Holzspäne gelegt, und wird nächste Woche in Kopenhagen heil auferstehen.

Nicht nur wir können wieder reisen, auch unsere Sachen haben wieder Bewegungsfreiheit.

Ich könnte, wenn meine Seele nicht inzwischen seßhaft geworden wäre, mein braunes Zimmer nächste Woche in Kopenhagen oder in Heidelberg aufstellen lassen.

Die Welt liegt wieder offen . . .

LENIN ODER WIE DER WIND BLÄST

Szenen aus einer großen Redaktion.

Vorgestern

Chefredakteur (zum Auslandsredakteur): Da haben Sie die neuesten Telegramme aus Helsingfors: Kronstadt in Aufstand, Erhebung in Petersburg, Straßenkämpfe in Moskau. Geben Sie das Ganze unter dem Titel: „Die Revolution in Rußland" oder „Rußlands Befreiung" und schreiben Sie ein paar freundliche Worte über das große gesunde, russische Volk, das sich endlich auf seine Urkraft besonnen hat.

Gestern

Chefredakteur (zum Auslandsredakteur): Da haben Sie die neuesten Telegramme über Rußland. Kronstadt ist wieder in der Hand der Bolschewiki, Sinowjew regiert in Petersburg, in Moskau scheint überhaupt noch nichts losgewesen zu sein. Die fette Überschrift „Revolution in Rußland" hätten Sie schon gestern weglassen können. Sagen Sie mir, Sie sind doch ein alter Zeitungshase, wie konnten Sie den Depeschen aus Helsingfors so blind vertrauen? Ich würde Ihnen überhaupt empfehlen, an die russischen Dinge mit einiger Skepsis heranzugehen. Schreiben Sie ein paar vorsichtige Worte über die russische Krise, die wahrscheinlich doch erst im Herbst zur Lösung kommen wird. Oder lassen Sie überhaupt den Termin offen. Lassen Sie überhaupt so viel als möglich offen.

Heute

Chefredakteur (zum Auslandsredakteur): Da haben Sie die neueste Depesche aus London. Das Handelsabkommen zwischen Sowjetrußland und England wurde gestern abgeschlossen! Sagen Sie, lesen Sie denn keine englischen Zeitungen? Daß Sie nicht französisch lesen, das weiß ich, Unkenntnis der französischen Sprache ist die feste Basis der Continentalpolitik. Aber ich dachte, Sie hätten in der Handelsschule ein bißchen englisch gelernt? Wie konnten sie sich eigentlich auf diese erbitterte Politik gegen Sowjetrußland festlegen? Das Land hat jeden Aufstand unterdrückt und wird jetzt Geschäfte mit England statt mit uns machen. Geben Sie das Londoner Telegramm und schreiben Sie ein paar energische Worte gegen Simons dazu. Er soll sich an Lloyd Georges ein Beispiel nehmen. In der Politik muß man mit Fakten, nicht mit Wünschen rechnen. Und schreiben Sie: Wenn mal die Blockade gegen Rußland gefallen ist, dann wird man erst das welthistorische Experiment Lenins in seiner Realisierbarkeit wirklich beurteilen können!

„ER ZOG DIE PISTOLE UND SCHOSS DEN ENTENTE-OFFIZIER NIEDER."

Am 14. März war in der „Deutschen Zeitung", die Max Maurenbrecher leitet, unter der in dicken Lettern gesetzten Überschrift „Ein empörender Zwischenfall" eine außerordentlich aufregende Schilderung zu lesen:

> Ein empörender Vorfall wird aus dem neu besetzten Gebiet gemeldet: Dort grüßte ein deutscher Sipo-Offizier einen Entente-Offizier nicht „vorschriftsmäßig". Der feindliche Offizier schlug dem Deutschen „zur Strafe" mit der Reitpeitsche ins Gesicht. Darauf tat der Deutsche das Einzige, was er mit einem solchen „Kameraden" tun konnte: Er zog die Pistole und schoß den Ententeoffizier nieder.

Das Blut stieg Einem zu Kopf.

Auch nach dem ersten Moment blieb man in Wallung. Vergebens sagte man sich, daß dieser dumm-anmaßende Grußzwang zuerst von deutschen Offizieren in Belgien und Frankreich eingeführt wurde. Noch erinnere ich mich jenes trüben Wintertages, an dem Herbert Eulenberg, von Westen kommend, mir zum ersten Mal einen solchen Konflikt auf dem Bürgersteig schilderte. Wenige Erzählungen haben so viel Wut gegen den Krieg erzeugt wie dieser blödsinnig-erbitternde Grußzwang,

ausgeübt an wehrlosen Leuten. Aber nun sind wir seit zwei Jahren nicht mehr im Krieg und allmählich könnten auch Franzosen sich diese närrischen Brutalitäten abgewöhnen. Im vorliegenden Falle kam nun gar noch eine Reitpeitsche dazu. Auf einen Hieb mit der Reitpeitsche bleibt wirklich nicht viel übrig als das „Einzige, was man mit einem solchen Kameraden tun kann": die Pistole. Ich will gestehen, daß die Leiche des niedergeknallten Reitpeitschenschwingers mir fast so viel Genugtuung bereitet hat wie der totgeschossene Geßler im Theater.

Und ein paar Tausend oder Zehntausend Leser der „Deutschen Zeitung" werden die tapfere Erwiderung mit ähnlicher Lust vernommen haben. Der arme Teufel, der Sipo-Offizier, der seine Tat mit grausamer französischer Kriegshaft und dem Tode büßen muß, tut Einem von Herzen leid.

Als ich die Notiz zum zweiten Mal las, fiel mir auf, daß der „empörende Vorfall" aus „dem besetzten Gebiet" gemeldet war. Nichts weiter. Die Stadt war nicht genannt. Der Tag der Tat war verschwiegen.

Und siehe, am nächsten Morgen rückte das Wolfsbüro mit der großen Dementispritze aus und stellte fest, daß kein französischer Offizier eine Reitpeitsche geschwungen und kein deutscher Offizier eine Pistole entladen hatte. Es hat wegen dieser dummen Grüßerei einen Zusammenstoß gegeben, der aber gar nicht dramatisch, sondern mit einer Geldstrafe abgeschlossen wurde.

Ich schämte mich meiner Empörung. Ich hätte denken können, daß Geschichten mit Reitpeitschen und Pistolen meistens erfunden sind, und daß das „Einzige, was man mit einem solchen Kameraden tun kann" meistens gar nicht geschieht, weil die dramatisch-romanhaften Voraussetzungen erst in den deutschvölkischen Redaktionen erzeugt werden.

Wenn ein orientalischer Redakteur sich solche Erzählungen aus schmutzigen Fingern saugte, natürlich mit anderen Voraussetzungen, was für ein Geheul ginge dann durch die verschiedenen „deutschen Zeitungen!"

Und was sagen die täppisch-gläubigen Leser des Herrn Max Maurenbrecher dazu? Schämen sie sich ihrer unnötigen Empörung auch? Und was sagt Herr Maurenbrecher selbst zu seinen Sensationen? Er war doch einmal Pastor und freireligiöser Prediger und Lehrer in Wickersdorf. Er hat freilich Übung in Empörungen, ist sogar zu zweimaliger Entrüstung und Empörung verpflichtet, wie könnte er sonst eine täglich zweimal aufgelegte Zeitung erzeugen? Ach, die ewig Entrüsteten sind gewöhnlich die dauernd Hineingefallenen?

AN DIE LESER!

Mit dem nächsten Heft beginnt das 2. Quartal dieses Jahrgangs.

Wir bitten unsere Leser, sich in Abonennten zu verwandeln. Eine Zahlkarte liegt dem Hefte bei.

Postbezieher mögen das Abonnement rechtzeitig erneuern, damit keine Verzögerung in der Zustellung entsteht.

Abonnenten, die das Tagebuch nicht abbestellen, erhalten es wie bisher zugestellt.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Nr. 11):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 493. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35. Potsdamer Straße 123 b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

Erstes Deutsches

Gustav Mahler-Fest

Wiesbaden

11.—25. April 1921

veranstaltet vom MAHLERBUND, Ortsgr. WIESBADEN.
Musikalische Leitung: CARL SCHURICHT.

Zweite Sinfonie, Dritte Sinfonie
Fünfte Sinfonie

Sechste und Siebente Sinfonie
„Lied von der Erde".

Außerdem vier Kammerkonzerte:

I.
Mahler: Lieder
Schnabel: Notturno
Bartok: Streichquartett

II.
Rudi Stephan: Lieder

III.
Rheinische Kammermusik
von Anders / Bagier
Jürgens / Unger

IV.
Werke von Bach u. Busoni.

Mitwirkende u. a.:
Frau Charles Cahier / Emilie Lauer-Kottler
Sigrid Onegin / Therese und Artur Schnabel
Bruno Eisner / Louise Willer / Mich. v. Zadora
usw. usw.
Das verstärkte Städtische Orchester.

Vorträge von Karl Holl / Rudolf Kastner /
Rud. C. Mengelberg / Paul Stefan.

Alle Anfragen wegen Billetbestellungen an Kurhaus Wiesbaden, Mahler-Fest.

DER ANBRUCH

5. ordentliches

Orchester - Konzert

am Donnerstag / den 31. März 1921 / 7½ Uhr abends

in der Philharmonie mit dem Philharmonischen Orchester

*

DIRIGENT:

LEO BLECH

*

PROGRAMM:

E. N. v. REZNICEK

Ouvertüre zu „Donna Diana“
3 Orchesterlieder für eine Tenorstimme
Der Sieger, sinfonische Dichtung

*

SOLIST:

JOSEF MANN

THOMAS WEHRLIN

UNTERHALTUNGEN MIT KOMMUNISTEN

Italienreisen. Sie sind nach Italien gefahren, Paul Levi? Viel Vergnügen in Livorno. Genießen Sie die Stille von Siena, fahren Sie durch die schwarzen Kanäle von Venedig, stolpern Sie über den alten Marktplatz von Ravenna. Es ist Frühling da drunten. Die Orangen blühn und wenn Sie sich ein bißchen Zeit lassen, kommen Sie in den heißesten Taumel der Rosenblüte. Trotzdem . . . ich würde mir an Ihrer Stelle jetzt in Verona den grauen Himmel Preußens herbeiwünschen, ich hätte nicht die Kraft, in schwarzer Gondel durch die Lagunen zu gleiten, ich könnte jetzt in Frascati kein Glas Wein trinken. Ihre Reise ist eine Flucht, Ihr italienischer Aufenthalt ist nur ein Alibi. Es ist wahr, Ihre Genossen haben Sie a. D. gestellt, Sie sind von den stärkeren Lungen in der kommunistischen Partei schachmatt gesetzt worden, Sie sind zum simpeln Genossen ohne Führerrang degradiert worden. Aber es gibt eine Würde, der man nicht entkleidet werden kann, eine Verantwortlichkeit, die man sich selbst auferlegt. Was im Augenblick in Deutschland geschieht, das ist, auch nach dem Urteil zurechnungsfähiger Kommunisten, nichts anderes als die Zerschlagung Ihrer Partei. Und in diesem Augenblick gehen Sie nach Italien, Geyer, Nonnen nach Rußland, Adolf Hoffmann fühlt sich krank und urlaubsbedürftig. Das ist der Abmarsch der Führer in einem Augenblick, wo die Partei sich selbstmordet. Denn dies alles, Attentate auf Rathäuser, Denkmäler, Eisenbahnzüge, dies alles ist doch nichts als ein sinnloses Verpuffen sogenannter revolutionärer Energien. Das büßt die Partei nicht bloß mit Menschenopfern, daß büßt sie mit einem politischen Katzenjammer, aus welchem es keine Auferstehung gibt. Bewundernswert die gleichmütige Seele, die in diesem Moment an italienische Landschaft sich verlieren kann. Es ließe sich freilich eine andere Seelengröße ersinnen. Einen Mann, der seinen Rang aus sich selbst holt, einen von Verantwortungsgefühl getriebenen Führer, der sich lieber allen Bulldoggen der eigenen Partei aussetzt, als daß er in dieser Krise von seinem Posten wiche. Aber solche Führer hat Deutschland in keinem Lager. Der Kronprinz wußte im entscheidenden Augenblick Holland zu finden, Ludendorff reiste im richtigen Moment nach Schweden. Sie haben Italien entdeckt. Glückliche Reise! . . .

Der Größenwahn des Proletariers. Woher nahmen eigentlich die kommunistischen Arbeiter den Mut, ihre besten Köpfe ohne Zaudern abzusetzen? Wie still ist ein Mann wie Ernst Däumig gemacht worden. Woher nimmt schreiende Mittelmäßigkeit die Beherztheit, an die Spitze einer der Zahl nach immerhin starken Partei zu treten? Das kommt daher, lieber Rechtsanwalt Levi, daß Ihr, Intellektuellen, jahrelang den Größenwahn des Proletariers großgezüchtet habt. Proletkult — das bedeutet nicht Kultur für das Proletariat, sondern vielmehr den unwürdigen Kult, den Ihr mit dem Proletarier getrieben habt. Ihr habt dem Arbeiter eine Art Gottesgnadentum eingeredet, Ihr habt ihm in Versammlungen und Broschüren aufgebunden, er, der Proletarier, sei vermöge seiner historischen Mission, dank seinen proletarischen Instinkten, imstande, die neue Gesellschaft zu schaffen. Ihr habt der blanken Unwissenheit, der rohen Gewaltlust geschmeichelt, Ihr habt auf der proletarischen Eitelkeit wie auf einem alten Klavier gespielt und kein falscher Ton hat Euch abgeschreckt. Nun stehen sie da, die Geschöpfe Eurer höfischen Künste, bereit zn direkter Aktion, voll Verachtung für jede Art von Führertum, bereit, den Gegner zu zerschmettern, erfüllt von proletarischem Gottesgnadentum. Ihr habt der Unwissenheit, der Brutalität, der Anmaßung den Mut zu sich selbst gegeben. Ihr habt den Parteigenossen jederlei Ehrfurcht ausgetrieben, habt ihn in eine maßlose Selbstüberschätzung getrieben und in einen Machtdünkel, den er bitter büßen wird. Wie oft habt Ihr ihm vorgesungen: Alle Räder stehen still, wenn Dein starker Arm es will. Aber daß es leicht ist, Räder zum Stillstehn zu bringen und unendlich schwer, sie wieder in Schwung zu bringen, das habt Ihr verschwiegen. Im Stillegen der Räder habt Ihr alle unterwiesen. Wer aber lehrte den deutschen Arbeiter, das Werk wieder in Bewegung zu setzen? Und eben diese bittere, mühevolle, nüchterne Arbeit ist von nöten. Nicht das kleinste Bischen genossenschaftlichen Aufbaus habt ihr unternommen. Keine Erziehung zum Führer wurde geleistet. Ihr seid Rhetoren der Revolution geblieben und das entartete allmählich zur trübseligsten Sorte von Schauspielerei.

*

Der Tod der Worte. Als Liebknecht mit dem Ingrimm des Hysterikers zum ersten Mal das Wort Bluthund gegen Noske schleuderte, da schlug der Blitz ein. Wie oft habt Ihr seither den Bluthund strapaziert, wie viel Leute habt Ihr Mörder gescholten und wer wurde nicht Lakai der Bourgeoisie genannt? Aber die Worte lassen sich den Mißbrauch

er erste Überfall auf ihre Jungfräulichkeit wirkt. Wer
örder schreit, der stumpft nur das Ohr der Hörer
unisten haben keine Ökonomie im Verbrauch der
eübt. Das rächt sich jetzt. Wer jetzt das Wort
rsammlung gellt, dem antworten phlegmatisch gähnende
s der Aufmarsch faustdicker Lettern und dröhnender
ıbt Euch heiser geschrien und die Welt horcht wieder
rechenden. So habt Ihr, durch wüstes Agitatoren-
ɔellisch gestimmten Seelen allmählich stumpf gemacht,
sches Augenmaß, Ihr habt übersehen, daß Empörung
ie sich einpökeln läßt. Käme heut ein Mörder von
hr wäret um die Vokabel verlegen, die Ihr ihm zu-

Paul Levi, daß Sie aufbrachen nach Italien . . . .

(London)

DER MANN, DER IM SCHATTEN STAND

Genie, aber er war immer sympathisch, liebenswürdig,
ıhaft." Mit solchen Worten verabschieden sich Freund
ɔnar Law, dem krankheitshalber aus dem politischen
Haupte der konservativen Partei, Großsiegelbewahrer
ıterhauses. Nicht einmal die offiziösesten Organe der
ıchen es, seine Proportionen nekrologisch zu vergrößern.
ererseits den Gegnern eines scheidenden Staatsmannes
icht der warmen und wohlwollenden Grabrede leichter
die Krankheit Bonar Law's bestimmt kein politisches
war er noch nie so gesund. Er mußte einem realen
g tragen. Man müßte also glauben, eine jener scheinbar
ullen vor sich zu haben, die im politischen großen
ı der Kennzeichnung des Stellenwertes anderer Ziffern
e seine politische Laufbahn scheint auch dieses Ende:
che Niederlage, keine Auflehnung der eigenen Partei,
les Hausarztes.

ın aber dieses auffällige Übermaß an Unauffälligkeit,
Fülle an Gewöhnlichkeit, diese außerordentliche Ver-
rchschnittlichen, so muß man stutzig werden. Wäre

AUS DEM TAGEBUCH

LETZTER BRIEF AN DEN POLIZEIPRÄSIDENTEN

Herr Polizeipräsident. Nach längerer Überlegung, vielleicht angeregt durch meine Aufforderung, im vorletzten T.-B. sich zum Tode Wilhelm Sülts zu äußern, haben Sie sich entschlossen, mir die von Minister Severing am 14. April angekündigte Richtigstellung am 29. April zugehen zu lassen. Sie schreiben mir: „Die angestellten Ermittelungen haben erwiesen, daß die von Ihnen wiedergegebene Zeugenaussage den Tatsachen widerspricht. Es ist nicht richtig, daß ein Polizeioffizier den verwundeten Sült mit dem Fuß gestoßen oder mit Worten irgendwie beschimpft habe."

Ich gebe Ihre so spät gefundene Richtigstellung wieder und bedaure ihre Kürze. Sie hätten sich, Herr Präsident, über alle von mir behaupteten Tatsachen äußern sollen. Ich frage Sie noch einmal: Ist es wahr, daß der lebensgefährlich verwundete Sült im Polizeipräsidium nicht auf einer Bahre, sondern wie ein geschlachtetes Kalb, an allen Vieren über die Treppe geschleppt wurde? Habt Ihr keine Krankenbahren am Alexanderplatz? Ist es richtig, daß Ihr den von der Treppe geschleppten Sült nicht auf ein Bett, sondern auf die Steinfließen niedergelegt habt? Stimmt es, daß der lebensgefährlich Verletzte nicht ins Lazarett, sondern ins Gefängnis nach Moabit gebracht wurde? Ist Ihnen bekannt, daß der um ½12 Uhr mittag Verwundete erst um sieben Uhr abends in die Charité geschafft wurde? Wissen Sie, daß Sült an „innerer Verblutung" gestorben ist? Und müssen Sie nicht zugeben, daß der Transport über die Treppe, das stundenlange Liegenlassen, der verspätete operative Eingriff diese innere Verblutung gefördert haben? Wissen Sie, daß der sterbende Sült — und man lügt nicht leicht auf dem Totenbett — seinem Weib und Kind geschworen hat, er habe keinen Fluchtversuch gemacht? Warum haben Sie all dies nicht untersucht? Wäre es nicht klüger, dies Alles, nachdem Sie es nur beschweigen, nicht berichtigen können, vor ihren alten Genossen zuzugestehen und Ihre Würde hinzuwerfen, weil sie Sie zwingt, abscheuliche Taten und Tatenlosigkeiten mit ihrem gutem Namen zu decken? Wäre nicht die Tötung Wilhelm Sülts Gelegenheit zu einem schönen Abgang gewesen? Dann hätten Sie sich morgen, ohne das Haupt errötend zu senken, wieder unter Ihren alten Genossen bewegen können.

Ein Wort zu Ihren Ermittelungen:

Eines Abends kam der Arzt Dr. A. Bramer, den ich bisher nicht kannte, in eine Versammlung auf den neben mir stehenden Chefredakteur einer großen Berliner Zeitung zu und frug ihn: „Nun waren Sie mit meiner Meldung zufrieden?" Dieser Dr. Bramer hatte am Tage der Erschießung Sülts im Polizeipräsidium zufällig zu tun. Er hat, auf den Schuß herbeieilend, dem verwundeten Sült erste oberflächliche Hilfe geleistet, dann war er hurtig an den Fern-

sprecher geeilt, die Zeitung zu verständigen. Nun erzählte Dr. Bramer: „Aber diese Leute sind roh! Ein Polizeioffizier stieß an den vor ihm liegenden Sült mit dem Fuß und sagte: „Verrecke Du Aas." Ich sehe noch die pendelnde Fußbewegung des Erzählers. Die Geschichte, im Ton so unerfindbar echt, erregte mich. Übrigens auch den Erzähler, einen Österreicher, der dazu bemerkte: „Solche Roheiten wären doch bei uns unmöglich." Die Erzählung ging mir nah. Als ich dann hörte, wie systematisch man den Verwundeten hatte verbluten lassen, da schrieb ich sie nieder.

Herr Dr. Bramer, der, wie ich jetzt erfuhr, nicht nur Arzt, sondern auch politischer Agent gewesen ist, trachtete seine, aus freien Stücken, unmittelbar nach dem Erlebnis entsprungene Erzählung im Polizeipräsidium abzuschwächen. Aber sein elastisches Gedächtnis war allzu willig. Vor dem Untersuchungsrichter hat der Chefredakteur, der Bramers Erzählung wie ich gehört hat, gleichfalls bekundet, daß Dr. Bramer die rohe Äußerung einem Polizeifunktionär in den Mund gelegt hat. Fraglich war ihm nur, ob es sich um einen Beamten oder Offizier gehandelt hat.

Am 14. April suchte der Student M. W. Herrn Dr. Bramer auf, um seine Darstellung für seine Partei zu überprüfen. Auch ihm gegenüber sprach der Arzt von einem Polizeioffizier oder Beamten, der die Äußerung „Verrecke Du Aas," getan habe. Ein Protokoll dieser Darstellung wurde unmittelbar nach dieser Besprechung abgefaßt.

Vor dem Untersuchungsrichter erzählte Herr Dr. Bramer eine noch viel rohere Äußerung eines Polizeibeamten: Sült lag totenblaß, verwundet auf der Treppe. Da trat ein Beamter auf den trefflichen Schützen, den Kriminal-Wachtmeister Jannicke zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte freudig erregt: „Brav gemacht, mein Junge."

Wenn Sie, Wilhelm Richter, Polizeipräsident und Sozialdemokrat, nun einmal schon im Ermitteln sind, warum haben Sie diese Angabe des Herrn Dr. Bramer, an der er bis zum Untersuchungsrichter festhielt, nicht auch zum Gegenstand der Untersuchung gemacht? Soll ich's Ihnen sagen? Weil Sie ein machtarmer, im Polizeipräsidium bitter einsamer Mann sind, der, selbst wenn er möchte, gar nicht kann. Nicht Sie haben das Polizeipräsidium, sondern das Polizeipräsidium hat Sie!

WIGEGÜ

Herrn Oskar Tietz, dem Besitzer des großen Warenhauses in Berlin, wurde eine Uhr gestohlen. Was tat der Bestohlene? Lief er zur Polizei? Setzte er 200 Angestellte eines Detektivbüros in Bewegung? Nein, er schrieb folgenden Brief an die Zeitungen:

Sehr geehrter Herr Dieb!

Sie werden es mir nicht übelnehmen, wenn ich Sie nicht bei Ihrem Namen, sondern bei ihrem Titel nenne. Sie haben sich mir aber nicht vorgestellt, obwohl Sie mir einen Besuch, und zwar in meiner Westentasche, abgestattet haben. Ich will davon schweigen, ob es gerade höflich ist, wenn ein Besucher gleich bei seinem ersten Besuche eine goldene Uhr mitnimmt. Ich will Ihnen aber unter Diskretition mitteilen, daß Sie sich insofern vergriffen haben, als Sie mir eine Uhr weggenommen haben, die für Sie vollkommen wertlos ist. Denn die Uhr ist von so eigenartiger Prägung, daß Sie daran gehindert sind, sie in Geld umzusetzen. Sie müßten denn das Innere des Deckels, in dem ein Emailbild meiner Kinder sich befindet, und die Buchstaben H. T. auf seiner äußeren Seite zertrümmern, und den Kreislauf der Jahreszeiten und der Gestirne, den Ihnen das Zifferblatt anzeigt, aufhalten. Sie können bei der Gestalt der Uhr, die jetzt von jedermann gekannt ist, nichts anderes tun,

als sie in ihrem diebessicheren Tresor aufheben und werden sicherlich jedesmal Ihr Gewissen schlagen hören, wenn Ihnen das Schlagwerk der Uhr die Stunden, Tage, Wochen, Monate und Jahre verkündet. Für mich hat die Uhr einen unschätzbaren Wert, weil es ein Familienstück ist, an dem ich mit meinem Herzen hänge, und ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie so schlecht sind, daß Sie einem Menschen nicht auch eine Freude machen können, der, wie ich, Sie hiermit bittet, mir meine Uhr zurückzugeben. Ich will dann auch Ihren Titel fallen lassen und zu Ihrer Entschuldigung annehmen, daß Sie auf unserer gemeinsamen Fahrt im Autobus Nr. 8 am 23. April, nachmittags, zwischen Potsdamerplatz und Potsdamer Brücke, nur einmal nach der Uhr sehen wollten und in dem Gedränge meine Westentasche mit der Ihrigen verwechselt haben. Ich will sogar, wenn Sie mir meine Uhr zurückbringen, mich für Ihre anständige Gesinnung, daß Sie mir nicht auch noch die Uhrkette weggenommen haben, erkenntlich zeigen, und Ihnen eine Belohnung von 2000 Mark mit Dank überreichen.

Drei Tage nach Veröffentlichung dieses Briefes konnte man in denselben Zeitungen lesen, daß Herr Tietz seine Uhr wieder habe. Er ist verständigt worden, daß seine Uhr bei einem Händler liege und gegen Zahlung von 2200 Mark abzuholen sei. Damit war Herr Tietz zufrieden.

Aber der Fall hat prinzipielle Bedeutung und verdient genauere Betrachtung.

II.

Prinzipiell wichtig ist, daß Herr Tietz in seinem Briefe und Verhalten den Beruf der Diebe prinzipiell anerkennt. Das verrät sich schon in den correcten gesellschaftlichen Umgangsformen. „Sehr geehrter Herr Dieb". In diesem Tone hochachtungsvoller Ergebenheit ist der ganze Brief des Bestohlenen gehalten. Keine moralische Entrüstung, kein Von-oben-Herabsehen auf den Spitzbuben. Im Gegenteil: Verständnis für seine Situation, Annahme eines Mißverständnisses, Erörterung der geschäftlichen Verwertung des angeeigneten Objektes. Höchst nüchterne, affektlose, moralfreie Korrespondenz. Man kann sagen: Mit diesem Brief erlebt der Beruf der Taschendiebe seine gesellschaftliche Anerkennung. Wenn etwas noch stört in dieser Korrespondenz, so ist es das altväterische leider durch neueren Sprachgebrauch noch nicht ersetzte Wort „Dieb". Es ist das einzige peinliche Wort in dem so verständnisvollen Brief des Herrn Tietz. Zu seiner Entschuldigung kann Herr Tietz anführen, daß er das antiquirte Wort nur angewendet hat, weil ein so grelles Wort zur Veröffentlichung in den Zeitungen notwendig war. Er hat es gewissermaßen als Auslage-Arrangeur verwendet, um die Leser vor das Schaufenster seines öffentlichen Briefes zu locken. Im Grunde widersprach es dem Sinne und der Gesinnung des Briefes. Wäre Herr Tietz seinem verständnisvollen Herzen gefolgt, so hätte er den Dieb anders angeredet. Etwa: „Sehr geehrter Geschäftsfreund."

III.

Wie mag Herr Tietz zu den neuen Umgangsformen mit Dieben gekommen sein? Seine Milde ist erstaunlich, diesen Gütegrad erreicht man nicht mit einem Schlage. Er muß schon früher mit Dieben zu tun gehabt haben. Bedenkt man, daß ein großer Warenhausbesitzer Güter aller Art einzukaufen hat, Schuhsenkel und Schweinefett, Seidenstoffe und Eisschränke, Gartenbänke und Strohhüte, Bohnen, Marmelade und Luxusdrucke, Rasierapparate, Juwelen und Brühwürste, so wird man die Milde im Umgang des Warenhausbesitzers mit Warenbesitzern begreifen. Die Zeiten sind vorbei, da man Tuche in der Weberei und Zucker in den Zuckerfabriken einkaufte. Es haben sich überall andere Instanzen dazwischen (verzeihen Sie das harte Wort)

geschoben. Herr Tietz hat den vorübergehenden Besitzer seiner Uhr als eine solche Zwischeninstanz fachmännisch eingeschätzt und ist an ihn mit einer geschäftlichen Proposition herangetreten, wie man den unerklärlichen Besitzern von Wagenladungen Marmelade, Teppichen, Kohle nahekam. Welcher gewiegte Einkäufer kann sich heute auf eine gründliche Untersuchung der Herkunft der notwendigen Artikel einlassen?

IV.

Ich mache Herrn Tietz einen Vorschlag: Sein gelungenes Uhrenexperiment muß ordentlich verwertet werden. Herr Tietz besitzt ein großes Warenhaus in Berlin und noch einige in anderen deutschen Städten. Er ziehe aus seinem geglückten Versuch die Lehre für die Allgemeinheit und eröffne in seinen Warenhäusern eine eigene Abteilung, betitelt: W i g e g ü, Das heißt zu deutsch: W i e d e r e r w e r b u n g g e s t o h l e n e r G ü t e r. Die Organisierung der Wigegü ist ganz einfach. Der Bestohlene meldet bei der Wigegü den Diebstahl mit gleichzeitiger Festsetzung des Rückkaufbetrages an. Die gedruckten Listen der täglich vollzogenen Diebstähle werden in der Lesehalle der Wigegü ausgehängt, die Listen werden auch in der Tagespresse angezeigt. Der Dieb liest die Listen, wendet sich vertrauensvoll an die Einkaufsstelle, diese stellt den ehrlichen Makler zwischen dem früheren und dem augenblicklichen Besitzer des Gutes dar, führt die Ausgleichverhandlungen und bezieht für die Perfektionierung eine Vermittlungsgebühr von 10%. Allmählich wird sich die Institution der Wigegü so einbürgern, daß die Diebe selbst den umständlichen und gefahrvollen Weg zu den offiziell nicht anerkannten Hehlern und Trödlern scheuen und ihre Erwerbungen selbst bei der W i g e g ü anmelden werden. In diesem Falle wird eine von den Zwischenbesitzern herrührende Liste täglich erscheinen. Mancher Bestohlene wird dann vielleicht erst durch die Wigegü von seinem Verluste in Kenntnis gesetzt werden. Die Vorteile der Wigegü sind einleuchtend: Sie ermöglicht jedem Bestohlenen die Rückerwerbung der entwendeten Güter zu einem angemessenen Preis, die Wigegü muß ihre ganze Macht einsetzen, um Übervorteilungen der Bestohlenen hintanzuhalten. Es müssen Höchstpreise (in Prozenten) für die Rückerwerbung der fachmännisch eingeschätzten Güter festgelegt werden. Der Enteigner wieder weiß, wohin er sich mit dem eben erworbenen Gut wenden kann. So wird dem illegalen Schleichhandel und vor allem der Ausbeutung der Diebe durch die Händler entgegengearbeitet. Die Volkswirtschaft aber hat an dem Wirken der Wigegü ein besonderes Interesse, weil erfahrungsgemäß nahezu 50% der gestohlenen Gegenstände zerstört, verdorben, verschmissen werden, eine Verschwendung mit Sachgütern, die von der Wigegü allein wirksam verhindert werden kann.

Schließlich wird in vielen Situationen der Diebstahl garnicht wirklich ausgeführt werden müssen. Es wird die Anmeldung bei der Wigegü und eine Anfrage bei dem zu Bestehlenden genügen. Ist er zu der notwendigen Buße bereit, so wird mancher kostpielige und gefährliche Abtransport überhaupt vermieden werden können.

V.

Der Staat hat an dem Aufblühen der Wigegü ein besonderes Interesse. Die Kosten der Sicherheitspolizei und der Gefängniserhaltung wachsen in allen Städten ins Ungemessene, ohne daß die Erfolge der (veralteten) Institution nennenswert wären. Die Wigegü erhält sich aus Eigenem, wird sogar voraussichtlich mit großem Gewinn

arbeiten, vorausgesetzt, daß sie nicht verstaatlicht wird. (Eine Reichs-Wigegü mit einem Reichskommissar an der Spitze und 8000 Beamten im Gefolge würde den gesunden Gedanken natürlich töten.) Die Wigegü würde nun eine außerordentliche Entlastung, sowohl der Polizeibehörden als der Gefängnisverwaltungen zur Folge haben. Vielleicht könnte ein Teil der erfahrenen, nun überflüssigen Polizeibeamten bei der Wigegü angestellt werden. Auch der Gedanke einer staatlichen Subvention der Wigegü wird nicht von der Hand zu weisen sein.

Wird durch die Wigegü die Sicherheitspolizei überflüssig? Keineswegs. Es wird immer noch illoyale Diebe geben, die sich der Vermittlung der Wigegü nicht bedienen wollen. Sie treffe die volle Schwere der alten strafgesetzlichen Methode.

Man wird also künftighin zu unterscheiden haben: Zwischen dem legalen, von Bestohlenen und Behörden anerkannten Diebstahl und dem illegalen, den Bestohlenen und die Wigegü brüskierenden, sozusagen: unorganisierten Diebstahl. Kein Zweifel, daß die zweite Form die überholte, rückständige Methode darstellt. Die Zukunft gehört der exakten Organisation, auch auf diesem Gebiete, und deshalb, Herr Oskar Tietz, vollenden Sie Ihr begonnenes Werk und eröffnen Sie am 1. Juni die erste Abteilung der Wigegü in Ihrem Warenhaus.

BÜCHER

EIN BEKENNTNISBUCH

Jakob Wassermann: Mein Weg als Deutscher und Jude (S. Fischer Verlag 1921)

Geschichtsklitterungen wie die von Bartels ergießen sich in kaninchenhaften Auflagen auf das ohnedies genug drangsalierte deutsche Volk, die Verdächtigung, eine jüdische Schwiegermutter zu besitzen ist ehrverletzender als die Beschuldigung, mit Mündelgeldern durchgegangen zu sein, die Relativitätstheorie ist ein Humbug, weil ein Jude sie der Welt kundgetan: In diesen Zeitläuften hemmungslosen Massenwahns erscheint eine Schrift, die von sonstigen Vorzügen abgesehen, das seltene Verdienst hat, mit Würde und Gewissenhaftigkeit, mit Mut und Verantwortungsgefühl über Dinge zu reden, die der Pöbeldiskussion verfallen schienen. Wassermanns Buch ist keine Anklage, keine Apologie, kein Kompendium zur Judenfrage, keine detaillierte Lebensgeschichte. Wassermann begnügt sich mit autobiographischen Skizzen und Betrachtungen: aber sein individuelles Erlebnis wird Symbol eines für Tausende gültigen Schicksals, sein Buch, als Rechenschaftsbericht über das eigene Schaffen entworfen, wird Gerichtstag über die Zeit. So wie die Dinge heute liegen, ist Wassermanns Sache mehr als die eigene, mehr als die der deutschen Juden; Wassermann führt die dünne Phalanx der Verantwortungsbewußten gegen die Überzahl der Schlagwortsklaven. Der Bekenner Wassermann befindet sich in der glücklichen Lage, die Leopold von Ranke in der Formel umschrieben hat: „Das Größte, was dem Menschen begegnen kann, ist, in der eigenen Sache die allgemeine zu verteidigen; dann erweitert sich das persönliche Dasein zu einem welthistorischen Moment".

Obwohl der Autor bis zu den Wurzeln seiner Probleme dringt, liegt der Schwerpunkt des Buches nicht im Problematischen.

Was ließe sich da auch Neues sagen? Wer will denn hören, wer sich überzeugen lassen? Und doch wäre schon Unermeßliches erreicht, wenn ein paar Hakenkreuzfanatiker nach der Lektüre dieses Buches Friedrich Hebbels Erkenntnis sich zu eigen machten: „Der Jude ist gerade so schlecht wie der Mensch". Wassermann hat vielzuviel Ehrfurcht vor dem Irrationalen, um zu wähnen, mit Argumenten gegen Instinkte streiten zu können. Das Einmalige, das Unverlierbare, das Facinierende dieser Confessionen steckt im Biographischen, in der Erzählung. Wer es noch nicht wußte, wird es aus Wassermanns Dokumenten erfahren: der Künstler ist der Besessene, der vom Kunsttrieb Dämonisierte, der Sklave seiner Begabung, deren Herr zu werden seine eigentliche Berufung, seine göttliche Sendung ist. Schon in frühen Knabentagen, da er mit phantastischen Erzählungen die Mutter erschreckte, den Bruder beherrschte, dem Vater ein ratlos stolzes Lächeln entlockte, bewegte sich Wassermanns Geist in Bilder und Figuren. Seine Phantasie wurde sein Fatum. Man wird nur, was man ist. Wassermann hat die Schale der Schmach bis zur Neige geleert als Jude, als Deutscher, als Dichter; hat gehungert und gehaßt. Aus Leiden und Liebe ist ihm die eigentliche Gestalt seines Herzens geworden. Auf sein eigenes Ich gestellt, „ohne Mythos, ohne Mütter", ging er seinen Passionsweg, den Fernstehende. die äußere Erfolge für wesentlich halten, mit einer Triumphstraße verwechselten. Werden die Erbpächter der Herzensträgheit ihr Ohr diesem Buche verhärten, dem Notruf eines deutschen Dichters?

Wassermann bietet keine schnellfertigen Lösungen, nicht einmal Trost. Er fordert keine Gerechtigkeit, er bittet nicht um Liebe. Der Haß regiert, Dummheit beherrscht die Stunde. Was sollen Wassermanns Leidensgenossen tun? „Ich will meine Leiden lehren, stolz zu sein".

P. M.

ANEKDOTEN

KLEINE POLNISCHE ORTSCHAFT

Während des Krieges besuchte eine sehr hohe Dame, wegen ihrer Einfalt ebenso berühmt wie wegen ihrer Prüderie, ein Lazarett im Osten. Ein junger Hauptmann führte sie von Bett zu Bett.

Die hohe Dame beugte sich über einen Verwundeten.

„Wo wurden Sie verletzt?" frug die hohe Dame gütig.

Die Antwort kam klar heraus: „In der linken Arschbacke!"

Etwas verwirrt und vorwurfsvoll starrte die hohe Frau den jungen Hauptmann an, sie brachte nur eine Silbe heraus: „Wie?"

Doch der junge Offizer rettete die Situation, indem er schnell erklärend hinzufügte: „Kleine, polnische Ortschaft!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Nr. 18):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa

DER ANBRUCH

Mittwoch, 18. Mai 1921, abends ½8 Uhr

Philharmonie mit dem
Philharmonischen Orchester

MAHLER
FEIER

(† 18. Mai 1911)

DIRIGENT:
OTTO KLEMPERER

PROGRAMM:
MAHLER: ZWEITE SINFONIE

SOLISTEN:
OLGA SCHAEFFER
JOHANNA KLEMPERER

Karten bei Bote & Bock und bei Wertheim

M. ERZBERGER
Reichsminister a. D.

DAS TEUERSTE MINISTERIUM IN DER WELT

Unser armes Volk hat sich in den letzten 10 Monaten den Luxus geleistet, das teuerste Ministerium der Welt zu besitzen: dieses hat uns nämlich — so weit man es heute genau berechnen kann — ca. 50 Milliarden Goldmark oder mehr als 500 Milliarden Papiermark gekostet. Eine geradezu weltgeschichtliche Leistung des Kabinetts Simons. Der amerikanische Avantageur, Arbeitsminister Brauns, wird wohl wieder in völliger Verkennung aller Tatsachen sagen, daß dies die „Konsequenz von Versailles" sei, während es doch in Wirklichkeit nur die Konsequenz der unglückseligen gedanken- und ziellosen Politik seit Januar 1921 ist. Daß wir zahlen mußten, ist die Folge der Ludendorff-Depesche an Wilson, die Folge des verlorenen Krieges — nicht des Friedens von Versailles — wann wird endlich das ganze Volk diese Grundwahrheit einsehen? Frankreich hat 1871 nicht infolge des Friedens von Frankfurt seine 5 Milliarden bezahlt, sondern weil es den Krieg verloren hat. Heute trifft uns das Geschick — nur härter und brutaler. Daß wir aber die horrende Summe von 132 Milliarden Mark bezahlen sollen, das haben wir ausschließlich dem Kabinett Simons und seinen parlamentarischen Schildträgern zu verdanken. Noch vor 2 Monaten wären wir um ca. 50 Milliarden Goldmark billiger weggekommen, die seitherigen Störungen unseres Wirtschaftslebens nicht mitgerechnet. Ich spreche es ganz offen aus: diese Mehrbelastung verdanken wir nur der unverständigen, nicht einmal schönen Geste von London mit ihren Fehlern zuvor und danach.

Ein flüchtiger Blick auf den Leidensweg der Reparationsangebote beweist dies: Vor 2 Jahren boten wir während der Friedensverhandlungen unter bestimmten Voraussetzungen 100 Milliarden Goldmark zinslos an — vergebens; eine Gesamtsumme wurde im Vertrag nicht genannt. Von da ab setzt leider das deutsche Geschrei nach der Nennung der Gesammtsumme geradezu stürmisch und hysterisch ein. Ich warnte als Minister und habe unbekümmert darum zunächst unseren eigenen Bedarf ohne Reparation in Ordnung gebracht. Dieses Ziel ist und bleibt erreicht, sobald die von mir geschaffenen Steuergesetze durchgeführt sind, woran allerdings noch manches fehlt. Seit der im Januar 1920 vollzogenen Ratifikation des Friedens hat leider Deutschland trotz meines

steten Drängens nach meiner Amtsniederlegung keinerlei Initiative mehr entwickelt; es hat die Wahrheit des Satzes nicht begriffen, daß ein gutwilliger Schuldner das Tempo und die Höhe seiner Leistungen im Völkerleben genau so bestimmt, wie es im Privatleben der Fall ist. Weder in Spaa noch sonstwo haben wir geredet, bis entweder Foch als Schreckmittel erschien oder unsere Unterhändler in London als „der reine Tor" hinausgebeten worden sind. Unsere Energielosigkeit und den Mangel jeder Initiative — wer zuerst die Milliardenzahl nannte, hätte in der Welt schon viel gewonnen gehabt — nutzte die Entente als alleinig regsamer Faktor umso gründlicher aus. Im Juni 1920 verständigte sie sich in Boulogne auf 42 Jahreszahlungen von je 3 bis 7 Goldmilliarden: einen Monat darauf verteilte die Entente in Brüssel das „Fell des deutschen Bären". Frankreich erhielt 52 %, England 22 % usw. In Spaa schwiegen wir hierüber; unsere Minister redeten daselbst so entsetzlich weltfremd, daß Lloyd George verzweifelte und Millerand sich amüsierte. Im Herbste kamen englische und französische Unterhändler mit dem ganz gesunden Vorschlag eines Provisoriums für 5 Jahre; statt mit beiden Händen zuzugreifen, sagte das Kabinett Simons steifleinen: Wir haben nach dem Friedensvertrag das Recht, die Gesamtverpflichtung zu erfahren; aber wir haben nichts gegen eine vorläufige Abmachung. Was uns eine Wohltat war, gaben wir widerwillig als Geschenk. Dieses unbegreiflich kühle Verhalten trug erheblich zum Scheitern dieses Gedankens bei. Deutschland schwieg weiter. Dann kamen Ende Januar 226 Milliarden Goldmarkforderung in 42 Jahren und 12 % Ausfuhrabgabe — ein deutsches Nein von 4 Wochen Länge mit Protest, Sachverständigengutachten usw. Am 1. März endlich unser ganz ungenügender Gegenvorschlag: 30 Milliarden verzinsbare Goldmark. In den Stunden des Ultimatums kamen zwei Vorschläge von Lloyd George: die Dauer der Annuitätsperioden zu erörtern oder 30 Jahre je 3 Milliarden nebst 30 % Ausfuhrabgabe von Sendungen in die alliierten Länder. Verlegenheit erzeugte den neuen deutschen Vorschlag: ein Provisorium für 5 Jahre zu schaffen gemäß den Pariser Annuitäten. Abbruch — Triumphempfang in Berlin — Ferien — unvorbereitet das Berner Interview mit glattem Umfall — 14 Tage Pause — würdeloses Unterwerfen unter Hardings Schiedsspruch, der äußerst kalt ablehnt und auch die Vermittlung nicht einmal übernimmt, obwohl die Regierung nunmehr 50 Milliarden Goldmark Jetztwert oder 200 Gold-Milliarden Annuitäten anbietet. Jeder Tag bringt eine neue diplomatische Niederlage; „Ohrfeige" um „Ohrfeige" stecken wir ein, bis die Reparationskommission 132 Goldmilliarden Jetztwert fordert.

Jede angeregte Zwischenaktion fällt unter den Tisch. Die Entente kommt mit dem Einheit-Ultimatum, vom 12. Mai „das Ruhrgebiet zu besetzen und alle andern militärischen Maßnahmen zu Wasser und zu Lande zu ergreifen, wenn Deutschland die Bedingungen (Entwaffnung, Aburteilung der Kriegsverbrecher, Zahlung von 132 Goldmilliarden, Sicherheiten und Bürgschaften) nicht annimmt". Dann aber folgt der in Deutschland kaum beachtete folgende Satz: „Diese Besetzung wird solange dauern, bis Deutschland diese Bedingungen erfüllt haben wird." Klipp und klar wird also gesagt, daß eine etwaige Annahme der Bedingungen nach der Besetzung nicht die Zurücknahme der Besetzung herbeiführen wird; sondern die Besetzung bleibt auf 36 oder 37 Jahre oder länger, sie bleibt mindestens die nächsten Jahre. Man denkt nicht an die Wahrheit des Satzes, daß es immer billiger ist, einer Überschwemmung durch eine Regulierung der Flußläufe vorzubeugen, als erst die verwüstende Überschwemmung eintreten zu lassen und dann den Fluß zu kanalisieren. Aber wir hatten ja das — teuerste Kabinett der Welt!

Auch heute noch ist man sich in unserem Volke nicht klar, was wir durch den Abbruch der Londoner Verhandlungen verscherzt haben und was jetzt von London aus diktiert worden ist. Der Gegenwartswert der Pariser Forderung von 226 Milliarden Mark ist 83 Milliarden, dazu treten 12 % Ausfuhrabgabe; an Bürgschaften und Garantien war so gut wie nichts neues gefordert; nur die Zölle sollten ein „besonderes Pfand" bilden. Daneben bestand für uns aber die gutbegründete Aussicht, die Jahresleistungen herabzusetzen durch Verlängerung der Zahlungsfristen — auch nach dem Abbruch hätte ein solches Angebot noch gute Aussichten gehabt. Ich weiß auf das bestimmteste, daß Lloyd George noch am 1. Mai mit einer deutschen Offerte in dieser Richtung rechnete. Aber nichts geschah. Wie die Apostel an Christi Himmelfahrt gen Himmel schauten, so unsere Minister nach Washington.

Die Pariser Verhandlungsvorschläge haben wir abgelehnt; wie sieht nun das Londoner Diktat aus? 132 Milliarden Goldmark mit 5% Zins und 1% Amortisation zahlbar in 36 Jahresraten — jährlich fast 2 Milliarden und 26% des Wertes unserer Ausfuhr oder eine gleichwertige Leistung. Dazu aber treten noch folgende Sicherungen: 1. Deutschland wird durch eine Garantiekommission der internationalen Finanzkontrolle unterstellt. 2. Die Zölle werden verpfändet. 3. 26% unseres Ausfuhrwertes wird verpfändet. 4. Eine Milliarde Goldmark ist innerhalb 25 Tagen zu zahlen. 5. Auch „direkte oder indirekte Steuern" können in Pfand genommen werden. 6. Die alliierten Mächte

behalten sich das Recht vor, auch mehr als 26% Ausfuhrausgabe zu erheben bei Anrechnung auf unsere Schuld. 7. Verpflichtung zur Material- und Arbeitslieferung für die Wiederherstellung der zerstörten Gebiete. Diese Garantien sind die weithin sichtbaren Verschärfungen gegenüber den Pariser Vorschlägen: was sie im einzelnen bedeuten, ist unschwer auszumalen. Ein wesentlicher Unterschied besteht allerdings zwischen Paris und London; er kann für die Zukunft von höchster Bedeutung für uns werden: Nach den Pariser Vorschlägen sollten wir einen neuen Vertrag schließen; das Londoner Ultimatum ist der Form nach nur die Ausführung des Friedensvertrages; diese Ausführung ist je nach den Gesamtverhältnissen zu ändern — zu unsern Gunsten, es kann auch sein zu unseren Ungunsten. Freilich war bei einem neuen Vertrag eher für uns die Möglichkeit, sofort eine Linderung zu erreichen als bei einem Diktat; das darf man nie vergessen. Ein anderer nicht genügend beachteter Unterschied besteht darin, daß die Pariser Vorschläge uns eine gebundene Höchstsumme (85 Milliarden Jetztwert) nannten und daß das Ende der Zahlungen abzusehen war. Das Londoner Diktat nennt zwar auch eine Höchstsumme (132 Milliarden Jetztwert), stellt es aber ganz in das Belieben der Entente (Art. 11) wie lange wir zahlen müssen: mit der Steigerung unserer Leistungsfähigkeit werden immer neue Bons ausgegeben, bis wir jährlich ca. 8 Milliarden Goldmark abliefern; das ist die Verzinsung und Tilgung von 132 Milliarden. Paris begrenzte unsere Zahlungen, London legt uns eine ewige Rente auf. Das Ultimatum rechnet ganz bestimmt mit jährlichen Zahlungen von mindestens 3 Milliarden, welche die Verzinsung (5%) und Tilgung (1%) von 50 Milliarden gewährleisten. Jeder 3 Milliarden übersteigende Betrag wird zur Verzinsung der restierenden 82 Milliarden verwendet, die ganz oder teilweise — je nach der Höhe unserer Zahlungen — in den Markt gegeben werden.

Im Widerstreit der Meinungen ist es wertvoll, gegenüberzustellen, was in den nächsten 10 Jahren Deutschland nach den unveränderten Pariser Vorschlägen und dem jetzigen Londoner Ultimatum zu zahlen hätte. Dabei ist entscheidend die Summe des Wertes unserer Ausfuhr. Leider erhält man hierüber immer noch keine amtlichen Zahlen; das ist ein für die Politik wie die Wirtschaft gleich unerträglicher Zustand. Alle bisherigen Schätzungen sind ganz unsicher, da sie zwei bedeutsame Momente nicht berücksichtigen: einmal die durch den Krieg und die Blockade gewaltig vergrößerte Industrialisierung Deutschlands, die unsere gewerbliche Leistungsmöglichkeit trotz der

Gebietsverluste in den meisten Artikeln — nicht in allen (Kohlen, Kali, Eisen sind vermindert) — erhöht hat; sodann den Umstand, daß durch das Steigen der Weltmarktpreise der Wert der Goldmark heute um ca. 50% gesunken ist. Wenn Deutschland heute dieselbe Warenmenge ausführen könnte wie 1913, würde es statt 10 Goldmilliarden mindenstens 20 Goldmilliarden dafür erhalten. Dieser bedeutsame Gesichtspunkt tritt in den deutschen Auslassungen fast völlig in den Hintergrund. Es ist zuzugeben, daß ein Sinken der Weltmarktpreise die Lage wiederum verändert. In Betracht kommt weiter nicht in letzter Linie der Umstand, daß durch eine ruhige Weltpolitik auch die Weltwirtschaft sich kräftigt, die Kaufkraft steigt und unsere Ausfuhr sich heben wird. Wenn ich für das Jahr 1921 6 Milliarden Goldmark Ausfuhr schätzungsweise einstelle, entferne ich mich nicht von der Wirklichkeit; für die nächsten Jahre darf ich mit einem raschen Aufstieg rechnen — immer ruhige Weltverhältnisse und keine Sanktionen vorausgesetzt. Das Jahr 1923 darf man bei diesen Voraussetzungen mit bereits 10 Milliarden Ausfuhr einsetzen. Daraus ergibt sich folgendes Bild der Forderungen für die nächsten 10 Jahre:

Jahr.:	Pariser Vorschläge:		Londoner Ultimatum:	
1921	2 Milliarden + (12% von 6 Mill. Ausfuhr) 0,72 Mill.	= 2,72 Goldmilliarden	2 Milliarden + (26% von 6 Mill.) 1,56 Mill.	= 3,56 Goldmilliarden
1922	2 Milliarden + (12% von 8 Mill. Ausfuhr) 0,96 Mill.	= 2,96 Goldmilliarden	2 Milliarden + (26% von 8 Mill.) 2,08 Mill.	= 4,08 Goldmilliarden
1923	3 Milliarden — (12% von 10 Mill. Ausfuhr) 1,2 Mill.	= 4,2 Goldmilliarden	2 Milliarden + (26% von 10 Mill.) 2,6 Mill.	= 4,6 Goldmilliarden
1924	3 Milliarden + (12% von 11 Mill. Ausfuhr) 1,32 Mill.	= 4,32 Goldmilliarden	2 Milliarden + (26% von 11 Mill.) 2,86 Mill.	= 4,86 Goldmilliarden
1925	3 Milliarden + (12% von 12 Mill. Ausfuhr) 1,44 Mill.	= 4,44 Goldmilliarden	2 Milliarden + (26% von 12 Mill.) 3,12 Mill.	= 5,12 Goldmilliarden
1926	4 Milliarden — (12% von 13 Mill. Ausfuhr) 1,56 Mill.	= 5,56 Goldmilliarden	2 Milliarden + (26% von 13 Mill.) 3,38 Mill.	= 5,38 Goldmilliarden
1927	4 Milliarden + (12% von 14 Mill. Ausfuhr) 1,68 Mill.	= 5,68 Goldmilliarden	2 Milliarden + (26% von 14 Mill.) 3,64 Mill.	= 5,64 Goldmilliarden

Jahr:	Pariser Vorschläge:	Londoner Ultimatum:
1928	4 Milliarden + (12% von 15 Mill. Ausfuhr) 1,80 Mill. = 5,80 Goldmilliarden	2 Milliarden + (26% von 15 Mill.) 3,90 Mill. = 5,90 Goldmilliarden
1929	5 Milliarden + (12% von 16 Mill. Ausfuhr) 1,92 Mill. = 6,92 Goldmilliarden	2 Milliarden + (26% von 16 Mill.) 4,16 Mill. = 6,16 Goldmilliarden
1930	5 Milliarden + (12% von 18 Mill. Ausfuhr) 2,16 Mill. = 7,16 Goldmilliarden	2 Milliarden + (26% von 18 Mill. 4,68 Mill. = 6,68 Goldmilliarden

Die Gegenüberstellung zeigt, daß in Paris der feste Faktor die Vorhand hatte, in London dagegen der bewegliche; sie beweist auch daß die Entente mit einem raschen wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands rechnet; denn sie will uns nicht entgegenkommen. Wenn der „französische Stinnes" — Loucheur — recht erhält, und wir schon 1925 eine Ausfuhr von 25 Milliarden Goldmark hätten, müßten wir nach den Pariser Vorschlägen 6 Goldmilliarden bezahlen, nach dem Londoner Ultimatum aber 8,5 Milliarden. 25 Milliarden Goldmark Ausfuhr ist nach den heutigen Weltmarktpreisen nicht mehr als höchstens 10 bis 12 Milliarden Goldmark im Jahre 1913. London nimmt also wohl in den einzelnen Jahren mehr Rücksicht auf unsere Leistungsfähigkeit, faßt uns aber insgesamt viel rücksichtsloser an als Paris.

Aber nicht nur finanziell haben wir das teuerste Kabinett gehabt — auch politisch. Der Abbruch in London hat nicht nur in der ganzen neutralen Welt uns schwer geschadet — Simons sah seine Fehler immer ein, wenn er ins Ausland kam —; er hat auch den allgemein erwarteten Friedensschluß mit den Vereinigten Staaten erschwert und verzögert; auch die neueste Verzögerung der Resolution Knox ist zu beachten, Amerika steht heute mit beiden Füßen im Lager der Entente. Aber das schlimmste Kapitel ist Oberschlesien. „Paris ist eine Messe wert" — Oberschlesien mindestens zwei. In London war im März eine uns angenehme Lösung der oberschlesischen Frage anzubahnen, wahrscheinlich auch zu erreichen. Heute weiß man, daß die Entente über Oberschlesien nicht entscheidet, bis die Reparation geregelt ist. Die Polen aber wollen nicht mehr warten und suchen „vollendete Tatsachen" zu schaffen — mit Warschauer Hilfe und Pariser Duldung. Ich bin fest überzeugt, daß die Rebellion in Oberschlesien gleichzeitig mit der auf 1. Mai in Aussicht genommenen Besetzung des Ruhrgebietes erfolgen sollte. In London aber bremste man

für das Ruhrbecken; in Oberschlesien konnte und wollte man nicht mehr abblasen, um Berlin handgreiflich zu zeigen, wie viele glühende Eisen man im Feuer hat. Oberschlesien scheint trotz der guten Abstimmung heute ernstlich für uns gefährdet; es ging aber ganz sicher für uns verloren, wenn Foch durch das Ruhrtal zöge und länger dort bliebe. Der Verlust Oberschlesiens ist der sichtbare Anfang der Zertrümmerung des Reichs. Andere Absplitterung und Loslösungen würden folgen, wenn an die militärische Besetzung die wirtschaftliche Ausbeutung sich schließt. Es nützt nichts, den Kopf in den Sand zu stecken; man hat heute nur kühl zu fragen und zu beantworten: wie retten wir die Einheit des Reichs? Alles andere steht in zweiter Linie. Nicht über finanzielle und wirtschaftliche Fragen wird jetzt allein entschieden; die Reichseinheit steht auf dem Spiel — ganz wie in Weimar. Schon damals wußte man, daß in 2 Jahren keine Revision des Friedens zu erwarten sei — wohl aber später. Die Zeit hat seit 1919 für uns gearbeitet, sie wird weiter für uns arbeiten, wenn wir nur ein einheitliches Reich bleiben und vernünftige Politik treiben. Hasardpolitik ist immer unvernünftig und stets verwerflich. Lösen wir uns auf oder werden Teile abgesplittert — jahrelange Zollgrenzen und wirtschaftliche Ausbeutungen der besetzten Gebiete sind Absplitterungen gleich zu bewerten — dann hilft uns keine veränderte Weltlage mehr. Ein balkanisiertes Deutschland ist für alle Zeiten ohnmächtig. Werden wir jetzt national zerrissen, so ist die nationale Wiedervereinigung auf Jahre hinaus unmöglich; wir werden immer schwächer und schwächer — ganz der Spielball unserer Gegner. Darum ist eine nationale Einheitsfront nach außen zu schaffen: gegen alle Reichszertrümmerer müssen wir uns wenden. Diesem großen nationalen Gesichtspunkt hat sich alles andere unterzuordnen — namentlich alle Parteipolitik; wie es die Wähler aufnehmen werden usw. Es handelt sich um das deutsch-französische Rennen auf Leben und Tod. Wer hält es länger aus: ein zerrissenes, gemartertes, besetztes Deutschland oder die brutale Macht von Foch? Es sind die reichsten Gebiete, die uns entzogen werden sollen: fast der ganze Steinkohlenbergbau — fast die ganze Hüttenindustrie — fast alle Stahlwerke — fast die ganze chemische Industrie usw. Wenn Frankreich diese Schätze und Werte zur Ausbeutung zur Verfügung gestellt werden, ist seine wirtschaftliche und politische Hegemonie in Europa zunächst gesichert; es ist das reichste Erzland und hat nun Kohle und Koks, um der größte Stahlproduzent mit allen Nebenprodukten zu werden. Eine wirtschaftliche Völker-

wanderung nach Westen würde sich vollziehen: nicht nur das politische, auch das wirtschaftliche Angesicht von Europa würde sich verändern. Uns aber sind dann alle Machtmittel genommen, um wirtschaftlich zu erstarken. Wenn die Ablehnung des Ultimatums nur die Besetzung des Ruhrgebietes bringen und damit die Reparationsschuld von uns nehmen würde, wäre die Entscheidung erheblich leichter gewesen; aber sie bringt nicht nur die schwer schädigende Besetzung, sondern nimmt auch die Schuld nicht weg. Das Ultimatum sagt begreiflicherweise garnichts darüber, welche finanzielle und wirtschaftliche Maßnahmen nach der Ablehnung eintreten würden; daß solche kommen würden, ist nach den Londoner Besprechungen leider sicher. Ich täusche mich auch darüber nicht, daß diese mindestens 3 Milliarden Goldmark ergeben werden, also die Verzinsung und Tilgung der ersten 50 Milliarden Bons — natürlich zu einem Nachteil unseres Volkes, wie er garnicht abzusehen ist. Die auch aufgeworfene Frage, ob nicht im Falle der Annahme des Ultimatums doch später bei Verzug der Leistungen die Besetzung kommen werde, kann heute von niemandem beantwortet werden; sie steht auch garnicht zur Entscheidung. Man beachte aber genau, was in London m politischem Kampf um das Ruhrgebiet vor sich ging.

So klar der Weg vom Standpunkt der Außenpolitik gewiesen ist, so unklar ist alles vom innenpolitischen Standpunkt. Zunächst rächt es sich ungemein bitter, daß die Frage der bayerischen Einwohnerwehr von der überaus schwachen Regierung Fehrenbach-Simons verschleppt und widerspruchsvoll behandelt worden ist. Als ich im November 1920 bereits auf diese sicher kommende Gefahr falls Bayern sich nicht fügen würde, hinwies, regnete es echt bayerische Schimpfworte gegen mich: heute hat man die Bescherung. Württemberg und Baden sind ohne Landesschießen, Weißwurstessen und andere Heldentaten des billigen Auftrumpfens und Maulaufreißens mindestens so gute „Ordnungszellen" als Bayern, dessen Regierung in offener oder versteckter Rebellion gegen Reichsregierung und Reichsgesetze steht. In Bayern herrscht wieder einmal die gedankenlose Phrase, die dem Reichsganzen so schwer schadet. Schon im November sagte ich zu einem fremden Diplomaten, daß lokaler Ortsschutz, ausgestattet mit Gummiknüppel und Stutzen gewiß aufrechterhalten werden könnte, genau wie die Feuerwehr; er bejahte es ohne weiteres. Nur Militärwaffen und Zentralorganisation wird nicht gestattet; auch für die Zwecke nicht notwendig, die man in München angeblich erreichen will. Für den Eigensinn und die Kurzsichtigkeit einer Regierung Kahr soll nun das ganze deutsche Volk leiden.

Parteipolitische Gesichtspunkte drängten sich am Sonntag und Montag in den Ultimatumstagen stark in den Vordergrund. Es war

nicht nur so, daß eine Fraktion ihre Stellungnahme von der der andern abhängig machte, sondern noch eine andere Erwägung spielte eine große Rolle. Die Ablehnung des Ultimatums wurde als der ganz logische Schritt der seit Januar betriebenen Politik des Protestes und des Neinsagens bezeichnet. Den Deutschnationalen war der Wille geschehen. Blieb man dieser Politik treu, dann wurden dieser Partei alle die verlogenen Trümpfe der Agitation aus der Hand geschlagen; die Folgen dieser Politik mußten sich rasch einstellen. Die Annahme des Ultimatums wendete mindestens für die nächste Zeit die schweren Übel der Besetzung ab; aber solange konnte man kräftigst nationalistische Verhetzung treiben. Darum sagten sich manche: „Jetzt haben wir es satt, immer den Rücken herzuhalten, wenn eine große Gefahr droht. Laßt den andern die Entscheidung, da nur hierdurch eine innerpolitische Gesundung zu erreichen!" Diese aber sei mindestens so wichtig und bedeutungsvoll wie die Abwendung der Besetzung; ja manche Kreise sehen diese als viel notwendigere Voraussetzung für den Wiederaufstieg unseres Volkes an.

So fielen die Würfel nach langem, langem Hangen und Zögern. Die Volkspartei hat sich zunächst als regierungsunfähig erwiesen; nach ihrem Willen wurde die Außenpolitik seit Januar geleitet; sie war Chorführerin der unentwegten Neinsager. Manche ihrer Führer hatten den Mut, die Konsequenzen aus dieser Politik zu ziehen; aber die Mehrheit der Fraktion ging nicht mit. Die bürgerliche Koalition zerbrach; die Sozialdemokraten mußten in die Bresche springen mit allen daraus sich zu ergebenden Folgen im Reiche wie in Preußen. Man sprach ja vor vier Wochen so viel von den konformen Regierungen; in Preußen aber hat die Koalition der Reichsregierung eine sichere Mehrheit. So ist am späten Dienstag abend die Hauptgefahr durch Bildung der neuen Koalition gebannt worden.

Freilich darf man sich nicht täuschen: die Hauptarbeit steht erst bevor. Die eiserne Zeit beginnt. In dieser unsagbar schweren Prüfungsstunde müssen die schweren Fehler der jüngsten Vergangenheit täglich rufen, wie man es nicht machen darf, wenn man unser Volk retten will. Wieder einmal hat die Regierung erst der militärischen Gewalt der Gegner sich gebeugt und damit dem Militaristen der Welt neue Waffen geliefert — wieder einmal hat die unglückselige Zickzackpolitik seit Januar, die so echt nationalliberal war, uns viele Milliarden gekostet — wieder einmal hat die Schaukelpolitik unser internationales Ansehen schwer herabgedrückt — wieder einmal wurde in der ganzen Welt der Eindruck verstärkt, daß Deutschland erst zahlt, wenn die Faust an seine Kehle drückt. Finanziell — wirtschaftlich — politisch — moralisch haben wir das teuerste Kabinett der Welt gehabt.

DIE JUDEN

Wir siebzehn katholischen Geistlichen haben diese nachfolgende Erklärung verfaßt und mit unsern Namen unterschrieben; wir übersenden sie Ihnen mit der Bitte um Abdruck in Ihrer Zeitschrift, die wir mit lebhafter Teilnahme lesen und deren Haltung und Inhalt uns die Gewißheit geben, unsere Bitte nicht vergeblich zu stellen. Es wird ja der Tag nicht mehr fern sein, an dem die Kirche ex cathedra einen, dem Sinne nach mit unserer Erklärung gleichlautenden Brief erlassen wird, und bis dahin werden wir es geduldig ertragen, daß man unsere geistliche Verfasserschaft an diesen Zeilen hämisch anzweifle, diese für eine Judenmache, oder wie sonst das Wort in diesem Jargon heißt, ausgebe. Was wir zu erklären haben ist aber dieses. Es ist eine Folge der deutschen Niederlage — die ein Volk getroffen hat, in nichts darauf vorbereitet, sie christlich zu tragen — daß ein solches immer noch wahnbefangenes, zu keiner reuevollen Einsicht bereites Volk, von Haß erfüllt, den Schuldigen an seinem Sturze sucht, nicht an die eigne Brust in Demut klopfend, sondern auf eines Andern Brust mit der Faust schlagend. Dieses aus Reichtum und Träumen von noch größerem Reichtum in Armut erwachte und gestürzte Volk sucht sich unter seinen Wort- und Geschäftsführern, seinen Leitern und Lenkern eine unmenschliche Schuldfigur, die sie mit all den übeln Flicken und Lumpen ihrer eignen Verfehlungen und Laster überreich ausstattet, damit man nicht merke, daß es selber allen diesen Plunder des Lasters immer getragen hat. Menschen, deren ganzes Sinnen auf Bereicherung durch alle Mittel stand, wollen nun, da sie Übelstes damit angerichtet haben, nicht nur nicht Verantwortung für ihre Lasterhaftigkeit tragen, sondern sie stellen sich so, als ob sie es nie gewesen wären, sondern — die Juden. Das Pogrom, schamloser, von der herrschenden Klasse in östlichen Staatswesen früher geduldeter, ja geförderter Brauch, Regierungseinrichtung fast, soll nach den Wünschen einer in des Sturzes allgemeiner Verwirrung sich bei uns vordrängenden, eigene Schuld leugnenden und sich staatsretterisch gebärdenden Klasse von reichen Leuten, die es noch nicht genug sind, auch bei uns Institution werden, dazu dienend, von Einsicht in eigene Schuld und Reue darüber zu befreien, dazu ködernd, eines armen Volkes Besinnung damit zu betäuben, daß man ihm zum Opfer hinwirft, worein es seine Zähne verbeiße, seine Augen in Haß blind mache und das Herz sich weiter verrohe, damit der Blutweg, der für die Herrschenden so einträgliche, nie ein Ende finde. Es ist nun weder unsers Amtes, noch Zweck dieser

Erklärung, die Regierungen auf das Reden und Tun dieser Leute aufmerksam zu machen, die uns hier nur in einem einzigen, aber den wichtigsten Punkte angehn, darin nämlich, daß sie sich aus unerfindlichen Gründen Christen nennen, denn sie sind wohl vielerlei, aber Christen sind diese Leute mitnichten, welche ganz in ihren trüben Lastern verharrend den Juden als den bezeichnen, der allein und zum Schaden der Nicht-Juden diese Laster besitze. Nicht an die Nicht-Juden wenden wir uns mit unsern Worten, sondern nur an die Christgläubigen, so lau ihr Glaube auch immer sei, aber doch sei, an diese Christgläubigen und an deren Führer, unsere Brüder im Amte der Seelsorge wenden wir uns fordernd, daß sie jenen argen Leuten in nichts Folge leisten, die den Sturm auf den jüdischen Kassenschrank predigen, um eine danach gierige Menge vom eigenen abzulenken — ja, nicht nur nicht Folge leisten, sondern ihre Stimme dagegen erheben; denn dieses kommt ihnen vor allem zu, und ist es ihre heilige Pflicht, ihre Sutane nicht in diesen widerlichen, falschen und gefälschten Kreuzzug »gegen die Juden« schleifen zu lassen. Wie denn kann es ein katholischer Gläubiger und gar ein katholischer Priester mit seinem Glauben vereinen, zu verlangen, daß ein Volk vernichtet werde, dem die heilige Kirche durch fast zwei Jahrtausende ihren Schutz angedeihen ließ, und zu dessen Gunsten unsere allerschmerzlichste Liturgie zu Gott am Karfreitag betet? Aus welchem Stamme sind die Patriarchen, die Propheten, die Apostel, die Evangelisten, die ersten Märtyrer, ohne daß wir zu sprechen wagten von der Heiligen Jungfrau und unserm Erlöser selber, welcher der Löwe von Juda war und ein unaussprechlicher Jude in seiner irdischen Gestalt? Um unsers Glaubens und seiner heiligen Person willen ist es glaubens- und gottlos für Christen, die Vernichtung eines Volkes zu predigen oder solches stillschweigend zu billigen, vor dem wir als einem der leidenvollsten aller Völker eher unser Knie beugen müßten und unsere Lippen reinigen, bevor wir seinen Namen aussprechen, wie einer der Dichter dieses Volkes, ein armer jüdischer Schneidergeselle gesagt hat. Statt dessen sehen wir ein angeblich gesittetes, ja sich christlich nennendes oder gar auch gläubiges Volk wie Indianer das Kriegsbeil schwingen, um die Juden zu skalpieren, weil sie, sie allein, sonst kein Christ, kein Deutscher, kein Patriot, kein Stinnes und kein Krupp, auf Gelderwerb versessen seien mit allen Sinnen, während diese Christen, Deutsche, Patrioten, Stinnes und Krupps franziskanische Armut suchen, den Nächsten lieben, das Gewand der Buße tragen und sich in Demut vor Gott beugen — welch ein Schauspiel, diese 60 Millionen Deutsche, Patrioten und Christen, und nichts als armselige Knechte Gottes, von einer

halben Million Juden, nichts als reichen Juden, in Sklavenketten gehalten und zum Satansdienst des Geldes gegen ihren Willen gezwungen!

Daß die Juden zum größten Teile die Depositäre des Reichtums der Welt sind — dieses Faktum zu erklären und dessen Grund zu finden haben sich Ökonomen und Moralisten, Psychologen und Ethnographen verbraucht und ausgegeben. Könnte nicht einfachere Lösung darin liegen, daß sich dieser Reichtum als Fluch und Zeichen, uns zur Warnung, auf die Juden gelegt hat? In den heiligen Schriften des alten Bundes ist das Wort Silber ein Synonym und Bild für das lebendige Wort Gottes, dessen Depositäre die Juden waren, bis sie es an das Kreuz schlugen — um in ihrem weiteren zerstreuten Dasein das Simulakrum zu behalten als Leitstern ihres wandernden heimatlosen Lebens. Und auch dieses Simulakrum, das Geld, kreuzigen sie, denn solches ans Kreuz heben ist die Hochhaltung, die Isolierung des Geldes aus dem Leibe der Armen. Gottes Fluch zwingt die Juden, das Geld zu konfiszieren.

Wem aber solche Deutung zu mystisch ist, wem sie zu fromm ist, zu sehr im Sinne unsers Glaubens, dem bleibt nur eines: Beispiel zu geben in der Mißachtung solcher Kreuzerhöhung des Geldes. Va divitibus! sagte der Erlöser. Wer immer sich bereichert, der verkauft den Herrn! Nur wer den Leib und das Blut unsers Herrn Jesu Christi verkauft, kann reich sein, nur der! Jene, unsere Brüder, dienen Gott nicht, welche die Messe bei Pontius Pilatus lesen, aber ihre Sutane heben, wenn sie in den Stall von Bethlehem treten. Sie wollen ihren Klienten — und das Essen bei ihm — nicht verlieren, dem sie sagen, Jesus habe jenes Wort nur von den schlechten Reichen gesprochen, und die guten Reichen seien ihm durchaus angenehm. Auf welche Exegese der Reiche gern so gut ist, ein Wohltätigkeitsfest zu arrangieren, bei dem für den Armen der Schweiß der Tänzer in Strömen fließt. Es ist wahrhaft dieser gute Reiche der rechte böse Reiche, denn er klebt über die Armut, diese fließende Wunde an des Herrn Seite, ein Pflaster, damit man die Wunde eine Weile nicht sehe.

Die von den Juden als den bösen Reichen sprechen, mögen doch gründlicher sein! Aber sie sind, alle diese Antisemiten und Nationalisten, nur die erbitterten Konkurrenten, die besseren Zugang verlangen zum goldnen Kalb, das sie anbeten wie diese Juden auch. Gebt das Beispiel! Gebt das Beispiel, das allein beweisende, daß ihr, die Juden hassenden Christen, nicht Juden seid oder sein wollt, das Beispiel im Glauben wie im Tun. Damit erlöstet ihr die Welt und die Juden von ihrem Fluch.

Er: Vor allem möchte ich bemerken, daß ich die Wünsche der Autoren stets in Ehren halte; ich rede ihnen nicht drein, ich verstehe nichts von Literatur, ich weiß ganz gut, daß ich ein Esel bin, ein alter Blödian, der sich nur aufs Geschäft versteht . . . aber darauf wenigstens ordentlich. Das sage ich bloß, damit Sie keine Angst zu haben brauchen, daß man in meinem Theater auch ins Stück hineinredet, daß man überhaupt irgendwie den Autor zu beeinflussen sucht, besonders den Autor eines so guten Stückes,

Ich: Jawohl.

Er: Tja. Das wollte ich Ihnen nur sagen. Sie können ganz ruhig sein: ich bin nicht so, wie die anderen Direktoren, die immer mit allerlei Einwänden und Vorschlägen ankommen, zum Beispiel wegen der Primadonna müßte man noch dies und jenes, oder es wäre besser so oder so, und daß der jugendliche Liebhaber lieber hierüber und darüber; wie gesagt, so etwas dulde ich nicht, ich erlaube so etwas nicht, so etwas gibt es bei mir nicht. Denn wer immer was immer auch redet: ich weiß am besten, daß ein gutes Stück immer ein gutes Geschäft ist, und ein gutes Stück ist nur dann ein gutes Stück, wenn der Autor es gut geschrieben hat.

Ich: Jawohl.

Er: Und wenn das Stück gut ist, dann lasse ich es spielen, auch wenn es kein Geschäft ist, zum Teufel nochmal! Denn die Hauptsache ist die Literatur, und auch das Niveau; ich bin nicht so, wie die anderen Direktoren.

Ich: Jawohl.

Er: Na, sehen Sie. So ist das auch mit Ihrem Stück. Sie haben das Stück gut geschrieben, und da soll es auch gut bleiben. Da darf man nichts ändern. Und mag auch der Regisseur kommen, und der Dramaturg, und die Lya Lo, und der jugendliche Liebhaber, und der Logenschließer, und wer sonst noch will; ich lasse Ihnen nicht dreinreden.

Ich: Jawohl.

Er: Nein, und nochmals nein. In solchen Sachen verstehe ich keinen Spaß. daß Stück bleibt, wie es ist; der Bankdirektor heiratet zum Schluß das Schreibmaschinenfräulein, das . . .

Ich: Verzeihung bitte . . .

Er: Wie bitte?

Ich: Verzeihung bitte, der Bankdirektor heiratet doch zum Schluß garnicht das Schreibmaschinenfräulein, sondern . . .

Er: Was! Der Bankdirektor heiratet nicht das Schreibmaschinenfräulein?

Ich: Nein, pardon, das ist ja gerade der Kern — das Mark des Ganzen . . .

Er: Was für Mark?

Ich: Das Mark des Stückes, das . . .

Er: Ihr Mark vielleicht, aber nicht das Mark des Stückes. Ist denn so was schon dagewesen? Der Bankdirektor soll nicht das Schreibmaschinenfräulein heiraten?! Sie haben wohl den Verstand verloren, junger Mann?! Sie denken doch nicht etwa, daß ich in meinem Theater ein Drama spielen lasse, worin alle Leute gegen die Wand rennen, — oder wenigstens gegen die Kasse, um ihr Eintrittsgeld zurück zu verlangen?! Neee, ausgeschlossen, der Bankdirektor heiratet das Schreibmaschinenfräulein, beziehungsweise die Filmdiva . . .

Ich: Was für Filmdiva?

Er: Das Schreibmaschinenfräulein wird inzwischen für den Film entdeckt. Sie bilden sich doch nicht ein, daß sie Ihnen zuliebe drei Akte lang im Büro hocken wird? Was? Das Schreibmaschinenfräulein wird im zweiten Akt von dem großen Filmregisseur entführt . .

Ich: Was für Filmregisseur?

Er: Den Sie als Lehramtskandidaten geschrieben haben, Sie Kamel; Sie glauben doch nicht etwa, daß die Lya Lo sich mit einem Lehramtskanditaten einläßt?

Ich: Aber, ich bitte . . .

Er: Sie haben gar nichts zu bitten, sondern merken Sie sich, daß die Dame von Welt, die Sie zur Bankdirektorsgattin protegiert haben, schon im ersten Akt den Pfad der Tugend betreten hat und ins Kloster geht, denn das braucht man der Rührung wegen, und daß die Aktien, die schon ganz schlecht gestanden haben, zu steigen beginnen . . .

Ich: Um Gottes willen, wessen Aktien?! . . .

Er: Die Aktien des Theaters, Sie Unglückseliger, was dachten Sie denn?! Meinen Sie vielleicht, daß man das Theater zu Ihrem Vergnügen erbaut hat?

(Aus dem Ungarischen übersetzt von Barbara Friedmann.)

Der Lehrling Heinrich. An einem blaublauen Julitag zwischen den weißen Figuren der Brücke: Verkäuferin mit drei Körben Rosen. Er kauft beide Arme voller Rosen. Hebt sie gegen den blauen Himmel in den Farbenakkord blau-rosa-weiß hinein. Er haßt Bouquets. Er liebt leidenschaftlich Krüge mit hundert von derselben Blume. Er hat das Gefühl: an solch einem blauen Tage müßte man beide Arme voller Rosen diese kreidebleicher, vor Hitze italienischen Straßen hingehn und allen unbekannten Mädchen eine Rose zuwerfen. Allen schönen Mädchen und den nichtschönen auch, damit sie durch solch eine Zärtlichkeit erblühn. O. Heinrich hat manchmal auch bacchantische Gedanken. Aber ihm ist es nicht genug, das zu denken: so etwas denken an einem blauen Tage vielleicht alle Menschen. Aber keiner tut es. Man müßte es tun. Die Kluft zwischen Gedanken und Leben muß verschwinden. Und er will es tun. Er hat einen solchen Wunsch. Schönheit nicht nur in Büchern zu lassen: er will die Poesie herausreißen aus der Poesie ins Leben. Er schüttet seine Börse vor der Verkäuferin aus, ohne zu fragen. Für Rosen fragt man nicht nach dem Preis. Und daß ihm das Geld morgen fehlen wird, ist eine Schönheit mehr. O, er ist sehr übermütig. Nun er aber die bleiche Straße geht, und die schönen Mädchen zwischen den weißen Denkmalen des Belle-Alliance Platzes kommen, ist er sich nicht schön genug zu dem, was er plant. Ein Schönerer hätte das gedurft, er nicht. Er konnte nicht lebendigen Frühling darstellen, Statue des Frühlings sein, obwohl Frühling genug in ihm war. Etwas traurig geht er weiter. Schließlich faßt er den Entschluß: er wird *einem* Mädchen alle Rosen schenken. Nicht eine Rose *vielen*, sondern viele, alle einer! Symbol seines Lebens soll das sein.

Er kommt an der Portierswohnung vorbei, wo das Kind mit dem ungeputzten Näschen zuhause ist, mit dem er sich angefreundet hat. Ein schwangeres Mädchen, die Schwester jenes Portierkindes, steht vor der Tür. Da geht es ihm durch den Sinn, daß sie sich an der Rosenschönheit versehen soll. Und ein schönes Kind davon bekommen, sein Kind sozusagen im Geiste. Madonna, die dort mit dem heiligen, wie Christus vaterlosen Kinde. Vielleicht wird es ein Mädchen, dem man Rosen bringt, vielleicht ein Knabe der wagen darf, Rosen zu bringen. Aber das schwangere Mädchen macht ihm im Wozu-Ton ernst und traurig Vorwürfe über seine Verschwendung. Schließlich kauft er seine Rosen für seine letzten zehn Mark von ihr zurück und geht weiter

Da steht er vor einem wunderschönen jungen Menschen seines Alters. Errötend vor Scham, Neid und Bewunderung faßt er den riesigsten Entschluß seines Lebens, wie ihn deucht. Und wirklich ist es etwas ganz Großes ja Übertriebenes, das kleinste so Unkonventionelle zu tun. Er bittet den Schönen, daß er sich zum Frühling steigere und rosenbringend durch die Lande, durch die Straßen ziehe an seiner statt. Damit Schönheit sei, damit Schönheit in der Wirklichkeit werde. Er will ihn dafür lieben. Er hofft bei ihm auf intuitives Verständnis; ist der Andere nicht auch jung? Und obendrein schön, also doppelt jung? Der fremde Jüngling aber sagt, daß er keine Zeit hat, weil er zum Fußballklub muß. Dann sieht er Heinrich halt an, Perversität bei ihm vermutend. Das stimmt auch! denkt Heinrich, den Blick sofort verstehend, denn ich liebe die Schönheit, aber nicht das Geschlecht. Und auf diese Weise, wenn man so will, beide Geschlechter, weil eben überhaupt nicht das Geschlecht. Wenigstens in dieser Stunde nicht.

Heinrich kommt nach Hause: beide Arme voller Rosen. Ist bei ihm ein Fest? Nein, gegenteils. Er hat überall Absagen bekommen: von sich selbst, von ihr, von ihm. Niemand hat ihm seinen Reichtum abgenommen. Niemand will die Rosen auch nur geschenkt haben, niemand sie durch die Welt tragen. Heinrich füllt alle Krüge seines Zimmers (nicht Vasen!) mit den Rosen. Und plötzlich ist ihm festlich, schlägt ihm das Herz. Ihm ist als müßte heute noch das Mädchen kommen, das er nirgends getroffen hat, das Mädchen dem er alle seine Blumen geben möchte. Alles ist geschmückt. Alles ist Ahnung von ihr und Verheißung, der ganze Raum duftet nach ihr, die es nicht gibt, atmet eine Abwesende. Und in seiner Gedankenstille zwischen so üppigen Blumenopfern wird er am Ende für sein eigenes Gefühl auf ein Weilchen zum jungen, spätrömischen Kaiser Heliogabal, wohl wert jenes Mädchens, das er nicht weiß, das nur in des Raumes Verheißung lebt.

Da schrillt draußen Glocke. Botschaft vom Geschäft. Dort ist großer Ärger bei der Abendschicht. Heinrich hat falsch ins Wächterbuch für den Nachtdienst eingetragen. Tobelmaier, der an der Reihe war, ist nicht erschienen: Du mußt nun selbst kommen und den Nachtdienst zum Sonntag besorgen; geschieht Dir auch ganz recht! ruft ihm der Kollege eilig zu, der die Botschaft bringt und ist bereits weitergeweht, seinen Sonnabendabendfreuden entgegen.

Heinrich findet auch, daß ihm ganz recht geschieht. Nachts im Dunklen denkt er an sein Zimmer. Ein Zimmer ist festlich geschmückt,

[illegible] Zimmer steht voller Rosen. Aber niemand verweilt in dem Zimmer. Jedes leere Zimmer gehört dem großen Niemand, gehört Gott, dem unbekannten Gotte. Wie seltsam, sich sein Zimmer vorzustellen, während man abwesend ist. Und die Möbel halten inne, halten den Atem an und warten. Jedes leere Zimmer gehört dem unbekannten Gott. Jedes leere Zimmer gehört der Erwartung. Ist die Erwartung der unbekannte Gott? — Plötzlich deucht ihn, so allein und sich selbst unsichtbar in dem großen dunklen Fabrikraum, als sei da auch keiner. Als sei er überhaupt nicht anwesend. Als sei er selbst Niemand, jener große Niemand, dem alle leeren Räume der ganzen Welt gehören, auf den alle leeren Räume der ganzen Welt warten, auch seine ferne, rosengeschmückte Stube. Plötzliches Glücksgefühl gegen Morgen: auf Dich wartet wer! — Dein Zimmer!

STEFAN GROSSMANN

REINHARDT AM SCHEIDEWEG

Ich erinnere mich eines Gespräches mit Victor Adler, dem Allerweisesten, worin er die Jahre von vierzig bis fünfzig besonders rühmte. „Es sind die besten Arbeitsjahre" sagte er, „man ist nicht mehr so subjektiv, man sieht den Anderen, der Unterleib meldet sich nicht mehr so störend. Es kommt eine gesunde Stetigkeit in die Arbeit." So sprach ein im Grunde harmonischer, ein glücklicher Mensch. (Wie viel Glück hatte Victor Adler bis zu seinem Tode! Er sah nur den Zusammenbruch des Alten, erlebte den ersten Triumpf der Sozialisten und wurde vor dem erschütternden Versagen des europäischen Sozialismus gnädig weggerafft.)

Ja, so sprach ein glücklicher Mann. Die Vierzigerjahre können nämlich auch die kritische Epoche des Mannes sein, im Besonderen ist es die gefährlichste Epoche im Leben der Männer, die nicht altern wollen. Sie sollten den großen Strich unter ihr Jugendzeitalter tun, indes treibt es sie, eine zweite Jugend zu erstreben, zu erleben, zu erzwingen. Sie sollten ihr Werk an Stetigkeit ausbauen und eine quälende Unruhe zwingt sie, reizbarer und empfindlicher als je, ihr Oeuvre im Stich zu lassen, mit dem kuriosen Gefühl der Zwanzigjährigen im Herzen: Ich baue Neues auf. Zu diesen Gefährdeten der Vierzigjahre gehören vor allem die Künstler. (Eine Statistik der besten Künstlerehen wird ergeben, daß in den Vierzigerjahren die höchste Scheidungsziffer erreicht wird.) Man denke an ein Goethewort, „Mein Leben war eine Folge von Pubertätsepochen". Die Pubertätsepoche in den Vierzigerjahren ist gefährlicher als die erste und zweite. Ganz leise schimmert von Ferne

die Aureole leiser Lächerlichkeit — für den Zuschauer — Bürger, nicht für den Handelnden selbst, den Künstler. Der siebzigjährige Goethe der Ulrike liebte, war für sich selbst nicht lächerlich und ist es für uns Leser mit nichten. Aber der Kellner in den böhmischen Bädern mag blöde gegrinst haben.

Reinhardt ist heute in der zweiten Hälfte der Vierzigerjahre. Ich habe aus der Entfernung den Eindruck, als würde ihm das erste Altern nicht ganz leicht. Es ist eine merkwürdige Unruhe und Zerrissenheit in ihm. Ziemlich plötzlich hat er sich entschlossen, seine drei Theater in Berlin an Felix Holländer zu geben. Ebenso plötzlich beschloß er, Holländers Direktion zu fundieren. Er ist als Besitzer und sonst noch am Wohl und Wehe seiner Berliner Theater beteiligt. Dennoch ist er in Berlin nur mehr ein Gast. Er wollte im Ausland als Regisseur tätig sein, eine ziemlich unglückliche Idee, weil der Regisseur an die Sprache gebunden ist, in die ihn sein Schicksal gestellt hat. Es kam bisher nur ein Operettengastspiel in Kopenhagen zustande. Bis gestern hatte Reinhardt den Film (bis auf ein einziges Experiment) perhorresziert, er war dem Kino gram. Der Film hat ihm sein Ensemble zerrissen, der Film zerstört in Berlin alle rechtschaffene Probenarbeit. Plötzlich hört man, daß Reinhardt von der stärksten deutsch-amerikanischen Gesellschaft mit einer Millionengage engagiert ist. Daneben laboriert er an dem Salzburger Projekt, bei dem sich, nach und nach, allerlei tückische Hindernisse erheben. Und schließlich ist es gar nicht ausgeschlossen, daß er wirklich einmal ein bißchen im Burgtheater arbeitet, nicht nur mit Berliner Darstellern, sondern vielleicht sogar mit den Schauspielern des Burgtheaters, soweit er mit ihnen und sie mit ihm Kontakt finden Und von ferne lockt Amerika.

Da sind ein bißchen viel Pläne. Das bedeutet Leben in Berlin, Wien, Salzburg, Kopenhagen, morgen wahrscheinlich auch in New York und in den amerikanischen Prärien. Sehr lockend, sehr abenteuerreich, anziehend genug für einen Zwanzigjährigen. Für den Vierzigjährigen bedeutet die Fülle der Projekte vorerst Zersplitterung, zum Teil Vernachlässigung, vielleicht sogar Vernichtung des heutigen Besitzes.

Die Reinhardtbühnen, gewiß, verdanken ihm auch heute manchen schönen Abend. Daß muß gelegentlich, nicht sehr gerne, sogar die Berliner Kritik anerkennen, diese Kritik, die ja seinerzeit sogar einen literarischen commis voyageur, wie Barnowsky, gegen ihn auszuspielen versuchte. Aber ganz unbegründet ist diese Reserve der Kritik doch nicht. Sie fühlt ganz deutlich: Reinhardt ist nur mehr mit halbem

Herzen in Berlin, er ist stets auf dem Sprunge, ihm zu entfliehen, die Ehe mit Berlin ist in Scheidung begriffen. Wer aber möchte mit dieser Stadt, die das vergeßlichste, also undankbarste Publikum hat, eine Liaison eingehen? In dieser kritischen Zeit hat Reinhardt in Leopold Jessner einen großen Rivalen erhalten, dem Publikum und Kritik mit der Hitzigkeit der ersten sechs Monate huldigen, viel heißer huldigen als dem einst „Napoleon der Bühne" Genannten. Das alles frißt an der Seele. Man kann getrost prophezeien: Die Entfernung Reinhardts von Berlin wird noch mehr wachsen.

Wird er im Burgtheater arbeiten? Ich möchte es bezweifeln. Solche Arbeit muß ganz oder garnicht geleistet werden. Zwei Monate als Regisseur herumgasteln, das läßt sich selbst dies brüchige Burgtheater nicht gefallen. Das wird keine fruchtbare Umarmung, das wird bloß ein Gelüstel und Gemöchte.

Salzburg? Ich wage nicht zu prophezeien. Aber da ist ein großer schwer dirigierbarer Verein, da ist eine Lokalpartei von einiger Provinzentschiedenheit, da sind allerlei bauliche Hindernisse. Es wird Stetigkeit und Zähigkeit nötig sein, diese Widerstände zu überwinden. Stetigkeit, Max Reinhardt!

Aber der Film? Ich gehöre nicht zu den Fachsimpeln, die glauben, weil Reinhardt einmal, vor Jahren, einen Film, für den ihm ein ziemlich angweiliges Buch geliefert wurde, ihm nur zu schwachem Erfolg brachte, werde er auch künftighin fürs Kino nichts Außerordentliches leisten. Das ist Unsinn. Lubitsch ist Reinhardts Filmkind. Und wer wissen will, wie man Reinhardt'sche Regie-Einfälle auf die Leinwand bringen kann, der sehe sich den neuen Danton-Film an, in dem Reinhardts Inszenierung ziemlich ungeniert — — — verwertet wird. Nein, ich bin vielmehr überzeugt: Reinhardt wird im Film sehr schöne, fabelhaft bewegte, ja grandiose Bilder schaffen, man muß ihm nur die richtigen Bücher einhändigen. Dann wird der Vater den Sohn, wird Reinhardt Lubitsch überlupitschen. Freilich, ganz leise gefragt: Lieber Max Reinhardt, ist dies ein Ziel? . . . Wahrscheinlich, denn es kann Millionen bringen.

Ein Künstler in den Vierzigerjahren steht am Scheidewege. Ehedem nahm Reinhardt den Film cynisch und das Theater ernst. Wird er nun den Film ernst und das Theater cynisch nehmen? Hat er auch den Glauben an die Zukunft des künstlerischen heutigen Theaters verloren? Er wäre, wahrhaftig, nicht der Einzige.

VIII.

Hier aber hatte er wirkliche Sensation!

Schon nach achtundvierzig Stunden merkten Daisy und er, ohne noch mehr als einen Spaziergang durch die Lauben der Hauptstraße an mittelalterlichen Brunnen vorbei erlebt zu haben, dies Land und Volk unterschied sich von allen kultivierten menschlichen Gemeinschaften, die sie gesehen hatten. Hier gab es sämtliche Voraussetzungen nicht, die sonst unbedingt herrschten.

Hier wollte offenbar kein Mitbürger auf den anderen wirken, keinen Eindruck durch Besonderheit schinden, wodurch Lärm, Schreien, Gestikulieren, alle grelle Farbe, schrille Dynamik, die kostete, gespart wurde. Hier gab es — in einer Demokratie! — wie keine menschlichen auch keine Standesvorurteile, herrschte kein eitler Geist kleiner Kreise, sondern alles Volk dachte — dreisprachig — unisono. Wodurch anstelle tausend täglicher erhabener Dummheiten Einzelner Eindruck einer Totalvernunft trat, was phantastisch wirkte.

Fairfax und Tochter hatten Gewißheit, hier seien sie menschliche Gimpel, Excentrics, Peripherische und kamen sich komisch vor, als sie sahen, ihr Reichtum berechtige sie zu nichts vor anderen, weil es nicht nur keine Stätte, ihn zu zeigen, gab, aber auch alle Gegenstände fehlten, ihn für sie auszugeben. Nicht einmal das kleinste Andenken an Wilhelm Tell war zu kaufen!

Daisy fand sich im schlichtesten Pariser Kleid auffallend und kaufte Regenmantel und Galoschen. Die Sioux bekamen Hausarrest und dürften sich auf der Straße überhaupt nicht zeigen.

Aber es war Fairfax erwiesen, die Schweiz aus solchen grundsätzlichem Gegensatz zu aller umwohnenden Welt spiele auch keinerlei Rolle in Wirklichkeit, sondern sei Eiland anderswo nicht möglicher menschlicher Haltung, dem keine europäische Bedeutung zukommen könnte. Im Gegenteil werde sie es alsbald schwer genug haben, solche freie Einzelheit zu verteidigen und zu behaupten.

Für ihn, seine Ziele und Weltanschauung war sie nicht nur uninteressant, doch geradezu langweilig. Er reiste ab.

Um in Salzburg anzukommen und vor größerer Überraschung zu stehen.

Er hatte doch Zeitungen gelesen, in denen vom österreichischen Elend spaltenlang die Rede gewesen war. Er erinnerte sich genau der fettgedruckten, schreienden Aufschriften, die die Not mit kreischenden Worten gekündet hatten, und war vor Wirklichkeit starr

Zum erstenmal begann er, am endlichen Einfluß der Presse, der bis dahin in seiner Weltordnung festgestanden hatte, zu zweifeln, da er hier den Abgrund zwischen konkreter Wirklichkeit und Zeitungsberichten über sie vergleichen konnte. Impulsiv drahtete er seinen Propagandachefs, auch Plexin, die für Zeitungsreklame ausgeworfenen Summen um sechzig Prozent zu kürzen. Vor allem aber stünde er endgültig vom Ankauf der einundsechzig ihm angebotenen französischen Tageszeitungen und Wochenschriften ab.

Als er am ersten Mittag in Salzburg mit Daisy durch schlammaufgeweichte Straßen zu jenem nahem Stadtplatz am Dom schritt, vor dem heute der berühmte Schauspieldirektor das mittelalterliche Passionsspiel aufführen sollte, stellte er fest, die Menschen starben stehend auf der Straße.

Und gerade das war das Erstaunliche, daß sie sich nicht einfach mit letztem Seufzer friedlich in den Schlamm und alle Viere von sich streckten und verreckten, sondern in ihrem Blick noch stolze Leuchte der Verzweiflung stellten, ehe sie um die nächste Ecke in ihr Ende wankten. Phantastisch die Lappen, mit denen sie ihre Blößen deckten, grotesk, was sie auf Häupten und an Füßen trugen. Daisy und Fairfax waren ganz verstummt und grau und meinten, mitten in der Hölle zu stehen.

Daisys flehendem Blick, umzukehren, begegnete Fairfax mit Hinweis auf den Kathedraleplatz, wo sich großartig Phantastisches vorzubereiten schien. Sie traten hin und nahmen auf Tribünen ihre Plätze ein.

Vor den offenen Kirchenportalen war die Bühne aufgeschlagen, und der erste Mime trat im Augenblick aus dem Dominnern ins Freie, als sämtliche Kirchenglocken der erzkatholischen Stadt auf Befehl des Bischofs vor einem Publikum zu läuten begannen, das Fairfax mit einem Blick zu drei Vierteln als Israeliten, zu einem Viertel als internationale Snobs erkannte, die üppige Toiletten und feistes Fleisch in heiße Sonne spreizten.

Rings um den Platz aber lungerte das zerlumpte Volk und hielt sich an gespannten Seilen hoch.

Daisy zog den Vater am Rock, der aber war geblendet. Solchen Kontrast hatte er noch nirgends gekostet und, hingerissen, genoß er ihn. Diese Salzburger Festspiele waren Kost für starke Nerven und gaben von einer Spannfähigkeit des europäischen Herzens Beweis, gegen die seine, selbst mit Indianermilch gefüttert und erst recht die aller Amerikaner noch immer gering war. Hatte er sich manchmal gestanden, er sei doch wohl aus Stahl gemacht, mußte er hier zugeben, mit Europa Schritt zu halten, müsse er das Meiste noch hinzulernen.

Als aber der heftigste Eindruck verwunden war, und Daisy plötzlich an seiner Seite nicht mehr saß, riß er sich von dem mit raffinierter Kunst abschwirrenden Spiel los und suchte sein Kind hinter den Tribünen.

Gerade kam er zurecht, einen Skandal zu schlichten, der angesichts von Ort und Umständen leicht hätte heikel werden können. Einen schreienden wütenden Volkshaufen sah er um Daisy, den er durchbrechen mußte, um seine Tochter bei einer leeren Droschke zu finden, deren Pferd. unsagbarer Klepper, als Sack tot zu Boden lag.

Daisy, in vom Kutscher unbewachten Augenblick, hatte dem herben Falben eine so große Morphiummenge aus ihrer Spritze schnell in die Weichen gejagt, daß er glatt hingefallen war und seinen Atemrest als Wölkchen ausgeblasen hatte.

Ein Dolmetscher versicherte immer wieder der Menge, die junge Dame habe den Anblick des um Erbarmen flehenden verhungerten Geschöpfs nicht mit ansehen können. Sein Jammer, als größter im verheerten Europa geschauter, habe ihr das Herz zerfleischt und sie zur Tat augenblicklich hingerissen.

Fairfax wortlos, streckte eine Hundertdollarnote von sich Aber sei's der Anblick solchen Geldscheins raubte dem Besitzer des Tiers den Verstand oder er war schon vorher nicht bei Trost gewesen, er schrie, ein über das anderemal aufschluchzend, nicht Geld sei, was er wolle und nicht diese Schätze Arabiens. Sein Roß habe er geliebt, sein Rößlein, braunes Peterlein, das einzige Wesen, das ihm auf Erden noch nahegestanden und genau wie er und alle Umstehenden — hier machte er große Geste — ein Recht auf diesen unvergleichlichen österreichischen Schmerz in Gänze bis zum natürlichen Ende gehabt hätte. Wozu Volk murrte, schnob und nach vorn schob.

Da aber wurde plötzlich auch Daisy hysterisch. Vor dem alten Mann fiel sie in die Knie und bat weinend, um seine christliche Verzeihung.

Und wie Atem des Himmels beruhigte augenblicklich diese Gebärde die erregte Menge: es hob der Kutscher die Schluchzende auf und küßte erst sie, dann das tote Pferd zärtlich auf den Mund.

Ernst und ergriffen ging alles auseinander. Daisy immer weinend, an des Vaters Arm, der verdutzt, das Ganze sinnlos und außerhalb der Zusammenhänge fand.

Und der noch gleichen Abends mit Suite nach München entfloh.

(Fortsetzung folgt.)

AUS DEM TAGEBUCH

CASANOVA ODER TRISTAN

Casanova wird nie routiniert.

*

Was tröstet? Ein Wort, ein Brief, ein Gedanke? Nein, die Entdeckung der schönen Stirn einer Anderen.

*

Casanova war ein sauberer Geist, er hat Gott nie pathetisch in seine Händel gezogen.

*

Liebesaffären zwischen einem reifen Mann und einer reifen Frau sind nicht mehr Duelle auf Leben und Tod. Das Gefecht findet statt, es stärkt die Muskeln, aber die Spitzen der Fleurettklingen sind vorsichtig eingewickelt: Wozu wieder Blutvergießen?

*

Lotte, Werthers Lotte ist die Patin Casanovas.

*

Casanova oder: Was haben die Frauen aus Tristan gemacht!

*

Sentimentalität hat die Frauen um die Unschuld gebracht. Wieviel Frauen sind heute innerlich leicht genug und casanovareif?

*

Die deutsche Übersetzung von Casanova heißt Tristan.

SCHUMANN ERHÄLT SEINEN TOD

Der preußische Justizminister Am Zehnhoff hat ein sanftes Rühren in der Brust gefühlt. Ich hatte ihm den Aufsatz „Schumann verlangt seinen Kopf“ im Heft 18 des „Tage-Buch“ zugeschickt, befreundete Abgeordnete hatten eine Anfrage an den entschluß-kranken Minister vorbereitet, da — nach faßt neun Monaten, in denen Schumann immer wieder seine Hinrichtung verlangt hat — entschloß sich der Minister gnädigst zur Ungnade. Er ließ den Akt nicht länger liegen. Er entschloß sich, sich zu entschließen. Er gewährte dem zum Tode Verurteilten seinen Tod. Am 9. Mai wurde der sechsfache Mörder Friedrich Schumann in Moabit hingerichtet.

Der Herr Minister wurde beglückwünscht. Sein Entschluß ist ein Neunmonatkind gewesen. Immerhin, es ist zur Welt gekommen! Billiger und menschlicher Denkende als der Herr Justizminister hatten gedacht, Herr Am Zehnhoff habe schon das moralische Recht auf Bestätigung des Todesurteils verwirkt. Man kann einem Menschen Allesmögliche drei Vierteljahre schuldig bleiben, nur nicht den Tod. Hat man einen Verurteilten neun Monate, Nacht für Nacht, auf seine Hinrichtung warten lassen, hat man dann, nach solcher Qualfrist, noch das Recht, den Verurteilten aufs Schaffott zu zerren? Dürfte man ihn drei Vierteljahre in die süße Gewohnheit des Lebens sinken lassen, um ihn plötzlich herauszureißen? Die verspätete Hinrichtung Schumanns ist der beschämendste Fall bürokratischer Bequemlichkeit. Immerhin, Herr Am Zehnhoff entschloß sich! Wie gut, daß der Akt Schumann wenigstens im neunten Monat nach dem Todesurteil dem christgläubigen Justizminister in die Hände gefallen ist! Der Akt hätte sich ja gründlicher verkriechen, die Frist hätte ja auch zwei, drei, neun Jahre dauern können.

Gewiß, der Justizminister hätte niemals das Recht verloren, den Verurteilten eines Morgens mit seiner Hinrichtung zu überraschen. Er war so christlich, den zum Tode Verurteilten nur 260 Nächte in Ungewißheit über sein Schicksal zu lassen! Aber in der 261. Nacht raffte er sich zum Entschluß auf, er war so gnädig, keine Gnade zu üben und winkte dem Scharfrichter Schwietz aus Breslau.

Es ist nicht bekannt, ob der gnadenlose Herr AmZehnhoff der Exekution beigewohnt hat. Die Zeitungen stellen nur fest, daß der Kriminalassistent Lahmann, der seinerzeit Schumann festgenommen, der Hinrichtung beiwohnte. Der hatte sozusagen ein moralisches Anrecht darauf. Der Tod des Schumann war Lahmanns Sache. Plötzensee, in dem der Mörder neun Monate auf seinen Tod gewartet hatte, war nur das Kgl. preußische Sanatorium Lahmann gewesen, in dem der Deliquent aufgefüttert wurde. Jetzt kam der andere Lahmann und besichtigte die letzte Stunde seines Schützlings. Darf man hoffen, daß Lahmann, der Zuschauer, künftighin rascher zur Stelle ist? Wenn schon kein anderes Argument auf die Seelen der Am Zehnhoffs wirkt, dann mußte der Finanzminister in solchen Fällen gebieterisch dazwischenfahren. Die Kosten für die neunmonatliche Erhaltung Schumanns waren unnötig. Wenn Ihr schon nicht mit Leben spart, ihr Gnadenlosen, so spart wenigstens mit Erhaltungskosten.

ESELN ODER OCHSEN?

In der Zeit, da über Deutschland das Ultimatum der Entente hing und die Polen in Schlesien vorrückten, gab es Wahlen in der Stadt Zossen, nahe bei Berlin, fast in Berlin.

Höhepunkt der Agitation: Die Sozialdemokraten führten einen Esel durch die Stadt. Den hatten sie mit Guirlanden und schwarz-weiß-roten Bändern geschmückt. Der Esel trug ein Plakat: „Ich Esel wähle bürgerlich!"

Gegenagitation der Bürgerlichen: Sie schafften schleunigst einen rotbraunen Ochsen zur Stelle, schmückten ihn mit roten Bändern und hingen ihm ein Plakat um „Und ich Ochse wähle sozialistisch!"

Der „Lokalanzeiger", der diese Erzählung berichtet, fügt hinzu: Am Abend hatten die Bürgerlichen die Majorität. Die Zeitung triumphiert: „Der Esel hatte also den Ochsen geschlagen!"

Ja, wackeres Blatt aller Esel, Du hast Grund zum Triumph.

Wäre der Sieg auf die andere Seite gerutscht, dann hätte das Blatt der siegenden Ochsen ein jubelndes Gebrüll ausgestoßen.

Wie verloren stehen aber die Unzeitgemäßen da, die sich weder den Eseln noch den Ochsen anschließen wollen. In der Schicksalsstunde Deutschlands bleibt uns nur die Wahl zwischen Eseln und Ochsen. O, du trauriger deutscher Stall!

EINSTEIN, FALCONER UND ICH

Herr Falconer, Stadtrat in New York, hat es abgelehnt, Professor Einstein zum Ehrenbürger zu wählen. Also auch dort Antisemiten? Der Mensch läuft wohl mit dem Hakenkreuz herum und trägt den Gummiknüppel unterm Mantel für die Andersgläubigen, die ihm in der fünften Avenue begegnen?

Nein, es ist viel, viel schlimmer. Schamlos hat der unwürdige vor versammeltem Senat erklärt, er verstehe nichts von Relativitätstheorie. Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß der Banause von seinen gelehrten Kollegen überstimmt wurde. Einstein ist Ehrenbürger von New York.

Nun aber schlägt das ungeheuerliche Wellen bis an die fernsten Gestade. Nachdem Herr Falconer von den Redakteuren für lokale Begebenheiten und kleines Feuilleton aller mitteleuropäischen Zeitungen gezüchtigt worden ist, tritt hier Einer auf, der nicht ungerechten Ruhm um sein Haupt glänzen sehen will. Gestützt durch Falconers Bekennermut soll ein furchtbares Geständnis abgelegt werden: ich, ich, ich bin der andere Verworfene. Falconer und ich, wir sind die beiden Einzigen, die von der Relativitätstheorie nichts verstehen.

Wo soll ich anfangen und wo aufhören? In Quinta haperte es mit der Regel de tri, den pythagoräischen Lehrsatz vermochte ich nur aus Achtung vor meinen Lehrern anzuerkennen, die Logarithmentafel gebrauchte ich wie ein chinesisches Kind den Suan-Puan, ohne wahre innere Begnadung. Und als sinus und cosinus am Horizont erschienen, wurde ich zum Militär eingezogen. So ist das Unglück über mich gekommen, Falconer (Bruder, ich grüße Dich!) muß es wohl ähnlich ergangen sein.

Das erste Mal hörte ich von dem großen Ereignis, als ich in der Sommerfrische meinem Tischnachbar, einen Trikotagefabrikanten aus Glauchau in Sachsen, fragte, ob er viel oder wenig Milch in den Kaffee nehme. Er erwiderte: „In dieser Beziehung halte ich es mit Einstein." Und auf meine bescheiden-ehrfurchtsvolle Gegenfrage lächelte er: „Nun, alles ist relativ."

Wäre ich damals ernstlich in mich gegangen, wer weiß, ob es mir nicht noch gelungen wäre, den Abstand einzuholen, der mich jetzt für immer von meinen Zeitgenossen trennt. Nun aber ist es zu spät. Falconer und ich sind dem Gespött der Welt überliefert.

An der Produktenbörse wagte ich es noch einmal einen Bekannten auszuforschen. „Was?" erwiderte mir dieser entrüstet „von dem Einach haben Sie nichts gehört, der die Relativitätsdrüse erfunden hat? Wenn man die einem herausnimmt, weiß er nicht mehr, wie alt er ist und wie spät daß es ist?"

Als Ehrenstein zum Ehrenprotektor der Produktenbörse proklamiert wurde, drückte ich mich scheu von der Feier. Da war kein Falconer, der dagegen gestimmt hätte. Alle hatten sie es verstanden.

In Prag hat er schließlich angefangen, Geige zu spielen. Es war noch eine Viertelstunde Zeit und nichts mehr zu erklären.

Jetzt hat er sich gar des Zionismus angenommen. Alles andere ist schon relativ geworden. Das einzige Absolute, was es noch in der Welt gibt, ist Falconers und meine Unwissenheit.

Aber trotz allem ist da ein Tropfen Süßigkeit in so viel Bitternis. Es gibt auch eine Solidarität der Verderbtheit, eine holde Gemeinsamkeit der Verlorenen! Es lebe die Internationale der Unbildung! Rücken an Rücken mit Dir, Falconer, fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!

Rudolf Olden.

BRIEFE ANS TAGE-BUCH

MOSKAUER SCHICKSAL

Ein Russe schreibt mir:

Die Moskauer „Iswestija" vom 27. April berichtet, daß der amerikanische Ingenieur Mr. Keally vom höchsten Revolutions-Tribunal zu 2 Jahren Gefängnis varurteilt worden sei. — Die Motivierung dieses Urteils lautet:

„Mr. Keally gelang es als bedeutender technischer Spezialist nach Sowjet-Rußland zu kommen, angeblich mit dem ideellen Bestreben, beim Aufbau der ersten sozialistischen Republik der Welt behilflich zu sein. Den ihm zugeteilten hohen Posten eines Experten beim Obersten Volkswirtschaftsrat bekleidend, hat er das in ihn gesetzte Vertrauen der Sowjet-Regierung getäuscht, indem er über die afghanistanische Grenze verleumderische Briefe ins Ausland schmuggelte, die von bourgeoisen Zeitungen gegen Sowjet-Rußland ausgenützt werden

sollten, um die mit uns geschlossenen Handelsverträge zu untergraben."

Also lautet der offizielle Bericht des Tribunals.

Es ist nicht uninteressant, die Vorgeschichte dieses Falles zu betrachten.

Mr. Keally, ein rotwangiger, blauäugiger amerikanischer Ingenieur, Typus Gibson-boy, ist mit Professor Lomonossow aus Amerika nach Rußland gekommen. Ihn mag das Interesse an dem ungeheuren technischen Experiment hingezogen haben, für Politik hat er sich nicht im geringsten interessiert. Er wurde Lenin vorgestellt, war entzückt von dessen glänzendem Englisch, unterhielt sich lange mit ihm und versprach, — auf Lenins Wunsch — die wirtschaftliche Lage in Rußland eingehend zu prüfen und sein Gutachten abzugeben. Er erhielt einen Freibrief, der es ihm ermöglichte, alle Fabriken zu besuchen und in den betreffenden Volkskommissariaten und vor allem im Obersten Volkswirtschaftsrate die nötigen Informationen einzuholen. Sieben Monate beschäftigte er sich damit. Das Resultat war ein ausführlicher Brief an Lenin, dessen Kopie in Moskau von Hand zu Hand ging. In diesem Briefe gab Mr. Keally, praktisch und nüchtern, wie es seine Art ist, dem Vorsitzenden des Rats der Volkskommissare ein genaues Bild der wirtschaftlichen Lage Rußlands. Er zeichnete mit ungehemmter Aufrichtigkeit die Kurve des Niedergang von 1917—1920 und schloß mit der Erkenntnis, es gäbe nur eine Rettung: die rote Armee in eine strengdisziplinierte Arbeiter-Armee zu verwandeln. Diese Idee Keallys wurde ausgeführt, wie auch eine Reihe sonstiger Anregungen.

Damit hielt er seine Mission für beendet und bat um seinen Auslandspaß. Zwei Monate wurde er von einer Stelle zur anderen, von Pontius zu Pilatus geschickt — und stieß zuletzt immer wieder an eine eherne Mauer: Die Außerordentliche Kommission verweigerte ihm das Ausreise-Visum. Er wandte sich persönlich an Lenin. Am nächsten Tag wurde er verhaftet.

Mr. Keally hatte zuviel gesehen, wußte zuviel. Er hatte hinter die Kulissen Potemkin's geguckt — und das war und ist in Rußland ein Verbrechen. Drum mußte er auf irgendeine Weise verschwinden. Seine Briefe ins Ausland boten den Vorwand.

Wer Keally kannte, weiß, daß er nur die Wahrheit schreiben konnte. Aber in diesem Riesenreiche liegt ja leider Alles — wie Mitja Karamasoff sagen würde — „mit den Fersen nach oben". Da ist Einer, der vom Baume der Erkenntnis pflückte: — und dafür muß er im Paradies b l e i b e n.

Sergei Tchalnin.

WIR ENTSCHLUSSKRANKEN

In dem Aufsatze „Schumann verlangt seinen Kopf" tadeln Sie den entschlußkranken, entscheinungsunwilligen Justizminister Am Zehnhoff und nennen ihn „unfähig zur Gnade, unfähig zur Ungnade." Als wir Ihren Artikel lasen, mein Mann und ich, da stimmten wir Ihnen zu, aber am nächsten Tag entdeckten wir, daß wir selber entschlußkranke Leute sind. Ich will ihnen nun meinen Fall vortragen, vielleicht, beurteilen sie uns entschlußkranke Leute dann ein bißchen sanfter.

Wir haben seit vielen Jahren einen schwarzen Dackel. Er sieht heute nicht mehr sehr hübsch aus. Aber es war einmal ein schwarzer langhaariger Dachshund mit großen glänzenden Augen. Sein Fell war einmal glänzend und weich, heute ist es freilich struppig. Seine Nase schnupperte früher nach Ereignissen, heute hängt sie teilnahmslos und müde, und wenn man ihn über die Straße schleichen sieht mit müdem, durch den Schmutz geschleiften Schwanz, so kann man sich den jungen, lustig laufenden Männe garnicht vorstellen. Gestern ist er nun auf der Straße mit knapper Not

dem Überfahren entronnen. Als wir das sahen, da erkannten wir, daß es unsere Pflicht ist, ihn zu töten, bevor er wirklich überfahren wird. Weil wir ihn liebhaben, müssen wir ihn töten. Wir wollten uns mit einem Freunde in Verbindung setzen, der ihn mit einer gnädigen Morphiumspritze aus seinem müden Leben befreien sollte. Mein Mann sagte, ich soll ihm telefonieren, und ich sagte, mein Mann soll ihm telefonieren. Endlich aber raffte mein Mann sich auf und ging zum Fernsprecher. Am nächsten Morgen um 8 Uhr sollte der befreundete Arzt kommen. Der Tag war sehr traurig. [illegible]ne erhielt sein letztes Mittagessen. [illegible] .offelpfannkuchen, die ißt er so gern. Er bekam ein großes Stück. Dann durfte er den letzten Spaziergang mit uns machen, noch einmal in die Sonne. Aber, oh Wunder! Er konnte an dem Frühlingstag wieder ein bißchen laufen, er konnte den Schwanz wieder heben, nur ein kleines bißchen, aber immerhin, und er poussierte sogar mit einem Hundeweibchen, und das alles an dem letzten Tag? Abends legten wir ihn auf sein Kissen, stellten ihm das Wasser zu, und unsere Kleinste streichelte ihn oft und sagte ihm so lange gute Worte bis er behaglich knurrte. Am nächsten Morgen waren wir schon um 6 Uhr wach. Ahnen Sie warum? Damit wir um 7 Uhr unserem Freund, dem Henker, telefonieren konnten: Hole ihn noch nicht. Ein bißchen geschämt haben wir uns wegen unserer Entschlußkrankheit. Aber er lebt, er genießt die Wurstzipfel und die Hundeweibchen und sein Kissen, und wir hoffen, daß ein gnädiger Herzschlag uns das Richteramt abnehmen wird.

Verachten Sie uns jetzt als entschlußkrank oder sehen Sie den preußischen Justizminister mit etwas nachsichtigeren Augen an? Wäre er brutaler, so wäre er entschlußfähiger. Es ist schon ein Fortschritt, daß die Menschen sich nicht mehr so rasch zur Grausamkeit entschließen können.

Paula S.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Nr. 19):

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

LEO MATTHIAS

MUSEEN IN SOWJET-RUSSLAND

1.

Die zaristische Regierung hatte für die Museen kein Geld übrig. Die bekanntesten Galerien, wie die Eremitage in Petersburg, waren entweder Privateigentum des Zaren oder wie die Tretjakow-Galerie in Moskau Privatsammlungen, die der Stadt geschenkt worden waren. Ich weiß nicht, ob es überhaupt eine Abteilung für Museumsangelegenheiten im russischen Kultusministerium gab, — sicher ist, daß sie sich mit den entsprechenden Abteilungen in westeuropäischen Staaten nicht vergleichen konnte.

Jetzt ist es umgekehrt. Die Museumsverwaltung ist ein ungeheurer Apparat geworden, der noch mit dem letzten Dorf an der chinesischen Grenze in Verbindung steht.

Die Ursachen sind klar: Durch die Nationalisierung aller Güter war die Regierung vor die große Aufgabe gestellt, sämtliche Kunstgüter, die bisher in Privatbesitz waren, zu erfassen. Es mußten also Museumsbeamte nach allen Himmelsgegenden gesandt werden, um erst einmal den Bestand aufzunehmen und das Material zu sichten. Als man soweit war, mußte man das Problem der Raumfrage lösen. Da die wenigen vorhandenen Museen vollgestopft waren, und neue Bauten nicht ausgeführt werden konnten, kam man auf den Gedanken, die leerstehenden Paläste und Landhäuser für diese Zwecke zu verwenden. Und zwar konservierte man in einigen Fällen gleich die ganzen Häuser mit Möbeln, Teppichen, Bildern und Bronzen! So: die reichen Privathäuser Archangelskoje und Neskutschni-Garten bei Moskau. In anderen Fällen trug man die Gegenstände hinzu, die zum Stil der Einrichtung paßten. So: beim Stroganoff-Palast, Schuwaloff-Palast und Jusupoff-Palast in Petersburg. Auch die herrlichen französischen Privatsammlungen von Tschtschukin und Morosoff in Moskau wurden nicht auseinandergerissen. (Tschtschukin besitzt die bedeutendste Matisse-Sammlung der Welt; für den Treppenflur seines Hauses malte Matisse: „Musik" und „Tanz". Außerdem sah ich dort: kostbare Cézannes, darunter „Mardi gras"; dann verschiedene Bilder von Henry Rousseau, darunter eine große Urwaldlandschaft. Ferner: ein Dutzend Gauguins und Derains und zwei Säle mit Picassobildern aus allen drei Phasen seiner Entwicklung).

Die bedeutendsten russischen Privatgalerien existieren also noch. Von den übrigen hat man es mir versichert, und zwar sagte mir das ein Mann, der der Sowjet-Regierung nicht freundlich gesinnt war. Ich habe daher keinen Grund, das Gegenteil zu vermuten. Waren die Eigentümer Kenner ihrer Galerie, so beließ man sie sogar als Konservatoren; so den Besitzer der bedeutendsten Sammlung russischer Ikonen in Moskau. Der ehemalige Besitzer wurde wie jeder andere Museumsarbeiter behandelt. Die meisten Eigentümer sind jedoch geflohen.

2.

Es ist klar, daß die Verhältnisse nicht immer so einfach lagen Denn in den meisten Fällen handelte es sich nicht um große Sammlungen oder ganze Häuser, die Museumswert besaßen und sofort besetzt werden konnten, sondern um einzelne Gegenstände der verschiedensten Art, deren Dasein selbst Spezialisten verborgen geblieben war. Man kann daher nicht feststellen, was an Kunstwerken, besonders durch die Bauernunruhen auf dem Lande, verloren gegangen ist. Ich glaube, daß hauptsächlich nur kunstgewerbliche Gegenstände verschwunden sind: Stickereien, Uhren, Porzellane, Teppiche, Möbel — weil nämlich diese Dinge auch Gebrauchswert haben, und man sie häufiger an Orten findet, wo sie ihre Herkunft nicht verleugnen können, z. B. in Bauernhäusern. Jedoch mag ein Teil dieser Gegenstände auch gekauft sein, denn die Bauern sind die reichsten Leute augenblicklich.

Es war also nicht immer möglich, jede Schnupftabakdose und jeden Gobelin zu retten. Die Tatsache aber, daß jetzt jeder Dorfsowjet in Rußland von seinem Museum träumt (und diese Museumsmanie hat bereits Formen angenommen, die geradezu grotesk sind), ist ein Beweis dafür, daß man die Kunstgegenstände nirgends achtlos behandelt. Die Abteilung für Museen unterstützt natürlich dies Interesse an den alten Dingen, und so gibt es in Rußland sehr viele neue Museen, in die alle Kunstgegenstände wandern, die in dem Museumsbezirk gefunden worden sind.

Trotzdem reichte der Platz nicht aus. Man hat daher in einigen Fällen, wo sie nicht benutzt wurden, die Dorfkirchen als Museen eingerichtet und in anderen Fällen, wenn der Gottesdienst noch stattfand — sich nicht darum gekümmert. Man hat die Keller vollgestopft und die Glockentürme vermauert, um die Sachen unterzubringen — trotzdem reichte der Platz nicht aus. Es gibt in Moskau Räume, wo die Bilder wie die Bücher gereiht sind, es gibt in Petersburg Häuser, die wie Speicher bis zur Decke angefüllt sind mit Milliardenwerten. — Es bleibt nichts anderes übrig, als, vorläufig, den Riegel vorzulegen.

3.

Die Beamten der Museumsabteilung wären sicherlich zufrieden, wenn sie nur diese Arbeit des Sortierens zu bewältigen hätten. Aber man hat dieser Abteilung auch noch sehr viele Kirchen und Klöster unterstellt, denn die Kirchen sind in sehr vielen Fällen architektonisch bedeutend oder haben Fresken, die manchmal ebenso berühmt zu sein verdienten wie die Giotto-Fresken in Padua. Die Klöster aber besitzen häufig einen Schatz an Gold- und Silbersachen, dessen Kunstwert den Metallwert um das Tausendfache übersteigt — ganz abgesehen von den Ikonen und Stickereien, die häufig von einer unbeschreiblichen Schönheit sind.

Soweit diese Gegenstände zum Ritual gebraucht wurden, ließ man sie natürlich in den Händen der Geistlichkeit. Auch ließ man ihnen alles, was keinen Kunstwert hatte. Kunstwerte jedoch, die nicht gebraucht wurden, wurden als Museumsgut beschlagnahmt — in einigen Fällen leider zu spät. Denn da die Kirche nach der Trennung vom Staat auf die Almosen ihrer Gläubigen angewiesen ist, verkauften Popen und Mönche die kostbarsten Gold- und Silbersachen — zum Metallpreis.

4.

Da man ein ungeheures Material zur Verfügung hatte, war die Möglichkeit gegeben, bei der Anordnung strenger als bisher zu spezialisieren. So hat man die Tretjakow-Galerie als Nationalmuseum eingerichtet (diese Galerie ist in zwei Jahren um ungefähr tausend Nummern gewachsen). So hat man auch die Absicht, ein besonderes Museum für die westeuropäische Gemäldekunst zu gründen. In vielen Fällen sind solche Gründungsabsichten bereits verwirklicht worden. Es gibt ein neues Museum für orientalische Kunst (das bisher in Rußland fehlte!) ein Museum für griechische und römische Kunst, ein Museum für das Jahr 1840 (die russische Goethe-Zeit, da Puschkin um 1840 lebte) und ein Museum für Malereikultur, in dem die Bilder der Jüngsten hängen.

Besondere Aufmerksamkeit widmet man der Volkskunst, die überall gesammelt wird, selbst auf den Kriegsschauplätzen, wohin die Museumsabteilung Beamten entsandt hat. Das Material, das man fand, war so reichhaltig, daß man allein — für Kinderspielsachen ein besonderes Museum gründen konnte. (Es gibt Bauernfamilien in Rußland, die jahrhundertelang nichts anderes als Kinderspielsachen schnitzten, meistens Puppen, die oft von hohem Kunstwert sind. Vor der Revolution kauften Händler diese Sachen auf und zogen damit zu den Wallfahrtsorten, denn kein Wallfahrer versäumte es, irgendetwas seinen Kindern mitzubringen.(

Erwähnenswert ist noch ein Museum. das ein Mittelding zwischen Zeughaus und Schatzhaus ist. Man findet nämlich dort die „Likörbibel" von Peter dem Großen, das Feldbett Napoleons (aus zartesten Daunen!) und dergleichen Dinge, aber auch einen sehr großen Teil jener mit Edelsteinen besäten Kronen, Reichsäpfel, Zepter, Ringe, Kolliers und Gehänge, die Privateigentum der Romanoffs waren. Hierhin ist auch ein großer Teil vom Tafelgeschirr der Zarenfamilie gewandert. Ich sah im zweiten Stock dieses Museums (das im Kreml liegt) acht Tische von vielleicht zehn Metern Länge, vollgepackt mit silbernen und goldenen Gegenständen dieser Art. Es gibt in Europa wahrscheinlich kein Museum, dessen Schätze auch nur annähernd einen solchen Wert haben — und dabei habe ich nur ein Zehntel etwa gesehen; denn das meiste liegt noch in 150 bis 200 großen Kisten versiegelt.

(Anmerkung für Skeptiker: Da ich skeptisch bin, habe ich die Stichprobe machen lassen: Sie waren gefüllt.)

Noch eine Anmerkung, diesmal für Neugierige: Sämtliche Gold- und Silbersachen, die keinen Kunstwert haben, liegen im Staatstresor. Die Regierung verfügt über diesen Schatz ebenso frei, wie die deutsche Regierung über unseren ehemaligeu Schatz an Gold- und Silbermünzen.)

5.

Das Publikum, das alle diese Museen besucht, unterscheidet sich sehr wesentlich von dem Publikum vergangener Zeiten. Die Intelligenz fehlt. Man hat entweder keine Zeit oder ist so revolutionsverärgert, daß die Atmosphäre des Museums nur Erinnerungen an Vergangenes weckt. So sagte mir ein ehemaliger Großkaufmann und Kunstverständiger, daß er unfähig sei, ein Interieur aus dem 19. Jahrhundert zu sehen, ohne für Tage erregt zu sein. (Es ist infam, hier zu spötteln — es ist aber auch infam, zu heulen.)

Da die Intelligenz fehlt, setzen sich die Besucher also hauptsächlich aus Rotgardisten, Arbeitern und Schülern zusammen — jedoch begegnet man, selbst am Sonntag, einzelnen Wanderern nur selten. Dagegen häufig ganzen Rudeln, die geführt werden. Es sollen durch solche Führungen, die vom Regiment, der Fabrik oder der Schule ausgehen, in einem Jahre rund hunderttausend Menschen in Moskau belehrt worden sein.

Soweit die Tatsachen — die nichts besagen. Man kann sie bewerten, wie man will. So ist es ganz zweifellos, daß unter den einzelnen Wanderern sehr viele sind, die aus Langerweile das Museum besuchen, oder weil es „zum guten (proletarischen) Ton" gehört. (Es gibt in Moskau

bereits so etwas.) So ist es auch ganz zweifellos, daß viele sich nur an den Führungen beteiligen, weil sie auf diese Weise auf einige Stunden von der Kaserne oder Fabrik befreit sind. Andererseits beweisen die Fragen (die man sammelt), daß in vielen Fällen eine Anteilnahme vorhanden ist, die viel stärker ist als das gewöhnliche „Interesse". Die meisten dieser Fragen gehen nämlich auf die Technik. Dieses Faktum ist eine Leuchte, die manches erhellt — vor allem die Wertlosigkeit jenes Kunstgeschwätzes, mit dem proletarische Pastoren ihre Gemeinde anöden. Das Interesse an der Technik ist so stark, daß die Museumsabteilung es berücksichtigen muß. So sah ich in einem Museum Glaskästen, in denen die verschiedenen Phasen der emaillierten Silberfiligranarbeiten zu sehen waren. Die Kästen waren zu öffnen, und man konnte die Gegenstände in die Hand nehmen. Ähnliche kleine Ausstellungen sind für alle Museen und alle Kunsttechniken geplant.

Diese Begierde, den technischen Prozeß kennen zu lernen, reicht natürlich nicht aus, um auf Grund der bisher gegebenen Tatsachen von einer Kunstliebe des Proletariers zu sprechen. Diese Begierde ist nur ein Boden, von dem aus ein Verweben mit diesen Dingen denkbar wäre. Ob es möglich ist — und ob es gut ist, bleibt hier nicht zu erörtern.

HERMANN STEHR

RAT DES GREISES

Laß nie dein Herz vom eignen Herzen fangen.
Was es empfindet, soll es ohne Bangen
auch ganz verströmen, daß am neuen Tage
es wieder neu des Lebens Wunder trage.

Hoch ziehn die Sterne, tausend Blumen blühen.
Gib Dich nur ganz in deinem Glück und Mühen
und lasse keine Form in Dir erkalten,
so prüfst Du durch des Lebens Vielgestalten.

Des Daseins tiefste Knechtschaft heißt Erinnern.
An diesen blassen Bildern unsers Innern
zerbrach mehr Menschenkraft, als Mord und Brand
in allen Kriegen jemals überrannt.

Aus dem schönen, stillen „Lebensbuch", das Hermann Stehr im vergangenen Jahre im Verlage S. Fischer erscheinen ließ.

KARL FRIEDRICH NOWAK

KRONRAT WEGEN BREST LITOWSK

In den nächsten Tagen erscheint bei Georg D. W. Callwey Verlag für Kulturpolitik München: „Der Sturz der Mittelmächte" von Karl Friedrich Nowak. Zum erstenmal sind, abgesehen von bisher gleichfalls unbekannten deutschen und österreichisch-ungarischen Zusammenhängen, das deutsch-englische Verständigungswerk von 1914 und deutsch-englische Friedensverhandlungen 1918 mit den wirklichen Ursachen des Sturzes Kühlmanns behandelt. Neu ist auch das Bild des tragischen Bulgarenzusammenbruches mit der bisher unbekannten Abdankungsgeschichte des Zaren Ferdinand und der Brest Litowsker Verhandlungen. Zur Polendebatte wird Kapitel „Brest Litowsk", das ich dem Werk entnehme, gerade recht kommen.

In der Tat mußten jetzt in Berlin Beschlüsse gefaßt werden, die wichtiger waren, als die Beschlüsse Petersburgs oder Wiens. Kaiser Wilhelm wartete in Berlin. Der Generalfeldmarschall von Hindenburg war mit General Ludendorff eingetroffen, um sich mit dem Staatssekretär von Kühlmann und mit General Hoffmann zu begegnen. Ein Generalstabsrat trat zusammen. General Ludendorff verbarg seine Verbitterung nicht. Er kam sogleich auf General Hoffmann zu, erregt, aufgebracht, mit entrüsteter Stimme:

„Wie haben Sie das zulassen können, daß diese Note herauskam?",

General Hoffmann pflegte selten die Fassung zu verlieren. Aber jetzt verstand er Ludendorffs Frage nicht, noch weniger die ganze Situation, aus der die Note geschaffen schien.

„Die Herren sind ja aus Kreuznach gekommen, Exzellenz. Ich habe annehmen müssen, daß das dort vereinbart worden ist."

General Ludendorff bestritt auf das bestimmteste:

„Nein, es ist gar nichts vereinbart worden."

Die Feststellung traf zu. Denn in Kreuznach war am 18. Dezember in der Anwesenheit des Kaisers zwar über die meisten Themen gesprochen, aber es war nichts vereinbart worden. Keine Forderung und keine Haltung. Auch über Kurland, Litauen und Polen war gesprochen, aber auch darüber nichts verabredet worden. Zwar machte Ludendorff kein Hehl aus seinem Wunsch und dem Wunsch weiter Kreise, der nach einem Besitz der Randstaaten ziele und auch den Besitz eines breiten polnischen Grenzstreifens für wichtig zum Schutze der Grenze halte, indes der Wunsch war nichts als Forderung gegeben. Überhaupt hatte die Besprechung den Charakter loser, unverbindlicher Unterhaltung getragen, und es hatte sogar geschienen, als wollten die Generäle den Diplomaten nicht vorgreifen. Sonst pflegte die Art des Generals Luden-

dorff freilich bestimmter und klarer zu sein. Aber gerade zur Randstaatenfrage war der Standpunkt des Staatssekretärs von Kühlmann, als Kurlands und Litauens Zukunft gestreift wurde, noch am klarsten gewesen.

„Ich kann meine Bedenken zurückstellen", hatte er betont, „gegen ein Aufziehen der deutschen Fahne in den östlichen Randstaaten, aber ich würde energisch abraten, jemals die Fahne dort an den Mast zu nageln."

Damit war seine Politik in Brest bestimmt. Er lavierte. Er wartete ab. Er wollte alle Türen offenhalten. Er hatte sich in Kreuznach nicht gebunden. Niemand hatte ihm widersprochen. Der Kaiser ihm zugestimmt. Er konnte also das allgemeine Friedensangebot, was Kreuznach anlangte, zunächst ruhig aussprechen. Aber kaum war es ausgesprochen, meldete sich Ludendorff mit Protest. Als trotz des Friedensangebotes der Zusammenstoß mit den Russen kam, sah der Staatssekretär ein, daß er militärische und politische Notwendigkeiten in den Randstaaten nicht ganz übersehen könne. Er suchte nach der Formel. Irgendwie konnte man sich vielleicht doch nach beiden Seiten einigen. Aber jetzt verlangte General Ludendorff unzweideutig den Randstaatenbesitz. Nur der Weg dazu war die Sache des Staatssekretärs. Er verlangte, daß die Fahne an den Mast genagelt werde.

Der ersten Aussprache der Generalstabsberatung folgte am Abend des 2. Januar 1918 ein Kronrat im Schloß Bellevue. Völlig einig war man noch immer nicht, namentlich, was den breiten polnischen Grenzstreifen betraf, den General Ludendorff verlangte. Er war ein Gegner der „austro-polnischen Lösung" der Polenfrage, andererseits legte er auf die gleichfalls oft erwogene „germano-polnische Lösung" die Polen an Deutschland angliedern wollte, nicht sehr großen Wert. Er verlangte „einen breiten polnischen Grenzstreifen", der freilich Polen halb verstümmelte — 1¾ Millionen Polen wohnten auf dem Streifen —, wobei es dem General gleichgiltig war, was der polnische Rest unternahm. Der Kaiser ging hier nicht mit dem General Ludendorff. Er hatte am Neujahrstage den General Hoffmann zum Frühstück geladen und danach einen eingehenden Vortrag über die Auffassungen des Generals zur Polenfrage erbeten. Hoffmann wünschte keinen polnischen Zuwachs für Deutschland. Wenn es nach ihm ginge, nähme er nicht einen einzigen Polen. Er selbst wäre, wenn man ihn frage, nicht nur gegen eine „germano-polnische Lösung", sondern auch gegen einen „breiten polnischen Grenzstreifen." Man solle genau nur soviel oder so wenig polnischen Bodens nehmen, daß moderne Geschütze nicht den Thorner Bahnhof erschießen könnten. Die gleiche Vorsorge müsse man im Bendziner

Kohlengebiet in Oberschlesien, von den Höhen von Mlawa her und bei Ostrowiec treffen. Es handle sich um wenige Quadratkilometer. Rund 100 000 Polen bewohnten sie. Mehr Polentum wäre nur Unheil . . . Da nunmehr der General Ludendorff abends in Bellevue wieder auf den breiten Grenzstreifen zurückkam, war Kaiser Wilhelm anderer Meinung. Auch der Staatssekretär hatte den Kaiser bestärkt. Er wollte auf den Polenzuwachs nunmehr endlich verzichten, wollte sich überdies für die „austropolnische Lösung" entscheiden, die ihm gleichfalls der Staatssekretär empfahl. Der Kaiser hatte eine Karte in den Kronrat mitgebracht in die eine Linie eingezeichnet war; die Karte breitete er jetzt vor den Generalen und Staatsmännern auf den Tisch.

„Meine Herren, Sie finden in dieser Karte die künftige Grenze zwischen Preußen und Polen eingezeichnet, wie ich sie als oberster politischer Leiter und als Oberfeldherr für richtig halte."

Dann motivierte der Kaiser noch:

„Ich beziehe mich dabei auf das Urteil eines ausgezeichneten und berufenen Fachmannes. Nämlich hier, des Generals Hoffmann."

Die Grenzlinie stammte von der Hand des Generals. Der Staatssekretär hatte ihr namentlich im Hinblick auf die mögliche „austro-polnische Lösung" der Polenfrage zugestimmt, die er, um Deutschland die bessere Stimmung des Bundesgenossen zu erhalten, für Österreich-Ungarn wünschte.

Aber plötzlich ergab sich ein Zwischenfall. General Ludendorff verlor ein paar Augenblicke gänzlich Form, Haltung und Ton. Eigentlich murrte er mit dem Kaiser. Oder er schrie. Seine Nerven zeigten sich unbeherrscht. Über seinen Kopf hinweg dürfe der Kaiser Vortrag von keinem General begehren. Die Grenzlinie des Kaisers könne nichts Endgültiges sein. Er müsse sich dies noch sehr überlegen. Auch der Generalfeldmarschall murrte.

„Wir müssen die Angelegenheit wohl noch studieren."

Darauf der Kaiser:

„Also erwarte ich noch Vortrag" — —

Der Kronrat saß vor dem obersten Kriegsherrn peinlich berührt.

Allerdings hatte der Staatssekretär, selbst in offener Differenz mit Ludendorff wegen des Grenzstreifens, dem Kaiser widerraten, sich auf General Hoffmann zu berufen. Dem Ersten Generalquartiermeister schlug der Kaiser vor, doch selbst für eine Weile nach Brest Litowsk zu gehen, um all die verwickelten Pobleme an Ort und Stelle zu studieren. Der Generalquartiermeister glaubte, schroff ablehnen zu sollen. Der Kronrat ging auseinander.

WALTHER FEDERN

WIENER WIRTSCHAFTLICHES TAGEBUCH

Zur Zeit, wo sich die schwere Faust der Alliierten auf Deutschland niedersenkt und es jeder Entschlußfreiheit beraubt, wird auch Deutschösterreich gezwungen, seine Wirtschaft nach dem Willen der Ausländer einzurichten, indem die in Aussicht genommene Hilfsaktion des Völkerbundes von der Ausführung eines Sanierungsprogrammes abhängig gemacht wird, das die Delegierten des Finanzkommitees der Regierung und den Parteien zwar in der liebenswürdigsten und wohlwollendsten Weise aber doch aufzwingen. Nur stückweise lernt man dieses Programm kennen. Was der Völkerbund tun wird, darüber wird er erst auf Grund des Berichtes seiner Delegierten beschließen; was diese ihm vorschlagen, kann man nur andeutungsweise aus einer Antwortnote, welche die Regierung auf ein ihr von den Delegierten übermitteltes Memorandum überreicht hat und aus unbeglaubigten Meldungen einiger Blätter, welche von einer Anleihe von 500 Mill. Schweizerfrancs wissen wollen, entnehmen. Aus dieser Antwortnote ergibt sich, daß die Regierung nicht ohne schwere Bedenken ihre Zustimmung zu den im Memorandum ausgesprochenen Forderungen gegeben hat und die politischen Parteien, deren Zustimmung von den Delegierten verlangt worden war, hatten sie in noch höherem Maße, aber sie mußten trotz ihrer Bedenken zustimmen, da uns sonst die Kredite, die zwar gewiß keine Sanierung bringen, uns aber doch für etwa 2 Jahre zu leben erlauben würden, verweigert werden würden.

So ist es nun an dem Völkerbund, zu sagen, was er für Deutschösterreich tun will, umsomehr, als die Regierung wenigstens die Situation soweit gerettet hat, als sie verlangt hat, daß das innere Sanierungsprogramm nur parallel mit der äußeren Hilfsaktion durchgeführt werde und daß beide ein einheitliches Ganzes bilden müssen. Denn wie die Regierung sagt, können die mit dem Sanierungsprogramm verbundenen schweren Opfer der Bevölkerung nur zugemutet werden, wenn die ausländischen Hilfsmaßnahmen die Hebung unseres Geldwesens und die Stabilisierung unserer Valuta wirksam in Vollzug setzen. Um den Wirkungen weiterer Notenvermehrung vorzubeugen, müßten daher die zur Sicherstellung der Lebensmittelimporte, zur Entlastung des Valutamarktes und des notleidenden Staatshaushaltes erforderlichen ausländischen Kredite auch von der Anleihe vorschußweise zur Verfügung gestellt werden.

Einer unter Beteiligung ausländischen Kapitals neu zu gründenden Notenbank soll nun das ausschließliche Recht der Notenausgabe übertragen werden, wobei eine entsprechende Teilnahme Österreichs an der

Verwaltung dieses Institutes zu sichern ist. Charakteristisch genug läßt das sogenannte führende Blatt, die „Neue Freie Presse", diese Einflußnahme Österreichs durch einen Finanzpolitiker als grundlegenden Fehler erklären, weil die Notenbank dem Einfluß des Staates soviel als möglich entzogen werden müsse. Sie würde es also lieber sehen, wenn die Verfügung über unsere Notenbank, über den öffentlichen und privaten Kredit, ganz in die Hände von Ausländern gelegt werden würde. Sie glaubt noch heute, daß das ganze Währungsunglück Österreichs dadurch entstanden ist, daß der Staat die Notenbank in die Hände bekam und seinen Zwecken dienstbar machte, und weiß nicht oder stellt sich, als ob sie nicht wüßte, das in allen Krieg führenden Staaten die Notenbank den staatlichen Geldbedürfnissen selbstverständlich zu Willen sein mußte.

Als die wichtigste Aufgabe der Notenbank wird in der Antwortnote die Aufrechthaltung des Goldkurswertes der Krone bezeichnet. Wie sie diese Aufgabe erfüllen soll, wenn und insolange unsere Handels- und Zahlungsbilanz ein so entsetzlich hohes Passivum aufweist, das ist das Geheimnis der Völkerbunddelegierten. Im Jahre 1920 haben wir über 60 Mill. dz Ware eingeführt und nur 13 Mill. dz ausführen können. Daß sich in absehbarer Zeit daran viel ändern wird, erscheint ausgeschlossen. Aber für die Regierung ist das wohl eine Zukunftssorge, denn erst bei Gründung der Notenbank wird dieser Geldkurswert unter Berücksichtigung der machtgebenden, volkswirtschaftlichen und staatsfinanziellen Verhältnisse festgesetzt werden und auch die endgültige Festsetzung einer neuen Geldeinheit wird erst bei Sicherung und Inangriffnahme sämtlicher Sanierungsmaßnahmen vorgenommen werden. Das entkräftet aber nicht die Bedenken gegen diesen Programmpunkt, denn die Völkerbundaktion soll uns ja nur die Getreideimporte für die nächsten zwei Jahre sichern, und dann stünden wir vor derselben verzweifelten Situation wie heute, aber mit einer neuen Geldeinheit und Notenbank, die neuerlich heillos diskreditiert würden, wenn die neue Notenbank ebensowenig imstande wäre wie die alte den Goldwert zu sichern und die neue Geldeinheit ebenso einem wachsenden Disagio verfallen würde wie die alte Krone. Darum haben alle vernünftigen inländischen Finanzpolitiker die Schaffung einer neuer Notenbank und den Übergang zu einer neuen Währung erst für den Zeitpunkt empfehlen zu können geglaubt, wo die Aufrechthaltung der Stabilität auf absehbare Zeit gesichert erscheint. Das geschieht aber durch die gegenwärtige Völkerbundaktion keineswegs.

Zur Sicherung der ausländischen Kredite und der Schuld des Staates an die neue Notenbank werden das Tabakmonopol, das Zollgefälle,

eventuell auch die Staatsforste verpfändet und den ausländischen Kreditgebern ein subsidiäres Vorzugspfandrecht auf den gesamten Realbesitz in Deutschösterreich in der Höhe von 4% des Vorkriegswertes eingeräumt. Das ist das Charakteristische an unserer Not, daß wir unsere besten Einnahmequellen und unseren Besitz dauernd verpfänden müssen für den Dienst einer Anleihe, die uns für kaum mehr 2 Jahre das Leben gewährleisten wird. Um auch nur diese Anleihe sicherzustellen, müssen die Zölle und Tabakpreise wesentlich hinaufgeschraubt werden — eben ist wieder eine Verdoppelung der Tabakmonopolpreise in Vorbereitung, die ohnedies schon weit höher sind als die Preise der Tabakfabrikate in Deutschland — und gleichzeitig sollen alle anderen indirekten Abgaben, die bereits grotesk hohen Eisenbahntarife — die dem größten Teil der Bevölkerung das Reisen ohnedies schon unmöglich machen — für Personen und Frachten wesentlich erhöht werden, denn die staatlichen Betriebe sollen ihre Ausgaben selbst decken. Diese Erhöhung der Tarife und Abgaben muß unvermeidlicherweise eine neue Teuerungswelle hervorrufen, und dabei sollen gleichzeitig die Lebensmittelzuschüsse des Staates allmählig abgebaut werden, damit das Budgetdefizit allmählig schwindet. Aus dem Memorandum der Delegierten des Völkerbundes weiß man auch, daß sie wünschten, daß dem System der fortwährenden Gehaltserhöhungen Zügel angelegt werden. Davon ist in der Antwortnote der Regierung nicht mehr die Rede. Vermutlich ist es der Regierung gelungen den Delegierten klar zu machen, daß man nicht gleichzeitig die Preise aller Bedarfsartikel hinaufschrauben und den Verzicht auf entsprechende Einkommenvermehrung der organisierten Angestellten und Arbeiter verlangen könne — die nicht oder unzulänglich organisierten geistigen Arbeiter und die kleinen Rentner müssen ohnedies darauf verzichten und noch mehr hungern. Wenn aber erkannt wird, daß neue Teuerungswellen unvermeidlich neue Lohnbewegungen zur Folge haben, dann fragt man sich, wie auf diesem Wege das Budget ins Gleichgewicht gebracht werden solle. Denn ein großer Teil der Mehreinnahmen wird auf Erhöhung der Beamtengehalte, Steigerung der Preise aller Sachgüter — denn nicht nur die Staatsbediensteten werden Lohn- und Gehaltserhöhungen verlangen —, auf Erhöhung der Ruhegenüsse, Arbeitslosenunterstützung u. s. w. aufgehen. Eine scheinbare Entlastung wird im wesentlichen nur insoweit entstehen, als die Beschaffung der Lebensmittel auf Kredit es dem Finanzministerium erlauben wird deren Kosten nicht ins Budget als Ausgabe einzustellen, sondern blos die Zinsen der hierfür aufgenommenen Anleihen.

Es wird daher sehr notwendig sein zur Deckung des bedeutenden restlichen Defizits innere Anleihen aufzunehmen, zu deren Sicherung eine weitere 2%ige Hypothek auf allen privaten Realbesitz in Aussicht genommen ist. Ob das Kapital sich dadurch von seiner Anleihescheu wird abbringen lassen, bleibt abzuwarten. Die Regierung selbst ist jedenfalls skeptisch, denn sie gibt den Delegierten zu bedenken, daß ein Erfolg einer inneren Anleihe nur zu gewärtigen ist, wenn der Kredit Österreichs und das Vertrauen in seine Bevölkerung wieder hergestellt sind. Dies habe zur Voraussetzung, daß durch die Mitarbeit der Vertreter der Delegierten des Völkerbundes, die volle Sicherung der Durchführung des gesamten Finanzprogrammes gegeben ist. Auf den ursprünglichen Wunsch, daß zuerst die innere Anleihe aufgenommen werden solle, was als unerläßliche Voraussetzung jeder auswärtigen Hilfsaktion bezeichnet worden war, ist also die Regierung nicht eingegangen und scheinen die Delegierten verzichtet zu haben.

Bisher habe ich nur die finanzpolitischen Bedenken gegen das Programm berührt, das alle Aussicht hat erfolglos zu bleiben und das Defizit und die Notenpresse nicht zum Stillstand zu bringen, auch wenn das innere und äußere Sanierungsprogramm zur Durchführung gelangt. Viel schwerwiegender sind die wirtschaftlichen Bedenken. Wenn eine neue Teuerungswelle sich erhebt, wenn wegen der Erhöhung der Brot- und Mehlpreise, der indirekten Abgaben, Tarife und Monopole Arbeiter und Angestellte riesige Lohnforderungen stellen, wie soll dann die Industrie auch nur ihre bisherigen Exportleistungen aufrechthalten, zumal, wenn gleichzeitig versucht werden sollte, den Kronenkurs zu heben und dadurch die Exportprämie zu verringern? Nicht darum handelt es sich, daß das Finanzprogramm die Sanierung nicht bringen und eine neuerliche Enttäuschung bereiten dürfte, sondern daß schon seine schrittweise Inangriffnahme zu all unseren bisherigen Nöten noch die Gefahr einer tiefgehenden Absatz- und Arbeitskrise, eines sozialen Notstandes schlimmster Art, die völlige Zermürbung des Mittelstandes herbeizuführen droht. Und deshalb ist es sehr zweifelhaft, ob die Regierung gut beraten war, sich mit den geringen Milderungen des ursprünglichen Finanzprogrammes der Delegierten zu begnügen.

Es ist ja gar kein Zweifel, finanzpolitisch ist das ganze Programm sehr gut gedacht und würde es sich in Deutschösterreich nur darum handeln, einer verschwenderischen Wirtschaft Einhalt zu tun, dann wäre der Plan sehr gut. Nun wird niemand behaupten wollen, daß unsere Staats- und Privatwirtschaft den Erfordernissen, sich nach einer sehr

kurzen Decke zu strecken, genügend angepaßt hat. Die Staatsverwaltung wirtschaftet schlecht, die Beamtenzahl ist viel zu groß und es darben hauptsächlich nur jene Kreise des Mittelstandes und gewisse Arbeiter- und Angestelltenschichten, die nicht in der Lage sind ihr Einkommen mit den steigenden Preisen zu erhöhen. Die anderen leiden zwar vielfach Not am Notwendigen, aber sie haben Geld für Überflüssiges. Die 1 Mill mc Wein, welche im vergangenen Jahr in das Weinland Deutschösterreich eingeführt wurden, können nur zum geringen von den über Edelvaluta verfügenden fremden und heimischen Schiebern vertrunken worden sein. Sie beweisen, was man ohnedies schon wußte, daß weite Kreise der Arbeiterschaft glauben, sich ein oder einige Viertelliter Wein täglich vergönnen zu müssen. Ein heilsamer Zwang zur Sparsamkeit tut uns also gewiß not. Und es mag ein naheliegender Gedanke sein, dadurch, daß man die Preise der unentbehrlichen Lebensmittel und der unentbehrlichen Genußmittel, Tabak und alkoholische Getränke, erhöht, ohne eine entsprechende Erhöhung der Gehalte und Löhne eintreten zu lassen, die Möglichkeit zum Verbrauch von Überflüssigem der Bevölkerung zu entziehen. Aber abgesehen davon, daß es sehr fraglich ist, ob die Regierung trotz Unterstützung der Vertreter des Völkerbundes, welche mit der Regierung unsere Wirtschaft in allen Zweigen kontrollieren sollen, genug Autorität haben wird, um diese Enthaltsamkeit zu erzwingen, ob es ihr auch nur endlich gelingen wird, was zu versuchen sie längst aufgegeben hat, die Einfuhr entbehrlicher Güter wie eben Wein, viele Kolonialwaren und anderes zu drosseln, ist es ein verhängnisvoller Irrtum zu glauben, daß unsere Not auch nur zum größeren Teil aus der gewiß unzulässigen Genußsucht weiter Kreise stammt. Die eigentliche Ursache der Not ist, wie es die Großdeutsche Volkspartei erklärt hat, daß wir außerstande sind, mit unserem kargen landwirtschaftlichen und industriellen Produktionsapparat genügend Güter zu erzeugen, um auch nur ein entbehrungsreiches Leben zu fristen, und diesem Übel kann durch das Sanierungsprogramm des Völkerbundes nicht gesteuert werden. Es ist, wenn überhaupt, nur durch jahrzehntelange intensivste Arbeit zu heilen und diese zu unterstützen und zu organisieren wäre Aufgabe einer Hilfsaktion, welche mehr leisten will als uns durch ein paar Jahre vor dem Verhungern zu schützen. Dazu haben aber die Mächte, die diesen Staat geschaffen haben, weder den Willen noch die Fähigkeit und so wird schließlich doch nichts übrig bleiben als uns den Weg gehen zu lassen, den die Abstimmung in Tirol neuerlich als den von der ganzen Bevölkerung ersehnten erwiesen hat, den Anschluß an Deutschland.

STEFAN GROSSMANN REISE DURCHS GENIESSENDE BERLIN

Pfingstsonntag war ich — in Berlin. Bis vier Uhr nachmittags lag ich zuhause in meiner grün verdunkelten Wohnung, es war kühl und ganz still, und von der Straße drang kein Lärm herauf. In Doberau oder Warmbrunn ist es, denke ich, am Sonntagnachmittag nicht so ruhig. Da keimte in mir der Gedanke: Jetzt kannst Du Dir Berlin ansehen, jetzt ist es erträglich. Ich ging durch die Potsdamer Straße. Es war sonnig, aber herrlich menschenleer. Kein Wagengerassel. Nur dann und wann gab eine vollgepfropfte Straßenbahn die Sicherheit, daß nun die Letzten ausgezogen waren. Ich kam an einem Kino vorbei. War es geöffnet? Ja, die Saaltüren standen weit offen, man schaute in einen finsteren, schlauchartigen Saal. Viele leere Bänke. (Tut das wohl, ein Kino mit ganz leeren Bänken zu sehen!) Die Saaltüren waren fast ausgerenkt vor Offenheit, als wollten sie durch ein bißchen einzufangende Sonntagssonne endlich die dicke Luft, die hier seit Monaten stockte, erneuern. In dem Verschlag suchte ich die Kassiererin. Sie hatte sich hinten auf ein Sofa gelegt und schlummerte. Allen Kassiererinnen aller Kinos wünsche ich jeden Tag einen so gesunden ungestörten Schlaf. Ich genoß die Photographien im Vorraum. Man hätte, wenn Jemand gekommen wäre, ein Lustspiel gegeben, ach, ein deutsches Lustspiel. Es führte den Titel: „Röschen auf der Männerjagd". Da, das schnippische Mädchen mit der ungeheuren Seidenschleife hinten im Haar, das war offenbar Röschen. Lebst Du wirklich noch, Röschen mit der ungeheuren Schleife? Du bist derselbe schämige Wildfang, wie 1890, zu Lubliners und Gustav von Mosers Zeiten. Nur hast Du heute den Mut, Deine Wade zu zeigen und bist überhaupt ein klein wenig angewedekindet. Da, neben Dir, steht Deine Mutter. Die würdige magere Dame mit der komischen Hochfrisur. Wie in den Achtzigerjahren wird die arme, nicht mehr schöne, vom Leben verbrauchte Frau in den Possen verhöhnt und verulkt, der Humor der Volksunternehmungen ist nicht menschlicher und nicht milder geworden. Und wer ist dieser selbstgefällige, ölige, sorgsam gescheitelte junge Mann? Oh, es ist der Star und Schwarm aller Röschen mit Schleifen am Hinterkopf. Vor zwanzig Jahren trug er einen gewichsten Schnurrbart, heute geht er englisch-glattrasiert umher, aber er schmeißt dieselben verheerenden Blicke um sich und heiratet, schließlich, die Tochter des Kommerzienrats. Sieht man diese Photos, so weiß man: Die Welt steht still. Röschen wird ewig leben und der geölte Herzenstöter und der Kommerzienrat und diese Schwänke und die menschliche

Dummheit. Es tat wohl, diese Bilder sich anzusehen und sich zu sagen: Heute, wenigstens heute, werden die Gehirne mit diesem Brei nicht verkleistert. Erquickend war der Blick über die leeren, leeren Bänke.

Dann kam ich an einem Luxuskaffee vorbei. Hier wurde um diese Zeit, allnachmittäglich, Geige gequietscht und dazu Klavier gestrampelt. Wenn man von Berlin nichts wüßte, als daß es seit zwei Jahren fast kein Lokal mehr gibt, in dem man ungestört eine Tasse Tee oder ein Glas Bier trinken kann, sondern daß man überall durch diese fanatisch falsche Musik dem Irrsinn nahe gebracht wird, dann wüßte man von der Stadt des menschlichen Lärmes genug. Ergeben nähme ich den verwässerten, versauerten Mosel dieser pompösen Lokale hin, wenn doch diese Quartettmusik nicht noch viel verfälschter wäre als diese Weine. Ehedem bewunderte man an den Berliner Musikern die unverleugbare Natur des preußischen Beamtenstaates. Der Geiger, der einen Straußwalzer spielte, tat das mit dem Gleichmut des preußischen Steuerbeamten. Jetzt ist auch das verfälscht, der Neuköllner Steuerbeamte markiert Rigo, den Zigeunerprimas oder, seit drei Monaten, die amerikanischen Musikbanden. Aber die Dissonanz, die zu dem grotesken Humor der Jazzbande paßt, wird hier aus Pflichtgefühl verübt, und der weiche bibbernde Schmelz des Violinsolos Rigos geht hier in eine allmähliche Verschlafenheit über, die dem überanstrengten Steuerbeamten nicht übelzunehmen ist. Zu dieser Musik, zu diesen Weinen gehören die nüchternen Dämoninnen dieser Lokale, diese unheimlich aufgetakelten Spree-Spanierinnen, die ja doch nichts Anderes als die Verrechnung mit der Quartierfrau im Kopfe haben. Während sie, Bein über Bein geschlagen, in schillernden Roben dasitzen und glutvolle Blicke über die hier versammelten Einwohner von Görlitz, Glauchau, Riesa, Wittenberge und Elsterwerda werfen, rechnen sie still im Kopfe: 1.10 für Sauerkohl, 2.79 für Margarine, 3.40 für Harzerkäse, 6.20 für Streichwurst und 21.80 für Mampe mit dem Doppelgespann. Nämlich, Lulu im Palais de danse ist auch aus Glauchau, Görlitz, Riesa oder Elsterwerda und sie verstellt sich nur, um das vor dem Landsmann ängstlich zu bergen. Aber es gibt ein Wiedersehen bei Sauerkohl, Harzer Käse und Streichwurst. Sie finden sich im sächsischen Himmel. Auch das Laster ist ein muffiges Kleingewerbe. Heute, Pfingstsonntagnachmittag, kann man sich in diesem Palais zum 5 Uhrtee getrost niederlassen. Weit und breit keine dämonische Erscheinung. Wenn nämlich Pfingstsonntag gekommen ist, mit all den vollgepfropften Straßen- und Stadtbahnzügen, da überfällt die große Claire aus dem palais de danse ein unüberwindliches Heimweh nach Sonntagsgedränge,

Dünnbier und Kaffeekochen im Freien und dem Friseurgehilfen, mit dem man sich hinterm Busch am Seeufer niederlassen kann. Dann wirft die große Claire das Pariser Modell aus dem Schneideratelier in die Ecke und macht sich auf schlicht zurecht. Der Friseurgehilfe, gottseidank, findet sich immer wieder und das schwitzige Gedränge auch und, mit Mücken und Froschgequak, auch der Busch am Havelsee. An solchen Tagen lob ich mir das Palais de danse. Der Ventilator saust durch das halbdunkle Riesenlokal, die pompösen Plüschvorhänge bauschen sich und streuen alle monatelang gesammelten Bazillen in den graugrünen Raum Auf der Estrade ruhen sich die mißbrauchten Geigen aus und das Klavier läßt das ewig getretene Pedal sanft-melancholisch herunterhängen. Die Notenständer, auf denen seit zehn Monaten derselbe Schlager liegt, freuen sich ihrer endlich nackten Stäbe. Endlich, endlich ist der Nachmittag gekommen, an dem die Frage, warum denn weinen, wenn man auseinandergeht, nicht gestellt und nicht beantwortet wird. Es ist, als ob alle diese mißbrauchten, blöde aufgeputzten, geschmückten Lokale ihren Sabbath hielten, ihre Reinigung, ihre Heiligung: Sie sind frei von ihren Gästen! Ich nehme mir vor, an jedem Pfingstsonntag nachmittag ins Palais de danse zu gehen. Aber in welches? Jedes Viertel, jede großberliner Hauptstraße haben ihr palais de danse. An diesem Ruhetag ging ich durch die Friedrichstraße. Plötzlich stand ich vor einem baufälligen, schwärzlichen Haus, mit unheimlicher Toreinfahrt. Wenn man ein bißchen die Atmosphäre beroch, hatte man das Gefühl: Saurer Keller. Mäuse, großes Ungeziefer. Ich blickte auf. Da hing über dem Tor ein großes Schild: Palais de danse der Friedrichstadt. Solche französisch aufgetakelte Tanzhäuser gibt es jetzt in jedem Viertel, bis hinaus in den Norden und Osten der Stadt, bis tief in die Proletarierquartiere. Gewöhnlich tritt da eine Nackttänzerin auf, die hohe ethische Funktionen erfüllt, denn sie nimmt der ohnehin allzu genußgierigen Bevölkerung für ein paar Stunden alle Lust an der Nacktheit, ihr folgt gewöhnlich ein Lokalsänger, der ein Couplet singt, nach dem Reimrezept, nach dem in Berlin jetzt Bänkel erzeugt werden:

Guste,
ach huste
mir einmal ins Gesicht,
Sonst hau ich,
Sonst schau ich
Nicht mehr ins Sonnenlicht.

Solche Lieder können zu jedem Namen, wie beim Schnellphotographen, in fünf Minuten fix und fertig sein. Der Besteller kann gleich darauf warten. Es braucht nur der richtige Reim zum Taufnamen gefunden werden:

Rose
o kose
heut abend in der Laube
oder bei Traube,
mit Deinem Schatz
zum ersten Schmatz!

Oder auch:

Elvire,
ich schmiere
Dir schnell einen Kuß
usw.

Woher ich das Alles weiß? Ich war nie in einer dieser köstlichen Freudenstätten, kenne kein Lied auf Guste oder Rose. Aber heut nachmittag ging ich durch die leere Stadt und sah vor jedem dieser Tanzhäuser die Fotografien der Nackttänzerin, des Lokalsängers, der Duettisten. Ich habe die Lichtbilder von Pia Mia und Grete Liesenthal gesehen, ich sah das Bild des schelmischen Duettistenpaares Pepi Danninger und Rudi Stolz. Die besah ich besonders lange, weil ich nicht genau entscheiden konnte, ob der Mann Pepi ist und die Dame Rudi oder umgekehrt. Vielleicht hätte ich das Problem gelöst, aber da bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß eine große pompös gekleidete Person an mir vorüberging und eintrat. Das war gewiß die große Claire, aus Grünau zurückgekehrt. Da erschrak ich, daß es Abend geworden war und rannte schleunigst in meine mit festen Holzläden abgeschlossene Wohnung zurück. Wenn ich schon das genießende Berlin kennen lernen soll, dann nur in Stunden, in denen es nicht anwesend ist. Pfingstsonntag 1922, nachmittags 4 Uhr, sieht mich das palais de danse wieder.

IX.

In Bayern aber gab es von Anfang bis zum Ende nur Verdrießlichkeit und Mißverständnisse für Fairfax. Nichts klappte. Gleich im Hotel war Nötiges nicht gerichtet — man hatte infolge seiner überstürzten Ankunft kaum eine Ahnung, wer er war — und als er am nächsten Morgen aus wüstem Traum, Daisys Erlebnis in Salzburg betreffend, erwachte, schien draußen auf Korridoren der jüngste Tag angebrochen.

Bei halber Nacht war kontrollierend die Fremdenpolizei im Hotel erschienen und hatte die Sioux ohne spezielle Einreiseerlaubnis für Bayern betroffen. Diese aber, die sich durch brüsken Einbruch uniformierter Beamten bedroht sahen, waren augenblicklich auf den Kriegspfad aufgebrochen, und minutenlang sausten Tomahawks und andere harte Gegenstände hinter der fliehenden Polizeitruppe her, während die benachbarten Zimmer sich öffneten, und vor Schreck halb ohnmächtige, dürftig bekleidete Hotelgäste das chaotische Durcheinander nur noch verstärkten.

Und dann schien es zum Äußersten zu kommen. Siegestrunken und durch das Außerordentliche außer sich gebracht machten die Indianer Miene, einigen Weibspersonen, die sich ihnen aufdringlich genaht hatten, in deren Zimmer zu folgen, was diese da die Geschichte vor aller Welt vor sich ging, nicht dulden konnten und sich schreiend verbaten.

In diesem Moment erschien Fairfax auf der Szene, donnerte — und zerknirscht zogen sich schleunigst die Sioux zurück. Für ihren Herrn aber begann ein Vormittag schwierigster Zurechtstellungen. Es raste die Polizeidirektion, und nur eine lange, dringende Telefonade des amerikanischen Botschafters in Berlin, eines Vetters Fairfax, der drohte, aus der Sache einen diplomatischen Zwischenfall zu machen, rettete die Indianer vor Schlimmstem. Es telefonierte entschuldigend Fairfax mit dem gekränkten Präsidenten des Freistaats Bayern, der Präsident mit Berlin, Berlin mit dem preußischen Gesandten in Bayern, der mit dem amerikanischen Konsul in München, der mit dem bayrischen Justizminister, der mit der Polizeidirektion, die mit Fairfax, Fairfax mit ihr und noch einmal dankend mit dem Staatspräsidenten,

bis gegen Mittag alle Beteiligten mit Einschluß der verbindenden Telefonistinnen völlig erschöpft waren und endlich Ruh gaben.

Nicht so die Münchener Zeitungen, die abends mit flammenden Artikeln erschienen: „Die rote Schmach!" und „Wie weit soll es noch kommen?!" und das Ungeheure, daß sich ereignet hatte in so satten Farben malten, daß die gesamte Einwohnerwehr an abendlichen Biertöpfen Revanche kochte, die ältesten Kellnerinnen schworen: dös gibts fei net! und die Wassermädchen sich kichernd ihr Teil dachten.

Anderen Morgens aber, instruiert, widerriefen die Redaktionen das Ganze, behauptend, es handle sich vielmehr um die Indianertruppe, die der Gabriel Niederhuber für die Oktoberwiese engagiert habe, und die das p. t. Publikum mit noch nie dagewesenen Tricks ergötzen werde.

Immerhin mußten die Sioux sofort nach Berlin vorausreisen, und nur auf abermalige persönliche Vorstellung beim Freistaatspräsidenten gelang es Fairfax, Erlaubnis zu erhalten, daß eine einzige Indianerfrau, die er nicht entbehren konnte, wenige Tage, die er in München bleiben wollte, mit ihm verweilen durfte. Daisy hingegen war mit kurzer Trennung von Mumfo ohne weiteres einverstanden, was Fairfax ein bedeutendes Zeichen schien.

So stellte er, worauf es ihm im großen Zusammenhang seiner Reise ankam, nur das Grundsätzlichste über Bayern und seine Bevölkerung fest, es sei zwar das enfant terrible Deutschlands, und das kernige Mannsvolk mit griffestem Messer in der hinteren Hosentasche für lokale Ausschreitungen durchaus nicht ungefährlich, im ganzen aber stände die bayrische Mentalität zu großen politischen und wirtschaftlichen Weltfragen in überhaupt keinem erwähnenswerten Zusammenhang weil, ohne Rohstoff-, produktions- und welthandelslos nur auf Bier, Literaten und Gspusiwirtschaft eingestellt, das Land, für Deutschlands Gesamtschicksal mehr als der kleinste Industriebezirk qualité négligeable sei.

Darüber beruhigt, sah er sich noch genießend einige Besonderheiten der hübschen Stadt an, ein Atelierfest, auf dem Daisy ein über das andere Mal errötete, einen Aufzug Sonntagsmorgen der bebänderten Studenten und der Einwohnerwehr zum nationalen Bekenntnis vor die Feldherrnhalle, der ihm wohlgefiel, und jenes rätselhaft verwitterte Zwitter an der Ecke Perusa- und Theatinerstraße, das, für Fremde nach Abstammung, Tracht, Geschlecht und

Beruf unkenntlich, von Wissenden als weibliche Trambahnweichenstellerin erklärt wird.

Aber schon war ihm in München die Eigenschaft der Menschen aufgefallen, durch die gleichwohl der Bayer sich als echter Deutscher beweist, und aus der Fairfax schon an dieser ersten Etappe den entscheidenden Unterschied der Bevölkerung zur französischen besonders feststellen konnte: unmäßige Konsumfähigkeit!

Grade jenes Vermögen, das Daisy glatt den Franzosen bestritten hatte, und das im Grund Voraussetzung und conditio sine qua non aller Fairfax'schen Pläne und die eigentliche Qualität war, um die die Welt den Deutschen mehr als um seine Schaffenskraft beneidet.

Er fuhr, den Kontakt mit Bayern ein Weilchen zu verlängern, ganz simpel Schnellzug erster Klasse nach Berlin. In seinem Abteil saß ein eingeborenes Ehepaar, das gleich nach Abfahrt des Zugs ein Körbchen hervorzog, mit leckeren Eßwaren bis zum Rand gespickt.

Da es für Fairfax und Daisy Problem war, was und wieviel ihr Gegenüber genießen würde, stellten sie fest: zwei Büchsen Ölsardinen von Philippe und Canaud, eine gut gebratene Gans, von der nur das Skelett blieb, je eine Blut- und Leberwurst, drei Tafeln Schokolade und Traubenrosinen. Dazu zwei Flaschen Rotwein und einen festen Schluck Benediktinerliqueurs.

Die hatten den letzten Bissen nicht getilgt, als der Kellner des Speisewagens vorbeilief und zum ersten Mittagessen rief. Wie auf ein lang erwartetes Signal startete das Paar zum Diner.

Daisy trumpfte den Vater an: „Lauf durch den Zug, zu sehen, wie alle Welt sich regaliert, und daß hier keine Ausnahme geschah! Das lebt saftig, blüht und vertilgt Stoff auf Stoff, daß es dem nach Verbrauch verlangenden Produzenten hier besser als anderswo zu Mut sein muß. Welche Entschlüsse du auch schließlich faßt, welche Ziele du aufstellst, jedes ist falsch, in dem solche Genußfreude, solcher Verbrauchstaumel des Deutschen nicht angemessen berücksichtigt ist."

Und nach einem Augenblick: „Und hättest Du mit dem Glauben an der Franzosen Elementarhaß, dieses Volk vernichten zu wollen, recht, und wäre er Dir als Kreatur noch so sympathisch, als Hersteller, der von nichts als dem allgemeinen Ver-

brauch abhängt, bleibt für Dich zu überlegen, auf wessen Seite Du dich schließlich schlägst."

„Du hast für die Deutschen ein Faible." Sagte Fairfax.

„Ich finde mit Einschluß der Deutschen Dein Europa zum Kotzen" fuhr Daisy fort, „wie ich auch Amerika für eine Fairfax kaum erlebenswert fand. Seit meinem ersten Lebensjahr langweile ich mich drüben wie hier zum Erbarmen, und Ursprüngliches in mir ist überhaupt noch nicht berührt. Immerhin bin ich gerecht genug, anzuerkennen, ist die Welt so erbärmlich beschränkt, mir der Deutsche ein Exzeß zu sein scheint. Und daß ist, was die übrigen ärgert."

„Aber dieser Exzeß, wie Du richtig sagst, hat als solcher keine Spitze. Ist an sich niemand feindlich oder nur allen zugleich."

„Was heißt das?" Fragte Daisy.

„Er hat gegen keinen Einzelnen Tendenz. Ist nicht direkt zielstrebig, sodaß man ihn nicht leiten, kaum beaufsichtigen kann. Nichts ist an ihn anzuschließen, nicht auf ihn zu rechnen wie auf der Franzosen soliden Trieb etwa. Das ist klar! Diesen Deutschen ist es gleich, mit wessen Hilfe oder gegen wen sie Vielfresserei und Verschwendung befriedigen, und darum ist der Trieb, als in der Weltwirtschaft unkalkulierbar, schließlich des Zinsverlusts wegen unprofitlich."

„Das verstehe ich nicht. Jedenfalls ist er sympathisch."

„Sympathisch?" Schrie Fairfax. „Seit wann bis Du sentimental?"

„Seit kurzem vielleicht." Sagte Daisy.

Am Anhalter Bahnhof in Berlin war noch ganz anderes Halloh als seinerzeit bei der Ankunft in Paris. Hier hatte Plexin, der selbst herübergekommen war und in einem Dutzend Sprachen schrie, fluchte und kommandierte, vorgesorgt. Es wimmelte auf dem Bahnsteig und in Vorhallen von offizieller Welt und Privatpublikum, da der Ruf ging, Fairfax käme, Deutschland in Not zu helfen.

Man spannte die Pferde von des Amerikaners Wagen und zog ihn im Triumph vor sein Hotel Unter den Linden, wo er und seine Tochter auf Schultern der Stärksten in ihre Gemächer getragen und gezwungen wurden, brausende Hurras der sich stets noch vergrößernden Mengen entgegenzunehmen.

Unten pries ein Redner die engen historischen Bande beider großen Nationen, und was sie gemeinsam in Zukunft vermöchten. Fliegende Wurst-, Eis-, Bretzel- und Limonadenhändler wie Verkäufer bunter Ballons, Flaggen und Medaillen hatten zusamt den Bedürfnisanstalten inmitten der großen Allee, wie Fairfax von oben erkannte, reißenden Absatz.

Am anderen Morgen brachte Daisy dem Vater Sternheims jüngsterschienenes Buch Berlin oder Juste milieu, das ihr alle Welt seiner krassen Feststellungen wegen, begeistert empfohlen hatte. Aus ihm könne er sich schnell über die Hauptstadt, Deutschland und vor allem darüber unterrichten, daß wirklich, wie sie beide geahnt hätten, des Deutschen unersättliches Bedürfnis dessen markantestes Merkmal sei. Aber nicht wie der Verfasser, der dem Thema zu nahstehe, müsse man diese Genußsucht brandmarken, sondern sie über Deutschland hinaus für Europa fruchtbar machen. Das sei ihr Urteil!

Und von diesem einzig möglichen Generalstandpunkt aus, anderen Völkern durch Vermittlung der Deutschen Bedürfnisse beizubringen, möglichst viele, hauptsächlich unnötige und immer kostspieligere, käme keiner der westlichen Stämme, die sämtlich bis zum Rand gesättigt seien, aber wie sie vorausgesagt habe, Rußland und nur Rußland in Frage.

Fairfax ließ sich daß Buch vorlesen, fand das Meiste richtig und wünschte, der Verfasser ließe einmal, durch Gefühl nicht gebunden, seine Feder über Amerika aus. Er werde ihm zu dem Zweck Gratisreise und Aufenthalt dort verschaffen. In der Tat aber war er nach der Lektüre imstand, was in Berlin sich ereignete, vom Fleck weg zu begreifen: wie über Ziele politischer Gruppen von den Junkern zur äußersten Linken dies gemeinsame Ideal überwog, um keinen Preis das wiederaufblühende Geschäft „Deutschland", von dessen Gedeihen aller Deutschen Genußfähigkeit abhing, zu gefährden.

Hinter diesem alle Welt blendendem Gesicht stand Abneigung gegen Frankreich, die Kulissenzauber mächtiger Gruppen blieb, weit zurück und wurde nur durch der Franzosen Anwürfe mühsam am Leben gehalten. Das aber war schlimme Entdeckung auch für den Fall, daß Daisys Behauptung, Frankreichs Chauvinismus selbst habe keinen langen Atem, falsch war und genügte,

Fairfax zu verwirren. Denn er selbst war viel zu grade Natur, als daß er geglaubt hätte, bei solchem doppeltem Antlitz Deutschlands könne man auf dem Umweg über sein zweites, schwächeres Gesicht ans Ziel schielen.

Hier hatte er die Hand nicht mehr am Hebel. In allen bisher durchreisten Staaten war des Einzelnen und der Nation Bekenntnis treuherzige und grade Sache gewesen. In Deutschland jedoch lebte ein Relativismus, der gefährlich schien, indem niemand nur das, was er zu sein vorgab, aber noch etwas anderes dazu war.

Fairfax dachte nach — was? Und entschied: alles! Aber nicht wie in Amerika, wo alles — nichts bedeutet, weil der Amerikaner, begehrt er auch die ganze Welt und Welt immer anders, keinem Ding bleibenden Wert und Wichtigkeit zumißt, sich wie ein Schauspieler aus stets anderen Rollen und wechselnden Szenen fortspielt, sondern im Sinn, daß der Deutsche zum Ideal der sich im übrigen ändernden Welt eine bereits starre Vollendung verehrt: daß es dem Deutschen gut geht!

Wie auch der Jude unter der Bedingung stets der forscheste Fortschrittler war, daß Israel Gottes auserwähltes Volk bleibe. So sehr er nachdachte, und wie ihn Plexin zu überzeugen suchte, aus Selbsterhaltungstrieb schon sei Haß gegen die Entente und Frankreich Deutschlands oberstes Muß — der Amerikaner zweifelte hartnäckig im Entschluß, zumal er wußte, als Jude war Plexin diesmal spießgesellt.

Auch Daisy traute er in dieser Frage keine Meinung zu, weil sie zwischen ihrer naiven amerikanischen Kraftverschwendung Wunsch, sich im eigenen Leben durch alle Körper und Welten hindurchzuentwickeln und der Deutschen Hast, die trotzdem an ein Höheres als menschlichen Fortschritt, „das deutsche Glück" nämlich glaubt, nicht unterschied.

So war er in Berlin zum erstenmal ohne das donnernde Hochgefühl, das sonst Atmosphäre um ihn schwängerte und Welt vor seine Füße schmiß; aber er hoffte auf schleunige Erleuchtung von außen. Der Teufel mochte wissen, woher!

18. Mai. Der einzige Tag im Jahr, den ich nicht kalendarisch empfinde. Denn dieses Datum brennt Sommer und Winter auf der Seele. Dieser Tag im Jahre 1911 hat ihn uns genommen — und gegeben. Nun sehen wir seinen Aufstieg, sehen, wie die Belasteten, Müden, — aber erst recht die Jungen, Zukunftsprächtigen zu ihm pilgern. Wie sie an dieser Quelle von Musik trinken und taumelnd vor Glück oder Schauer ins Leben zurückgehen — mit tausend neuen Kräften, Einsichten beschenkt. Vor Jahresfrist in Amsterdam huldigte die ganze Welt seinem Geist. Jetzt in Wiesbaden sah ich, eines Abends mit der Mainzer Elektrischen herüberkommend, französische Offiziere in die deutsche Partitur des „Lied von der Erde" versunken, daneben einfache Mädchen eifrigst über eine populäre Mahlerbiographie gebeugt, englische Soldaten zeigten sich gegenseitig einen thematischen Führer . . . Dann waren sie alle im Kursaal, als der famose Schuricht den Ausklang seines mutigen Mahler-Festes dirigierte, saßen mit fliegenden Pulsen, mit hingebenden Seelen — durch keine geographischen oder nationalen, besetzten und unbesetzten Grenzen, durch keine konfessionellen Schranken getrennt — und empfingen aus dem Herzen dieses Gottsuchers Mahler die Lieder von der Trunkenheit im Frühling, vom Einsamen im Herbst, vom Jammer der Erde, vom namenlosen Glück des Scheidens. — „Ewig, ewig . . ."

Wir fühlen es immer deutlicher: Mahler wird der Beethoven des 20. Jahrhunderts, ja er kann in der Tat der Musik-Messias dieser Generationen werden. In seinem Werk vollzieht sich die Befreiung vom Krampf, von den Fesseln aller Konventionen — aller Konfessionen. Wer könnte reiner, wahrhaftiger in die Welt des Wunderhorn geleiten, wer hat ihre Unschuld, ihr Glück ergreifender besungen als dieser deutschböhmische Jude? Müßte nicht allein vor dieser Tatsache aller barbarische, tölpelhafte aber ach so unselige Rassenhaß beschämt versinken? Kann Geist der Liebe, Auferstehungsglaube, kann tiefste Menschlichkeit erhabener verkörpert werden wie in der zweiten, in der achten Sinfonie Mahlers, — können Naturliebe, Eins-sein mit dem Kosmos in all ihren Geheimnissen ergreifender erfühlt sein, als es in den sogenannten Wunderhorn-Sinfonien (erste, dritte, vierte) geschieht? Und ist nicht die Spiegelung von Mahlers tragischem Ringen als Mensch und Künstler mit der Umwelt, mit den letzten Dingen — und ihr heldisches Durchkämpfen zur Bejahung des Lebens, wie sie fünfte, sechste, siebente mit jedem Takt glühend aussagen, erschütternd in ihrer Wahrheitskraft?

Das ist ja das ewig neu, immer stärker sich erschließende Wunder an Mahlers Musik: daß sie trotz ihrer gigantischen formalen, stilistischen oder instrumentalen Bedeutung, ihrer kolossalisch von Beethoven aus über Bruckner hinweg aufgerichteten Entwicklung der Sinfoniegattung, — trotz dieser mit fabelhaften technischen, artistischen Wegbahnungs-Kräften erfolgenden musikhistorischen Tat doch im Letzten so menschlich, so seelenhaft wirkt. Auch auf sonst unvorbereitete oder gar musikalisch ungebildete Hörer mit einer niederzwingenden, unerklärbaren Kraft. Sie hat eben das Geheimnis aller großen, aller zeitlosen Kunst.

Die Zeichen für eine allumfassende Besitznahme von Mahlers Lebenswerk durch die Welt mehren sich und kommen aus den verschiedensten Lagern. Ich möchte heute nur kurz aber eindringlichst auf Paul Bekker's jüngst*) erschienenes Analysen-Werk zu Mahlers Sinfonien weisen, das wohl als das erste grundlegende Buch über Mahlers Musik respektiert werden muß, dessen Wert eben in seiner musikalischen Einstellung liegt. Doch auch bildende Künstler werden mehr und mehr von Mahler ergriffen. So kommt jetzt zum zehnten Todestag eine Mappe Steinzeichnungen**) von Karl Jakob Hirsch (Worpswede) heraus, die neben ihrer außerordentlichen kompositorischen Kraft, neben der Weichheit ihres Tones, neben aller graphischen Kunst in der Tat ein merkwürdige Wahlverwandschaft mit vielen Wesenszügen von Mahlers Musik aufweist. Hirsch hat auf diese zehn Blätter in erstaunlichem Maße jenes kosmisch-panische Element in Mahler projiziert, das durch alle Sinfonien zieht. Er ist, Gefühl und Temperament ermöglichen es ihm, zu einem der Herzwege dieser Kunst vorgedrungen und weiß in jedem der Blätter irgend ein ideelles, inneres Motiv jeden Werkes zu symbolisieren. Der ganze Zyklus eine der seltsamsten Erscheinungen im Phänomen der Begegnung zwischen Musik und bildender Kunst.

Ein flammendes Ereignis brachte der Gedenktag in Berlin selbst: Die Auferstehung der Zweiten Sinfonie unter Otto Klemperer in der Philharmonie. Sie war gezeugt vom Dämon der Liebe, dem Dämon eines ungeheuren Willens und von tiefster seelischer Verbindung mit dem Schöpfer. Sie hatte die Gnade der Vollendung. Klemperer hat an diesem Abend Berlin erobert — er hat aber noch mehr: hat tausenden Menschen ein unvergeßliches Erlebnis geschaffen. Es kritisch zu sezieren, daraufhin, mit welchen Mitteln es gelang, wäre profan. Die Ekstase dieses Musikers verwandelte auch die Menschen zu Ekstatikern.

Es war der schönste Kranz auf das teure Grab in Grinzing.

---

*) bei Schuster & Loeffler, Berlin.

**) Verlag Adolf Harms, Hamburg.

AUS DEM TAGEBUCH

GRUNDSÄTZE

Der Eifersüchtige ist der Meinung, andere Männer hätten einen so schlechten Geschmack wie er selber.

*

Am besten heiratet der, der es so lange aufschiebt, bis es zu spät ist.

*

Junggeselle heißt jener, der eine Frau braucht, aber froh ist, noch keine gekriegt zu haben.

*

Das größte Glück in der Liebe ist, daß ein anderer sie geheiratet hat.

*

Das Schlimmste an der Ehe ist, daß sie die Frauen glauben macht, alle Männer seien ebensolche Narren.

*

Kein Mann ist alt genug, daß er nicht einer Frau nachschaut. Keine Frau ist fett genug, daß sie nicht hoffte, ein Mann würde ihr nachschauen.

*

Die Frau ist Schlange, Apfel und Bauchweh in einem.

*

Den Mann betrübt es, daß er bald sterben werde. Die Frau, daß sie vor so langer Zeit geboren wurde,

*

In der guten alten Zeit hatte ein Mann eine Frau und sechs Kinder. Heute hat er sechs Frauen und manchmal ein Kind.

Witwer nennt man einen auf Ehrenwort Freigelassenen.

*

Abstinenzler: ein Mensch, mit dem man nicht trinken möchte, selbst wenn er tränke.

*

Fortschritt: ein Prozeß, durch den die Menschheit den Bart, den Blinddarm und den lieben Gott los geworden ist.

*

Optimist: ein Mann, der die beste Freundin seiner Schwester heiratet.

*

Liebe auf den ersten Blick: Arbeitsersparung.

*

Liebe: die Illusion, daß sich eine Frau von der andern unterscheidet.

*

Rechtsanwalt, einer, der uns vor den Dieben schützt, indem er ihnen den Gegenstand der Versuchung wegnimmt.

*

Unsterblichkeit: der Zustand eines Toten, der nicht glaubt, daß er tot ist.

*

Ehegatte: Halsweite 40 und Kragenweite 38 ein halb.

*

Humanität: einer ist ehrlich traurig darüber, daß die Kinder des Nachbarn von Wölfen zerrissen werden.

*

Gewissen: die innere Stimme, die uns warnt, daß wer zuschaut.

Der Pastor: Billetenhändler vor der Himmelstür.

*

Berühmtheit: einer, den viele Leute kennen, die nicht zu kennen er froh ist.

*

Kürze: die Qualität, durch welche Cigaretten, Liebesgeschichten, Reden und Aphorismen erträglich werden.

H. L. Mencken.

BÜCHER

Ernst Weiß: Franta Slin (Genossenschaftsverlag, Wien) Stern der Dämonen (Georg Müller Verlag, München). Seine krassen Stoffe könnten dazu verführen, Ernst Weiß für einen verspäteten Naturalisten zu halten. Bei ihm aber ist die Vision das Primäre, nicht die Beobachtung. Die Arbeiten von Ernst Weiß sind seelische Kunst, so sehr sie auch der realen Welt verhaftet bleiben. In „Franta Slin" reizt es die fantastische Kraft des Dichters, das Schicksal eines Menschen zu gestalten, dem aus körperlicher Verwundung grauenhafte Verstümmelung der Seele erwächst. Franta Slin, der Zeugungsfähigkeit beraubt, wird zum antisozialen Tier. Er quält seine Frau, vor deren Augen er sich nicht zu entkleiden wagt, zu Tode und in einem Absteigequartier wandelt sich sein Trieb, dem Erlösung versagt ist, in Mordlust. Dunkeltiefe Zusammenhänge werden offenbar; wir erleben das Sexuelle als wichtigsten Weg ins Soziale.

Im „Stern der Dämonen" wird eine Hintertreppengeschichte als Vorwand benutzt: Blutschande, Vatermord, Gerichtsverhandlung. Aber die äußere Handlung ist nur der Vorhang vor seelischen Landschaften mit unermeßlichen Weiten. Der Visionär Ernst Weiß spielt mit der Ewigkeit, jongliert mit dem Kosmos. Weil er die Menschen liebt, wie der heilige Franz, muß er grausam sein. Nur wer in Wunden gewühlt hat, kann Wunden heilen. Die Bücher von Weiß sind durchströmt von Feinheiten, durchduftet von den Blüten gütiger Erkenntnis. Sein ins Gipfelhafte gesteigertes Können entreißt den Dingen und den Menschen die Wurzeln der Geheimnisse, die so alt sind wie die Menschheit. Ernst Weiß meistert wie keiner die Kunst des beseelten Realismus.

Voltaire: Mein Aufenthalt in Berlin, O. C. Recht Verlag München 1921.

Diese Arbeit Voltaires ist anderthalb Jahrhunderte lang aus Gründen der Staatssicherheit in Preußen verboten gewesen. In Wirklichkeit ist sie aber dem Ruhme und dem Rufe Voltaires gefährlicher als dem preußischen Staate. Voltaires Aufzeichnungen sind nur ein Racheakt, nicht etwa, wie man vermuten dürfte, die Auseinandersetzung eines Geistesfürsten mit einem Gewaltinhaber. Hier spricht nicht der Autor des „Candide", der alle Geistesmächte zur Einheitsfront gegen den Machtmißbrauch zusammenfaßt, hier spricht nur der hinausgeworfene Kammerherr. Daß Friedrich ehrgeizig und taktlos war, daß seine Verse sich mehr durch Quantität als durch Qualität auszeichnen, daß er in den Frauen eben nicht die Krone der Schöpfung sah, wußten wir auch ohne Voltaires Hintertreppengeschwätz. Im Zeitalter des Milliarden-Defizits können wir uns nicht einmal darüber aufregen, daß König Friedrich der Tänzerin Barbarina 32000 Pfund zahlte, „weil sie Männerbeine hatte", wie Voltaire behauptet.

IN EIGENER SACHE

Es ist keine genehme Sache in eigener Sache zu sprechen, aber trotzdem eine gewichtige Sache, denn wer sollte schließlich geeigneter sein, sich zu propagieren, als der Täter selbst.

Ich weise also hin auf „Die ununterbrochene Reihe" unter meinem Namen.

Die Absicht war keine, darum wurde es zur Kunst.

Die zugrundeliegende Ursache war zur Zeit der Entstehung unbewußt, darum wurde es kein Feuilleton.

Der nachträglich bekannte Sinn geht auf Folgendes:

Wir haben Frühlinge erlebt und Sommer und Liebe — wohl schon genügend, und Dichter, die es aussprechen — mehr als genügend, (sodaß man fast annehmen könnte, jeder würde darin jetzt Bescheid wissen).

Aber Dichter waren früher (und sollten es jetzt vielleicht auch noch sein) solche, die etwas von Dingen erschnüffelten, die nicht allen zu Tage liegen, die vielleicht Einigen in unterbrochenen Lichtern auftauchen, die ihnen aber noch nicht zu einer ununterbrochenen Licht-Reihe wurden.

Eine neue Erlebniswelle steht vor der Menschheit: hin zu der unmittelbaren Seele, zu der vom Körper ununterbrochenen Seele.

In dieser Linie bewegt sich das Ganze.

Ahnt Ihr etwas?

Lest „Die ununterbrochene Reihe" von Hans Koester, Verlag Ernst Rowohlt.

Hans Koester.

STUD. PHIL. MILCHEN

Ein Breslauer Tagebuch-Freund schickt mir dieses Inserat aus einer großen Schlesischen Zeitung:

> Hiermit allen Verwandten, Freunden und Bekannten die freudige Nachricht, daß unser vielgeliebtes
>
> MILCHEN
>
> heute unter Befreiung vom Mündlichen das Abiturium glücklich bestanden hat.
>
> Seine Gönner:
>
> Hans. Herbert. Hugo. Oskar.

Welch freudige Kunde! Nach schweren Wochen ist Milchen gestern glücklich von der Last des Abituriums entbunden worden. Nun ist sie bereits außer Gefahr. Hans, Herbert, Hugo, Oskar atmen erleichtert auf . . . Milchen aber hat sich entschlossen, als stud. phil. zu inscribieren. Sie wird, obwohl Hans und Herbert abraten, dem Wunsche von Hugo und Oskar folgen und sogleich, zielbewußt, an das Thema ihrer Doktorarbeit herangehen: „Die mathematischen Grundlagen der Leibniz'schen Philosophie"

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Nr. 20):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

STEFAN GROSSMANN

DER AUFERSTANDENE MATHIAS

In feinem Riesenraum, im Frankfurter Hippodrom, spricht Erzberger. Fünftausend Leute lauschen. Die Zentrumsorganisation klappt, wie immer. Heut Abend aber sitzen unter den folgsamen Parteigenossen auch viele Feinde. Ich höre gesprochenes Gift, ehe die Versammlung beginnt, besonders ältere, magere Damen — Typus: Nationaler Frauenvereinsvorstand — murren und murmeln, noch ehe sie den gehaßten Mathias auch nur zu Gesicht bekommen.

Er tritt auf das Podium, groß, breitschultrig, mit hochroten Backen und lustig durch den Riesenraum fliegenden Augen. Die kleinen beinahe krankhaft weißen Hände halten sich an den Kanten des Pultes. Mühelos beherrscht die klare Stimme den Riesenraum. Er hat die Kunst der kurzen Sätze. Er gewinnt durch seine Klarheit. Keine Spur von Gereiztheit ist in ihm. Kein Bedürfnis, den Hörer aufzupeitschen. Er spricht ganz frei, aber aus einem wohlerwogenen Gedankensystem heraus. Dies nennt er „christlichen Solidarismus". Das ist die Frucht monatelanger Zurückhaltung. Er sagt sich, sehr nüchtern, sehr fest: Will ich innerlich aufbauen, so muß ich das Seelenmaterial verwenden, das noch nicht angefressen ist. Dies ist für Millionen schlichte Menschen ihr Christenglaube. Aber ich muß dies Christentum zeitgemäß interpretieren. Also kein Militärchristentum, keine demütige Untertanenreligion, sondern die Sozialisierung des christlichen Gefühls, eine behutsame Überleitung zum Sozialismus, die den Eigentumsbegriff nicht aufhebt, sondern nur einschränkt. Unzweifelhaft antikapitalistische Politik, aber keine tölpelhafte, geschweige denn utopistische. Das erläutert er an seiner Steuerpolitik. Er sagt den Zuhörern auch sehr unangenehme Dinge. Vor allem immer wieder: Wie Viele von uns, insbesondere von den Besitzenden, ziehen für ihre Lebenshaltung wirklich die Konsequenz aus der Tatsache unseres Besiegtseins? Wie Viele leben noch immer so und richten sich so ein, als wenn wir den schwersten Krieg gar nicht gehabt und verloren hätten? Wie, fragt er mit aller Gelassenheit, ist es möglich, daß die Leute, die den Krieg verlieren halfen, immer noch eine politische Rolle spielen dürfen? Er erinnert daran, in welche Mauselöcher sich die französischen Besiegten von 1870

verkriechen mußten. Wir aber, wir huldigen noch denen, die unser Grab schaufelten. Er erzählt: Im Sommer 1917 fragte ich den Grafen Westarp: „Würden Sie einen Frieden akzeptieren, der den Status quo bringt, ohne Grenzveränderungen, ohne Kriegsentschädigung, mit dem Kolonienbesitz?“ Westarp erwiderte: „Nein!“ In die Nationalversammlung zu Weimar konnte der ausschweifende Graf noch nicht gewählt werden, im Reichstag ist er wieder da.

Das Alles sagte Erzberger ohne Gehässigkeit. Ich glaube, er haßt nicht einmal Helfferich. Er sieht den mageren, häßlichen Giftspritzer mit einer Art Staunen und sogar Mitleid an. Dieser wohlbeleibte, dem Lebensgenuß nicht abgesagte Mann kann lachen! Das kann sein düsterer Ankläger nicht, der immer nur nach der Lebensmittelkarte gegessen hat und immer von einem Krankenlager zu kommen scheint. Es muß ein nicht zu erschöpfender Fond von Sonnenerlebnis der Kindheit in dem breit gebauten Mathias sein, das bewahrt ihn vor Selbstanklage und Ichgrübelei, das gibt ihm ein herzhaftes Lachen, eine unbeirrbare Selbstsicherheit in Stunden, da kränkliche Naturen in Gefahr gewesen wären, an sich selbst irre zu werden. Es erquickt, einen Mann vor sich zu haben, der, ohne selbstgefällig zu sein, herzhaft zu sich selber Ja sagt. Der sich nicht einen Augenblick um das schert, was er den Menschen *scheint*, weil er eben in sich zuhause ist und weiß, was er *ist*. Drum hat er die Zeitungsjauche von sich abgeschüttelt wie ein herausgesprungener Pudel das Wasser. Wie der Mathias Erzberger, ehemals Schullehrer in einem kleinen württembergischen Nest, heute vor den 5000 Hörern unbeirrt und geruhig redet, da spüren selbst die murrenden, mageren nationalen Frauenvereinsvorständlerinnen: Der steht auf festen Beinen. Der ist von außen nicht umzuschmeißen.

Deshalb wohl kam es in der Riesenversammlung nicht zu dem erwarteten Krach. Im Anfang regnete es Zwischenrufe. Erzberger fängt sie auf, wie ein Kind Bälle, und wirft sie lustig zurück. Einmal ruft ein blutjunger Student: „Durch Sie ist Deutschland für immer verioren!“ Erzberger antwortet im Nu: „Für immer verloren? Wenn ein kleiner Junge die Augen zuschließt, deshalb scheint die Sonne doch!“ Der ganze Saal lacht. Einmal erzählt Erzberger, wie geschickt sein Kabinett die Frage der nach dem Versailler Vertrag notwendigen Auslieferung der Kriegsverbrecher behandelt habe. Ganz sachlich, ohne Ruhmredigkeit. Da kreischt ein hysterischer Helfferichist dazwischen: „Was haben Sie denn geleistet?“ Erzberger könnte jetzt eine lange Liste von Arbeiten aufzählen, denn zu den Faulen gehört er ja nicht,

aber es liegt ihm besser, sich jetzt über das Rednerpult vorzubeugen und ganz höflich zu fragen: „Waren Sie verreist?" Der Saal ist wieder voll Fröhlichkeit.

Und doch wird Erzberger nie zum Volksfänger seiner Politik, zum pathetischen Demagogen. Sein Feld sind Ziffern. Möglich, ja, wahrscheinlich, daß ihn sein unzerreißbarer Optimismus gelegentlich zu rosenrot stimmt. Er glaubt ja auch jetzt an eine stetige Aufstiegslinie trotz der Exportabgabe. Was die Jahreszahlungen anlangt, so rechnet er mit einem verdoppelten Kohlenpreis, der unsere französische Verrechnung mit einem Schlage erleichtern wird. Es gehört einiger Mut dazu, einer Riesenversammlung diese Kohlenpreisverteuerung als erstrebenswert darzustellen, aber dieser Naturdemokrat ist immer Volkslehrer geblieben.

Zuletzt bleibt den Hörern die Erinnerung an einen trotz aller Rechnerei unerschütterlich Zuversichtlichen. In dieser Zeit der düsteren Propheten und der leeren Entrüstungspolitiker erquickt dieses unzerstörbare Erzbergersche Lachen.

Nachts geleitete ein Zug von Tausenden den auferstandenen Mathias zu seinem Hotel. Ich begriff die Leute.

FRANK FURTER

SERGEANT HEYNEN UND DAS VÖLKERRECHT

Diese Betrachtungen rühren von einem Manne her, der im Kriege Gelegenheit genug hatte, unsere Gefangenenlager mit eigenen Augen anzusehen. Was er über die Vorgänge in Herne schreibt, sei besonderer Aufmerksamkeit der Leser empfohlen.

Der Landsturmsergeant Heynen, der vom Reichsgericht jetzt zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt worden ist, war geliefert, noch ehe er vor den Schranken stand. Nicht umsonst ist die Reihe der Leipziger Prozesse gerade mit seinem Fall eröffnet worden.

Erstens war er bereits von Militärrichtern wegen gleicher Vergehen vorbestraft, seine neuerliche Verurteilung konnte also keinesfalls belastend für die deutsche Kriegsobrigkeit sein.

Zweitens vermochte er sich auf keinen klaren Vorgesetztenbefehl zu berufen, war also, formell gesehen, nicht Exponent eines Systems, sondern nur Einzelperson.

Und drittens ist eben der Landsturmsergeant Heynen keiner von denen, die unserem Herzen teuer sind; und man kann, solange nur der Herzog stehen bleibt, den Mantel leicht fallen lassen.

Der Landsturmsergeant Heynen hat also eine schlechte Presse gehabt. Selbst vom rechten Flügel des deutschen Blätterwaldes war nicht

das leidenschaftliche Rauschen vernehmbar, das nach dem Vorspiel der großen Protestbewegung zu erwarten gewesen wäre. Die nationale Schmach wurde nur in kleinen Dosen verabreicht, im großen und ganzen war Heynen ein zwar diensteifriger aber roher Unteroffizier, der die humanen Verordnungen der Heeresleitung übertreten hatte und seine Strafe in Wirklichkeit verdiente.

Es fällt mir nicht ein, die Rohheit leugnen zu wollen. Ich weiß allzugut, wie es im Militär- und Gefangenenbetrieb zuging, um mir nach den Pressberichten nicht das ganze, unsympathische Bild des wilden Mannes Heynen ausmalen zu können. Aber eben weil ich weiß, wie es mit den Gefangenen und ihren ebenso gefangenen Wächtern gehalten wurde, möchte ich dem Kriegsverbrecher Heynen noch nachträglich das Plaidoyer nachrufen, das im Leipziger Gerichtssaal nicht zu hören war. Denn trotz allem war dieser Rohling nur ein armer Teufel, und seine Schuld nur zum Teil seine eigne.

Was wußte der Sergeant Heynen vom Völkerrecht und von Gefangenenbehandlung? Vermutlich nichts, er war nie darüber belehrt worden. Aber er las Zeitungen und blätterte oft in den Witzblättern. Da stand, daß Großbritanien das gemeinste, niederträchtigste, tückischste Land der Erde sei. Da waren Karikaturen, die den Tommy, den Cityman, den Politician in abscheuerregendsten Verzerrungen wieder gaben. Täglich, stündlich kam das dem Sergeanten Heynen vor Augen; er sah es in aller Öffentlichkeit vor sich gehen, hörte vielleicht sogar, daß den Urhebern huldvoll Orden verabreicht worden waren. Konnte er auf den Gedanken kommen, daß „Herabwürdigung der Nationalität" unerlaubt sei, hatte er Anlaß, sein subjektiv wahrscheinlich ehrlich empfundenes „Britisches Schwein!" zu unterdrücken? Wahrhaftig, er durfte sich berechtigt fühlen, das Schwein auszusprechen. Als Rekrut war es ihm sicher selbst und von eigenen Landsleuten oft genug straflos ins Gesicht gebrüllt worden.

Nun blieb es allerdings nicht beim Schimpfwort. Die Gefangenen sollten ins Bergwerk und wollten nicht. Heynen hatte es ihnen nicht befohlen, er war nur beauftragt, den Befehl durchzuführen. „Wie Sie das machen, ist Ihre Sache!" Also um jeden Preis! Was wäre geschehen, wenn er sich nicht durchgesetzt, wenn er mit der Meldung zurückgekehrt wäre, er habe die Gefangenen nicht zur Arbeit bewegen können? Laßt uns offen reden: erledigt wäre er gewesen! Donnerwetter, Schliff, k. v. —: ab nach Westen! Das Feld der Ehre war auch für Heynen, den schon verwundeten, ein Feld des Grauens. Mißhandlung, mehr als das, Über-Mißhandlung. Ehe er sich selbst dem aussetzte, mißhandelte er lieber noch die andern. Er war wirklich in intellektueller Notwehr.

Und was sah er von Höhergestellten, von Maßgeblichen um sich her mit Gefangenen anstellen? Ich weiß nicht wie es in Herne war,

aber ich kannte manches andere Lager. Ich sah, wie ein Oberst einen Gefangenen herannahm, der, auf seinen Feldwebelrang sich berufend, die Arbeit mehrfach verweigert hatte. Er ließ einen übermannshohen Stacheldrahtpferch errichten, gerade breit genug, einen Menschen stehend aufzunehmen; zum sitzen oder gar liegen bot er keinen Raum. Darein wurde der Gefangene, ohne Decken, ohne Abendessen, drei Nächte lang von 7 Uhr abends bis 7 Uhr morgens eingesperrt, und in zweien dieser drei Nächte regnete es in Strömen! Das war eine kühl ausgeheckte Strafe. Was im Affekt alles begangen wurde, — immer unter dem Gefühl, dass mit unseren eigenen Leuten auf der anderen Seite nicht anders verfahren werde — entzieht sich fast der Beschreibung. Als besonders drastisch ist mir das Auftreten eines herkulischen Offiziersstellvertreters, der mit Stolz Methoden südafrikanischer Kaffernbehandlung vorzuführen pflegte, in Erinnerung. Mit zweitausend Gefangenen waren wir nach langen Wanderungen in einem russischen Gehöft angelangt, in dem den Gefangenen, die in einer Scheune untergebracht waren, nach fast zwei Tagen zum erstenmale wieder Essen verabreicht wurde. Als die Reihe herum und noch ein Rest im Kessel geblieben war, wurde — für die besonders Hungrigen, — noch einmal das Tor geöffnet. Da natürlich alle besonders hungrig waren, drängte sich die ganze Masse wirr voran und als auf Zuruf keine Ordnung zu erzielen war, nahm der befehlshabende Afrikaner eine kurz zuvor gefällte junge Birke auf und schlug mit dem Baumstamm minutenlang blindlings in die angestaute Menschenmenge. Nebenan stand ein Hauptmann und spendete Beifall!

Hundertmal sah ich, wie von verantwortlichen Vorgesetzten Ausschreitungen an Gefangenen mit ihrer ganzen Autorität ebenso gedeckt wurden, wie Sergeant Heynen jetzt vom General Fransecky gedeckt werden sollte. Ärztekommissionen sah ich in Etappenlagern, die höchst unsentimentalischen Kommandanten sogar Anlaß zu Beschwerden gegeben hatten, Inspektionen vornehmen und das Urteil war nie anders als völlig befriedigend. Im Feldlazarett sah ich Gefangene, die nach vierwöchentlicher Arbeit hinter der Front, buchstäblich zu Skeletten dezimiert, verlaust und zerschlagen, zusammengebrochen waren; was sie berichteten, war Mißhandlung und Betrug um ihr bißchen Essen. Hungertyphus, sagte der Arzt; Anzeige aber erstattete er nicht. „Es kommt nichts dabei heraus als nutzlose Schererei!"

Was sollte Sergeant Heynen, der sicher ähnliches erlebt hatte, der, von je hundert Rohheitsakten sicher nur je einen und den ganz sicher nur zögernd bestraft sah, — was sollte Sergeant Heynen nicht für erlaubt halten? Inmitten der Psychose und selbst unter Druck? In Wahrheit war er nur Rädchen einer Maschine!

Stellt die Großen vor Gericht, die nach unten nur abfärbten! Ja

stellt sie immerhin vor Gericht, selbst wenn es unmöglich ist, ihre Kollegen von der anderen Seite, die teilweise nicht besser, teilweise vielleicht noch schlimmer waren, ebenso behandelt zu sehen!

Etwas von Gerechtigkeit ist auch im einseitigen Verfahren. Und heilsame Abschreckung ist es jedenfalls! Denn wenn künftighin auch nur der Verlierende eines Krieges regelmäßig solche Säuberungen vornehmen müßte (— Kriege scheint es ja, Gott sei's geklagt, auch weiterhin geben zu wollen, —): da niemand im voraus weiß, wer gewinnen wird, würde schon aus dieser ungleichen Justiz, dieser Teiljustiz, dieser Halbjustiz Segen erwachsen. Angst vor Strafe ist noch immer ein Kulturfaktor!

Mit den Kleinen, den unschuldig Schuldigen aber habt Erbarmen! Landsturmsergeant Heynen muß nichts und darf nichts vom Völkerrecht wissen. Für ihn gibt's Befehle und gibt's ein System. Vor das Forum gehören die Befehls- und Systemmacher. Die da sagen: „Wie Du,s machst, ist Deine Sache!" Die Gewalt zum höchsten Gotte erheben. Und Die den Feldzug der Roheit und Verhetzung leiten!

PAXTON HIBBEN

DIE TRAGÖDIE EINES KLEINEN LANDES

Das bedeutsamste Ereignis, das im Zusammenhang mit russischen Affären seit Wrangels Zusammenbruch stattfand, trägt das Datum des 19. Februar 1921. An diesem Tage ging Georgien, der letzte Stützpunkt der Antibolschewisten zwischen Indien und dem Mittelmeer, zwischen Weißem Meer und Persischem Golf, zum Sowjetismus über. Damit ward ein langer Feldzug stiller aber wirksamer Moskauer Propaganda gekrönt, einer Propaganda, deren Stärke nicht so sehr in dem bestand, was Rußland für die transkaukasischen Staaten zu tun sich fähig oder willens erklärte, sondern in dem, was die westeuropäischen Mächte nicht für sie taten. Geradeaus drei Jahre haben die transkaukasischen Staaten auf irgendwelche Aktion der Friedenskonferenz, des Obersten Rates, der Völkerbundversammlung oder jener europäischen Einzelregierungen gewartet, die ein Interesse daran hätten haben müssen, den Weg nach Indien und dem mittleren Osten der nichtsowjetischen Welt offen zu halten. Sie warteten vergeblich, die Sowjetisierung der georgischen Republik konnte also nicht überraschen. Sie rückte seit langer Zeit immer näher, und wer dieser Entwicklung auch nur oberflächlich Aufmerksamkeit zuwandte, mußte Bescheid wissen. Am 11. November 1919 schickte ich eine Depesche an die „Chicago Tribune," in der ich den

damals stattgehabten Versuch beschrieb, in Georgien eine bolschewistische Revolution durchzuführen, — ein Versuch, der schon in jenen Tagen um ein Haar gelungen wäre. Meine Botschaft wurde in Konstantinopel von Admiral Bristol angehalten, der den Commander Haynes nach Tiflis sandte, um mich zu fragen, was ich mit der Absendung einer derartigen Depesche bezweckt habe. Ich versuchte, Commander Haynes davon zu überzeugen, daß meine Darstellung in jeder Einzelheit zutreffe, daß Georgien — schon damals! — revolutiousreif sei und daß, wenn noch irgendein ernstlicher Versuch unternommen werden würde, die Regierungsform Georgiens zu ändern, er wahrscheinlich erfolgreich sein werde. Ich sagte ihm, die georgische Armee sei von bolschewistischen Ideen durchtränkt und man könne nicht darauf zählen, daß sie dem Sowjeteinfluß Widerstand leisten werde. Ich sagte ihm überhaupt einz ganze Reihe von Dingen, die heute jedermann klar sind. Commander Haynes bezog seine Informationen aber zumeist von zaristischen russischen Refugiés und wollte nichts glauben, als was sie ihm erzählt hatten. Meine Botschaft wurde also nicht weiterbefördert. Nun aber hat jener „ernstliche Versuch" doch stattgefunden und Erfolg gehabt. Am 10. März wurde sogar Batum, unter den Kanonen der alliierten Schwarzenmeerflotte, fast kampflos sowjetisiert. So viel über die Einrichtung der Zensur!

Seit jenem 11. November 1919 hat sich vieles in Transkaukasien ereignet; aber nichts davon hat die Stellung der Antibolschewisten gestärkt. Denikin ward besiegt. Wrangel begann seine Unternehmung und erlitt elenden Schiffbruch. Mister Colby schrieb seine berühmte Note vom 11. August 1920, in der er es ablehnte, „die Unabhängigkeit der sogenannten Republiken Georgien und Aserbeidschan" anzuerkennen. Der armenischen und georgischen Republik wurde die Zulassung zum Völkerbund verweigert. Mustapha Kemal brach in Armenien ein und eroberte das Land, unbekümmert darum, daß Präsident Wilson wegen der armenischen Grenze mit der Türkei gerade „vermittelte". Und, als wichtigstes von allem, —: am 28. April 1920 verwandelte sich die Moslemrepublik Aserbeidschan, durch eine verhältnismäßig unblutige innere Revolution und keineswegs durch irgendwelchen Einfall der russischen roten Armee in eine Sowjetrepublik, — — und war zufrieden damit!

Dieser Umsturz war der schwerste Schlag für die Antibolschewisten, nicht nur in Transkaukasien und im nahen Osten, sondern auch in Westeuropa; und zwar vor allem deshalb, weil der Sowjetisierung Aserbeidschans ein verhältnismäßiges Gedeihen des Landes folgte. Während

die Briten, solange ihre Okkupation Transkaukasiens dauerte, (November 1918 bis Juli 1920), die Ölquellen Baku's geschlossen gehalten hatten, — und zwar um die Eigentümer der Ölländereien niederzuzwingen und sie dazu zu veranlassen, ihren Besitz für einen Pappenstiel britischen Kapitalisten zu verkaufen, — öffnete Sowjetrußland die Bohranlagen wieder, und 60 000 unbeschäftigte und unzufriedene Arbeiter waren endlich wieder imstande, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Natürlich zog Sowjetrußland aus dem Öle Nutzen; aber das konkrete Beispiel dafür, daß einer Bekehrung zum Sowjetsystem materielles Gedeihen folge, war den Kommunisten viel wertvoller, als das Brennöl. Das war ein Öl erfolgreicher Propaganda für sie; und die russischen Agenten, die ganz Transkaukasien anfüllten, verfehlten nicht, den Vorteil daraus wahrzunehmen. In Armenien z. B. mußte eine Propaganda dieser Art unwiderstehlich wirken, — in diesem Armenien, das sich ausschließlich von amerikanischen Almosen nährte, das keine Mittel zur Verteidigung gegen seinen hundertjährigen Feind, die Türken, besaß, das keine landwirtschaftlichen Maschinen, und kein Vieh mehr sein Eigen nannte, und das von einer halben Million hilfloser Flüchtlinge aus Türkisch-Armenien überschwemmt war, deren Gegenwart ein bereits verwüstetes Land noch ärmer machte! Auch bereiteten gerade in jenen Stunden die türkischen Nationalisten eine Offensive gegen die armenische Republik vor. Hilferufe in die Außenwelt brachten keine andere Antwort als schöne Phrasen. Im späten Oktober begann der Angriff. Am 4. November fiel Kars, und die siegreiche türkische Armee durchdrang Armenien faktisch widerstandslos. Die Lehre war also nicht mißzuverstehen: — Aserbeidschan hatte dadurch, daß es den Kommunismus annahm, gewonnen; Armenien war dadurch, daß es dem Kommunismus Widerstand leistete, zerstört worden. Am 6. Dezember erhob sich das armenische Proletariat also gegen eine Regierung, deren beste Männer, — immer dem Obersten Rat nachlaufend, — den größten Teil ihrer Zeit in Paris oder Genf oder San-Remo oder London damit zugebracht hatten, eine Hilfe zu erbetteln, die niemals kam. Die Sowjetrepublik Armenien wurde proklamiert.

Nun war nur noch Georgien übrig. In Georgien war der Druck des Elends und wirtschaftlicher Anarchie niemals so groß gewesen, wie in Aserbeidschan und Armenien. Es gab allerdings auch in Georgien einige hunderttausend Flüchtlinge, meist antibolschewistische Russen, die mit allen Reichtümern, die sie befördern konnten, nach Tiflis geflohen waren, — unproduktive Herrschaften, gleich wertlos für Arbeit wie für Kampf. Aber Georgien besitzt zwei Ausgänge nach der See, —

Batum und Poti, — und gewisse Mengen Nahrungsmittel und sonst notwendiger Bedürfnisse konnten aus der westlichen Hemisphäre eingeführt werden. Gewiß waren die Georgier in großer Klemme, und da ihr Papiergeld außerhalb Transkaukasiens wertlos war, fiel es ihnen schwer, ihre Einkäufe im Auslande zu bezahlen. Aber Georgien produziert das beste Mangan der Welt, und Mangan ist sehr gefragt; Mangan wurde also gegen Nahrungsmittel und lebenswichtige Rohstoffe eingetauscht. Auch befindet sich alles, was die Russen an Industrie in Transkaukasien überhaupt etabliert hatten, in Georgien. Tiflis, vor dem Krieg eine Viertelmillion Einwohner zählend, ist durch den Zustrom von Flüchtlingen fast auf eine Million angeschwollen. Es nimmt sich mit elektrischem Licht, elektrischer Straßenbahn Fabriken und Werkstätten, einer großen Oper, einem russischen Ballett und ausgezeichnet gepflasterten, schön angelegten Straßen sehr stolz aus. Aller dem Kriege entronnener Wohlstand Transkaukasiens hatte sich eben in Georgien zusammengefunden.

Die Regierung war sozialistisch, aber nicht bolschewistisch. Einige der besterzogenen und klarsten Politiker des kaiserlichen Rußlands gehörten ihr an, — Männer, die intelligent genug waren, zu erkennen, daß der Sozialismus die Regierungsform der Stunde sei und sich der sozialistischen Richtung anzupassen. Das Großgrundeigentum wurde konfisziert. Die Manganminen und die Seidenraupenzucht, diese beiden Hauptquellen der Exporteinkünfte, wurden nationalisiert und ihr Gewinn zum staatlichen Einkauf lebenswichtiger Güter verwandt. Die großen privaten Klubs mit ihren prachtvollen Gärten wurden gegen ein Eintrittsgeld von wenigen Cents der ganzen Bevölkerung geöffnet. Ein Platz in der Oper kostet 8 Cents. Im ganzen strengte man sich sichtlich an, den Wünschen der radikalen Elemente Rechnung zu tragen, gleichzeitig aber auch eine Regierungsform beizubehalten, mit der die westeuropäschen Staaten zu verkehren willens sein würden.

Präsident Jordania, der den Lehren Karl Marxens so lange gedient hatte, sicherte das Vertrauen der Radikalen; während sein Stellvertreter Gugüchekori, jung, kosmopolitisch und von hoher Kultur, die europäischen Missionen im Stile traditionsreichster westlicher Diplomatie behandelte. David Ghambaschidse, georgischer Geschäftsträger in London und Paris, war ein Weltmann, der größte Zuversicht in die Stabilität seiner Regierung und in die gute Gesinnung seiner Landsleute einzuflößen wußte. Sogar die reaktionären Franzosen konnten nicht achselsuckend über eine Regierung hinweggehen, in deren Außen-

ministerium Prinz Napoleon Murat — Ururenkel des Marschalls und Vetter des französischen Senators Prinz Joachim Murat, — eine hohe Stelle einnahm.

Es war daher vom Standpunkt der europäischen Mächte aus aller Anlaß dafür gegeben, als menschewistischen Regierung in ihrem Existenzkampf zu helfen; und keiner dafür, Georgien der steigenden Flut des Kommunismus gleichgültig zu überlassen. Und doch taten sie das! Womit England, Frankreich und Italien sich während der ganzen Dauer der britischen Okkupation, die erst im letzten Juli endete, beschäftigten, das war ausschließlich darauf berechnet, das Land nach aller Möglichkeit auszubeuten.

Die Gewissenlosigkeit, mit der die georgische Republik und das georgische Volk an der Nase herumgeführt und ausgeplündert wurden, ist kaum zu beschreiben. Als ich im Spätsommer 1919 nach Tiflis kam, entfalteten dort drei „Missionen" der Alliierten eine eifrige Tätigkeit, — eine britische, eine französische und eine italienische. Ihre Mitglieder waren alle in schimmernd kriegerische Uniform gesteckt worden. Es handelte sich dabei um Bankiers, Agenten und Ingenieure, die ihr Lebtag keine Kanone gesehen und keinen Schuß gehört hatten und deren Generalsabzeichen vor Jugend glänzten: man hatte sie in Uniform gesteckt, damit sie den Eingeborenen wichtiger und autoritativer erscheinen sollten. Ihr Geschäft war pure Konzessionsjägerei: sie jagten nach Minenrechten, Wasserrechten, Eisenbahnkonzessionen, Verträgen mit Stadtgemeinden und Anleihebegebungen, —: nach allem, kurzum, was nicht niet- und nagelfest war. Um seiner Unabhängigkeit willen mußte sich Georgien auf Generationen hinaus mit Haut und Haaren derselben Methode gesicherter fremder Kapitalinvestitionen ausliefern, der Venizelos, gegen den Preis seiner dauernden Premierschaft, Griechenland ausgeliefert hat.

Am heißesten begehrt wurden die Kupferminen von Alaverdi, unmittelbar südlich von Tiflis. Kaum waren die Alliiertenmissionen in Georgien angekommen, als die Intriguen, mittels deren sie sich in den Besitz dieses wertvollen Objektes setzen wollten, einen Zehntagekrieg zwischen Armenien und Georgien hervorriefen, den General Sir W. Rycroft damit beendete, daß er die ganze Provinz in eine neutrale Zone verwandelte. Die Franzosen ließen sich nun von den Armenieren die Minen selbst verschreiben, einen Schlag, den die Briten damit parierten, daß sie die strittige Zone mitsamt den Minen ohne Vorkenntnis der Franzosen zu Georgien schlugen. So wurden die National-

leidenschaften von außen her künstlich aufgestachelt, so wurden die Feindseligkeiten zwischen Sowjetarmenien und Georgien entzündet, die erst jetzt, durch die Sowjetisierung Georgiens, gelöscht worden sind!

Denselben Kurs verfolgten die Alliierten hinsichtlich der Manganminen von Mingrelia, der Tabakfelder von Sukhum, der Seidenzüchtereien von Kutais und überhaupt hinsichtlich jeglichen georgischen Eigentums, das Wert besaß, oder Wert zu gewinnen versprach. Es war geradezu eine Schlägerei; jede Mission unterminierte die andere, — intriguierte, — beschwatzte, — lockte, um kommerzielle Vorteile zu erhalten, mit Fürsprache bei der Friedenskonferenz, — oder drohte, wenn es galt, die Verleihung einer Konzession an einen Konkurrenten zu verhindern, mit der Aufteilung Georgiens unter die übrigen transkaukasischen Staaten. Die Engländer machten hauptsächlich in Anleihen. Ein Brigadegeneral vertrat ein bekanntes Londoner Finanzhaus und versuchte, Georgien durch eine Dauerhypothek nach Art des englisch-persischen Abkommens vom August 1919 an die Kette zu legen. Die Franzosen waren Spezialisten in Gruben, während die Italiener hauptsächlich Gewehre, Munition und Schuhe, die sie den Österreichern abgenommen hatten, unterschiedslos an Georgier, Aserbeidschanier und Armenier verkauften, damit in allen drei Ländern die Heere, die sich gegenseitig umbringen wollten, gut ausgerüstet wären.

Und im Verlaufe dieser Ausbeutung wurde der transkaukasische Rubel (der mindestens ebenso solide fundiert gewesen war, wie Pfund, Franc oder Lira), mit vereinten Kräften von den drei Großmächten ruiniert. Dann kauften sie mit ihrem Papiersterlings, = franks, = oder lires menschliche Arbeitskraft für einen Dollar im Monat und beraubten ein verelendendes und verzweifelndes Volk seiner letzten persönlichen Wertstücke. Juwelen, Teppiche, Pelze, Silber —: alles mußten die Georgier notgedrungen für Brot verkaufen. In Batum zählte ich einmal 60 Ballen, jeder 10 unschätzbar wertvolle persische Teppiche enthaltend, die ein einziger Offizier der alliierten Heere zusammengekauft hatte und nachhause schickte. Die georgischen Zollwächter konnten nicht einmal Zoll davon erheben, denn der Herr Absender hatte sie als Heeresgut deklariert.

Da es in diesem Lande derart leicht war, schnell reich zu werden, wünschte keine der europäischen Nationen, daß Georgien durch Gewährung angemessener Kredite wirtschaftlich stabilisiert und zu einer Regeneration aus eigener Kraft befähigt werde. Und obwohl sie anfangs Widerstand leisten wollten, wurden die Georgier mit der Zeit

doch zum Nachgeben gezwungen, — hier zu einer Konzession, dort zu einem Grubenrecht, hier zu einem Munizipalkontrakt, dort zu einem Auftrag auf rollendes Material. Und mit jedem Zugeständnis wuchs die Gier der Exploiteure. Die Geldmittel, die Georgien's Regierung instand setzen sollten, ihre Armee zu bezahlen, ihre beschäftigungslosen, murrenden Arbeiter zu versorgen, und ihre ruinösen Steuern zu erleichtern, wurden immer länger zurückgehalten, damit es irgend einem verspätet eingetroffenen Schieber möglich wäre, ebenfalls noch Boden zu fassen. Es war dieselbe Politik, die die alliierten Mächte seit dem Waffenstillstand allen kleinen Nationen gegenüber verfolgt haben, — von Polen und Griechenland bis zu Aserbeidschan und Siam.

Im Falle Georgien, der nur ein Beispiel ist, hätte das Huhn goldene Eier legen können. Aber die Vertreter Westeuropas waren blind; sie sahen nicht, wie rasch in Georgien die Zahl der Tausende anschwoll, die nicht wußten, woher sie ihre nächste Mahlzeit nehmen sollten. Es gab Familien, die nie etwas anderes als größten Luxus gekannt hatten, und die jetzt auf die Straße geworfen wurden, weil sie eine Hausmiete von 5 Dollars im Monat nicht mehr zahlen konnten. Und als ich zum Vermieter ging, um zu protestieren, fand ich, daß er zwar in einem großen Haus lebte, aus dem er aber, um nicht zu verhungern, langsam Möbel, Tafelleinen und Silber ausverkaufte.

Es war schrecklich, es war grotesk, es war irrsinnig. Das Land war reich, das Volk schrie nach Arbeit. Es hatte seinen Zugang zum Meer, es konnte seine Erzeugnisse verschiffen, und diese Erzeugnisse wurden auf dem Weltmarkt begehrt. Aber durch eine Plünderung mit vereinten Kräften, — eine stumpfsinnige Plünderung, denn sie stach das Huhn, das goldene Eier hätte legen können, ab, — wurde das Land, statt daß man ihm auf die Beine geholfen hätte, ruiniert. Man hielt es mit Griechenland, Polen, Österreich, Serbien, Syrien und Persien ja ebenso, und man wird es auch mit der Türkei so halten, vorausgesetzt, daß Mustapha Kemal es erlaubt.

Nur: in Georgien konnte die Sache nicht lange währen. Sowjetrußland lag zu nahe. Man sah das Beispiel Aserbeidschan's vor sich, das vor der Ausbeutung durch Westeuropa ebenfalls in den Kommunismus geflüchtet war und dem erhöhte Prosperität gelohnt hatte. Die Geduld der Georgier ging zu Ende. Als der Oberste Rat nach dreijährigem Warten die Unabhängigkeit Georgiens schließlich doch noch anerkannte, war es zu spät. Die Operation war erfolgreich, — der Patient aber starb.

HUGO V. HOFMANNSTHAL

ERSATZ FÜR DIE TRÄUME

Was die Leute im Kino suchen, sagte mein Freund, mit dem ich auf dieses Thema kam, was alle die arbeitenden Leute im Kino suchen, ist der Ersatz für die Träume. Sie wollen ihre Phantasie mit Bildern füllen, starren Bildern, in denen sich Lebensessenz zusammenfaßt, die gleichsam aus dem Innern des Schauenden gebildet sind und ihm an die Nieren gehen. Denn solche Bilder bleibt ihnen das Leben schuldig. — (Ich rede von denen, die in den Städten oder großen zusammenhängenden Industriebezirken wohnen, nicht von den anderen, den Bauern, den Schiffern, Waldarbeitern oder Bergbewohnern.) — Ihre Köpfe sind leer, nicht von Natur aus, sondern eher durch das Leben, das die Gesellschaft sie zu führen zwingt. Da sind diese Anhäufungen von kohlengeschwärzten Industrieorten mit nichts als einem Streifchen von verdorrtem Wiesengras zwischen ihnen, und den Kindern, die da aufwachsen von denen unter sechstausend nicht eines im Leben eine Eule gesehen hatte oder ein Eichhörnchen oder eine Quelle, da sind unsere Städte diese endlosen, einander durchkreuzenden Häuserzeilen; die Häuser sehen einander ähnlich, sie haben eine kleine Tür und Streifen von gleichförmigen Fenstern, unten sind die Läden; nichts redet zu dem, der vorüberkommt oder der ein Haus sucht: das einzige was spricht ist die Nummer. So ist die Fabrik, der Arbeitssaal, die Maschine, das Amt, wo man Steuer zahlen oder sich melden muß; nichts davon bleibt haften als die Nummer. Da ist der Werktag: die Routine des Fabrikslebens oder des Handwerks: die paar Handgriffe, immer die gleichen; das gleiche Hämmern oder Schwingen oder Feilen oder Drehen; und zu Hause wieder der Gaskocher, der eiserne Ofen, die paar Geräte und kleinen Maschinen, von denen man abhängt, auch das durch Übung so zu bewältigen, das schließlich der, der sie immer wieder bewältigt selber zur Maschine wird, ein Werkzeug unter Werkzeugen. Davor flüchten sie zu unzähligen Hunderttausenden in den finsteren Saal mit den beweglichen Bildern. Daß diese Bilder stumm sind, ist ein Reiz mehr; sie sind stumm wie Träume. Und im tiefsten, ohne es zu wissen, fürchten diese Leute die Sprache; sie fürchten in der Sprache das Werkzeug der Gesellschaft. Der Vortragssaal ist neben dem Kino das Versammlungslokal ist eine Gasse weiter, aber sie haben nicht diese Gewalt. Der Eingang zum Kino zieht mit einer Gewalt die Schritte der Menschen an sich, wie — wie die Branntweinschänke: und doch ist es etwas anderes. Über dem Vortragssaal steht mit goldenen Buchstaben: „Wissen ist Macht!" aber das Kino ruft stärker: es ruft mit

Bildern. Die Macht. die ihnen durch das Wissen vermittelt wird, — irgend etwas ist ihnen unvertraut an dieser Macht, nicht ganz überzeugend, beinahe verdächtig. Sie fühlen, das führt nur tiefer hinein in die Maschinerie und immer weiter vom eigentlichen Leben weg, von dem, wovon ihre Sinne und ein tieferes Geheimnis, das unter den Sinnen schwingt, ihnen sagt, dass es das eigentliche Leben ist. Das Wissen, die Bildung, die Erkenntnis des Zusammenhanges, all dies lockert vielleicht die Fessel, die sie um ihre Hände geschlungen fühlen, lockert sie vielleicht für den Moment zum Schein, um sie dann vielleicht noch fester zusammenzuziehen. All dies führt vielleicht zuletzt zu neuer Verleitung, noch tieferer Knechtschaft. (Ich sage nicht, daß sie dies sagen; aber eine Stimme sagt es in ihnen ganz leise.) Und ihr Inneres würde bei alledem leer bleiben. (Auch dies sagen sie sich, ohne es sich zu sagen.) Die eigentümliche fade Leere der Realität. das Wesen, das den süßen undefinierbaren Schauder der ahnenden Begierde tief in die dunkle, bebende Tiefe des Herzens hineinwarf — und nun ist es wieder eine Kiste mit zauberhaftem Gerümpel, die sich auftut: das Kino. Da liegt alles offen da, was sich sonst hinter der kalten undurchsichtigen Fassade der endlosen Häuser verbirgt, da gehen alle Türen auf, in die Stuben der Reichen, in das Zimmer des jungen Mädchens, in die Halle des Hotels, in den Schlupfwinkel des Diebes, in die Werkstatt des Alchimisten. Es ist die Fahrt durch die Luft mit dem Teufel Asmodi, der alle Dächer abdeckt, alle Geheimnisse freilegt; aber es ist nicht bloß die Beschwichtigung der quälenden, so oft enttäuschten Neugier wie beim Träumenden ist hier einem geheimeren Trieb seine Stillung bereitet; Träume sind Taten, unwillkürlich mischt sich in dieses schrankenlose Schauen ein süßer Selbstbetrug, wie ein Schalten und Walten mit diesen stummen dienstbar vorüberhuschenden Bildern, ein Schalten und Walten mit ganzen Existenzen. Die Landschaft, Haus und Park, Wald und Hafen, die hinter den Gestalten vorüberweht, wacht nur eine Art von dumpfer Musik dazu — aufrührend, weiß Gott was, an Sehnsucht und Überhebung, in der dunklen Region, in die kein geschriebenes und gesprochenes Wort hinabspringt — auf dem Film fliegt aber indessen in zerissenen Fetzen eine ganze Literatur vorbei, nein, ein ganzes Wirrsaal von Literaturen, der Gestaltenrest, von Tausenden von Dramen, Romanen. Kriminalgeschichten; die historischen Anekdoten, die Halluzinationen der Geisterseher, die Berichte der Abenteurer; aber zugleich schöne Wesen und durchsichtige Gebärden Mienen und Blicke, aus denen die ganze Seele hervorbricht. Sie leben

und leiden. ringen und vergehen vor den Augen des Träumenden; und der Träumende weiß, daß er wach ist; er braucht nichts von sich draußen zu lassen; mit allem was in ihm ist, bis in die geheimste Falte, starrt er auf dieses flimmernde Lebensrad, daß sich ewig dreht. Es ist der ganze Mensch, der sich diesem Schauspiel hingibt; nicht ein einziger Traum aus der zartesten Kindheit, der nicht in Schwingungen geriete Denn wir haben unsere Träume nur zum Schein vergessen. Von jedem einzelnen von ihnen, auch von denen, die wir beim Erwachen schon verloren haben, bleibt ein Etwas in uns, eine leise aber entschiedene Färbung unserer Affekte. es bleiben die Gewohnheiten des Traumes in denen der ganze Mensch ist, mehr als in den Gewohnheiten des Lebens all die unterdrückten Besessenheiten, in denen die Stärke und Besonderheit des Individuums sich nach innen auslebt. Diese ganze unterirdische Vegetation bebt bis in ihren dunkelsten Wurzelgrund, während die Augen von dem flimmenden Film das tausendfältige Bild des Lebens ablesen, Ja, dieser dunkle Wurzelgrund des Lebens, er, die Regionen, wo das Individuum aufhört Individuum zu sein, er, den so selten ein Wort erreicht, kaum das Wort des Gebetes oder das Gestammel der Liebe, er betet mit. Von ihm aber geht das geheimste und tiefste aller Lebensgefühle aus: die Ahnung der Unzerstörbarkeit, der Glaube der Notwendigkeit und die Verachtung des bloß Wirklichen, das nur zufällig da ist. Von ihm, wenn er einmal in Schwingung gerät, geht das aus, was wir Gewalt der Mythenbildung nennen. Vor diesem dunklen Blick aus der Tiefe des Wesens entsteht blitzartig das Symbol: das sinnliche Bild für geistige Wahrheit, die der Ratio unerreichbar ist. Ich weiß, schloß mein Freund, daß es sehr verschiedene Weisen gibt, diese Dinge zu betrachten. Und ich weiß, es gibt eine Weise, sie zu sehen, die legitim ist von einem anderen Standpunkt aus und die nichts anderes in all dem sieht als ein klägliches Wirrsal aus industriellen Begehrlichkeiten, der Allmacht der Technik, der Herabwürdigung des Geistigen und der dumpfen, auf jeden Weg zu lockenden Neugierde. Mir aber scheint die Atmosphäre des Kinos die einzige Atmosphäre, in welcher die Menschen unserer Zeit — diejenigen, welche die Masse bilden — zu einem ungeheuren, wenn auch wunderlich zugerichteten geistigen Erbe, in ein ganz unmittelbares, ganz hemmungsloses Verhältnis treten, Leben zu Leben und der vollgepfropfte, halbdunkele Raum mit den vorbeifließenden Bildern ist mir, ich kann es nicht anders sagen, beinahe ehrwürdig. als die Stätte, wo die Seelen in einem dunklen Selbsterhaltungsdrang hinflüchten, von der Ziffer zur Vision.

X.

Inzwischen sagten ihm üppige Vergnügungen nichts. Theater und Kino waren ohne Ausnahmen banal, und Nacktes wurde auf der Szene wie überall zu kraß angeboten, als daß es gewirkt hätte. Im Gegenteil ging Daisy, sich zu unterscheiden, auch abends im hohen Kleid. Das Weibliche, in allen Preislagen, drang ungeniert bis in Fairfax Ankleidezimmer und war wie Ungeziefer schwer zu entfernen.

Die Sioux, die er nach Haus hatte schicken wollen, weil sie sich infolge lockeren Lebens, das sie überall trotz Aufsicht führten, nicht vermehrten, und die er ein wenig satt hatte — zehn Kilo war er schwerer und zum schwersten Rennen fit geworden — hatten, ohne daß Daisy sich widersprechend einmischte, doch das Engagement nach München zur Oktoberwiese gefunden, von dem in Zeitungen damals scherzhaft die Rede gewesen war und fühlten sich, wie sie mitteilen ließen, bei Bier und Weißwürsten wie nie im Leben zu Haus.

Fairfax, stand er gegen Abend vorm Hoteleingang und ließ Berliner Leben an sich vorbeilaufen, hatte eine Sechzehnjährige bemerkt, die in Bluse und Hut mit aufgekippten Nüstern, wie eine Gerte schlank seit Tagen vor ihm strich, bis endlich sich sein Blick in sie verfing, daß er lüstern war, zu wissen, was sie bedeute, ihr winkte, worauf sie kam.

Nutte sei sie, sagte sie. Berliner Spezies des halbflüggen Mädchens; ihre Eltern Portiersleute am Kurfürstendamm. Sie habe nur einen Haß: Armut! Was ihr geschehe, sei gleich. Aber mit armen Leuten wolle sie nie wieder zu tun haben. So lange würde sie unter den Linden spazieren, bis sie den mit der rechten Valuta gefunden habe: Entente oder besser Neutralen. Wolle er sie, könne er sie haben. Er sähe anständig aus. Aber erst Garantie! Im übrigen täte sie, was er wolle; gehe auch nachträglich ins Gymnasium, wünsche er mehr als höhere Töchterschule!

Er ging mit ihr essen, und sie überfraß sich so, daß der erste Abend mit ihren Übelkeiten peinlich endete. Bald aber wurde sie nett und manierlich, und er fand in dem ihr eingerichteten Heim reizende Unterhaltung. Auch Daisy, die gebeten hatte, bei

ihr den Tee nehmen zu dürfen, war nach dem Besuch begeistert, weil Alice von Fairfax gesagt hatte: „Ihr Alter macht Laune. Er ist wirklich ein großzügiges Original."

Andrerseits war es Fairfax nicht entgangen, wie Daisy Blicken eines im Hotel wohnenden hochgewachsenen Blonden nicht nur nicht auswich sondern sie feurig erwiderte. Der bartlose Schlanke mit nicht gutgetragenem Monokel war der Erbgraf Schleyn-Weyn-Reitzenstein, aus purstem Blut gezogen, mit deutschen und auswärtigen Fürstenhöfen verwandt. Katholischer Westfale, letzter Sproß klotziger Feudalität, stand er im sozialdemokratischen Berlin und unter Kleptokraten, die Fisch und Kartoffel mit dem Messer schlangen, wie vom Mond gefallen ein wenig hohl. Doch gäbe er, schlügen man ihn an, noch edlen Ton, hatte man den Eindruck. Boshafte sagten, er sei prähistorisches Überbleibsel, weil er sich mit Weibern nicht abgab, von jenem Baron T h u n d e r t e n T h r o n k h abstammend, den Voltaire unter dem Namen C a n d i d e unsterblich gemacht hat.

Jedenfalls war er blendend, Legationsrat im Auswärtigen Amt und mit seinen Vorgesetzten bis zur höchsten Stelle fieberhaft neugierig auf Fairfax und das, was er vorhatte. Der Gedanke, mit Daisy zu flirten, war ihm also schon von Berufs wegen gekommen, ehe sie selbst Eindruck auf ihn gemacht hatte. Fairfax aber hoffte, durch ihn letzte Ausschlüsse und den richtigen Start zu bekommen, bevor er seine Anwesenheit in Berlin offiziell machte.

Man lernte sich kennen und gefiel sich. Als Diplomat war Bodo Schleyn diskret, offenherzig als Weltmann, sodaß Fairfax alles, was er wissen wollte, erfuhr: daß wirklich das deutsche Geschäft wieder zu laufen anfing, man zu Riesenproduktion und größerem Verbrauch als je auf dem Sprung war und nur durch der Franzosen störendes Verhalten verwirrt, aufgehalten und, fuhren sie mit ihren Schikanen fort, gezwungen sei, sich trotz damit verknüpften Risikos östlich zu orientieren.

Daisy strahlte. Der Franzose sei Europas Fakir und hindere der naiven Deutschen und der Welt Konsumdrang. Aber man könne auf dieser Erde nicht mehr nach individuellen Zwangsideen leben. Wer auch nur ein Vorurteil habe, sei fossil!

Der Erbgraf begriff nicht, was sie meinte, freute sich aber, Eindruck gemacht zu haben. Fairfax jedoch überlegte zum erstenmal gründlich mit Plexin, ob man Frankreich bremsen, alle Kriegspläne abbrechen und es mit einem der Welt von den Deutschen

vorgemachten Friedensverbrauch versuchen solle. Vielleicht bringe, wie es der Krieg getan hatte, wirklicher Frieden hinsichtlich neuer Konsummöglichkeiten überraschende Aufschlüsse. Wenn man alle Schleusen öffne!

Plexin, der erst nicht wollte, fand nach einer Woche Berliner Aufenthalts, das Ding diskutabel. Könnte man wirklich Europa, später die Welt soweit bringen, wie hier schon ein breites Publikum tagsüber Warenhäuser, abends und nachts Kinos, Theater, Weinstuben, Cafés, Bars und Kabaretts plünderte und leertrank könnte man voraussetzen, jedermann würde durch strenge Erziehung zu solchem leiblichen und geistigen Großverschleiß reif, war die Sache zu machen.

Genaue Untersuchung, sorgfältigstes Experiment an Vertretern mehrerer Völker verlangte Fairfax, und Plexin, in abgeschlossenen Raum, beobachtete Wirkungen auf je einen Polen, Serben, Italiener und ukrainischen Landsmann.

Während aber die drei ersten mächtig erhöhten Umsatz von Genußmitteln mit Ausnahme deutschen Champagners vertrugen, und auch in der Verschwendung täglicher Gebrauchsartikel, Feuerzeug, Papier, Tabak, Toilettenbedarf nicht faul blieben, versagten sie völlig auf geistigem Gebiet und waren nach der Lektüre weniger Bücher mit Titeln wie „Das Verlangen nach Grenzenlosigkeit", „Geschichte als Sinn des Sinnlosen", „Eros und die Evangelien", von denen der Deutsche mit einem Haufen Zeitungen und Broschüren täglich bequem ein Dutzend liest und begreift, schon mehr tot als lebendig.

Mit dem Ukrainer aber, der sich anfangs in leichter Verdauung geistiger Speisen bis zur höchsten Bewußtseinspreislage leistungsfähig gezeigt hatte, erlebte Plexin, als er ihm schließlich aufgab, innerhalb achtundvierzig Stunden das gesamte Werk der beiden indischen Poeten: Tagore und Yo-Him-Bim, der deutschen Leibdichter, zu kennen, eine Katastrophe: Der starb daran!

Bevor dies Resultat sich ergeben hatte, schien jedoch des Erbgrafen Verhältnis zu Daisy soweit fortgeschritten, daß alle Welt erkannte, zwischen ihnen mußte bald Entscheidung fallen.

Durch den plötzlichen Tod seines Vaters, des regierenden Fürsten Schleyn-Weyn-Reitzenstein war Graf Bodo in abgründige Trauer versetzt und schien so trostbedürftig, daß nur eines Weibs hingebende Liebe ihm den Heimgegangenen ersetzen konnte. Man sah zwar, wie Absicht, ein freies harmonisches Leben zu opfern,

ihm schwer wurde, aber als einziger Ausweg täglich mehr einleuchtete, und wie er mit dem Entschluß seiner Heirat offenbar andere, wichtigere verband.

Außerdem glühte allmählich Atmosphäre, die sich überall erhebt, wo ein Ding in Schwung ist, und Bewegung, Hin- und Herlaufen war um ihn. Herren im Gehrock und Zylinder kamen, die tuschelten, sorgenvolle und dann erlöste Mienen machten, als sie ihm freudig auf die Schulter klopften.

Daisy war so prachtvoller Laune, daß Fairfax sah, sie erwartete den Antrag mit Freuden. Sie schenkte Alice eine ihrer Perlschnüre, deren wertvoller Besitz das Mädchen bis an sein Lebensende zur Kapitalistin machte, trällerte, sang und hüpfte nur so herum.

Eines Morgens endlich ließ offiziell sich Fürst Bodo melden und erschien in strahlender Aufmachung der ehemals Pasewalker Kürassiere, Regiment Königin: weißem Koller mit Karmoisin, silberschuppigem Metallhelm in den Nacken, Lackstiefeln bis zur Hüfte und einen Pallasch, der aufgestützt, ihm an die Brustwarzen reichte. Im ganzen glich er Lohengrin durchaus.

Er bat um der abwesenden Daisy Hand; fügte aber, ehe Fairfax geantwortet hatte, hinzu: von seiner männlichen Leidenschaft abgesehen, stände er hier als Deutscher und Preuße vornehmlich, verbände mit seiner persönlichen Frage an das Schicksal größere, überpersönliche für sein über alles geliebtes, in tiefster Not befindliches Vaterland: Ob Fairfax bereit sei, die Mitgift so groß zu geben, daß nachdem mit ihr die gesamte Kriegsschuld Deutschlands an die Entente bezahlt sei, genug bleibe, mit Daisy standesgemäß leben zu können.

Hier zum erstenmal war Fairfax in seinem Leben platt und wußte für den Augenblick keine Silbe zu sagen. Der Fürst der seines Gegenübers Bestürzung sah, zog sich taktvoll zurück, indem er hinzufügte, er werde seine Forderung, die Alpha und Omega seines Lebens sei, schriftlich besser begründen.

Fairfax aber, alleingelassen, durchblitzte nach dem ersten Schreck der Gedanke: warum nicht?!

War die Summe hundertundzwanzig Milliarden Goldmark an sich schon nicht unerschwinglich, schien Daisys Leidenschaft, des Fürsten unbeugsamer Wille, doch auch die rein geschäftliche Seite der Angelegenheit dringend wert, die Sache kaltblütig zu überlegen.

Was würde erste Folge eines seiner Kriegsschulden ledigen Deutschlands sein? Das Hinauffliegen seiner Valuta und seiner sämtlichen mobilen und immobilen Werte doch!

Und legte man, ehe noch eine Seele von der geänderten Lage wußte, zu niederem Kurs Hand auf sämtliche deutschen Vorzugswerte — sollte es nicht möglich, wahrscheinlich, notwendig sein, aus den zweifellos märchenhaften Kursdifferenzen die bezahlten Milliarden nicht nur wiederzuholen, sondern — hier erglühte Fairfax vom Scheitel zur Sohle — noch traumhafte Vermögen darüber hinaus zu gewinnen?

Er sprach mit Daisy, die über des Fürsten Anträge aus dem Häuschen und doppelt in ihn verliebt war. Das sei, weiß Gott, doch ein Kerl und endlich strikter Beweis dafür, was eigentlich in jedem Deutschen für eine Nummer stecke! Plexin aber, mit dem Fairfax seine Ideengänge im allgemeinen beredete, fand die Perspektive, man helfe, indem man Deutschland großzügig beispringe, sich selbst noch viel großzügiger, von schauerlicher Großartigkeit und behauptete, so eng mit Deutschland verschweißt, könne man es zu noch viel gewaltigerem Massenverbrauch stacheln und um anderes in der Welt sich überhaupt nicht mehr kümmern.

Drei Tage lang grübelte Fairfax über Kalkülen und kam zum Ende, das Geschäft sei richtig und in seiner sentimentalen Aufmachung besonders aller Konkurrenz überlegen. Er traf langsam Vorbereitungen, sich des gesamten Kali, Kohlen und Eliktrizitätsfonds Deutschlands zu versichern und sandte Plexin mit Gegenbefehlen nach Frankreich, durch die der dortige gesamte Haßbetrieb langsam auf tote Geleise geschoben werde sollte.

Des Fürsten Bodo angekündigtes Schreiben hatte großen Ton. Neben des Forderers Heroismus strich es auch den von Fairfax hinreichend heraus und machte aus der Sache historische Angelegenheit für künftigen Geschichtsunterricht mit der Jahreszahl 1920. Fairfax' Antwort war königlich und kurz.

Am Abend der mit distinguiertem Pomp gefeierten Verlobung, der der Reichskanzler und der Staatssekretär des Äußeren beiwohnte, beide als einzige Bescheid wissend, über das, was Deutschland bevorstand und bis zu Tränen gerührt, gelang es dem immerhin sechzigjährigen Amerikaner, zu seiner kleinen Alice heimgekehrt und von Erfolgen geschwellt, diese, wie sich später herausstellte, zur Mutter eines Knaben zu machen.

Eine Woche verging allen Beteiligten in innerem dulci jubilo. Die Reichsämter rechneten fieberhaft, Fairfax kontrollierte und arbeitete hinter Kulissen der Börse und Presse im Schweiß seines Angesichts. Bodo und Daisy tronten auf Wolken, und Plexin drahtete, man gäbe wieder Wagner in Paris, und es wehe neuer Wind im Elysée und Palais Bourbon. Schon erhob sich vom Zentrum des Hotels „Unter den Linden" ein unerhörtes frisches deutsches Selbstgefühl und ohne daß jemand Genaueres wußte strömte aus Fairfax Milieu Zuversicht auf offizielle Welt.

Allenthalben begann die deutsche Valuta sprunghaft zu steigen, und sogar das Publikum auf neutralen Märkten, wo Fairfax kaufte, bekam Witterung und deckte sich bis an den Hals mit deutschem Geld ein. Innerhalb acht Tagen hatte bei einem Wertunterschied von elf Punkten nach oben Fairfax auf dem Papier bereits ein Drittel der gesamten vom Fürsten geforderten Summe verdient und sah ein Geschäft im Gang, das all sein Wünschen, besonderes Vorbereiten, Phantasieaufwand glänzend rechtfertigen würde. Wie noch nie im Leben war er froh und gelobte Alice, als er wieder einmal mit ihr durch die Siegesalleen, die sie einen Traum der Schönheit fand, ging, ihr sämtliche Denkmäler samt Siegessäule zu kaufen und in New York in seinem Park in gleicher gärtnerischer Aufmachung wieder hinzustellen, und als Alice, daß die Anlage verkäuflich sei, zweifelte, versicherte er mit glücklichem Lachen, er habe Mittel, die deutsche Regierung gefügig zu machen, zumal das Symbol nach Berlin nicht mehr passe. Worauf Alice Freudenschreie ausstieß,

Doch da geschah ein Unerhörtes: eine der Telefonistinnen des Hotels, aus Kriegszeiten gewohnt, alle von ihr aufgefangenen interessanten Gespräche der dazu eingesetzten Behörde zu übermitteln, hatte zu Anfang des Fairfaxschen Aufenthalts eine Unterhaltung von Zimmer zu Zimmer zwischen dem Sioux Mumfo und Daisy aufgezeichnet und einfältig wortgetreu an die vorgesetzte Stelle weitergegeben. Weiß der Himmel, wer eines Morgens dem Fürsten Abschrift dieses vertrauten Gesprächs auf seinen Schreibtisch geweht hatte, jedenfalls konnte der aus dem Tenor des Gesprächs, knappen Ausdrücken den nicht zu übertreffenden Grad der Intimität zwischen beiden sprechenden Personen nicht verkennen. Er erbleichte. Fühlte, er stand vor Katastrophe! Noch suchte er in anbetracht dessen, was nicht für ihn aber

für Höheres auf dem Spiel stand, die Wahrheit von sich zu schieben, doch gab eine Unterredung mit dem betreffenden Telefonfräulein, das ihn merkwürdig ansah und sich genau der Umstände und auch an anderes erinnerte, keine Möglichkeit zur Ausflucht mehr.

So kraß war das Maß der Gewißheit!

Sofort wollte er handeln und als Koloß von Bronze vor Fairfax treten. Aber als er ans Hotel kam, stand wartend der Wagen zur Fahrt ins Theater schon bereit, er mußte zu Daisy und ihrem Vater einsteigen und schnell ins Theater fahren, wo er „Minna von Barnhelm" auf der Scene sah.

Nun versuchte er es innerlich mit Cynismus, mit „wenn schon", biß Zähne zusammen und suchte zur moralischen Blasiertheit der Zeit aufzuturnen. Er glorifizierte sein an sich erhabenes Ziel ins Grenzenlose, und also seine Pflicht; aber immer wieder wurde er von der Bühne her in Minnas und vorzüglich Tellheims Schicksal verwebt, und als jener Höhepunkt des Dramas stieg, wo Tellheim zum Fräulein von Barnhelm mit einem Ton — o solchem Ton! sagt:

Tellheim: Meine Ehre!

Fräulein: Die Ehre eines Mannes wie Sie —

Tellheim: Nein, mein Fräulein. Sie werden von allen Dingen recht gut urteilen können, nur hierüber nicht. Die Ehre ist nicht nur die Stimme des Gewissens, nicht das Zeugnis weniger Rechtschaffenen.

Fräulein: Nein, nein, ich weiß wohl. Die Ehre ist — die Ehre!

Da schossen Bodo im Hintergrund der Loge Tränen in Strömen aus den Augen und er wußte, es war alles vorbei, und er könne mit diesen Amerikanern nichts gemein haben, die kein kleinstes Ehrgefühl, geschweige das eines Legationsrates im Auswärtigen Amt, Feudaladeligen, Pasewalker Kürassiers und vor allem eines schieren Preußen verständen.

Am nächsten Morgen der Auftritt mit Fairfax war lapidar. Markig legte Bodo den Tatbestand hin und orgelte nichts als das Wörtchen „Ehre". Doch als Fairfax nicht begriff und Daisy hereinbat, stand denkmalhaft Schleyn-Weyn-Reitzenstein im Kürassierkoller, Faust am Pallasch, die andere Hand beschwörend erhoben und sagte: „Meine Ehre! Deutschlands Ehre vor allem!"

Daisy, ohne sonderlich berührt zu scheinen, klirrte mit noch metallischerer Stimme, während sie ein süßduftendes Schnupftuch gegen die Tür schwenkte! „go out quickly!"

(Schluß folgt.)

AUS DEM TAGEBUCH

KASTNER: BUSONIS COMMEDIA DELL'ARTE

Derselbe Mann, der die gotischen Schauer eines Johann Sebastian Bach auf eine pianistische Formel gebracht, der der Musik des Thüringer Riesen neue Farben gegeben und damit allen späteren Generationen die Möglichkeit, Bach zeitlos zu empfinden, zu spielen — der Schöpfer der „Fantasie contrapunktistica", des pathetisch-feierlichen Concerto und zahlreicher tiefernster Werke: er hat diesen „Arlecchino" geprägt! Dieses köstlich fesche, moussierend rhythmisch „theatralische Capriccio." Spießertum, Ehe, deren Treue des Lasters Anfang, Ende der Liebe, — Soldateska, die Form des numerierten Menschen, der sich selbst aufgibt: all diese Normalitäten, Schranken, Fesseln sind dem Freien, dem nietzscheschen Tänzer verhaßt. Er verführt, Sohn Bergamos, des danteliebenden Schneiderleins Matteo Weibchen, inszeniert eine Maskerade einfallender „Barbaren", — spießt einen arienschmachtenden Ritter, mit dem seine eigene Colombina ihn betrügt, auf sein Holzschwert. Chaos, — Theatermond zieht auf, — der trunkene Abbate und Dottore schwanken über den Scheintoten — neugierige Bürger verschwinden vom Fenster, so wie Hilfe man von ihnen fordert („Es ist ein seltsamer Hang in den Menschen, ihre wahre Güte zu verbergen . . .", — rettend erscheint ein Asinus, über dessen Menschen beschämendes Haupt sich ein Quartett wölbt, das wundersame Herzstück von Busonis Partitur.

Eine göttlich leichte Partitur! In ihr ist, erstmals in diesen Zeitläuften wieder, als ob es keinen Wagner, Strauß, Schreker je gegeben, kristallene Klarheit, ist schwebende Grazilität. Ist Transparenz von Mozart, Skepsis, Spott, heinesche Ironie von Busoni. Flitzende Trompeten-Heiterheit, pointillierte Arabesken, — wundervolle Parodie des Rampenstiels, Donizetti wird beschworen, Rossini erneuert, überall aber lugt Busoni selber hervor. Wie hat dies alles letzte Form, wie weise ist es instrumentiert. Welch ein Geist hat in diese alte Primitivität das harmonische Gesetz, nein, die Bewegung der Neuzeit gefügt! Es geht also doch ohne Wagner-Pathos, ohne teutonischen Schwertritt. Das konnte freilich nur die romanische Fakultät in der Universitas dieses seltsamen, kostbaren Menschen Busoni zuwege bringen. Alles klingt, vibriert, sprüht vor Laune, Spiritualität.

Großer Ehrenabend für Schilling's Staatsoper. — Wurde von Leo Blech zu solch federnder Leichtigkeit studiert, daß man nicht mehr gewahr wird, welch eine Arbeit dahinter. Die Hansa eine entzückende Colombina, Müthel sprach und tänzerte launig-leicht den Arlecchino, Zador und Stock waren mit Geist und Witz Abbate und Dottore, Henke ein parodistischer Tenorritter — — die Spielleitung Hörth's hatte richtigstes Tempo, echten Komödiengeist, mitschöpferisch auch das Szenenbild.

Vorher ging, aus Busonis bekannter Suite gewonnen, die von Gozzi aus geschaffene „Turandot". Hier paart sich dem grotesken Humor, der Travestie schon vielfach Busonische Fantastik, gipfelnd in der Rätselmusik, ihre schönsten Musikeinfälle — nur die grob an der Ohroberfläche — in Turandots. Gemach und bei der inneren Wandlung der aus jungfräulicher Angst grausamen Prinzessin, dann in der Mündung zum glückseligen Fußspitzen-Rhytmus der chinesischen Seele.... Auch da entscheidet das Tänzerische. — Von der Staatsoper so verschwenderisch, wie stilvoll reich ausgestattet, weckte auch Turandot, durch die Artot exotisch schön verkörpert, Jubel. Nach dem beschließenden Arlecchino feierte man Busoni, den Unseren, mit Enthusiasmus und Liebe. Busonis Musikkomödien werden sicherlich ihren Platz in der Geschichte der Gattung erhalten. Heute sind sie aber lebensvollste Existenz — mögen sie keimend auf unsere Jungen wirken.

FLORENZ (Eine Entlarvung)

Von Franz Dornseiff.

Immer wieder habe ich gedacht: „Nein, es ist nicht möglich, es ist zu irrsinnig, es giebt noch einen Gott, der läßt sowas nicht zu. Aber leider hat mich meine Forschung eines Schlimmeren belehrt. Schon gleich am ersten Tag schöpfte ich Verdacht. Vor der Loggia dei lanzi sagte ich mir: das ist ja die nachgemachte Feldherrnhalle" und vor dem Palazzo Pitti, „sieh an, die Residenz aus München," vor Or San Michele, „aha, Warenhaus Wertheim, Fassade Leipziger Platz." Dann konnte ich beim besten Willen keine Italiener finden, sondern bloß Engländerinnen, die in eigens für sie hingestellte *picture-galleries* liefen. Ich ging nicht ihnen, sondern meinem Verdachte nach und kann heute mit voller Sicherheit folgendes sagen (weinen möchte man):

Die alte Kunststadt, die Kunststadt, F l o r e n z, die angebliche Zentrale der Renaissance, ist noch keine 50 Jahre alt, also gar nicht echt, sondern eine e n g l i s c h - a m e r i k a n i s c h e F ä l s c h u n g. Sie verdankt ihr Dasein einem Preisausschreiben mehrerer amerikanischer *magazins, Harpers Weekly, Munsey* u. a. betreffend die *creation of the worlds finest artistic place in Italy*. Die Bekanntmachung wurde seiner Zeit allen Abonnenten im geschlossenen Briefumschlag ins Haus geschickt. Die natürliche Wortkargheit der Angelsachsen hat die strengste Geheimhaltung bis heute ermöglicht. Den Preis und Bauauftrag erhielten schließlich einige Londoner *Limiteds*. Man munkelt von der *Army und Navy Co.* und den *Royal Purveyors of Orange Marmelade*. Durch die Bevorzugung der englischen Unternehmer erfuhr die Richtung des Planes eine wichtige Verschiebung. Die amerikanischen Bewerber, Redakteure von New Yorker *Lady journals*, hatten in allerdings ungewöhnlicher *frivolity* vorgeschlagen, durch die Pariser Filiale der *American Express Co.* eine *place rather french*, ein *bohemian town* zur Erholung der Yankees von übertriebenem *Ladys realm at home* anlegen zu lassen, wurden aber bald von den Abonnentinnen belehrt, daß zu einer *artistic place* notwendig *flowers, traditions* und *old things* gehören und daß das nur englische Firmen leisten könnten.

Die Londoner *Limiteds* begaben sich also dran. Der Name *Flowers*-Stadt stand für schönheitsdurstende Engländer sofort fest. Eine verschämte Einsenderin schlug sogar *Elisabeths Italian garden* vor. Die endgültige Benennung *Florence* lieferte die sächsische Hauptstadt Elbflorenz, die auch durch ihre Lage an einem Fluß vorbildlich war. Ohne weiteres stand ferner fest, daß in der neuen *place* eine *cathedral* stehen mußte: sie wurde möglichst scheckig ausgeführt und in listiger Anpassung an die Landessprache *il duomo* genannt. Aus München nahm man „die Feldherrnhalle"

herüber, stimmte aber diese hochtrabende bajuvarisch-renommistische Bezeichnung auf Loggia dei Lanzi herab. Ebenso die Residenz, deren florentinische Nachbildung nach der Tochter des einen Managers *Kitty palace* getauft wurde, was im Lauf der Zeit durch Fernassimilation zu *Pitti palace* geworden ist. Das hatte schon vor zwei Jahren ein bekannter Sprachwissenschaftler gesehen, aber die wissenschaftlichen Konsequenzen zu ziehen sich gescheut. Aus ihrem eigenen Land machten die Engländer zunächst einmal die Oxforder *Radcliff camera* nach und stellten sie als Baptisterium für etwa ungetaufte Besucher neben die *cathedral*. Aber über die *castles* wäre beinahe die ganze Sache in die Brüche gegangen. Die Engländer wollten absolut *castles* herein haben, Palazzi in Rustica-Stil. So gut es in Warwick und Heidelberg *castles* gebe, müsse es auch in *Florence castles* geben, womöglich halbzerstörte wie dort. Die amerikanischen Auftraggeber hielten zwar diese *expensive things* für reichlich *nixoomraus*, ließen sich aber umstimmen durch den Hinweis auf den deutschen Militarismus, vor dem man überall geschützt sein müsse.

Um die notwendigen *galleries* zu füllen, wurden einige Raffaels, Michelangelos u. s. w. aus den Beständen der Vorfahren Pierpont Morgans zur Verfügung gestellt. Die Echtheit ist nicht bei allen über jeden Zweifel erhaben. Aber das Tollste kommt noch: etliche betriebsame Mitglieder der *Praeraffaelitic Society* entwarfen mit Hilfe von nachgelassenen Photographien von Mrs. Morris und Mrs. Rossetti eine Masse Bildnisse phthisischer Girls und schrieben darunter phantastische Namen wie *Bottic-* und *Signorelli, was born A. D.* 1450 u. dgl. mehr.

In jede Stadt gehört eine Fauna. Die Versuche, Italiener dazu zu bringen, in *Florence* Bevölkerung zu spielen, schlugen fehl. Dagegen hatte ein leiser Wink in der Seufzerspalte des Daily Telegraph eine Masseneinfuhr von Angeln und Sachsen zur Folge. Besonders die britischen Sachsen erinnern sich ja immer wieder mit Wehmut, daß sie 449 n. Chr. als die einzigen Germanen in der Völkerwanderung nicht nach Idahlchen gedrungen sind (sondern nach England), und suchen diese Versäumnis wett zu machen. Thos Cook and Son spedierte Menschen und Gepäck umsonst unter der Bedingung, daß in *Florence* blos italienisch gesprochen werden soll. Wie leicht aber das *Florence people* dies Verbot übertritt und feste cockneyt, ist allbekannt. Wenn sie in ihre galleries gehen, sagen sie: andiamo far l'Inglese.

Es tut mir leid, daß ich so viele liebgewordene Reiseerinnerungen stören muß. Aber die Wahrheit über alles! Mögen die in Grund und Boden blamierten Historiker und Kunstgeschichter sich damit abfinden, wie sie wollen. Es erinnert sich außer den Lebenden kein Mensch daran, „Florenz" gesehen zu haben. Daß man sich in Deutschland wie in Frankreich so hereinlegen lassen konnte, ist nur erklärlich durch ein politisches Bestreben, das seit Algeciras die Presse hier wie dort beherrscht: die öffentliche Meinung Italiens nicht verletzen.

DIE APFELSINE

Aus zwei Moskauer Briefen.

15. April 1921.

„ — — — Und noch eine Nachricht, welche Sie traurig stimmen wird, alter Freund: Die Schauspielerin Muratowa vom Künstlertheater Stanislawsky's ist schwer krank. Seit einem Monat hungert sie, —

bei ständig erhöhter Temperatur, weil ihr Magen dieses entsetzliche Brot und den Roggenbrei, von dem wir uns nun schon über 1 Jahr ausschließlich nähren, nicht mehr verträgt. Sie hat Fieberphantasien, die sie die Umwelt garnicht mehr erkennen lassen und in welchen sie immer wieder nur von einem einzigen Wunsche spricht: Von einer Apfelsine. — Der Arzt sagte mir gestern, es sei dies eine derartige Sehnsucht daß er nicht für ausgeschlossen hielte, die Muratowa wieder gesund zu machen, wenn ihr dieser Wunsch erfüllt werden könnte. Ließe sich das nicht irgendwie arrangieren, lieber Freund? Wäre es Ihnen nicht möglich, durch eine der Sowjet-Delegationen wenigstens eine einzige Apfelsine hierher zu schicken?

Erinnern Sie sich und andere gute Leute an die unvergeßlichen Abende, welche wir der Muratowa verdanken. Denken Sie an ihre Charlotte Iwanowna in Tschechows „Kirschgarten", an ihre Mutter in „Onkel Wanja" — und daran, was diese Frau jetzt unter den furchtbarsten Umständen leidet. Versuchen Sie mit allen Mitteln, die Ihnen zur Verfügung stehen, dieser großen Künstlerin wenigstens ihren letzten Wunsch zur erfüllen, denn hier ist keine Apfelsine aufzutreiben, trotzdem wir bereit wären, Unsummen dafür zu bezahlen."

— — — — — — — — — — — —

2 Wochen später.

„— — — — Die Muratowa ist inzwischen gestorben. Wieder ist Rußland um einen wertvollen Menschen ärmer. Kann man das einen natürlichen Tod nennen? — Und ihre heißersehnte Apfelsine hat sie doch nicht bekommen.

Für uns aber ist dieses Wort „Apfelsine", ein ungeheures Symbol geworden und Sie würden staunen, wie oft wir dieses Wort jetzt in unserem Kreise hören. Es ist uns ein Symbol für Alles, dessen wir beraubt worden sind, für Alles, was es bei Ihnen dort draußen giebt, für Alles, woran wir schon selbst die Erinnerung verloren haben, dessen Duft, Schönheit, Freiheit und Seele wir nur noch im Traume erleben. „Apfelsine" ist für uns ein warmes Zimmer ebenso wie ein sattes Kind, eine funktionierende Wasserleitung, wie ein neues Buch. „Apfelsine" ist uns ein paar ganze Stiefel und eine Reise, eine sorglose Stunde und eine Meinungsfreiheit, und vor Allem, vor Allem, treuer Freund, ist „Apfelsine" die heiße, uns zu Tränen erschütternde Sehnsucht, wiedereinmal mit der ganzen Welt verbunden zu sein und von Menschen ebenbürtig betrachtet zu werden.

— — — — — — — — — — — —

Die Muratowa ist tot, wir standen um ihren Sarg und in eines jeden Kopf zitterte der Gedanke: Wer wird der nächste sein? Und: Giebt es für uns noch eine Apfelsine? — — — — —"

Übersetzt von Sergei Tschalnin.

TAGORE-WOCHE

Im Darmstadt gibt es eine Schule der Weisheit. Ihr Lehrer und Leiter ist Hermann Graf Keyserling, ihr Protektor ist der abgesetzte Großherzog Ernst Ludwig, ihre Schüler sind — nun Leute, die rasch einen Kursus der Erleuchtung bei einem eben vielgenannten Philosophen mitmachen wollen. Es sind mehr Grafen als Arbeiter, mehr wohlhabende als arme Leute unter den Schülern der Weisheit. Man darf annehmen, daß die Darmstädter Schule eine beträchtliche Anzahl sehr weise gewordener Hofbeamter a. D., höchst einsichtiger Kommerzienratsgattinnen und sogar eine Anzahl weisheitsbeflißener Offiziere zeitigen wird. Ihren Abschluß soll die Darmstädter Geisterneuerung im Juni erhalten. Da trifft nämlich Rabindranath Tagore beim Großherzog Ernst Ludwig ein und dann wird es in Darmstadt erst hoch hergehen. Bei der Weisheitstagung, die in der letzten Maiwoche

stattfand, soll Graf Keyserling — ich folge den korrekten Berichten der Darmstädter Zeitung — folgendes gesagt haben: „Es soll Allen, die den Wunsch haben, mit dem Dichter und Weisen in persönliche Beziehung zu treten, dazu Gelegenheit gegeben werden". Armer Rabindranath! Da seine Werke in hunderttausend Büchern zirkulieren, wird es nicht wenige geben, die mit dem Inder in Fühlung — die Offiziere, bevor sie Weisheitsschüler wurden, nannten es: Tuchfühlung — treten wollen. Es wird kein kleines Gedränge rings um den Inder herrschen! „In vertrauter Zwiesprache oder in kleinem Kreis in den stillen Räumen der Schule der Weisheit oder in den schönen Gärten des Großherzogs von Hessen." Graf Keyserling wünschte, daß „Tausende nach Darmstadt herbeiströmen mögen." Dann wird eine erkleckliche Anzahl von vertraulichen Zwiesprachen und kleinen Kreisen in der Schule der Weisheit arrangiert werden müssen. Der Andrang wird enorm sein. Keyserling empfiehlt deshalb, sich rechtzeitig Zimmer zu sichern und empfiehlt die Gasthöfe zur Traube, den Darmstädter Hof, das Bahnhofshotel, die Gasthöfe zur Post, Köhler, Prinz Karl, Vereinhaus, und zur Not Frankfurter Quartiere. Rabindranath Tagore wird auch Vorträge halten und, zwar in englischer Sprache. Aber dadurch soll sich Niemand abschrecken lassen. Das Oberhaupt der Weisheitsschule erklärte am Ende: „Es ist nicht nötig, daß man Tagores Sprache versteht, auch nicht englisch! Dem Reiz seiner Persönlichkeit wird sich Keiner entziehen können!" Die vertraulichen Zwiesprachen werden sich also, im Notfall, auf die Sprache der Augen und Hände beschränken und in dem kleinen Kreise wird man sich, wenn man nicht englisch kann, mit weichen Gesten verständigen. Kein Zweifel, zu solchen Unterhaltungen werden sich junge und ältere Damen der besten Kreise sofort melden, es wird Zimmerbestellungen in der Traube und Post regnen. Andere, weniger erleuchtete Naturen, werden sich mit Ansichtskarten begnügen, die seinen wohlgelockten Christuskopf zeigen. Die Schüler der Weisheit werden dem Inder lauschen und ihn begeistert beklatschen, auch wenn ihnen nur sein Mienenspiel verständlich sein wird. Der wahrhaft Weise ist eben genügsam.

AUSLÄNDER (ÖSTERREICHER)

Der junge Kapellmeister von Szell hätte im Hessischen Landestheater wirken sollen. Hinter Herrn Generalmusikdirektor Balling. Die Orchestermitglieder sträubten sich gegen Szell, der kein Wagnerianer ist. Balling lehnte ihn aus einem Gegensatz der Nationen und Gesinnungen ab. Aber Szell hatte bei seinem Gastdirigieren Erfolg und soll sein Amt als zweiter Kapellmeister antreten. Da verfassen die Orchestermitglieder eine Eingabe an die Intendanz oder an das Ministerium, in der sie sich weigern, unter „einem Ausländer (Österreicher)" zu spielen.

Dies hat sich im Frühjahr 1921 ereignet. Während alle Parteien Deutschlands bei unzähligen Gelegenheiten die Idee des Zusammenschlußes Österreichs an Deutschland immer wieder klar und laut bekräftigt haben.

Es sind sehr deutsch gesinnte Leute, die diese kurzsichtige Formel „Ausländer (Österreicher)" anzuwenden wagten.

Wann je hätte ein Italiener einen Triestiner für einen Ausländer erklärt? Uns Deutschen konnte das Wolffbüro vor einigen Wochen durch alle Zeitungen die Nachricht übermitteln, ein Deutscher aus Warnsdorf in Böhmen, hart an der tschechischen Grenze, sei ein „Angehöriger des tschechoslovakischen Volkes". Da kann man nur sagen, nationale Geographie: ganz ungenügend. Drollig übrigens, daß das Wolffbüro, welches diese Nachricht in die Welt sandte, selbst von einem „Ausländer Österreicher)" geleitet wird.

Der Darmstädter Streich ist doppelt beschämend, weil es sich um einen Musiker handelt. Wenn die guten Orchester Deutschlands alle Musiker entließen, die aus dem Auslande Österreichs stammen, dann würden manche Geigen weniger klingen. Und von Rechtswegen müßten dann auch die Meister unaufgeführt bleiben, die aus dem Ausland Österreich stammen: Von Haydn, Mozart und Schubert bis zu Anton Bruckner, Hugo Wolf und Gustav Mahler. Lauter österreichische Ausländer.

BILDE, KÜNSTLER!

In der Festschrift zur Jahrhundertfeier des Schauspielhauses schreibt Leopold Jeßner, der Intendant, ein feierliches Vorwort. Der erste Absatz lautet:

> Der Schinkelbau ist das Werk mutiger Überzeugung — mutig und überzeugt, wie die Arbeit, die in ihm geleistet werden soll.

Der Intendant der ersten Staatsbühne sollte in einem besseren Verhältnis zur deutschen Sprache stehen. Wer ist da mutig und überzeugt? würde jeder Lehrer in der Grammatikstunde fragen. Doch kein Anderer als der Schinkelbau.

Der zweite Absatz, grammatikalisch leidlich, ist in einem noch schlechteren Deutsch geschrieben:

> Und wie dieser Bau in der Architektur seiner ungebrochenen Linien von der Realität alltäglicher Steinwerke zu der Idee schauspielerischer Weihestätte aufstrebt, so soll unser Wirken über die Darstellung hinaus Verkündigung menschlicher Idee sein.

Ein Theatermensch, besonders wenn er als Spielleiter ein großes Talent ist, darf, wenn er zur Feder greift, Plattheiten von sich geben. Besser ist's, wenn er dafür einen Dramaturgen bestellt, der dergleichen Manifeste redigiert — mutig und überzeugt.

BÜCHER

Johannes Buchholtz: Egholm Gott. Gyldendalscher Verlag. 1920.

Der Weg dieses Egholm geht zwischen beiden Sätzen: Ich tue meine Pflicht gegen Gott, — da möchte ich doch sehen, ob er sich um die seinige herumdrücken kann" und „Ich finde, daß wir Gott nicht nur ein großes Brandopfer dargebracht haben, sondern daß wir auch — gewissermaßen — glühende Kohlen auf sein Haupt gesammelt haben". Was dazwischen liegt ist ein Elend, Diese Photographen sind ein merkwürdiger Menschenschlag. Erinnerung an den Windbeutel, Nichtstuer und Flötenbläser Hjalmar Ekdal liegt einem immer in einer Gehirnwindung. Vielleicht daß die Dunkelkammer mit dem roten Licht doch auf manche Ganglinien wirkt? Von Anfang bis zum Ende: Hunger, Not, Schreie, Weinen, Frieren, trockene Gaumen, zerschlagene Glieder. Aber Egholm ist immer getröstet: Durch die Bibel, Gott, durch die Johannesbrüder, von seinen Träumen, seinen Erfindungen (wenn erst

die Turbine fertig ist, bin ich Millionär). Um ihn zu Hause: Grauen, Elend, Schmutz. Draußen: Die Reichen, die gottlos sind, die Glücklichen. Egholm ist rettungslos in seinen religiösen Erfinderwahn verstrickt. Einmal ist das Zimmer bis zum Februar ungeheizt. Als die Kälte in den Wänden kracht, zerhackt Egholm die Küchenbretter seiner Frau. (Das nurnebenbei). Seine Idee ist die Turbine, vorwärts und rückwärts läuft. Seine Idee die ist vielleicht Gott in der Maschine. Nach einem kindischen Versuch verbrennt er das Schiff, Egholm ist wieder zufrieden. — Das Buch überrascht nicht im Text. Es ist nordisch klar und selbstverständlich geschrieben. Buchholtz macht keine Umwege. Aber es erschüttert durch die Zeichnung. Eine brennende Mitte, ein Zentrum entsteht, auf das alle anderen Personen radikal zulaufen: Egholm. Das Mitleid, das Ibsen nicht kannte, weht um den armen Erfinder und Photographen. Das macht das Buch menschlich. B.

Iwan Goll: Die Chapliniade. Eine Kinodichtung. Rudolf Kämmerer Verlag Drsden. Was von Chaplin über das große Wasser gekommen ist, verläuft in dem Sandhaufen der Politik und den Salzseen der kommunistisch-reaktionären Kindereien. Das ist ewig schade. Chaplin ist der bestbezahlte Filmkomiker, die enormste Größe Amerikas, Chaplin massiert das Bauchfell hunderttausend dekantenter Milliardärssöhne und ebensolcher Töchter, alter Jungfern, abgearbeiteter Männer, stiernackiger Negerboxer und trübsinniger Selbstmordkandidaten durch Figur, Geste, Gesicht, Ehegeschichten. Er bringt alle zu einem erschütternden Lachen. Amerika versinkt, wenn Chaplin an der Flimmerwand hüpft, für einige Stunden von Frisko bis New York in brüllende Vergessenheit.

Chaplin grinst — Amerika grinst.

Dada hat ihm als geistigsten Clown der Welt reklamiert.

Das Buch ist ein Witz, eine Satire, eine eminent ernste Angelegenheit: Wenn Pallenberg zum tausendsten Mal die Sache mit Lola hinter sich hat, zerknallen hoffentlich alle Kritikerfedern vor Schmerz. (Thielscher hat leider Charleys Tante schon zum tausendsten Male auf die Bretter gezerrt.) Das will besagen: das Grinsen Chaplins, das Gesichterschneiden, die ewigen Faxen sind zu einem furchtbaren Leiden geworden, zur Ursache einer seelischen Krankheit. Das Grinsen, mit dem er Millionen entzückt, ist hinter der Maske eine namenlose Trauer. Die ganze Welt lacht, feixt, schreit, boxt sich in die Rippen: „Doch ich bin traurig wie jeder Prophet", (sagt Chaplin).

Die furchtbare Tragik des Grinsenmüssens taumelt auf der weißen Wand. Dichtung? Aus den Flimmerbildern heult das Elend der Ekel vor dem eigenen Gesicht. Goll kam dem Kurbelkasten mit Ethik.

Pallenberg! Pallenberg! P.

Melchior Vischer: Sekunde durch Hirn. Verlag der Silbergäule 1921. Man nimmt das Werk mit Zweifel in die Hand, aber nach den ersten Seiten wird man gepackt, bei den nächsten mitgerissen, der Wirbel, das Hetzen und die Hetz erweisen sich allem Ursprünglichen Mißtrauen gegenüber als echt, es ist nicht der übliche Reichtum an klownartigen Ausdeutungen sentimentaler und ironischer Beziehungen, wie sie sonst das Wesen des Dadaismus ausmachen, sondern wahre Kraft, eine Fülle von Erscheinungen, ein Querschnitt nicht allein durch ein Hirn, sondern auch durch eine große Welt. Hier ist Übermut, in des Wortes echtester Bedeutung, die alten Kontinente, Zeiten, Völker, Menschen und Sagen, Märchen und Witze jagen durcheinander, Wehmut schimmert im Verwesungslicht, über allem aber ist eins, das unerlernbare: Jugend. In jeder Zeile

dieser außerordentlichen Arbeit ist das mühelose Gnadengeschenk: Dichtung. Eine Sekunde durchs Hirn, eine Traumsekunde durch das Hirn eines rasend abstürzenden Menschen, die Verwandlungen der Venus, die tausend Gesichte des Erdgeistes, Köpfe und ihr Gegenteil im Tausendkilometertempo erlebt, angesaugt von einem übermächtigen Drang nach Dasein, weggehaucht als Traum und Wahnbild, einfach und verzerrt, gläubig und teuflisch, das ist der Mut, der mit dem Schleier der Maja spielt. Dada ist eine Form, selbst Dada ist eine Form für einen Dichter.

E. W.

ANEKDOTEN

DER ZUHÖRER

In einem aesthetischen Gespräch sagt eine Dame emphatisch: „Ach, wenn man das könnte, über der Welt — wie ein Aar schweben!"

Der Partner fragt: „Wie möchten Sie weben?"

LETZTE WORTE

Gräfin X wird in der Fremde, in einem Hotel, von einer schlimmen Krankheit überfallen. Gegen Morgen wird der Zustand kritisch. Der Arzt klingelt dem Kellner, daß er einen Eisbeutel hereinbringe. Die Gräfin aus einer Ohnmacht erwachend, den befrackten Menschen erblickend, mit gütigem Verständnis zum Arzt: „Schrecklich, daß ein Mensch schon vor 8 Uhr morgens im Frack herumlaufen muß." Dann war sie im Jenseits.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Nr. 21):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

Das Tage-Buch / Heft 23 Jahrg. 2 / Berlin, 11. Juni 1921

THOMAS WEHRLIN

ANSCHLUSS-FALLEN?

I.

Die Salzburger Abstimmung ist verlaufen wie die Tiroler: Alle Hände haben sich für die Heimkehr ins deutsche Mutterland erhoben. Das Resultat wird in Steiermark das gleiche sein und schließlich — ein paar Monate früher oder später, das spielt keine Rolle — wird auch Oberösterreich und am Ende auch Wien mit ungefähr derselben Einhelligkeit seinen Vereinigungswillen bekunden. Der moralische Wert dieser Abstimmungen ist von der Entente, besonders von der kleinen, außerordentlich erhöht worden. Diese neuen, eben erst auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes gegründeten Staaten stehen wie die hungrigen Raubtiere um das verwundete, ausgehungerte, halb verblutete Wild und stoßen fürchterliches Gebrüll aus, wenn das darniederliegende Österreich nur einen leisen Laut, nur eine schwache Willenskundgebung von sich geben will. Der südslavische Wehrwolf erhebt sogar die Pranken und droht sie auf das eben frei gelassene Kärnten niederfallen zu lassen und die tschechische Wildkatze, gestern erst dem K. K. Käfig entsprungen, funkelt mit allerlei Ultimata drohend nach Wien, von der ungarischen Hyäne gar nicht zu reden, die den Rachen nach dem Burgenland mächtig aufreißt. Dies alles hat die Salzburger so wenig wie die Tiroler geschreckt. Vergebens reiste der Bundeskanzler — Bundesabkanzler nennen ihn die Wiener — nach Innsbruck und Salzburg. Soeben wurde ein Telegramm, ein allzuplump gefälschtes Telegramm des neuen Reichskanzlers in Wien veröffentlicht, aber die Enthüllung der frechen Fälschung wird die Wiener erst recht in Abstimmungslust versetzen.

Es muß hier, im T.-B., ein Wort über die Notwendigkeit des Anschlusses gesagt werden. Wenn der Krieg irgendeinen Sinn gehabt hat, so war es der, daß er die Konstituierung der Staaten nach nationalen Gemeinschaften besiegelt hat. Das ist der Sinn der südslawischen Einheit, das ist die Berechtigung Polens, das ist die Ursache der tschechischen Erhebung gewesen, das hat Triest und Trient zu Italien zugebracht, das hat die neue Grenze nach Dänemark geschaffen, deshalb wäre die rechtzeitige Aufgabe Lothringens im Sommer 1917 eine staatsmännische Tat gewesen. Nach diesem Gesetze muß Österreich zu Deutschland kommen. Unweigerlich. Ist so das Grundsätzliche unbezweifelbar, so wird man ganz freimütig über die Taktik sprechen dürfen.

II.

Wir Deutschen müssen uns darauf einstellen, daß die Anschlußpropaganda nicht von heute auf morgen beendet sein wird. Eine glückliche Konstellation, die von der nationalistischen Besessenheit der Franzosen herbeigeführt werden könnte, kann vielleicht schon in zwei, drei Jahren eine Situation schaffen, in der das Wort Selbstbestimmungsrecht aufgehört hat, ein klägliches Vokabel zu sein. Doch werden die Anschlußfreunde gut tun, mißtrauisch gegen die Entwicklung zu sein und mit einem viel längeren Termin zu rechnen. Diese Jahre des Harrens werden ausgenutzt werden müssen, denn dem Deutschen fehlt die Zähigkeit des nationalen Elans. Wir werden gut tun, die Geschichte der italienischen und französischen Irridenta zu studieren. Wir werden die Liebe zum Detail haben müssen, die Hingabe an die Mosaikarbeit, die Vorbereitung des Anschlusses im Innern. Es werden Rechtsangleichungen und Wirtschaftskontakte unzerreißbarer Art geschaffen werden müssen. Verbindungswege in der ökonomischen wie in der wissenschaftlichen und künstlerischen Welt. Es wird eine Vereinheitlichung der Gewerkschaftsbewegung wie der Industrieverbände angebahnt werden müssen, es wird einem Austausch der Talente, vor allem einer dauernden Verbrüderung der Jugenden vorgearbeitet werden müssen. Der Anschlußgedanke, der im Österreichisch-Deutschen Volksbund eine weiträumige Organisation gefunden hat, wird in allen Städten, in allen Landschaften eine feste Herberge haben müssen. Es wird eine sehr zähe, sehr nüchterne, sehr ins Detail gehende, vielfältige Vorbereitungsarbeit auf Jahre hinaus geleistet werden müssen. Vor allem wird eine natürliche Schlafmützigkeit, zu welcher der Deutsche in nationalen Dingen neigt, immer wieder vertrieben werden müssen, freilich auch eine gewisse hohle Ruhmredigkeit, die nur den Argwohn der anderen Welt wachruft, ohne fruchtbar zu wirken. Diese Großmäuligkeit ist übrigens meistens die Kehrseite der Schlafmützigkeit. Nein, der Anschlußgedanke darf nicht zum Dekorationsstück von Sedanfeiern werden, einmal im Jahr aus der Rumpelkammer hervorgeholt. Vielmehr ist eine stille, ideenreiche, ins Wirtschafts- und Kulturleben eingreifende, emsige Arbeit nötig. Die Propaganda wird, je nachdem, sehr laut sein müssen oder ganz leise. Wir werden, wenn nur das Blut durch den ganzen deutschen Volksorganismus zirkuliert, auch lernen: In heikeln Stunden zu schweigen. Die Bewegung wird ebenso kühn wie schlau sein müssen. Wir werden ein Faktor sein müssen, den jede Regierung zu beachten haben wird, aber wir werden wissen, daß die Notwendigkeiten der Regierung eines besiegten Volkes jeweilig, notgedrungen, andere sein müssen als die des Volkes.

Wir werden gelegentlich den Ministern unangenehm sein müssen. Aber es ist anzunehmen. daß es keinen deutschen Reichskanzler, keinen Außenminister mehr geben wird. der nicht im Innersten zu uns Ja sagt. Aber wir werden uns und er wird sich überlegen, ob es klug ist, sein Innerstes hervorzuholen.

III.

Im Prinzip ist zu sagen: Deutsche, stellt Euch den Anschluß nicht allzu bequem vor. Die idyllische Situation, in der Deutschland dem Völkerbund angehören und Österreich bei ihm ganz ergebenst um die Zulässigkeit der Vereinigung ansuchen und das Ansuchen bewilligt wird, diese opferlose, idyllische Art der geschichtlichen Erfüllung wird nicht kommen.

Die Anschlußbewegung wird um ihre heroische Jugendepoche nicht herumkommen. Das wird, fürchte ich, früher festzustellen sein, als die Idylliker ahnen. Wenn wirklich Südslawien die Krallen nach Kärnten ausstreckt, wenn dem gequälten Österreich zur Strafe für eine rein theoretische Abstimmung Kreditschwierigkeiten gemacht würden, dann schafft die Entente in Österreich eine Stimmung der Verzweiflung, die, da die natürlichen Wege der Willensoffenbarung verstopft sind, zu Explosionen führen muß. So wird, auf der Basis von Unterernährung und Hoffnungslosigkeit, in Österreich ein Nationalbolschewismus gezüchtet, der seine Friedrich Adler zeitigen könnte. Das ist traurig. Jeder von uns wird diese Tragödie zu verhindern trachten. Aber es scheint, daß die Franzosen, die Südslawen, die Tschechen auf dieser Entwicklung erbarmungslos, erbarmungslos auch gegen ihre eigenen Repräsentanten, bestehen wollen.

Alle vorbereitende Detailarbeit für den Anschluß wird nutzlos sein, wenn nicht eines Tages der Staatsmann in Deutschland ersteht, der den Willen zur Tat, den Mut zum Risiko hat. Wir wären vielleicht schon geeint, wenn in der sogenannten Revolution 1918—1919 dieser schöpferische Staatsmann gelebt hätte. Die Türen zur Nationalversammlung in Weimar hätten von Anfang für die österreichischen Abgeordneten weit geöffnet, ihr Einmarsch in die erste Sitzung feierlich vollzogen werden müssen. Wir haben, theoretische Deutsche, im Winter 1918/19 mehr resolutioniert, als revolutioniert.

IV.

Aber die Stunde wird von uns Deutschen zu wählen sein. Der Adler und die Schlange, Tapferkeit und List, werden in unserem

Wappen sein. Wir müssen die Kunst lernen, überraschend auszuweichen und überraschend da zu sein!

Im Augenblick, dies sage ich als Einzelner und als meine persönliche Meinung, wird es vielleicht nötig sein, sich in der schwierigen Kunst des Ausweichens zu üben. Die Volksabstimmungen, herzerquickend, wie sie sind, werden vielleicht unterbrochen werden müssen. Vielleicht wird es opportun sein, die Kläglichkeit der finanziellen und wirtschaftlichen Vorschläge der commission des réparations auswirken zu lassen und den Franzosen keinen Vorwand zu geben, ein Renovierungswerk abzubrechen, das sie zu einem halbwegs befriedigenden Resultat garnicht führen können. Noch stehen Tschechen, Südslawen, Italiener mobilisiert an den Grenzen. Noch haben sich die Verdauungsstörungen nicht ganz gezeigt, die durch das Verschlucken der Slowakei, durch den Gegensatz von Kroaten, Slovenen zu Serben, durch das Auffressen von Südtirol entstehen müssen. Die Anschlußbewegung darf nicht zur Anschlußfalle werden. Die Volksabstimmungen, so wohl sie allen Deutschen tun, können, wenn es sein muß, getrost aufgeschoben werden. Die Geschichte wird dennoch ihren Weg gehen. Das haben wir, denke ich, seit 1914 gelernt.

STEFAN GROSSMANN

WALTHER RATHENAU

Nun ist er Exzellenz.

Er war bisher nicht wenig: Präsident der A. E. G., Aufsichtsrat unzähliger Gesellschaften, Mitglied und Zentrum der Sozialisierungskommission, der gelesenste sozialpsychologische Schriftsteller der letzten Jahre, Freund Gerhart Hauptmanns, Hermann Stehrs, Schloßherr auf Freienwalde, der entzückenden Residenz der Königin Luise, Freund und Förderer vieler Künstler, vor allem ein Arbeiter im (Stadt)-Garten des Herrn. Um das alles zu sein und auch gesellschaftlich zu gelten, mußte Rathenau ungeheuer fleißig sein. Er mußte Geselligkeit und Einsamkeit genau dosieren, er durfte nicht Neigungen leben, die seine Tagesordnung zerrissen. Junggeselle, der er ist, hat er in seinem persönlichen Leben — ich will nicht sagen: immer, denn das wäre zu traurig — aber soweit es Fremde beobachten können, Planwirtschaft betrieben. Der Tag mußte exakt eingeteilt sein. Um diese Stunde Sitzung, um diese Stunde Empfänge, um diese Stunde Betriebsbesichtigung, um so viel Uhr

Kommissionsberatung, pünktliches Frühstück, pünktliche Muse, pünktliche Hauptmahlzeit, rationierte Geselligkeit, ja, man möchte bei einem so fruchtbaren Autor annehmen: Pünktliche Inspiration. Immerhin ist anzunehmen, daß der ausgefüllte Tag Rathenaus eine Luftlücke enthielt, ein Ventil für das Unvorgesehene, ein bißchen Spiel in diesem rationalisierten Dasein. In all dem geräuschvollen Leben schien mir Rathenau stets den Eindruck eines ganz einsamen Menschen zu machen, der, wenn er aus den Arbeits- und Geschäftsbezirken sich zurückzieht, in einer ziemlich kühlen, sturmlosen, manchmal ein wenig unheimlichen Isolierungs-Zone zurückbleibt. Es gibt wenige Menschen in Berlin, die von der Legende und von Klatsch so verschont geblieben sind wie Rathenau. Keine amoureuse Affaire, die öffentlich geworden wäre, geschweige denn eine Tollheit, über welche die Stadt mißbilligend — billigend den Kopf geschüttelt hätte. Immer rationalisierte Wirtschaft, immer geordnetes, planvolles Leben.

Kann mir denken, daß Rathenau lächeln wird, wenn er dies liest. Denn wenn überall Planwirtschaft denkbar ist, auf dem Gebiet der Seele herrscht freies Spiel der Kräfte. Hier versagt, glücklicherweise, die Organisation, in der lebendigen Seele wird immer Unerwartetes und Unberechenbares produziert. Niemand weiß darüber besser Bescheid als Rathenau, der Künstlerseelen benachbart ist. Niemand ist, mitten in der tadellos funktionierenden Zentrale des elektrischen Industrialismus überzeugter gewesen, daß der Betrieb, die Organisation, die Großstadtfassade der Seele bitteren Schaden zufügt als er. Keiner hat mit stärkeren Argumenten der „Mechanisierung" des Lebens entgegenzuwirken gesucht. In der unvergeßlichen Totenrede, die er seinem Vater gehalten hat, rühmt er als erste und stärkste Tugend des Verstorbenen: „Er hatte die Kraft, nur das Einfache zu begreifen . . . Welche Frage an ihn herantrat, er faßte sie nicht leicht, er wälzte sie mit sich, er trug sie auf sein Lager, er lebte und kämpfte mit ihr, und langsam wich das Verworrene, das Vielfältige, und Vielspältige, und es trat hervor die Einfachheit, die nicht in den Dingen lag, sondern in dem reinen Geist, der sie betrachtete, und dann stand die Lösung da, unerwartet, wie von der Natur geboren, wie von einem Gott gesprochen, selbstverständlich und doch vorher nicht gefunden. Denn alles Echte ist einfach und kindlichem Geist erschlossen." Diese Rede, die Rathenau am Tage der Beisetzung des Vaters gehalten hat, steht nicht zufällig als erste Arbeit in der fünfbändigen Ausgabe seiner Schriften. Es ist die stärkste und reinste Gedankendichtung, die seinem Herzen entsprossen ist. Daß er diese inhaltlich rein gegliederte, ästhetisch

vorbildhafte Rede am Grabe seines Vaters halten konnte, zeigt Rathenau als den Meister der Form, der er ist, als den Herrn der Rede, über die er wie selten Einer gebietet, vielleicht auch als den Wort-Freudigen, der in keiner Stunde des Lebens vom Schweigen überwältigt wird. Ich glaube, Walther Rathenau wird, wenn sich ihm am Tage der Erlösung die Himmelstore weit öffnen, im göttlichen Licht eine Begrüßungsrede von überirdischer Bedeutung an den Ewigen halten, und er wird, da er dann über alle Eitelkeiten des Lebens hinaus sein wird, nicht einmal bedauern, daß er sie nicht mehr in den Schlußband seiner gesammelten Werke stellen kann.

Walther ist seines Vaters Emil Rathenau Sohn. Gewiß, er wurde schon in ein gutes Haus geboren. Er war der Erbe seines Vaters, des Begründers der A. E. G. Wenn es je Ansätze zu einer wahrhaft verantwortlichen Industriearistokratie gegeben, so liegen sie hier vor. Rathenau wurde wahrhaftig besser für sein Amt erzogen und vorbereitet als es je mit prinzlichen Prätendanten geschah. Seine Erziehung zum Techniker scheint planvoll: planvoll, daß er in verschiedenen Werken des In- und Auslandes in immer selbständigeren Wirkungskreis arbeitet; planvoll seine Erziehung zur wirtschaftlichen Internationalität, während der Vater doch noch an die nationale Wirtschaft gebunden schien. Diese weitsichtige Erziehung gab ihm von Anfang das große Format. Ein gewisses Grandseigneurtum des Kapitalismus, das jedoch nie protzig wurde. Er ist ein deutscher Industriekapitän geworden, d. h. ein gelehrter Schöpfer. Ein klein wenig Dozententum ist er nie losgeworden. Ja, der nicht beirrbare Dozententon ist mit den Jahren in ihm immer ausgebildeter geworden. Ein junger Freund, der sein Vertrauen genießt, rühmte mir einmal ganz beglückt, wieviel man im Gespräch von ihm habe, Anregungen, Ratschläge, Beobachtungen. „Wenn er so die rechte Hand auf meine linke Schulter legt" — Rathenau ist von hohem Wuchs und legt gern kleineren Leuten die Hand auf die Schulter — „dann wird meine Schulter eher müde als mein Kopf."

Die Gabe, das Verwickelte einfach zu sehen, hat er von seinem Vater geerbt. Sein Auge sieht Zukunft.

Er hat den Krieg vorausgesehen, als die meisten Deutschen noch blind waren. Er hat 1912 in einem Aufsatz, der unvergessen bleibt, das friedengarantierende Rüstungsübereinkommen mit England verlangt. Vergeblich. Er hat im selben Jahr, 1912, die Erstarrung Preußens und die furchtbaren Folgen seiner Vorherrschaft mit profetischen Worten geschildert: „Nicht von der Arbeiterschaft drohen uns Gefahren, denn dem heutigen Sozialismus fehlt die Kraft positiver Ideen. Zwei andere

Angriffskräfte werden die preußische Staatsauffassung erschüttern: Mangel an führenden Geistern und ungleiche Verteilung der Lasten: beide entspringen auch dem einstmals so bewährten Aristokratismus der Verwaltung. Die Zeitlaufe ähneln in seltsamer Weise der Epoche Friedrich Wilhelm II. Möge es diesmal keiner schweren Erschütterung bedürfen, um das innere Gleichgewicht herbeizuführen."

1913 warnte er wieder: „Das deutsche Volk ist so ausschließlich mit seiner Wirtschaft beschäftigt, daß es nicht daran denkt, sich mit seiner politischen Zukunft zu befassen!"

Und noch deutlicher wurde er in dem Aufsatz: Eumenidenopfer. Klipp und klar schrieb Rathenau 1913 in der Wiener „Neuen Freien Presse": Wird die Verlängerung der Dienstzeit in Frankreich Gesetz, so ist der Krieg besiegelt und zwar als ein Werkzeug Englands, das ihn nicht heute und nicht morgen sondern zu dem Zeitpunkt entfesselt, der ihm gefällt. Die doppelte Spannung, die gefährlicher als ausgesprochen, zwischen England und uns ausgesprochener als gefährlich zwischen Frankreich und uns bestand, gewinnt jetzt ihre volle Explosionskraft, verschärft durch Rußlands Empfindlichkeit, das die Milliardensaat im Festungsgürtel längs seiner Grenzen aufschießen sieht. Durch jenes Eumenidenopfer, das uns verkündet wird, nach dem Gesetz hundertjähriger Wiederkehr, wird nicht ein Schicksal gewendet, sondern beschleunigt."

So klar wie Rathenau 1913 sah kein Deutscher das Kommende. Er war auch 1914 unbeirrt (und half, die Rohstoffwirtschaft zu organisieren). Von 1916 war er durch Ludendorff nicht mehr zu verwirren, nicht mehr einzuschüchtern. Der Beredte wurde schweigsam.

Er hat jetzt lange geschwankt, ehe er zugriff. Entschloß er sich zum Ja, dann weiß er Weg und Ziel.

JOHANN GEORG JACOBI

AN DIE DEUTSCHEN

Ein kluges Volk, bekannt mit allem Schönen,
Ließ, in Athen, den weisen Sokrates
Auf öffentlicher Bühne höhnen —
Doch nur von Aristophanes,
Dem Liebling scharzender Camönen;
Und als der weise Mann die Bühne selbst bestieg,
Da — neigte sich das Volk, und schwieg.

FRIEDRICH M. MINCK

LENIN ODER TROTZKI?

Der Verfasser, vor einigen Wochen aus Sowjetrußland zurückgekehrt, wo er in Freiheit und in der Zelle das russische Schicksal studieren konnte, ist als Verfasser eines guten Buches über das Rätesystem in Deutschland kein Unbekannter.

Es war an einem Abend im Butürka-Gefängnis der russischen Tscheka (Außerordentliche Kommission zum Kampfe gegen Konterrevolution). Von den Wänden schauten recht unkünstlerisch ausgeführte Porträts Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs sowie der Führer der russischen Revolution auf die durch Hunger und Entbehrungen aller Art gesundheitlich schwer mitgenommenen Insassen des sogenannten „Kommunistischen Korridor" hinab, die zusammengekommen waren, um einen Vortrag des mitinhaftierten russischen Kommunisten Larin zu hören. Wir saßen eng zusammengepfercht auf den als Schlafgelegenheit dienenden Holzgestellen unserer Kammer.

Larin, ein sympathischer Mensch, einer der wenigen ehrlichen Kommunisten, die ich in Rußland kennen gelernt habe, war, wie ich hörte, wegen Spekulation eingesperrt. Wer spekuliert in Rußland nicht! Wer nicht verhungern will, muß spekulieren, d. h. er muß mit den paar Habseligkeiten, die er zur Verfügung hat: mit Pelz, Leibwäsche, Stiefel und anderem auf den Bazar gehen, sie dort zu verkaufen versuchen und dann für den Erlös einige Lebensmittel erwerben. Wer bei solcher „Spekulation" ertappt wird oder wem sie sonst nachgewiesen wird, fällt in die Hände der Außerordentlichen. Meistens sind es die kleinen Verbrecher, die man faßt oder es sind solche Personen, deren man sich aus irgend welchen politischen Gründen entledigen will. Auch in Rußland ist es so, daß man im besten Fall immer nur diejenigen bekommt, die man kriegen will!

Larin sprach über die politische Lage, über die ungeheuren wirtschaftlichen Schwierigkeiten, über die Lage in Kronstadt und die Streitigkeiten zwischen Lenin und Trotzki. Er bedauerte die ernste politische Differenz zwischen den beiden bedeutendsten Führern der russischen Revolution, bedauerte, daß sich ihre Meinungsverschiedenheit in der Gewerkschaftsfrage zu einer solchen Schärfe entwickelt habe, und insbesondere, daß der Streit nicht nur in die russische, sondern auch in die internationale Öffentlichkeit gedrungen sei. Larin sprach leninistisch und daher sehr kritisch. Er konnte, da er schon in den Händen der Tscheka war und unserer Versammlung selbstverständlich Spitzel in ausreichender Menge beiwohnten, nicht ganz frei sprechen. Das Spitzelwesen ist eine

der traurigsten Erscheinungen der russischen Revolution. Einer meiner Leidensgefährten klassifizierte die Bevölkerung Rußlands nach zwei großen Gruppen: Gruppe 1 solche, die bespitzeln, provozieren, „tschekisten" und das Proletariat ausbeuten, Gruppe 2 solche, welche bespitzelt, provoziert, tschekistet und ausgebeutet werden. Gruppe 2 teilte mein Freund wieder in drei Abteilungen ein: a) solche, die gesessen haben, b) solche, die sitzen, c) solche, die sitzen werden. Es bedarf keiner Erwähnung, daß eine solche Klassifizierung, unter starkem subjektiven Einfluß ausgesprochen, kein absolut richtiges objektives Bild geben kann, denn es gibt ganz zweifellos auch Gruppen, allerdings kleine Gruppen, die nicht in den Rahmen solcher Klassifizierung hineinpassen, — im großen und ganzen aber charakterisiert diese Trotzki-Atmosphäre den Trotzki-Geist Sowjetrußlands richtig. Das muß ich, der ich selbst abwechselnd zu Gruppe 2c und 2b gehört habe, bestätigen. Das deckt sich auch vollständig mit dem, was Trotzki in seiner Streitschrift gegen Kautsky sagt: Solange die auf den tiefsten Antagonismen beruhende Klasseneinstellung der Gesellschaft besteht, bleiben die Repressalien das notwendige Mittel zur Unterwerfung des Willens der gegnerischen Seite.

Es ist, so nahe es manchem liegt, unzweckmäßig, diesen Geist des Terrors mit moralischer Entrüstung abzulehnen. Jeder, der so fanatisch ist, wie die Trotzki-Richtung, wird im Terror allein das Heil sehen und ihn anwenden, auch wenn er kein Anhänger Trotzkis ist. Viel zweckmäßiger ist es, die Wirkung des Terrors zu betrachten und dann zu beurteilen, wie weit man mit seiner Anwendung kommt. Zweifellos ist der Terror unter Umständen sehr nützlich, besonders dann, wenn er von qualifizierten Personen mit Genie und nicht mit Wahnsinn angewendet wird. Aber schon bei seiner Anwendung in unserem Strafgerichtsverfahren (Todesstrafe, Zuchthaus) sehen wir, daß Terror nicht die abschreckende Wirkung zeitigt, die er zeitigen sollte. Man kann mit Terror im besten Falle eine Verminderung des Nichtgewünschten erzielen, man kann vielleicht eine Richtung, eine Klasse unterdrücken, niemals aber eine individuelle Leistung erzwingen oder einen Willen ertöten. Wenn Trotzki sagt: Der Terror des Zarismus war gegen das Proletariat gerichtet. Unsere Außerordentlichen Kommissionen erschießen die Gutsherren, Kapitalisten, Generäle, die die kapitalistische Ordnung wiederherzustellen bestrebt sind, — so sollte Trotzki doch auch bedenken, daß trotz des zaristischen Terrors die sozialistische Revolution gesiegt hat und daß also bewiesen ist, daß der Terror kein sieggarantierendes Mittel ist. Ist er es aber nicht, so ist es sinnlos, daß die russischen Kommu-

nisten, die nach Trotzki's Ansicht die anerkannten Vertreter der Arbeiterklasse sind, den Terror derartig anwenden, daß er dem Proletariat die Möglichkeit eines wirtschaftlichen Aufbaues nimmt und sie infolgedessen in das unsägliche Elend hineinstößt.

Eine Ursache des Elends ist die — Organisation. Die Expropriation der Expropriateure bedingt nach Trotzki's Rezept durchgeführt: Bureaukratisierung, Schematisierung, Ertötung der Arbeitsfreudigkeit der Einzelperson und infolgedessen Minderung der Arbeits-Produktivität und Verfall. Ich sage damit nichts gegen die Idee der Expropriation an sich, aber eine Form der Expropriation, die die wirtschaftliche Lage des Proletariats nicht nur vorübergehend, sondern dauernd verschlechtert, ist ja für das Proletariat selbst sinnlos. Die Zustände in Sowjet-Rußland beweisen, daß eine Expropriation, die eine bureaukratisierte Organisation bedingt, ein unendlich schwerer wirtschaftlicher Fehler ist. Man organisiert. Man entwirft wundervolle Zeichnungen, sauber und farbenprächtig ausgeführt, auf denen die Organisation dargestellt ist. Dr. Alfons Goldschmidt hat in seinem interessanten und lesenswerten Buche über die Wirtschaftsorganisation Sowjetrußlands einige solcher Zeichnungen der Mitwelt zugänglich gemacht. Solche Organisationszeichnungen werden dem fleißigen Forscher bei den Besuchen der russischen Wirtschaftsbehörden in Massen vorgelegt. Auf mich haben sie nicht die von den Vorzeigern erhoffte Wirkung ausüben können, da ich schon vorher die Praxis der russischen Organisation zu gründlich kennen gelernt hatte. Auch ich bewundere den Fleiß der russischen Kommunisten, ihre ideale, hingebungsvolle Denkarbeit und ihren zum Teil sehr ernsten Willen — aber nicht ihre Organisation. Ich kann sie nicht bewundern, da sie nicht klappt und da es — ich muß es offen aussprechen — dem russischen Proletariat nie so schlecht ergangen ist, wie jetzt. Der Industriearbeiter hungert und der Bauer hat keine Industrieprodukte. So sieht es in Rußland tatsächlich aus und so muß es aussehen, da der Organisator Trotzki und seine Freunde ein verunglücktes Experiment gemacht haben. Sie expropriierten, indem sie nationalisierten, bureaukratisierten, zentralisierten, dann wieder etwas dezentralisierten und die landwirtschaftlichen Produkte zwangsmäßig erfassen wollten. Sie preßten die Bezüge der Einzelnen in Normen, ohne die individuellen Wünsche zu berücksichtigen. Ihre Organisation ertötete die Grundlagen der Schaffensfreudigkeit der Einzelperson. Der Kommunismus ist aber dann erst eine denkbare Lebensform, wenn er die Zusammenfassung des Schaffens aller zu einer lebensvollen Arbeitsgemeinschaft, wenn er die Harmonie der

Vielheit bedeutet. Allerdings ist er dann kein Trotzki-Kommunismus!

Man versuchte die Produkte durch Organisation zu erfassen. Der Versuch ist mißglückt. Die Arbeiterklasse wollte über den Produktionsprozeß verfügen. Stattdessen verfügten Diktatoren über den Produktionsprozeß **und** über die Arbeiterklasse! Man wollte eine Planwirtschaft durchführen, man kam aber nur zu einer bureaukratisierten Wirtschaft mit sinkender Produktion und unausführbaren Plänen, unausführbar deswegen, weil immer die Voraussetzungen fehlen.

Die Fachleute, die der Sowjetregierung zur Seite stehen oder die unter der Diktatur des Proletariats sich bemühen, sich redlich bemühen, diese Voraussetzungen zu schaffen, sind ihrer Zahl nach viel zu gering. Die Kontrolle der Partei behindert sie. Die „Außerordentliche" „überwacht" sie in einer nur zu oft die freie Bewegung der Fachleute „gänzlich stillegenden Weise." Man spricht von ihnen verächtlich als von den „Spez." Und dabei kann das russische Proletariat ebenso wenig, wie irgend ein anderes Proletariat ohne die freie Wirkungsmöglichkeit, ohne die persönlich interessierte Wirksamkeit der Spezialisten die Voraussetzungen für sein wirtschaftliches Wohlergehen schaffen. Das aber ist doch letzten Endes der Sinn einer proletarischen Revolution. Der russische Kommunist lebt der Revolution um der Revolution willen.

Die Autorität der Partei steht Trotzki an erster Stelle. Nach seinem Willen muß diese Autorität unwidersprochen und ihre Disziplin tadellos sein. Er verlangt Kadavergehorsam, und diesen nicht nur vom Klassengegner, dem Burjui, wie man in Rußland sagt, sondern auch vom nicht kommunistisch gesinnten Arbeiter und Bauern. Trotzki hält es für richtig, erforderlichenfalls den „zurückgebliebenen Teil der Arbeiterklasse" zu zwingen, sich nach der Spitze zu richten. Das gilt auch für die Gewerkschaften. Trotzki will alles ertrotzen, erzwingen. Trotzki will alles militarisieren und ins Maßlose uniformieren. Das ist sein Rezept.

Ihm gegenüber steht Lenin. Auch er ein echter Bolschewist, ein echter Marxist. Auch er ebenso schuldig wie Trotzki an der Vergangenheit, an dem Elend des russischen Proletariats. Das beweisen seine Taten und Reden aus früherer Zeit. Sogar im Dezember 1920 sagte er noch: Wir dürfen nicht auf Zwangsmaßnahmen verzichten, wir halten dir Diktatur des Proletariats (d. h. die Diktatur des Zentralkomites der russischen kommunistischen Partei und der Außerordentlichen über das Proletariat, vgl. Trotzki: Terrorismus und Kommunismus, Anti-Kautsky Seite 88) aufrecht. Die Diktatur des Proletariats schrickt nicht einmal

vor einer scharfen, entschlossenen, rücksichtslosen Auswirkung staatlichen Zwanges zurück."

Worin unterscheidet er sich nun von Trotzki? Weshalb ist er nicht nur die Hoffnung vieler Kommunisten, sondern auch vieler Parteiloser? Weshalb erfreut er sich so relativ großer Beliebtheit auch bei den sonst dem Kommunismus durchaus ablehnend gegenüberstehenden Bauern? Ist es das instinktive Erkennen, daß in Rußland eine starke Hand da sein muß, die regiert, daß Rußland einen Diktator braucht, aber einen Diktator, der zugleich auch ein Mensch ist? Ein Mensch, der aus seinen Fehlern lernt, der seine Fehler eingesteht, der um des Wohles des Proletariats willen lieber vom Dogma abweicht als daß er dem Proletariat weitere Entbehrungen zumutet.

Lenin ist ein ernster, denkender Mensch. Er erkennt, daß immer und immer wieder die wirtschaftlichen Aufgaben als die wichtigsten und grundlegendsten sind. „Je tiefschürfender die Umbildung ist, die wir vorzunehmen beabsichtigen, umsomehr muß man das Interesse und das Verständnis für sie wecken, immer neue und neue Millionen und Dutzende Millionen Menschen von ihrer Notwendigkeit überzeugen. Lenin tritt für restlose Heranziehung aller Gewerkschaftsmitglieder zur Neuorganisierung der Grundlagen der Wirtschaftspolitik Rußlands ein". Er erkennt, daß Rußland ein Land der kleinen Bauern und unter diesen Umständen der Übergang zum Kommunismus ungleich schwieriger als unter irgend welchen anderen Verhältnissen ist. Er tritt dem parteilosen Bauern verständnisvoll gegenüber, „weil er die Masse ist und weil das, was zu tun ist, nur dadurch geschehen kann, daß in dieser an sich aktiven, selbständigen Masse die Überzeugung verbreitet wird, daß die Bauernwirtschaft nicht mehr wie früher betrieben werden kann. Er spricht es offen aus, daß der Bauer kein Sozialist ist, und doch tritt er dafür ein, daß alle Parteimittel, Parteimöglichkeiten und Kräfte ausgenutzt werden, in erster Linie den parteilosen Bauern zu stützen. Die alten Mittel können nichts helfen, sagt er weiter, es genügt nicht, daß Dekrete zur Annahme gelangen, Behörden gegründet, Papiere in Umlauf gesetzt und Befehle in die Welt gesandt werden, sondern daß eine bessere Bestellung der Felder im Frühjahr, eine gewisse Besserung in der bäuerlichen Kleinwirtschaft, auch wenn sie noch so elementar sein sollte, erzielt werden. Jedenfalls muß das als Massenerscheinung erreicht werden. „Ohne einen solchen Sieg, ohne eine praktische Hebung der Masse der Kleinbauernwirtschaften gibt es für uns keine Rettung". „Ohne diese Basis sind kein wirtschaftlicher Aufbau, keine großen Pläne, ist nichts möglich."

Lenin sieht was ist. Er erkennt die Fehler. die auch er gemacht hat und die ihm niemand zum Vorwurf machen kann. denn der Versuch, eine große Idee, und sei es auch nicht die marxistische, erstmalig zu verwirklichen, ist immer eine gigantische Aufgabe. Als Verstandesmensch stellt er sich seinen eigenen früheren Maßnahmen gegenüber kritisch ein. Das erniedrigt ihn nicht sondern läßt sein geistiges Übergewicht dem Gewaltmenschen Trotzki gegenüber nur um so klarer hervortreten.

So kam Lenin zu seinen Vorschlägen, die dem bolschewistischen d. h. dem marxistischen Ideal absolut entgegengesetzt sind.

Die deutsche Industrie kann kein Interesse daran haben, Lenins Bestrebungen entgegenzuwirken, wenn er weiter die Richtung beibehälte, die er eingeschlagen hat. Für das deutsche Proletariat aber ist der Sieg der Lenin'schen Richtung in Rußland eine Frage von allerhöchster Bedeutung für seine eigensten Interessen. Gelingt es Lenin nicht, Sowjetrußland aus seinem Elend wieder herauszuführen, so liegt die Gefahr nahe, daß es einem chaotischen Zustand entgegengeht. In diesem Falle ist aber zugleich auch das Interesse Deutschlands überhaupt getroffen. Daß Deutschlands Anlehnung an ein Lenin'sches Rußland eher möglich ist, als wenn Rußland einer monarchistischen Reaktion oder völligen Zerfall seiner staatlichen Selbständigkeit entgegengeht, liegt auf der Hand. Die Hoffnung auf ein parlamentarisch-demokratisches Rußland halte ich bei der ganzen Psyche des russischen Volkes für unbegründet.

Die Einstellung zur Frage Lenin oder Trotzki kann also nicht zweifelhaft sein. Ist der Sieg Lenin's, die Niederringung des Trotzki'schen Terrorismus und Utopismus mit allen seinen verderblichen Auswirkungen für das bürgerliche Deutschland die einzige Garantie für die Innehaltung der getroffenen Vertragsabmachungen, so ist er für das gesamte deutsche Proletariat, gleichviel welcher Parteirichtung es gegenwärtig folgt, von besonderer Bedeutung. Die Wiederherstellung Sowjetrußlands ist aber nicht möglich, ohne unverzügliche Lieferung von landwirtschaftlichen Geräten, Maschinen, Transportmitteln, Chemikalien und ohne Gestellung deutscher Fachleute und qualifizierter Arbeiter. Wie aber kann ein deutscher Fachmann unter den heutigen Verhältnissen in Rußland arbeiten! Solange das Trotzki'sche System dort noch herrscht (und es herrscht trotz Lenins Erfolg bei den Sowjetwahlen), so lange kann man keinem deutschen Techniker, Wirtschaftler oder Arbeiter eine erfolgreiche Tätigkeit in Rußland versprechen.

EIN DEUTSCHER CASANOVA

Die Lebenserinnerungen Casanovas werden für absehbare Zeit die Menschen immer lebhafter bewegen, denn das, was sie darstellen, wird uns immer mehr fehlen: das sorglose, unmittelbare Dahinleben, das Aufgehen im Augenblick und damit auch Ausschöpfen des Augenblicks. Es ist ja doch heute, als ob eine Arbeitsteilung in der Menschheit hinsichtlich des Lebens stattfinde: das unmittelbare Leben bleibt dem Proletariat aufbewahrt und die höheren Stände sind in steigendem Maße auf mittelbares, reflectiertes Leben gestellt. Es muß wohl eine geheime Absicht der obersten Leitung der Geschichte hier vorliegen, denn beide Kreise werden durch die Verteilung schwer geschädigt und können ihretwegen ihre Aufgabe in der Gesellschaft nicht so erfüllen, wie sie müßten. In einer solchen Zeit, wo die höheren Stände fast nicht mehr wissen, was Kindlichkeit, Augenblick und Unmittelbarkeit ist, muß der liebenswürdige Spitzbube Casanova notwendig als eine Art Erzieher wirken, indem er wenigstens ein geringes Gegengewicht gegen die Unnatur schafft, die sonst leicht in bloße Gemeinheit geraten würde, und in einer solchen Zeit muß denn auch ein Mann wieder zu Ehren kommen, der zwar mit geringerer Begabung aber mit gleichem Temperament gelebt und geschrieben hat: Johann Conrad Friederich mit seinem Buch „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten".

Das verschollene Buch wurde vom Verlag Georg Müller neu gedruckt; die beiden ersten Bände sind erschienen, die Hälfte des Werkes, und geben bereis ein volles Bild des ganzen. (Johann Conrad Friederich Der Glückssoldat oder Vierzig und noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Toten. München, Verlag von Georg Müller 1920.)

Wir leben in einer Zeit, in welcher die Geschichte vernehmlich geht. Auch Friederich lebte in einer solchen Zeit, er war sogar in gewissem Maße an den geschichtlichen Handlungen beteiligt. Solche Zeiten sind geneigt, das Menschliche über dem Geschichtlichen zu vergessen. Wenn man aber einen Querschnitt durch sie machen könnte, so würde einem zum Bewußtsein kommen, daß die geschichtliche Bewegung nur nach einer einzigen Richtung geht und daß die Menschen unbeirrt von ihr ihr menschliches Leben führen, indem sie die geschichtlichen Ereignisse nur als Stoff für ihr Leben benutzen. Es wird einem gehen, wie man ein großes geschichtliches Ruinenwerk betrachtet, in dessen Kammern und Sälen sich Menschen angesiedelt haben, die von der Geschichte, die hier vor sich ging, nichts ahnen. Daß Friederich mit seinen menschlichen kleinen Abenteuern gleichzeitig eine handelnde

Person großer geschichtlicher Ereignisse ist, das gibt seinen Erinnerungen für den nachdenklichen Beobachter noch einen besonderen Reiz.

Friederich wurde 1789 in Frankfurt am Main als Sohn eines angesehenen Bürgers geboren: er erlebte noch das alte reichsstädtische Wesen in bevorzugter Stellung seiner Eltern und zugleich wirkte die zeitgenössische große deutsche Dichtung auf ihn ein; zu Goethe hatte er durch die Mutter, welche dem elterlichen Hause befreundet war eine unmittelbare Beziehung. Dem Zug des damaligen Idealismus folgend, wollte er zur Bühne gehen, indessen die Eltern ihn für den Kaufmannsstand bestimmt hatten; ein Ausgleich der auseinandergehenden Wünsche wurde gefunden, indem man ihn Kriegsdienste nehmen ließ und zwar französische.

Als französischer Offizier hat Friederich den Krieg in Süditalien und Spanien mitgemacht, spielte dann in Neapel eine Rolle am Hofe Murats, kehrte nach Napoleons Sturz nach Frankreich zurück, trat in preußische Dienste, die er jedoch nach vier Jahren wieder verließ und lebte von 1820 bis 1858 als Journalist und Schriftsteller in Frankfurt, Mainz, Köln, Mannheim, Stuttgart, Paris und Le Havre.

Königreiche wurden während Friederichs Leben gestürzt, begründet, wieder gestürzt; die tiefsten Veränderungen der gesellschaftlichen Verfassung gingen vor sich, Gesellschaftsklassen verschwanden und bildeten sich; alle Werte der Menschen wurden umgekehrt, und selbst das Heiligste blieb vor grundlegenden Veränderungen nicht bewahrt; der Glückssoldat lebte rüstig und unbekümmert sein Leben: ein Krieg hatte für ihn die Bedeutung, daß er eine alte Liebschaft abdankte oder eine neue anbahnte, und der Umsturz der Gesellschaftsklassen veränderte das Bild seiner Kameraden und Vorgesetzten. Vielleicht findet man, daß Friederich nichts ist als irgend ein Kräutchen oder auch Unkräutchen, das an einem verfallenden alten Gemäuer wuchert: man hat damit wohl recht; aber es geschieht doch nicht selten, daß ein solches Grün, das an sich gleichgültig ist, einen tiefen Eindruck auf uns macht, weil es in Zerfall und Zerstörung unbekümmert bleibt — und spätere Zeiten sehen ihn dann mit demselben Erstaunen an, wie wir Friederich betrachten.

In Zeiten, wo die Schritte der Geschichte so schwer dröhnen wie heute, erscheint uns alles Geschichte: Erzählungen, wie die Friederichs zeigen uns anschaulich, daß die Geschichte immer zugleich auch Stoff für das Leben der Kleinen ist. Gewiß haben beide Auffassungen recht;

und wer es versteht, sie in seiner Brust zu vereinigen, der umfaßt die größte Spannung, welche Menschen möglich ist.

Welcher Art ist die Spannung? Eines der wunderbarsten Worte im neuen Testament war mir immer der Satz von Gott, der seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte. Wir sind heute leicht geneigt, die Religion durch die Brille einer etwas säuerlichen Moral zu betrachten, vor welcher so ein leichtsinniger Friederich wenig Gnade finden würde. Wir haben nicht die Spannung der wahren Religion; Gott ist freilich auch der Gott der Heerscharen, und Christus hat auch die Wechsler aus dem Tempel getrieben, die doch schließlich nichts taten, als ihre bürgerlichen Geschäfte zu betreiben. Könnten wir diesen Gott mit dem anderen vereinigen, der seine Sonne scheinen läßt, so hätten wir die Spannung, so hätten wir die Möglichkeit zu einer echten Religion, die uns in den heutigen Kämpfen, recht gut tun würde. Nur ein kleiner Kunstgriff des Denkens wäre nötig: wir müßten an den Gott, der seine Sonne scheinen läßt, denken bei den andern und an den Gott, der die Wechsler verjagt, bei uns selber.

Friederich ist ein Schürzenjäger, man kann ihn auch einen professionellen Verführer nennen. Vielleicht dürfen wir es nicht allzu schwer nehmen, das er als Deutscher französische Dienste nahm. Damals dachte man noch anders über das Nationale; immerhin, eine Empfehlung ist es nicht gerade für ihn. Einmal, ein einzigesmal kommt es vor, daß er sich Gedanken macht, er müsse in seinem Beruf gründlicher studieren; das ist in Toulon, wo er die Spuren Napoleons verfolgt. Gewöhnlich ergibt er sich offenbar ohne jede Gewissensbisse dem geschäftigen Nichtstun des durchschnittlichen Soldaten trotz einer vorhandenen höheren Begabung. Man kann ihn gewiß aber nicht als eine sittlich wertvolle Person hinstellen. Aber in den unzähligen, oft recht verwickelten und schwierigen Lagen zeigt er sich nicht ein einzigesmal gemein; und das will viel heißen.

Goethe macht einmal eine reizende Bemerkung über den Gil Blas, durch welche er die unverwüstliche Wirkung des Romans erklärt; Sie lautet etwa so, daß Gil Blas gerade so weit Spitzbube ist, daß es einem noch angenehm ist. Casanova steht auf einer höheren Stufe wie Gil Blas, Friederich auf einer noch höheren wie Casanova. aber die drei Männer sind von derselben Rasse.

Sehr merkwürdig ist, daß die drei Männer verschiedenen Nationen angehören; Gil Blas ist zwar erdichtet, aber er ist ganz Franzose, der andere ist ein Italiener und der Dritte ein Deutscher. Die großen

Urbilder der Menschheit sind übernational, das Gil Blas—Casanova—Friederich—Urbild gehört zu ihnen. Das ist sehr merkwürdig!

Gibt es nicht eine Art Erklärung dafür? Der Herausgeber des Friederich erklärt die Denkwürdigkeiten für „Wahrheit und Dichtung", sie wirken auch so. Auch Casanova hat Wahrheit und Dichtung geschrieben: das soll nicht als Vorwurf gesagt sein; ganz natürlich muß der Selbsterzähler, besonders wenn er Lagen beschreibt, wie die Beiden, auf ein dichterisches Gestalten kommen, aus Eitelkeit, wenn wir puritanisch sein wollen; richtiger vielleicht aus einem tiefverborgenen Schönheitssinn. Denn sollte man sich nicht denken können, daß das Urbild irgendwie als eine Schauung in der Menschheit lebt, das sie sehnsuchtsvoll an ihm bildet als an dem Urbild der Unschuld und Heiterkeit des unbekümmerten jugendlich-sinnlichen Lebens, das ja in der Wirklichkeit nie möglich ist, weil jedes Glück, das nicht bloß rein innerlich ist irgend ein Leid einer anderen Seele erzeugen muß. Friederich und Casanova haben ihr Leben genau so gedichtet, wie Lesage das Leben des Gil Blas gedichtet hat, und ihr letzter Grund war derselbe, den Lesage hatte: der Menschheit ein Traumbild als erfüllt hinzustellen.

Gottfried Keller hat einmal die Odyssee sehr schön gedeutet als die Dichtung des sehnsüchtigen Traums des in der Fremden Irrenden; er wird die Deutung selbst erlebt haben. Der erfüllte Traum eines jeden Mannes wohl in jüngeren Jahren ist das Leben des Gil Blas oder Casanova, und diesem Umstande verdanken die Bücher ihren hauptsächlichsten Reiz. Wer hat es nicht empfunden bei Casanova, wie widerwärtig am Ende der Alternde wirkt? Hier hat sich der Dichter zu sehr an die Wirklichkeit gehalten. Er ist wahr geblieben: was kann aus einem Schürzenjäger anderes werden, als ein Verspotteter und unglücklicher Greis? Aber wir wollen nicht Wirklichkeit, wenn wir uns durch anmutige Erzählungen in einen Halbschlummer wiegen lassen, wir wollen unser Traumland: Casanova hätte jung sterben müssen.

Die beiden erschienenen Bände von Friederich brechen ab, wie er mitten in seinem bunten Leben ist: der Leser zittert, daß ihn die Schlußbände nicht in das verdrießliche Alter führen werden.

(Schluß)

XI.

Fairfax, innerhalb nächster zwölf Stunden, in denen noch niemand den Verfall ahnte, verkaufte die überall gekauften Markmilliarden und Werte mit einem Vorteil von dreizehn Punkten und stellte trotz der auf ihn niedergesausten moralischen Schlappe einen Baargewinn von einigen Milliarden aus der Sache Reitzenstein für sich fest, so daß sie schließlich nicht umsonst gewesen war. Nach dieser Frist aber fiel jähe Stille auf die Fairfax, und sie blieben achtundvierzig Stunden in Berlin in Eis isoliert. Nur noch von des Fürsten Verschwinden hörten sie, und daß der Reichskanzler bei Anhören des neuen Tatbestands hell aufgeschluchzt und in Erschütterung gewankt, schließlich aber Bodo mit Trost und Lob zugestimmt und in Erholungsurlaub entlassen habe.

Am dritten Tag jedoch brach in Berlin aus heiterem Himmel ein kommunistischer Putsch los, der alles andere Interesse schnell begrub und jeden nur an seine persönliche Sicherheit denken ließ. Insbesondere war das Regierungsviertel, in dem Fairfax Hotel lag, bedroht; er saß mit Daisy plötzlich hinter herabgelassenen Fensterläden gefangen, und sie konnten das einzige europäische Phänomen, das sie noch nicht gesehen hatten, aus nächster Nähe betrachten.

Fairfax, der, als Maschinengewehrkugeln an das Holz prasselten, bedenklich wurde, richtete sich an Daisys Haltung auf, die seit des Fürsten Verschwinden strahlenden Blick und irgend ein Persönliches hatte und wagte, gierig durch Rouleauxritzen auf die Straße zu spähen. Allmählich packte ihn unten das Feuergefecht so, daß er sich selbst vergaß und kaltblütig Kampfmethoden der beiden feindlichen Parteien verglich.

Er tadelte die Kommunisten, die sich äußerlich auch im Kampf von keinem Spießbürger unterschieden. Wie sollten sie, im schlichten Arbeitsrock, den im Kugelregen so nötigen heroischen Nimbus von Mann zu Mann verbreiten? Diese nach außen zur Schau getragene Bedürfnislosigkeit sei nicht nur den Erfolg gefährdend, sondern abstoßend. Hier, wie überall brauche natürlich gerade der kommunistische Soldat eine die kriegerische Phantasie beflügelnde Ausstattung nebst Ehrenzeichen, und hätte er, Fairfax, mit dieser Branche zu tun, würde ihn kein gegenteiliger politischer Standpunkt abhalten, den maßgebenden Stellen für eine solche, sachgemäßes

Offert zu machen. Abgesehen davon, daß auch die proletarischen Waffen minderwertig schienen, da es auf gegnerischer Seite nach stundenlangem Geknall noch keinen Toten gab. Ware wahrscheinlich der Bethlehem Steel works, die schon vor dem Krieg mit Deutschland gearbeitet hatten.

Daisy, vorgebeugt den Ereignissen folgend, warf ihm einen kalten Blick zu, den er an ihr noch nicht kannte, und der ihn bewog, weitere Anmerkungen zu den Ereignissen für sich zu behalten.

Als aber allmählich Bleiben an der den Angriffen am meisten ausgesetzten Lindenfront nicht länger tunlich schien, Krach, Panik und Explosionen aus der Hotelhalle bis in die Stockwerke dröhnte, hielt es Fairfax geraten, den von dem an allen Gliedern schlotternden Hoteldirektor über die Dächer der Nachbarhäuser angewiesenen Rückzug mit anzutreten, der kopflos mit den Gästen, dem gesamten Personal und fast von Sinnen ausgeführt, im Keller eines Ministeriums mündete. Hier stellte Fairfax erschüttert, daß Daisy sich nicht mehr bei ihm befand, fest.

Obwohl durch preußischer Reichswehr Heldenmut der Putsch am anderen Morgen erstickt war, blieb Daisy verschwunden, und Fairfax in Zerschmetterung wurde nur durch Alices maßlose Zärtlichkeit und Sicherheit aufrechterhalten, das Kind werde bald wieder zum Vorschein kommen. Dafür sprach auch der Umstand, daß trotz erdenklicher Nachforschungen nicht das geringste Zeichen an den Tag kam, es sei an Daisy ein Verbrechen oder eine Bluttat verübt. Nur das stellte sich heraus, es war außer ihr der Haupträdelsführer und Veranlasser des Aufstands, Agent der Sowjetregierung, ein gewisser Turtelbaum oder Tirtoieff, wie in einen Abgrund verschwunden.

Nach bangem Harren, währenddessen Fairfax, im tiefsten über die problematischen deutschen Eigenschaften enttäuscht, durch Plexin wieder Anschluß an das eindeutige Frankreich genommen und der französischen Regierung Entschluß, Deutschland gegenüber jetzt strikt als unerbittlicher Gerichtsvollzieher aufzutreten, gebilligt hatte, erhielt er in der Stunde, da er mit Alice von Berlin über Paris nach Amerika aufbrach, diese Ansichtskarte Daisys aus Moskau, die wer weiß wie, zu ihm gelangt war:

„Väterchen: nach martervoller Langeweile, die nur Du manchmal gütig unterbrachst, hat mich Iwan Turtelbaum, in der Geschichte Tirtoieff genannt, der erste Held, den ich sah, mit

stürmender Hand im Hotel Bristol genommen und in ein Dasein schwärmender Bewegung und himmlischer Möglichkeiten hierher gerettet, wo ich begeistert und von den Maßgebenden herzlich empfangen bin. Selbst selig und von allem beglückt. was ich hier sich vollenden hoffe, rufe ich aus tiefstem Wissen um Eure ausgepumpten Kulturen Dir zu: Vive la barbarie. mein guter alter Jimmy! Daisy."

Mitunterschrieben aber hatten außer Tirtoieff — Tschitscherin Lunatscharski, Gorki und schließlich Lenin selbst.

Während aber Alice schrie: „Ich habe Dir immer gesagt, das Mädchen hat keine Manieren und Erziehung, sonst triebe es sich nicht mit solchen Banditen herum", sah Fairfax aus flüchtiger Lähmung erwacht, in dem Umstand, daß Lunatscharski und Tschitscherin, die Offiziellen, vor allem aber, daß Lenin selbst seinen Namen hingesetzt hatte, dessen bedeutungsvollen Wink an ihn!

Und indem er titanisch sich über Welt und Geschehenes reckte, glomm hoch in ihm der erste Funke für einen anderen Plan, vor dessen grausiger Gewalt er selbst erschrak.

JOACHIM RINGELNATZ

FLIE UND ELE

Fliegend entfernten sich die Fliegen.
Doch ließen sie auf Ei und Kaviar
Zwei, drei, vier Fliegenexkremente liegen.
Die aß der Mensch und ward es nicht gewahr.
Ein Elefant bemerkte diesen Fall
Und rollte einen schweren, goldnen Ball
Nicht ohne leises Lächeln durch den Stall.

AUS DEM TAGEBUCH

RABINDRANATH TAGORE — FEIER IN BERLIN

Brief eines Berliner Mädchens:

„Ich kenne kein Buch von Rabindranath Tagore, aber ich habe es immerhin gelernt, seinen Namen richtig auszusprechen. Natürlich nahm ich an der Feier in der Universität zu seinen Ehren teil. Ich stand mit ein paar tausend Anderen, die den indischen Dichter genau so gut kannten wie ich, vor dem Portal der Universität. Es war sehr heiß, das Gedränge außerordentlich, aber was tut eine junge Berliner Dame nicht für einen Dichter, von dem alle Zeitungen voll sind? Das Warten, eng aneinander gepreßt, dauerte bloß eineinhalb Stunden. Neben mir stand ein sehr netter, großer Kerl, der einen ganz angenehmen Geruch hatte. Endlich wurde das Portal geöffnet. Unbeschreibliches Gedränge. Meine Cousine wurde ohnmächtig, die Freundin meiner Cousine lachte, sodaß man es durch zwanzig Reihen hörte, meine Bürokollegin verlor das blaue Seidenband ihres Hemdes über der rechten Schulter. Aber wir drangen in den Saal, unsere Sommerkleider müssen neu geplättet werden, einige schwächliche Herren waren dem Weinen nahe. Mein großer Kavalier hatte mich mit eisernem Arm festgehalten. Auf der Treppe hörte ich hinter mir Hilferufe, aber wir hatten keine Zeit, uns umzuwenden. Leider war der Saal schon besetzt, als wir oben anlangten. Aber ich hatte einen Platz nahe an der Tür auf dem Korridor erobert. Wenn ich mich auf die Schultern des Großen, rechts, und auf einen anderen Herrn, links, stützte und mich in die Höhe schwang, konnte ich vorne einen grauen Herrn mit großer Brille sehen, der eine Rede halten wollte. Aber das war nicht Tagore, er sah nicht genug indisch aus und so rief man ihm zu: „Halt die Klappe!" Plötzlich gab es einen Massenruck und Massenschrei: Die Versammlung drehte sich um. Der Rektor von Harnack — das war der Bebrillte — hatte die Schutzpolizei holen lassen! Die ersten Grünen tauchten auf. Meine Cousine schrie: „Wird geschossen?" Aber das war dumm und ängstlich und alle lachten. Plötzlich gewahrten wir einen Mann, der von der Schutzpolizei eskordiert wurde. Wir dachten: Ist es ein Verhafteter? Aber es war Rabindranath Tagore, dem ein feierlicher deutscher Empfang bereitet werden sollte. Wir waren empört, daß der indische Dichter von Polizisten begleitet wurde. Dabei konnte er nicht einmal die Ansichtskarten unterschreiben, die wir ihm entgegenstreckten. Es war taktlos, den Träger des Nobelpreises von ignobeln Schutzleuten hereintragen zu lassen und so pfiffen wir aus Leibeskräften. Die Anderen waren darüber wütend. Es war schöner als bei einer Première. Aber die Grünen — war ein Leutnant an der Spitze? — drangen siegreich vor: Rabindranath Tagore konnte aufs Podium gehoben und geschoben werden. Er soll auch geredet haben. Aber englisch, das verstanden wir alle nicht. War wahrscheinlich, nach dem monotonen Tonfall zu schließen, auch etwas fade. Das fanden die Anderen auch. Wir ließen den hinter uns Drängenden unsere Plätze, es gab ein

Geschiebe und Gewoge, und niemand hörte auf die gar nicht laute Stimme des ollen Indiers. Aber im Ganzen war es doch ein ulkiger Abend und ich möchte, wenn es irgend geht, nächste Woche unbedingt auch nach Darmstadt kommen, um den Rummel dort mitzumachen — in der Schule der Weisheit."

EIN K. K. DIPLOMAT

Als Professor Ludo Hartmann (unnötigerweise) sein Amt niederlegte, blieb es monatelang unbesetzt. Unter allen Leuten, die nach dem österreichischen Gesandtenposten äugten, war der Legationsrat Post am geschäftigsten. Er ist zwar kein Meister der Schrift und auch keiner des Wortes, aber er gehört zu den alten k. k. Diplomaten glattester Fasson und kann sich je nach Bedarf schwarzgelb, schwarzrotgold oder rötlich färben. Herr Post hat wiederholt und in sehr deutlicher Form seine antirepublikanische, habsburgfreundliche, anschlußgegnerische Gesinnung geäußert. Aber als Hartmann ging, hat er an verschiedenen Stellen sich als Anschlußfreund ausgegeben und, seit Karls Hoffnungen auf den Einzug in die Wiener Hofburg geschwunden sind, ist Herr Post auch nicht mehr kaisertreu. Immerhin war es gefährlich, den glatten Herrn, dem die Politik der Zweideutigkeiten zur zweiten Natur geworden ist, die Führung der Geschäfte so lange zu überlassen. Dr. Riedl, der neue Gesandte, schien sich von Wien sehr schwer zu trennen und er hat, da er in handelspolitischen Problemen Österreichs autoritär ist, auch nach seiner Ernennung seinen Wirkungskreis in Wien nicht ganz aufgegeben. Solche Spaltung, wenn sie andauerte, würde dem Ansehen des österreichischen Staates und des Gesandten schaden, sie würde dem Stellvertreter des Gesandten, eben jenem Herrn Post, außerordentlich viel Machtmöglichkeiten einräumen und ein in vielen Zimmern des Ballplatzes und der Wilhelmstraße, vielleicht sogar bei Herrn Dr. Stockhammer, beliebter Beamter wüßte mit dieser Doppelrolle des Gesandten geschickt zu spielen und zu spinnen.

Da hat nun, knapp ehe Dr. Riedl nach Berlin kam, Herr Dr. Post die Freundlichkeit gehabt, sich unmöglich zu machen. Er hat ein Gespräch mit dem Reichskanzler Dr. Wirth veröffentlichen lassen, eine Unterhaltung, in der er dem Reichskanzler nahegelegt hat, gegen die Volksabstimmungen in Österreich aufzutreten. Herr Dr. Wirth, der nicht wußte, daß er in Post einen alten, habsburgisch gesinnten Anschlußfeind vor sich hatte, bekannte sich, wie es sich von selbst versteht, zum Anschlußgedanken und gab nur zu, wie es ihm nahegelegt wurde, daß man über den Termin der Volksabstimmung aus taktischen Gründen verschiedener Meinung sein könne. Das war das Gespräch eines Diplomaten mit einem Anderen. Selbstverstänliches Gebot solcher Unterhaltung: Schweigen. Herr Dr. Post aber ließ dafür sorgen, daß die Unterredung (natürlich in entstellter Form: „Der Reichskanzler schreibt einen Brief gegen die Volksabstimmung") in die Zeitungen komme. Also: Er provoziert (vertraulich) die Bedenken des Kanzlers und annonciert (öffentlich) die von ihm selbst hervorgerufene vertrauliche Antwort! Wenn das nicht schielendes Ränkespiel ältester Diplomatenschule ist, dann soll sich Herr Dr. Post das Schulgeld von den Jesuiten zurückgeben lassen.

Die Pfiffigkeit war tölpelhaft, wie es diese Politik der Schlauheiten immer ist, weil sie sich zu schnell offenbart. Sie war tölpelhaft, weil sie den neuen Gesandten Dr. Riedl zu schnellerem Antritt in Berlin nötigen wird und weil anzunehmen ist, daß ein gradliniger Politiker, wie es Dr. Riedl ist, sich hüten wird, mit einem soeben ertappten Hintertreppendiplomaten zu solidarisieren.

Gerade im rechten Augenblick war Herr Dr. Post so freundlich, sich zu er-

ledigen. Wenigstens für Berlin. Auf dem Ballplatz oder in Aranjuez, in Karls spanischer Residenz, wird man ihn dafür willkommen heißen.

WILHELM HEIRATET WIEDER

Ein Herr Franz Götke, Flensburg, Blödenstraße 3 nimmt aus dem Aufruf der katholischen Geistlichen die Juden betreffend (Tagebuch Nr. 20) Anlaß, einige Fragen, zu stellen, die nach eignem Dafürhalten zu beantworten mir von den Verfassern jenes Aufrufes freigestellt wurde. Herr F. G. frägt:

„Wissen Sie, daß es vor dem Kriege eine antisemitische Bewegung gab? — Antwort: Ich gehöre nicht zu denen, die alles Gute ab 1918 datieren. In Rumänien, Polen, Rußland und Wien hatte man schon vor Jahrzehnten erkannt, wie gefährlich die Juden diesen betreffenden Kulturvölkern seien.

„Kennen Sie den unheilvollen Einfluß der Juden während des Krieges?" Abgesehen von den vielen deutschnational-jüdischen Journalisten, welche auf Befehl Hetzartikel schrieben, kenne ich die größeren Juden Krupp, Stinnes, Thiessen etc. die, weil sie so gute Geschäfte machten, mit dem Krieg nicht aufhören wollten, und kenne den alten Juden Ludendorff, der erst dann erklärte, der Krieg müsse aufhören, als er ihn verloren hatte. Für welche patriotische Tat L. noch heute Achtung und Schutz der deutschen Judenschaft genießt.

„Wissen Sie, wer die geistigen Führer der jammervollen glorreichen Revolution waren?" Für das Jämmerliche dieser sogenannten Revolution sind zunächst die deutschen Monarchen, bekanntlich lauter Juden, verantwortlich, einerseits indem sie im Ausland blieben, andererseits sich dahin begaben. Ferner die jüdischen Matrosen von Kiel. Dann natürlich die Juden Noske, Ebert usw. Der christliche Streesemann hätte die Sache ganz anders angepackt.

„Wissen Sie, wer nach der Revolution an den leitenden Stellen saß?" Zunächst niemand, denn niemand wollte sich draufsetzen. Als das die zweite Parkettreihe merkte, rückte die vor und besetzte die erste Reihe. Also sitzen nunmehr in den leitenden Stellen die altbewährten jüdisch-preußischen Beamten der wilheminischen Zeit, zumal in der Wilhelmstraße, deren Amtsprache bekanntlich jüdeln ist. In Bayern heißen diese Saujuden — um mich landesüblich auszudrücken — Roth, Pöhner und Kahr.

„Kennen Sie den ganz ungeheuren Einfluß der Juden, auf geistig-kulturellen Gebieten?" — Schon wie Prof. Einstein ganz klein war, hab ich gesagt: der wird noch einmal der Verderb des deutschen Volkes auf kulturellem Gebiet, gegen den die Juden Herzog, Bloehm, Thoma, Sudermann etc. nichts sind.

„Wissen Sie etwa nicht, daß Jesu kein Rassenjude war?" — Auf Distanz sag ich Ihnen ins Ohr, daß der von Ihnen genannte Jesu ein urgermanischer Handlungsreisender aus Kötzschenbroda war, von den alten Hebräern aus Christenhaß gekreuzigt.

„Kennen Sie die wesentlichsten Endziele des Judentums, dem auserwählten Volk

Gottes?" — Diese jüdische Frechheit, sich für auserwählt zu halten, war mir schon bei dem Judenknecht Wilhelm II. zuwider, der immer von einem deutschen Gott sprach, der mit uns was besonderes vorhabe.

„Ist Anbetung des Schachergotts Jahweh, der so vorzügliche Geschäfte zu machen verstand, Religion?" — Ohne Einblick in die Geschäftsbücher des Jahweh zu haben bedaure ich, daß der christliche Jahweh keine so guten Geschäfte macht, wie die Christen gern hätten, daß er für sie mache, worum sie ihn Tag für Tag bitten.

„Ist Liebe zum deutschen Volke, der energische Kampf gegen seinen Untergang durch Rassenmischung in geistiger und materieller Hinsicht unchristlich?" — Gott bewahre! Aber dank der Resolution unserer national empfindenden mützentragenden Studenten, weder eine Farbige noch eine Jüdin zu heiraten, kann uns ja nichts mehr passieren. Zumal bei der lächerlich geringen Zahl jüdischer Prostituierter — was eine Gemeinheit der jüdischen Mädchen ist — sich auch keine sexuelle Gewöhnung an jüdische Bettgenossinnen ausbilden kann. Die furchtbare Strafe des Bierverschiesses, die jeden deutschen Jüngling trifft, der eine Jüdin heiratet, gibt uns die Garantie, daß es in Hinkunft keine Judenstämmlinge mehr geben wird, sondern nur reinrassige Germanen. Denn welcher deutsche Mann könnte, in Bierverschieß gesteckt, sein Leben noch ertragen?

Damit bin ich am Ende Ihrer Fragen, Herr F. Götke in Flensburg, das dänischer Raubgier entrissen zu haben wir uns schon um dessentwillen gratulieren müssen, weil Sie unserm Vaterlande dadurch erhalten blieben. Ihre Fragen haben die ungeheure Tiefe ihrer Probleme blitzartig aufgedeckt. Sie haben den deutschen Finger an die eiternde Wunde gelegt, — nehmen Sie ihn nicht weg! Bald kommt der Tag unserer definitiven Entjudung. Einmal wird uns die Entente ja doch in Ruhe lassen, und dann: wir sind unserer 60 Millionen und haben 100 000 Soldaten. Es gibt 600 000 Juden in Deutschland. Leicht nimmt es ein braver deutscher Mann mit drei Juden auf, denn die Bande ist feige. In einer halben Stunde Arbeit sind wir sie alle los. Wer dann am Kneipabend die meisten Trophäen — leicht erkennbar an gewissen fehlenden Sachen — beibringt, der wird Fuchsmajor.

P. S. Die Überschrift dieser Antwort wählte ich, damit diese von unsern Patrioten mit Neugierde bis zu Ende gelesen werde.

B.

PRINZ MAX DEMENTIERT SICH

Die Zeiten ändern sich. Und die Menschen auch.

Als Prinz Max von Baden am 1. Oktober 1918 zum Reichskanzler ernannt wurde, war er der Mann der neuen Richtung, war er aufrechter Demokrat.

Man erinnert sich vielleicht noch, was er selber sagte und was er von sich sagen ließ. Man erinnert sich vielleicht noch, wie seine freiheitliche Waschechtheit den Mehrheitsparteien, von Sozialisten, Demokraten und Zentrum, nachgeprüft wurde, als ein gewißer Privatbrief sie in Zweifel stellte. Es waren peinliche Ausschußsitzungen, der Prinz hatte sich seiner Haut zu wehren. Aber schließlich folgte die Ehrenerklärung. Dem Prinzen war es gottlob gelungen, seine Demokratie befriedigend nachzuweisen.

Die Zeiten ändern sich. Und die Menschen auch.

Herr Karl Friedrich Nowak gibt ein Buch über den Sturz der Mittelmächte heraus. Nahezu sämtlichen führenden Staatsmännern, erklärt das Vorwort, hat „der endgültige Text zur sachlichen und handschriftlichen Berichtigung vor der Übergabe an den Druck vorgelegen." Dem Prinzen Max, unglücklicherweise, offenbar erst nach vollendetem Druck! Denn die Stellen, die von ihm handeln

und die er korrektionsbedürftig fand, sind erst im fertigen Buch berichtigt.

Auf Seite 256 sind drei Sätze durch dicke blaue Stempellinien und ein einzelnes Wort mit ebenfalls blauem Bleistift sorgfältig unkenntlich gemacht, — genau wie es bei der älteren russischen Zensur üblich war.

Leider deckt weder Stempelfarbe noch Blaustift die Druckschrift genügend. Man kann auch jetzt noch die Sätze lesen, gegen die Kgl. Hoheit Einspruch erhoben. Sie lauten:

„Er war ein katholischer Fürst. Demokraten und Zentrumsleute konnten mit ihm zufrieden sein."

„Das Mehrheitsprogramm wurde das prinzipliche Programm."

Und das durchstrichene Wort heißt „den", — in dem Satze: „Schon als Michaelis kam, — — — — — — war Prinz Max für die Kanzlerschaft von den Freisinnigen vorgeschlagen worden."

Max wünscht heute also nur „von Freisinnigen" vorgeschlagen worden zu sein. Er wünscht heute nicht, daß das Mehrheitsprogramm sein Programm gewesen sei. Und er wünscht nicht, daß Demokraten und Zentrumsleute mit ihm zufrieden sein konnten.

Ja, ja, die Zeiten ändern sich. Und den Menschen steht mindestens Deckfarbe zur Verfügung. Wenngleich sie oft nicht genügend deckt! Lschw.

BÜCHER

Oskar A. H. Schmitz: Scheinwerfer über Europa. Georg Müller, München.

Bekanntlich kann man aus den Büchern der Reiseschriftsteller zweierlei konstatieren. Erstens: was der Verfasser aus dem Lande gemacht hat. Zweitens: was das Land aus dem Verfasser gemacht hat. Die Sache ist sehr einfach. Man lese daraufhin einmal ad 1) die verschiedenen Indien- und Japanbücher der Bonsels, Ewers, Hesse und Kellermann; ad 2) die Rußlandshymne Holitschers. Aus diesem Grunde beschäftige man sich auch mit dem Rußlandkapitel des Oskar A. H. Schmitz. Der war vor allem Bolschewismus, so 1914, dort, mit Literatur beschwert und einigen anderen Länderkenntnissen (Italien 1903, Skandinavien 1912, Südosteuropa so dazwischen), ein wenig professoral veranlagt. Es ist nicht uninteressant zu lesen, was er über Masaryk sagt und über die russische Seele, nachdem einige augenfällige Veränderungen bei beiden vorgegangen sind. Sein Auge war immer offen, empfänglich für die russische Ebene, die schwermütig-hellen Nächte des Nordens, die südländische Landschaft und italienische Weichheit. Seine Hand war immer bereit zu schreiben. Daher ist manches überflüßig, doziert, lehrhaft, unwesentlich. Der Versuch, tiefer unter die Oberfläche zu kommen, wird stets gemacht, aber die Netzhaut ist nicht so sehr der Brechungen fähig, wie sie es sein müßte, um dem Wesen näher zu kommen. Der Scheinwerfer hat nicht das Quecksilberlicht der Kinoaufnahmen. Es ist alles noch unter der Petroleumlampe geschrieben. Gemütvoll, Temperiert. (Holitscher ist in der bolschewistischen Atmosphäre seines scharfen Gesichts verlustig gegangen.) Das Kapitel aus dem Krieg ist vollständig überflüßig. B.

Das Geschenk der schönen Erde. Idyllen von Heinrich Eduard Jacob. München Rolandverlag. So ganz haßt dieser Dichter die Menschen, daß er nur eine Erde ohne Menschen will. Erstickt vom Gestank der Zeit, wirft er sein Herz an die Dinge, ruft die Dinge an, wühlt sich ins Mark aller Dinge vor, füllt sich mit ihrem Blut, verwandelt sich in sie, wird sie selbst, spricht mit ihren geheimen Zungen. Wo ist die behagliche Naturfreundschaft Ludwig Richter? Wo die Idyllik Geßners, dem sonnigansteigendes Gras und gerundete Linie der Bäume nur Rahmen waren um den klein empfindsamen Menschen? Hier lobsingen die Dinge selbst. Hier ist aus Dingen, die ein Nichts scheinen, mit mikroskopischen Augen ein Großes gemacht. Fische, die aus dem See springen, das wollüstige Gold einer Ananasscheibe, die schwirrend stehende Mückensäule — ebensoviele Ereignisse, betäubend, schicksalhaft, hymnisch in sich. Ausgerottet ist der Mensch, die Erlösung vom Menschen ist gefunden, und als Fund steht da — der Mensch. Denn wie muß dieser Menschenfeind die Menschen lieben, daß er, nur die Dinge zeigend, dennoch das Menschenauge preist, das allein diese Dinge sieht. Ein erstmaliges und einmaliges Buch.

Wilhelm Schmidtbonn.

ANEKDOTEN

DER THEATERPRINZ

Ludwig Ferdinand, der Münchner Theaterprinz — d. h. zwar ein echter Wittelsbacher, aber nicht ein Prinz wie er geradewegs aus dem „Dornröschen" kommt sondern eher aus dem Hofbräuhaus — Ludwig Ferdinand also fragt Albert Steinrück einmal mit vor Nachdenklichkeit gefurchter Stirn, den Finger an der Nase:

„Sagen's amol, Steinrück, wer is eigentlich die größere Schauspielerin, die Durieux oder die Eysoldt?"

„Das kann man wohl nicht so entscheiden, Königliche Hoheit, — jede in ihrer Art . . . ."

„Na ja, aber wenn mans halt doch vergleicht . . . ." drängt der wißbegierige Prinz.

„Na," sagt zögernd Steinrück, die größere Künstlerin ist vielleicht doch die Eysoldt . . ."

„Wern scho recht habn," sagte Ludwig Ferdinand gedankenvoll. „Aber — — mager! Mager!!"

NOCH NICHT LITERARISCH

Eine sehr geistreiche, für Münchner Format und Münchner Ansprüche grande amoureuse, wurde von dem Herausgeber einer neuen Zeitschrift, der in ihr eine neue George Sand witterte, um einen Beitrag gebeten. Sie erwiderte lachend: „Ich denke garnicht daran, in die Literatur einzutreten, solange ich es noch auf dem natürlichen Weg erledigen kann."

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Nr. 22):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35. Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DAS UNMÖGLICHE MISSTRAUENSVOTUM

Gesetzt den Fall, unter 19 Sachverständigen entstünde ein Streit darüber, ob eine Farbe violett, rot oder blau sei. 9 Stimmen entschieden sich für violett, 5 für rot und 5 für blau. Wie wäre da das demokratische Prinzip anzuwenden?

Die Frage ist unschwer zu beantworten. Gibt man überhaupt etwas auf Mehrheitsvotum, so muß man sich für Violett entscheiden. Denn es hat 9 Stimmen erhalten, jede der beiden anderen Farben aber nur fünf. So macht es der gesunde Menschenverstand.

Man kann es allerdings auch anders machen. Man kann sagen fünf plus fünf, also zehn Stimmen haben sich jedenfalls gegen Violett erklärt. Diesen 10 kontra-violetten stehen nur 9 proviolette Stimmen gegenüber. Violett ist also abgetan. Das ist logisch, wenn es auch Blödsinn ist. Der Parlamentarismus hat es legalisiert!

Wenn nämlich in einem 469köpfigen Parlament, das wir beispielshalber Deutscher Reichstag nennen wollen, 156 Mitglieder das Kabinett zu rot, 87 aber zu blau finden, so ist das Votum von 225 Mitgliedern, denen es gerade richtig violett scheint, übertrumpft. Violett hat zwar eine weitaus größere Stimmenzahl auf sich vereinigt als jede der beiden anderen Farben. Aber man rechnet die beiden anderen Voten arithmetisch zusammen und konstatiert fromm und nüchtern, daß 225 provioletten 243 kontra-violette Stimmen gegenüberstehen. Das violette Kabinett ist also erledigt. Was nach ihm kommen soll, schiert das Gesetz nicht.

So herzliche Arithmetik betreibt man, wenn man die Quartanerweisheit vergessen hat, daß es nicht nur auf die Zahl, sondern auch aufs Vorzeichen ankommt, das +2 plus —2 also keineswegs 4 macht!

Die Sache ist mitnichten leere Theorie. Sie hätte am 4. Juni, als es sich um Vertrauens- oder Mißtrauensvotum für Wirth und seine Leute handelte, sehr aktuell werden können. Es hätte sich da — bei vollen Fraktionsstärken und ohne künstliche Teilabstimmung, — tatsächlich ereignen können, daß 225 Stimmen ihm zwar Vertrauen bekundet hätten, daß er aber doch über ein begründungslos votiertes Mißtrauen von

243 Mitgliedern gestürzt wäre, — eines Sammelsuriums von Meinungen, von denen ihn 87 als zu nationalistisch und 156 als zu pazifistisch verwarfen.

Das wäre der Gipfel politischen Unsinns gewesen. Denn in der Tat, eine Regierung soll abtreten, wenn die Mehrheit ihre Politik durch eine andere ersetzt wünscht. Aber das „andere" spielt doch wohl auch eine Rolle! Eine Regierung soll keineswegs abtreten, wenn es unmöglich ist, an ihrer statt eine Koalition zustande zu bringen, die mit größerer Anhängerschaft eine andere Politik treiben könnte. Wenn die Gegnerschaft sich also nur auf's Negative, nicht im entferntesten aber auf Positives erstreckt.

Was ist zu tun, daß diese Groteske nicht doch noch einmal Wirklichkeit werde, ja, daß sie auch als Drohung nicht mehr über der Politik schweben bleibt und sie zu unwürdigen Bocksprüngen zwingt?

Die Lösung ist sehr einfach und probat. In den Artikel 54 der Reichsverfassung, der von dem Vertrauen spricht, das die Regierung beim Reichstag genießen muß (— vielleicht auch nur in die Geschäftsordnung —) ist der Satz einzufügen, daß Mißtrauensvoten sachlich motiviert sein müssen.

Wenn es nicht mehr genügt, nur die lapidare Formel: „Der Reichstag wolle beschließen, der Regierung das Vertrauen zu versagen" zur Abstimmung zu bringen, sondern wenn auch noch ein „weil . . ." hinzugefügt werden muß, dann wird es ipso facti unmöglich, daß die beiden oppositionellen Plus- und Minus- oder Rot- und Blauminoritäten zu einer ministerstürzlerischen Majorität schlechthin sich vereinigen. Dann wird es mindestens zwei Mißtrauensanträge mit verschiedenen Motivierungen geben: und beide werden von der allein arbeitsfähigen Koalition, die in Wahrheit auch zahlenmäßig weit überlegen ist, nach Recht und Billigkeit niedergestimmt werden. Zum Sturze des Ministeriums kann es nur noch kommen, wenn eine durch sachliche Übereinstimmung mehr als äußerlich zusammengeschweißte, eine in sich regierungsfähige, eine wirklich erbberechtigte und erbfähige Mehrheitsopposition entstanden ist. Zum Sturze des Ministeriums kann es aber nicht mehr kommen, wenn nach dem Sturze die Lage nur noch verworrener wäre.

In England, dem Mekka des Parlamentarismus, mögen die Dinge anders liegen. Man hat dort weit klarere Parteiverhältnisse, numerische Konstellationen wie bei uns, sind dort praktisch (vorerst noch) ausgeschlossen. Wir aber haben nun einmal diese Zersplitterung. Wir müssen die Konsequenz daraus ziehen, oder der ganze Parlamentarismus wird morgen kompromittiert sein. Reformiert ihn oder er hetzt sich selbst zu Tode.

Ich sah Caillaux im Mai 1914 in Mamers. Georges Weill, Abgeordneter von Metz, gestern Deutscher, heute Franzose, niemals Sozialist, und ich fuhren im Frühjahr 1914 durch Frankreich, um die Wahlbewegung zu erleben. In einer Sommernacht sprach Caillaux auf dem finsteren Marktplatz von Mamers. Er stand auf einem Tisch im Freien, von einer einzigen elektrischen Lampe grell beleuchtet, und alle fünf Minuten rollte sein Haupt-Wort über die wogende Menge: „La paix . . . la paix . . . la paix". Er ist schon damals glühend gehaßt worden, denn er hatte ein an deutschen Mustern ausgearbeitetes Einkommensteuergesetz durchgesetzt. Das brachte die eleganten Leute fürchterlich auf, weil Caillaux, aus ihrer Finanzwelt stammend, sie nicht geschickt geschont hatte. Überall in Paris entstanden Helfferiche der Steuerunlust. Der „Figaro", das gekaufteste Blatt, eröffnete einen Feldzug infamster Tücke. Herr Calmette, der schmutzige Antikorruptionist, wurde von Frau Caillaux niedergestreckt. Damals gerade reichten Pariser Politiker sehr zärtliche, sehr intime, sehr physische Liebesbriefe Caillaux' an seine Frau von Hand zu Hand. Sie waren von der Figaro-Clique in Umlauf gesetzt worden, um Caillaux lächerlich zu machen. Man schämte sich, diese Schlafzimmerexstasen anzusehen und — verschlang sie. (Lehre für Politiker: Wenn Du eine Steuerreform wagst, dann verzichte auf ein erotisches Leben.) Als der Krieg ausbrach, gab es nur zwei gefährliche Leute in Paris: Jaurès ließ man erschießen, Caillaux, der sein Ministerium mitgemacht hätte, wurde verdächtigt, verleumdet, ins Ausland geschickt und schließlich als Clemenceau, der Skrupellose, kam, ins Gefängnis gesteckt, neben Tobsüchtige und Mörder. Das Buch von Caillaux (das in einer vorzüglichen deutschen Übersetzung von Henning Pfannkuche soeben im Rheinverlag, Basel erschienen ist) ist eine erregend minutiöse Darstellung aller Ränke, die Clemenceau gegen ihn spinnen ließ. Jede Weile entstand eine Affaire, in die eine auf den Pfiff gehorsame Presse Caillaux' Namen verwob. Zuerst wurde er in die Angelegenheiten des Pariser „Journal" gezerrt, das die Weisen von der Wilhelmstraße im Kriege dem Abenteurer Bolo abkauften, mit dem Erfolg, daß wir Deutschen um 10 Millionen Francs erleichtert wurden, ohne den geringsten Nutzen davon zu haben. Caillaux' Unglück war, daß er in der gemischten Gesellschaft, die sich um Pariser Finanzleute drängt, viele Bekannte hatte. Er hatte einmal bei einem Dritten mit Bolo gespeist: Also hat er Frankreich verkauft! Wahrhaftig, so schlossen die Spürhunde und

Untersuchungsrichter Clemenceaus! Für die Zeitung „Bonnet rouge" des unglücklichen Sozialisten Almereyda hatte Caillaux in Friedenszeiten Unterstützungen gewährt. Im Kriege ist der notleidende, unchauvinistische Almereyda seinem Mitarbeiter Duval zum Opfer gefallen, der aus der Schweiz vermutlich deutsche Gelder erhalten hat. Caillaux war vom August 1914 in vorsichtigster Distanz geblieben. Trotzdem verwob ihn eine perfide Presse in alle diese Affairen. In Südamerika hatte sich der Sohn von Agnes Sorma, der junge Graf Minotti, an ihn herangedrängt. Ein Italiener, von dessen deutscher Mutter Caillaux nichts wußte. Jedes Wort, das er mit Minotti gesprochen, ist mit Hilfe übertreibender Agenten zum Pariser Untersuchungsrichter gekommen. Eine ganze Horde von Agenten, Diplomaten, Untersuchungsrichtern hat sich dauernd mit dem Aufstellen von Fußangeln für Caillaux beschäftigt. Schließlich konnte er nicht leugnen, daß er der einzige französische Politiker war, der wußte, das es wirtschaftliche Schicksalsgemeinschaften zwischen Deutschland und Frankreich gab, die kein leerer Patriot wegschreien konnte. (Deshalb wird Caillaux' Tag noch einmal kommen.)

Von Deutschland aus geschah nicht wenig, um Caillaux in Frankreich unmöglich zu machen. Mitten im Krieg lobten ihn die deutschen Zeitungen! Jede Zeile deutscher Anerkennung dezimierte Caillaux' Macht. Ein Huldigungsartikel der Wiener „Neuen freien Presse" ist durch alle nationalistischen Blätter der Entente gewandert. Dann fing die Entente die Telegramme des tölpelhaften Grafen Luxburg auf, der Caillaux' Lob über alle Dächer Frankreichs ausschrie. Da Luxburg nicht nur ein Dummkopf, sondern auch ein flunkernder Schwätzer war, denn es gab keinen Kontakt zwischen ihm und Caillaux, und da zur Sicherheit die Telegramme Luxburgs noch ein bißchen gefälscht veröffentlicht wurden, so hätte Caillaux an der deutschen Anerkennung ersticken können. Schließlich wurde in Paris noch bekannt, daß die deutsche Regierung (in einer viel zu späten Stunde) ihre Pressekonferenz ersucht hatte, Caillaux' Namen nicht eitel zu nennen. Lauter Kleinigkeiten, aber der demagogische Journalist begnügt sich gerne mit ein paar Indizien. Die Flöhe, die Caillaux täglich stachen, die parteiischen Richter, die ihn kleinkriegen wollten, übersahen aber die Bärennatur dieses Gulliver. Alle Stricke der Rankune und Intrigue, aller Eifer der Zwerge und Spitzbuben war vergebens: Er lag nur eine Zeitlang wehrlos am Boden der Untersuchungszelle. Als er vor den Senat gebracht wurde, da riß er die Gespinnste der Stricke vom Leib

und von all den Tschandala-Verleumdungen blieb keine an seinem kräftigen Leibe haften. Nach seiner Verteidigungsrede wäre er freigesprochen worden. Da vertagte der Präsident die Sitzung. . . Aber es gelang Clemenceau nur, ihn aus dem Senat zu vertreiben, nicht, ihn zu töten. Und daß Caillaux am Leben blieb, das wird der alte Helfer des Cornelius Herz noch fürchterlich zu fühlen bekommen.

Immer wieder mußte ich bei dieser Schilderung pfiffiger Tücken, mit denen man Caillaux fesseln und entkräften und ausbluten lassen wollte, an Gulliver und die Zwerge denken. Das ist das Erquickende, das Herzerfrischende an diesem Schicksalsbuch: Am Ende erhebt sich der Beschimpfte vom Boden, der Starke richtet sich wieder auf, die Flöhe und Zwerge purzeln von ihm: Gulliver kommt immer wieder!

WALTHER RATHENAU

ÜBER PRODUKTIONSPOLITIK

Die hier beginnend Publikation, in Deutschland noch nicht veröffentlicht, ist die Wiedergabe eines Vortrages, den Walther Rathenau, im Oktober 1920 bei der Tagung des Deutschen Beamtenbundes im Lehrervereinshaus in Berlin gehalten hat.

Ich will über den Gegenstand schreiben, der heute die öffentliche Meinung aller Länder bewegt: über Sozialisierung. Ich bitte um die Erlaubnis, den Gegenstand etwas abzuändern und als Thema der Betrachtung zu wählen: das Problem der Produktionspolitik. Es wird im Verlauf der Ausführungen klar werden, daß die Produktionspolitik der eigentliche Schlüssel des Problems ist, das uns bewegt.

Der Begriff der Sozialisierung ist zum Schlagwort geworden und wir wissen, daß die Schlagworte, die eine Zeit beherrschen, fast niemals ganz und niemals richtig die Probleme decken, mit denen die Zeit sich innerlich befaßt. Unter Sozialisierung versteht ein jeder etwas anderes, und vielleicht ist nur das dem öffentlichen Gewissen gemein, daß man glaubt, mit einem einheitlichen Rezept, mit einer einheitlichen Maßnahme ließen sich alle Nöte unserer Zeit abstellen. Es handelt sich also darum, daß wir den Begriff auflösen. Wir müssen hinabsteigen in die Grundtendenzen, die unsere Zeit bewegen, um zu verstehen, in welcher Weise neu aufgebaut werden kann, um den Begriff zu finden, der nicht als ein Rezept, sondern als eine Gedanken- und Organisationsform uns dazu führt, das Neue zu gestalten, das uns auferlegt ist.

Wir werden also die Grundtendenzeu zunächst zu betrachten haben, die unsere Zeit bewegen, und da haben wir drei zu unterscheiden.

Die erste Grundbestrebung, um die es sich handelt, ist die Forderung, die Güterverteilung der Nationen und der Welt zu einer gerechten zu

gestalten. Jeder von uns empfindet die Ungerechtigkeit, die in der Güterverteilung der Welt, im Genuß, im Verbrauchsanspruch obwaltet. Jeder von uns fühlt, daß es ein Bedenkliches ist, wenn Generationen und Generationen in der stärksten Differenzierung aufwachsen hinsichtlich dessen, was ihnen im Gütergenuß der Erde zusteht, und vor allem, was sie beanspruchen können hinsichtlich der Umwandlung von Gütern in das stärkste Agens der Zeit, nämlich in die Bildung. Der Ausschluß von der Bildung ist die härteste Folge ungleicher Güterverteilung. Das Streben, die Güterverteilung gerechter zu gestalten, als sie ist, ist als die erste und vielleicht die bedeutendste Grundtendenz unserer Zeit zu betrachten.

Die zweite Grundtendenz, die wir ins Auge fassen müssen, ist die Forderung der Mitbestimmung. Es wird als eine Ungerechtigkeit empfunden, und mit Recht, wenn weite Kreise der Völker ausgeschlossen sind von der Bestimmung ihrer wirtschaftlichen Geschicke. Die Analogie dieser Frage haben wir erlebt im vergangenen Jahrhundert. Da handelte es sich nicht um die Bestimmung und Mitbestimmung in der Wirtschaft, sondern um die Bestimmung und Mitbestimmung in der Politik. Es handelte sich um die Fragen der Autokratie, des Konstitutionalismus und der Demokratie. Was wir auf politischem Gebiet erlebt haben, begegnet uns im Laufe dieses Jahrhunderts auf wirtschaftlichem. Auch hier werden wir von der Autokratie den Weg zur Demokratie gehen und die Tendenz, die Grundbestrebung, die dort hinführt, ist das Streben nach Bestimmung und Mitbestimmung.

Die dritte Tendenz, die wir ins Auge zu fassen haben, ist die der Hebung des allgemeinen Wohlstandes. Denn es ist klar, daß die Gütermengen der Welt und die Gütermengen der einzelnen Länder nicht im entferntesten heute ausreichen, um einem jeden diejenige Existenz zu gewähren und ihm denjenigen Anteil an Gütern nachzuweisen, der für seine Erhaltung, für seine Entwicklung, für seine geistige Ausbildung erforderlich ist. Es ist also die dritte Tendenz diejenige, die wir am nachdrücklichsten ins Auge zu fassen haben, die Tendenz der Gütervermehrung, das heißt die Tendenz der Produktion.

Stellen wir uns nun kritisch gegenüber diesen verschiedenen Tendenzen und den Formen, in denen sie sich ausgewirkt haben, so kommen wir zu folgender Betrachtung: Die Grundtendenz der Güterverteilung ist diejenige, die ursprünglich dem marxistischen System zugrunde gelegen hat. Von der Güterverteilung ist man ausgegangen, als man dazu schritt, durch den großen Gedanken der Verstaatlichung aller Betriebsmittel die Güterverteilung gerecht und den Erfordernissen einer großen Nationalwirtschaft entsprechend zu gestalten. Aber in dem Augenblick, wo man diesen Gedanken zu Ende denkt, ergeben sich Konsequenzen, die nach jeder Richtung hin Sorgen und Bedenken erwecken.

Wenn wir zunächst ins Auge fassen den Grundbegriff des Systems, den Begriff des Mehrwertes, finden wir, daß 50 Jahre lang sich kaum jemand die Mühe genommen hat, diesen Mehrwert zu errechnen und wirklich festzustellen, ob die Verteilung dieses Mehrwertes eine solche erhebliche Veränderung im Wirtschaftsleben des Volkes hervorruft, daß man sagen kann, durch diese Verteilung werden die Verhältnisse grundstürzend umgewandelt. Die Berechnungen sind in letzter Zeit vielfach gemacht worden, und man hat sie gemacht sowohl im Hinblick auf die Gesamtwirtschaft des Staates wie auch im Hinblick auf die Einzelwirtschaften der Unternehmungen.

Wenn wir die Einzelwirtschaften der Unternehmungen betrachten Aktiengesellschaften oder irgendwelche große Produktionswerke, und feststellen, rechnerisch, wie groß diejenigen Beträge sind, die das Werk eigentlich als Mehrwert erübrigt hat, und uns nun fragen, wieviel würde es auf den Kopf des Angestellten und des Arbeiters ausmachen, wenn dieser Mehrwert restlos verteilt würde auf die Kopfzahl, so ergibt sich das sehr betrübende Resultat, daß die Zahl eine außerordentlich mäßige ist. Es ist eine Zahl in der Größenordnung von etwa 250 bis 300 Mark per Jahr und Kopf, das heißt eine Zahl, die geringfügig ist, wenn man sie in Vergleich stellt zu einer irgendbeliebigen noch so mäßigen Lohnerhöhung, wie sie heute alle wenige Monate an der Tagesordnung ist. Wenn also ein Unternehmen seinen gesamten Mehrwert ausschütten wollte an Angestellte und Arbeiter, so würde das Ergebnis heute unter den gegenwärtigen Wirtschaftsverhältnissen ein durchaus unbefriedigendes sein.

Zu einem einheitlichen Gesamtergebnis kommt man, wenn man, ausgehend von dem Nationalersparnis eines Landes, sich Rechenschaft darüber ablegt, wie groß denn der Mehrwert in einem gesamten Lande ist. Die Gesamtersparnis eines Landes muß den Mehrwert umfassen. Größer kann er nicht sein als das, was das Land in seiner Gesamtheit erspart, das heißt mehr konsumiert als produziert. Die Differenz zwischen Produktion und Konsum in Deutschland ist vor dem Kriege verschieden geschätzt worden. Man kann wohl annehmen, daß sie in der Größenordnung von 5 bis 6 Milliarden gewesen ist. Es würde sich daraus ergeben, daß ein Betrag von 5 bis 6 Milliarden jährlich verteilbar wäre, wenn man den ganzen Mehrwert zur Verteilung bringen könnte. Das ist ein Trugschluß, denn dieser Mehrwert ist bisher nicht verbraucht, sondern — das wird auch von der Theorie bestätigt — zur Akkumulation verwendet worden. Er ist hineingesteckt worden in Maschinen, in Apparate, in Gebäude, in Eisenbahnen, in Häfen, in Transportanlagen des Landes, und ein Land, das sich entwickelt, wird diese Investitionen und Erneuerungen niemals entbehren können, es wird also niemals in der

Lage sein, den gesamten Ertrag seiner wirtschaftlichen Ersparnisse zu verteilen. Wenn man aber rechnet, daß tatsächlich in einem Lande ein gewisser Luxuskonsum geherrscht hat, der nicht verteilt worden ist, und annimmt, daß dieser wenigstens hätte verteilt werden können, so ergibt sich rechnerisch, daß es sich hier um einen Betrag von etwa $1^1/_2$ Milliarden gehandelt haben könnte, der verteilbar gewesen wäre, wenn man verzichtet hätte auf irgendwelche ungleichmäßige Entlohnung der verschiedenen Arbeiter des Landes, wenn man also die Bedingung gestellt hätte, daß jeder Generaldirektor, jeder Geheimrat oder Professor genau so gelebt hätte wie jeder Arbeiter: dann wären etwa $1^1/_2$ Milliarden verteilbar geworden. Und dieser Betrag — das kann man leicht ausrechnen — durch 60 Millionen dividiert, würde eine Größenordnung ergeben, die noch kleiner ist als diejenige, die ich vorhin genannt habe. Es käme ein Verschwindendes auf den Kopf der Bevölkerung, wenn dieser Betrag verteilt worden wäre; mehr hätte aber nicht verteilt werden können.

Wir werden also bei der Betrachtung der Güterverteilungsfrage zwingend darauf hingewiesen, daß, wenn wir die Güterverteilung eines Landes anders regeln — und sie wird und muß anders geregelt werden — dann Grunderfordernis ist, daß wir die Quellen des Landes stärker fließen lassen, daß wir seine Produktion erhöhen, daß wir die Beträge, die verteilbar sind, vergrößern, denn wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Mit anderen Worten: die Betrachtung des Güterverteilungsproblems führt uns zur Betrachtung wiederum der Probleme der Produktionserhöhung. Nur durch Produktionserhöhungen sind wir imstande, diejenigen Beträge, die verteilbar sind, so zu erhöhen, daß sie in der Wirtschaft der Allgemeinheit etwa Entscheidendes ausmachen.

Ich komme zu der Kritik der zweiten Tendenz, nämlich der Kritik des Mitbestimmungs-, beziehungsweise Bestimmungsrechtes. Wir wissen, daß man in Rußland davon ausgegangen ist, zu sagen: alles, was die Industrialwirtschaft betrifft, mag zunächst einmal in die Brüche gehen; wir sind ein Land des Agrariertums, wir sind ein Bauernland, die Industrie, die Arbeiterschaft ist nur eine schmale Fassade, wir können für ein paar Jahre ohne weiteres verzichten auf eine gesunde Industrialwirtschaft, wenn wir nur einen Grundsatz verwirklichen, nämlich die Vernichtung der Ausbeutung. Wir wollen nicht mehr arbeiten für einzelne Menschen, wir wollen nur noch arbeiten für den Staat, wir wollen nur noch arbeiten für die Gemeinschaft. Das ist die Tendenz der Mitbestimmung, beziehungsweise die Tendenz des Gegensatzes zur Privatwirtschaft in ihrer höchstgesteigerten Form, in derjenigen Form, in der sie die Leidenschaft des Ressentiments angenommen hat, indem sie nämlich mehr zu einem Rachegefühl geworden ist gegen das Vergangene, als zu einer aufbauenden Tendenz für das Zukünftige.

Wir haben die Tendenz Rußlands in Deutschland nicht zu befürchten. Wir gehen organisch vor und wir haben weder das Gefühl eines Ressentiments, noch haben wir das Gefühl irgendeiner Leidenschaft in den Mittelpunkt gestellt, wo es sich um die Fragen des reinen Aufbaues handelt. Wir können also von dieser extremistischen Tendenz absehen und sagen, es liegt bei uns die Bestrebung vor, mitbestimmend zu sein, sowohl in den Betrieben, wie auch in denjenigen Stellen, wo die Güter in ihrem Verkehr geregelt werden. Wir betrachten es als ein Recht, wir betrachten es als eine Pflicht, Verantwortung mitzutragen. Wir wollen nicht mehr unser Schicksal abhängig wissen von der Entschließung einiger weniger einzelner.

Diese Tendenz ist gesund, aber auch ihr stehen Schwierigkeiten der Verwirklichung gegenüber. Die Verantwortungen, die heute getragen werden müssen, sind schwer. Die Entschlüsse, die in der Wirtschaft von einem Tag zum andern gefaßt werden müssen, sind außerordentlich verantwortungsvoll und erfordern die rascheste Beweglichkeit. An sich ist es schwer, mit einer großen Zahl von Mitbestimmenden schnelle, schwerwiegende Entschlüsse zu treffen. Auf der anderen Seite muß die Zahl der Bestimmenden derartig eingedrungen sein in die Tiefe des Problems, daß sie wirklich mit der vollen Elastizität in jedem Augenblick sagen können: „Ja, das ist richtig, das muß geschehen, das machen wir mit".

Ein solcher Zustand erfordert eine hohe technische Einsicht und kommerzielle Erfahrungen, von denen ich glaube, daß sie in unserem Lande erreicht werden können und erreicht werden. Es wird aber sehr schwer sein, sie von einem Tage zum andern zu erreichen. Wir haben heute Länder, wie zum Beispiel die Tschecho-Slowakei oder Polen, die tatsächlich bei der großen sich stets häufenden Menge der Aufgaben nicht wissen, wo sie die verantwortlichen Menschen hernehmen sollen und wir sind nicht mehr weit von diesem Zustand entfernt. Die Geschulten und Verantwortlichen unterliegen heute der Last ihrer Arbeit und ihrer Verantwortung und die Zahl derer, die zur Verfügung stehen und die volle Verantwortung tragen können, ist noch nicht so groß, wie man es im ersten Augenblich glauben könnte.

Mitbestimmung also muß erfolgen, aber es muß zur Mitbestimmung allmählich eine Schulung geschaffen werden. Es muß ein Hereinwachsen der Allgemeinheit in die großen, schwer durchdringenden Aufgaben stattfinden, mit der sich heute nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von Menschen beschäftigt. Die Tendenz ist zu billigen. Sie ist mit allen Kräften zu fördern, aber über ein gewisses Zeitmaß werden wir nicht hinwegkommen. In der Gesetzgebung der Betriebsräte sehe ich die Möglichkeit, daß die Arbeiterschaft sich in großindustrielle, in großkom-

merzielle Aufgaben hineinarbeitet. Ich glaube und hoffe, daß troß aller Schwierigkeiten, die der Durchführung des Gesetzes sich entgegenstellen werden, allmählich aus dem Betriebsrätegesetz eine gegenseitige Schulung der Arbeitgeber und Arbeitnehmer erfolgen wird. Auch der Reichswirtschaftsrat ist eine Schöpfung, die der Tendenz der Mitbestimmung gerecht zu werden versucht. Sie ist dazu bestimmt, ein paritätisches Gremium zu sein, in dem die großen Wirtschaftsfragen des Landes erörtert und beschlossen werden sollten, aber auch hier wird es langer Anlaufzeiten bedürfen, bis ein wirklich gleitendes, reibungsloses Funktionieren des Apparates möglich ist.

Wie aber auch sich die Frage der Mitbestimmung und des Mitbestimmungsrechtes gestaltet, auch sie werden nur dann die Möglichkeit haben, dem Lande Befriedigung und Wohlstand zu schaffen, wenn gleichzeitig die Produktion so gesteigert wird, daß sie den Schwierigkeiten des Anlaufs solcher neuen Organismen gewachsen ist. Auch hier werden wir wiederum verwiesen zu dem Punkte, daß immer wieder die Frage des Produktionsproblems sich in den Vordergrund stellt, und daß wir dieses Produktionsproblem eingehender zu betrachten haben als irgendein anderes.

Ich komme nun zu diesem Produktionsproblem selbst, das aufgebaut ist auf der dritten Grundbestimmung, die den allgemeinen Wohlstand des Landes fordert, so daß die Notwendigkeit sich uns auferlegt, unsere Produktion so umzustellen, so zu gestalten, daß sie, von neuartigen Voraussetzungen ausgehend, die Gütermenge des Landes auf ein Vielfaches steigert, die jährlich erzeugt wird. Das ergibt sich von selbst, wenn wir unsere Lage betrachten und wenn wir sie mit unserer früheren Lage vergleichen.

Wir kennen die Wirkungen des Versailler Friedens, wir wissen, daß aus dem starken und reichen Lande, in dem wir gelebt haben, ein armes und bedrücktes, durch Konkurrenz geschwächtes Land geworden ist. Die Notwendigkeit, für ein solches Land sich neuer Methoden der Produktion zu bedienen, liegt außer Zweifel.

Wenn wir uns früher fragten, wo kommt der Überschuß unserer Ernährung her, den wir brauchen, so war die Antwort einfach. Wir konnten darauf verweisen, daß Deutschland eine Menge Guthaben im Auslande hatte, daß es große industrielle, wirtschaftliche Besitztümer über See und in allen Ländern besaß. Wir wußten, daß wir die Renten, die man uns schuldig war auf diese Unternehmungen, einfordern konnten und in jeder Art von Rohstoffen, in jeder Art von Nahrungsmitteln. Das ist nicht mehr der Fall. Wir haben alles, was wir kaufen, uns selbst zu erarbeiten. In Zahlung geben können wir nichts anderes mehr als unsere eigene Arbeit, und das Wenige, was uns an Rohstoffen geblieben ist, das ist im Augenblick eigentlich nur noch etwas

Kohle, und davon geht möglicherweise noch ein weiterer Teil uns verloren. Wir haben also zum Einkauf der Materialien, die wir zum Leben brauchen, nichts weiter verfügbar als unsere Arbeit. Das erfordert, daß wir diese Arbeit so fruchttragend, so wirkungsvoll wie möglich machen, daß wir ihren Nutzeffekt auf das höchst denkbare Maximum steigern.

Eine zweite Gefahr steht uns bevor und es ist heute kaum der Versuch gemacht, ihr entgegenzutreten. Sie ist größer als alle Gefahren aus dem Vertrage von Versailles zusammengenommen; sie ist schwerer zu bekämpfen als irgendeine andere rein wirtschaftliche Gefahr: das ist die Gefahr des Zusammenbruches unserer Kultur. Die Stärke Deutschlands hat darin gelegen, daß es seine ganze Wirtschaft auf Wissenschaft fundamentiert hat, denn Technik ist nichts anderes als angewandte Wissenschaft. Wir waren in der Lage, bei einem unvergleichlichen Hochstand unserer Schulen und Polytechniken so viel geschulte Kräfte heranzubilden, wie das Land irgend erforderte. Wir waren in der Lage, alle Experimentationen zu bezahlen, deren die Wissenschaft bedurfte, Institute von ungeahnter Größe und Leistungsfähigkeit zu schaffen und zu erhalten, eine Literatur im Lande zu verbreiten, die von keiner Literatur technischer oder wissenschaftlicher Art irgendeines anderen Landes übertroffen oder auch nur erreicht wurde. Unsere Handfertigkeit war auf einen Grad gestiegen, der in allen Ländern Bewunderung fand. Die Feinheit unserer Apparate und Maschinen, die Genauigkeit unserer Präzisionsarbeit war dasjenige Element, das der deutschen Technik Eingang in alle Länder öffnete. Aber, muß man sich fragen, wie können solche Verfeinerungen der Wissenschaft, der Technik, Handfertigkeit, des allgemeinen Kulturzustandes aufrechterhalten werden in einem Lande, das verarmt und derart verarmt ist. Die Frage ist sehr schwer zu beantworten. Schon heute sind unsere Institute der Wissenschaft in größter Bedrängnis. Wir kennen die Bedrängnis des intellektuellen Mittelstandes, der der Kern, und der Träger unserer ganzen geistigen und technischen Entwicklung gewesen ist. Es ist ebenso bekannt, daß es kaum mehr möglich ist, ausländische Zeitschriften in Deutschland zu halten. Wir wissen, daß es schwer geworden ist, Bücher herzustellen und zu verkaufen zu Preisen, die erschwinglich sind. Wir werden jede Anstrengung auf uns nehmen, müssen, um diese Gefahr des Kulturbruches, die in einer Generation sich vollziehen kann, zu beseitigen. Aber wir werden diesen Aufgaben nur dann gewachsen sein, wenn wir abermals zu der Frage Stellung nehmen das Land so produktiv zu machen wie immer möglich, denn ein absolut verarmtes Land kann sich drehen und wenden wie es will, es kann die Atmosphäre der Technik, es kann die Atmosphäre der Wissenschaft, es kann die Atmosphäre der Handfertigkeit nicht aufrecht erhalten.

Weitere Aufsätze folgen.)

PHILOSOPHISCHE MAITAGE IN DARMSTADT

In Darmstadt besteht eine Gesellschaft für freie Philosophie. Sie hat einen geistigen und einen gesellschaftlichen Mittelpunkt. Den ersteren bildet Graf Hermann Keyserling, den letzteren der ehmalige Großherzog. Diese Gesellschaft besteht heute aus 400 Mitgliedern, darunter viel Adel, Großindustrie und Welt. Ihre hauptsächliche Unternehmung ist die Schule der Weisheit, geleitet von dem Philosophen Keyserling, organisiert von dem Verleger Otto Reichl, der kein Philosoph, sondern ein tüchtiger Geschäftsmann ist. Ende Mai hielt die Gesellschaft ihre Frühjahrstagung, eine Woche von zehn Vorträgen, garniert mit künstlerischen und gesellschaftlichen Veranstaltungen.

Da gibt es nun zwischen Form und Inhalt grelle Widersprüche und bedeutsame Beziehungen; Widersprüche, die sich in Übereinstimmungen auflösen, Beziehungen, die zu Widersprüchen werden. Der Gründung lief eine Propaganda voraus, die denkbar ungeschickt und mißverständlich war, sofern sie eine ernsthafte geistige Sache verwirklichen sollte; geschickt und unmißverständlich, soweit sie eben doch gewissen Keyserling'schen Gedanken über Geistverleibung entspricht. Der Name des Großherzogs stand darin an betonter Stelle. Die Folgen zeigten sich alsbald. Die ersten Veranstaltungen des Bundes waren überlaufen von Leuten, die vorher allen geistigen Darbietungen ängstlich aus dem Wege gegangen waren; die sogar das bißchen Philosophie in Kauf nahmen, um sich in guter Gesellschaft zu fühlen; im Vordergrund stets die Geschäftigkeit eines Verlegers, der im Dienst am Geiste steht wie Pilatus im Credo.

Wie gerät Keyserling in einen solchen Apparat? In einen Apparat, den alle Welt als einen gesellschaftlich und politisch exklusiven Schöngeisterklub erkennt oder mißkennt, von subalternem Geldgeist in Gang gesetzt, ablehnend und mißtrauisch gegen die geistig Schaffenden, zugänglich und weitoffen für eine sonderbare Adeptenmenge, deren Mitgliedschaft sich staffelt nach schwer erschwinglichen Beitragssummen?

Es wäre wunderschön, wenn man zwischen Keyserling und diesem Apparat einen scharfen Trennungsstrich ziehen könnte. Etwa auf der Linie: Geistige Menschen geraten oft in schiefe Lagen, weil sie nur ihre Antriebe befragen und nicht den Schein. Aber just Keyserling ist nicht von diesem Schlag. Dieser verdächtige Apparat gehört entweder zu ihm; dann verwischt er sein Bild als geistige Persönlichkeit. Oder

er gehört nicht zu ihm; dann widerlegt er den Politiker, der Keyserling im Herzpunkt seines Wollens ist. So oder so: diese ungeistige Lemurengruppe um ihn, diese geschmackswidrige Propaganda, dieser übertüchtige Verleger, dieses Bündnis mit lächerlichen gesellschaftlichen Mächten, diese kleinen Schlauheiten und großen Fehlgriffe der Organisation — all das steht zu Keyserling in irgend einer notwendigen Beziehung.

Dieser Zusammenhang ist nachzuweisen.

Keyserling, das leidet keinen Zweifel, ist ein Kopf. Die Natur prägte ihn vielleicht als den Hegel einer Zwielichtperiode, die nach Gewißheiten hungert, nach Sinn in ihrem Chaos, nach gestaltender Tat in ihrer Umdrängtheit von tausend ungelösten Problemen. Sie gab ihm weltliche und magierhafte Züge wie dem großen Simon, sie salbte ihn mit einen Schuß mystischen Chrisams, sie gab ihm wirkliche Energie des Denkens, um die schattenhafte, heute schier gespentische Welt der Erscheinungen zu durchdringen, sie umgoß seinen Ausdruck mit Anmut, tränkte seinen Willen mit Tatlust, verlieh ihm die Würde eines Mystagogen und die Geschmeidigkeit eines Jesuiten. Wesentlich ist für ihn die eminent praktische Richtung, die in der Geschichte des deutschen Denkens mehrfach angedeutet ist. Die Frage, wie Geist und Materie sich in den Gestaltungen der Welt bekriegen und vertragen, steht im Mittelpunkt seines Denkens. Die Wahrheit, daß nichts Geistiges ohne Verkörperung ist, schlug heftig und entscheidend in ihm ein. Daraus entsprang die aktivistische Stimmung seines Wesens, der Drang, am Problem der Verleibung denkerisch und tätig mitzuarbeiten. So verleiben sich seine Einsichten durch die Schule der Weisheit. So verleibt sich die Schule der Weisheit durch diese sonderbare Gesellschaft für freie Philosophie. So verleibt sich diese Gesellschaft durch die ärgerniserregende Werbearbeit, die ihr voraufging. Mithin stehen diese fragwürdigen Dinge schließlich doch recht nahe am Kernpunkt der Keyserling'schen Weltdeutung, die sich in ihrer Auswirkung völlig als Politik großen Stils enthüllt.

Keyserling gab während dieser Frühjahrstagung in drei Vorträgen viel kluge und erfrischende Dinge. Wie sich in der Geschichte der Geist verleibt, war der Gegenstand des ersten Vortrags. Was in der Geschichte „Sinn" ist, ward scharf geschieden von der jeweiligen Verformung in Parteien, Programmen, Einrichtungen, Ideologien, Siegen und Niederlagen. All diese Dinge sind symbolisch bedeutsam. Alle weisen aber aus der Sphäre der Gestaltungen hinüber zu einem „Sinn", der

heraklitisch die Gestalten durchflutet. Der zweite Vortrag behandelte das Problem der politischen Tat: wie der Mensch geschickbildend tätig wird aus dem Sinnverstehen heraus. Es kam zu der Feststellung, daß Ideologe und Realpolitiker der politischen Tat gleichermaßen oberflächlich gegenüberstehen. Der eine sieht von ihr nur den Geist, der andre nur den Körper; beide schweben also in künstlichen Abstraktionen, beide sind daher zur Unfruchtbarkeit verdammt. Als Merkmal der Ideologie ward angegeben, daß sie mit nicht vorhandenen Mitteln arbeite; Dauerndes erzeugt im politischen Bereich nur der echte Staatsmann, der weder der Ideologie noch der platten Realpolitik verfallen ist. Der dritte Vortrag versprach als Ergebnis des denkerisch erfaßten und praktisch gehandhabten Sinnverstehens „Weltüberlegenheit". Überall brannte in diesen Darlegungen der Ehrgeiz eines Menschen, der grenzenlos bewegt zu bleiben wünscht gegenüber allen Angriffen der Verfestigung. Es gehört durchaus zum Wesen des Keyserling'schen Denkens, den dichtesten, gefährlichsten Stoff nicht zu scheuen. Er hat, aus dem Drang zur Verkörperung, Lust zu allen Vermengungen zwischen Geist und Materie. Sein Begriff des „gegebenen Mittels" ist grenzenlos anpassungsfähig, läßt sich auf Bismarck wie auf Lenin anwenden; leider auch auf die Gesellschaft für freie Philosophie, in der die bessere Welt Darmstadts tut, als sei das Philosophieren ein Gesellschaftsspiel.

Erfrischend nannte ich Keyserlings Darbietungen, weil sie einen Geschmack nach Weltall haben und mindestens im anschauungsmäßigen Verhalten dem Weltwiderspruch nicht illusionistisch ausbiegen. Die wilde Welt der Antinomieen zwischen (politischem) Schein und (geschichtlichem) Sein wurde von Keyserling reich und schön entfaltet. Meine Einwände gegen ihn beginnen bei seiner Vorstellung davon, wie der Mensch sich in dieser Welt urteilend und tätig bewegt; Einwände, die sich bis zu unzweideutigen Abwehrgefühlen steigern. Laotse blieb im geistigen Fluten, Konfuzius ging in die Verfestigung. Eine Art Verschmelzung von Laotse und Konfuzius schien sich als Ziel seines Strebens herauszustellen. Man fühlte: um flutend zu bleiben, muß er doppelzüngig sein gegen die Verfestigungen; um in der Welt der Verfestigungen zu gelten, muß er doppelzüngig sein gegen das Flutende, den Geist. So, auf doppelter, dem Gotte abgesehener Verräterei ruht sein Unterfangen: Eritis sicut Deus. Vielleicht darf der Mensch nicht w e n i g e r erstreben als dies. Vielleicht aber sieht der gottweite Mensch ganz anders aus, als der vieldeutig schillernde Magus Keyserling'scher

Prägung. Die göttliche Schiefe — ein hölderlinisches Wort taucht auf: die göttliche Untreue — ändert vielleicht, auf die Ebene der Menschen gefällt, Richtung und Ausdehnung. Der menschliche Gegenwert zur Doppelzüngigkeit des Gottes heißt vielleicht Güte oder Reinheit, nicht Titanismus; was also bedeuten würde, daß menschliches Aufsteigen zum äußersten Sinnverstehen sich nur in ethischer Uferlosigkeit äußern kann, nicht gleichmäßig in der Uferlosigkeit des Tuns in weltlichem Stoff.

Magiertum, sagte ich, sehe ich bei Keyserling; stellenweise sogar Salonmagiertum. Welträtsel, das in Gesellschaftskleidung den Saal betritt und höflich ist zu den Damen. Das strenge Auge der Wahrheit, gemildert durch ein Monokel. Grauen des Weltwiderspruchs hinter einer kavaliermäßigen frons urbana. Ein wirklicher Denker vor einem zweifellos schnurrigen Parkett, das doch irgendwie zu ihm gehört. Da merke ich einfühlend Bedrohtheit.

Man soll sich den Fall Keyserling nicht leicht machen. Hier hat ein Menschenhirn seine Fassungskraft beträchtlich gesteigert. Was man als aufgeschlossener Geist von der ewigen Weltwerdung intellektuell erfassen kann, mit Schlangenklugheit und Taubenfrömmigkeit, hat Keyserling erfaßt. Ich glaube durchaus, daß eine Stimmung des feineren Hineinhorchens in alles Geschehen von ihm ausstrahlen kann eine Stimmung der Gelassenheit vor den gespenstischen Wirbelbildungen des Tags bei gleichzeitiger Bereitschaft, das Geistig-Eigentliche durch dieses Schäumen unbeirrt hindurchzusteuern. Aber meinen Lungen tun die Schwaden von süßem Jesuitentum nicht wohl, die sich in seine Atmosphäre mischen. Die Lust zum Paktieren mit unwertigen Dingen verdrießt mich. Die Umnebelung gewisser Strecken der Menschheitsgrenzen schreckt mich ab.

Und nun wieder die Aussetzung T a g o r e s vor einer Besuchermenge, die zuverlässig zu großen Teilen aus schmählichem Gaffpöbel bestehen wird. Amerikanische Anpreisung beinahe, Geschäftigkeit von lächerlichen Gesellschaftstypen, Herandrängen von Traktätchenköpfen und Dabeigewesenen. Damit der Inder einen günstigen Eindruck von Deutschland mitnimmt! Wenn er ihn nicht schon hat: wenn ihm die deutschen Auflagenziffern seiner Bücher und die grenzenlose Publizität seines Namens bei uns nicht schon sein Verhältnis zu Deutschland bestimmt haben: d i e s e r Konfluxus von allerhand Menschheit wird ihm nichts Neues sagen. Man stelle Ludendorff oder Spengler oder Trotzki oder die Courths-Mahler öffentlich aus, so werden sie ebenfalls gezogen kommen.

Wir haben in Europa eine bestimmte Überlieferung in der Handhabung und Propagierung geistiger Mächte. Überlieferungen sind nicht heilig. Jede verdient geprüft, viele verdienen beseitigt zu werden. Aber sie verlangen, selbst zu ihrer Verdrängung, richtige Einschätzung. Theoretisch weiß das ein Politiker wie Keyserling sehr genau. Ich bin aber der Meinung, daß er diese richtige Einschätzung weder bei der Darmstädter Organisation seiner Sache noch bei der Tagore-Ausstellung bekundet hat. Was auszusprechen war, nicht aus Verachtung seines Geistwerks, sondern aus der Empfindung seines nicht unbedingten, aber zweifellos vorhandenen Wertes.

M. PALÉOLOGUE:

KALAJEW

In der „Revue des deux-mondes" erzählt Maurice Paléologue — in Frankreich können Diplomaten schreiben! — diese erschütternde Begegnung der Großfürstin Elisabeth Feodorowna mit dem Studenten Kalajew, der ihren Gatten, den Großfürsten Sergius, getötet hat. Vor der antiken Größe dieses Zusammentreffens verschwindet alle Opportunitätspolitik des Abendlandes.

Als der Großfürst Sergius am 17. Februar 1905 um 3 Uhr nachmittags im Wagen durch Moskau fuhr, warf der Terrorist Kalajew eine Bombe nach ihm, die Sergius in Stücke zerriß.

Die Großfürstin Elisabeth befand sich gerade im Kreml, wo sie eine Rote Kreuz-Arbeit für die Verwundeten der Mandschurei organisierte. Bei dem furchtbaren Lärm der Explosion eilte sie herbei, so wie sie war, ohne Hut. Man sah, wie sie sich auf den Körper ihres Gatten warf, dessen Kopf und Arme, vom Rumpf getrennt, unter den Trümmern des Wagens lagen. Dann kehrte sie ins großfürstliche Palais zurück und vertiefte sich in glühendes Gebet.

Während der fünf Tage vor den Leichenfeierlichkeiten hörte sie nicht auf zu beten. Diese lange Andacht inspirierte sie zu einem seltsamen Schritt. Am Tage vor der Beerdigung bat sie den Polizeipräsidenten zu sich und befahl ihm, sie sofort in das Gefängnis Taganka zu führen, wo Kalajew vor seinem Erscheinen vor dem Kriegsgericht in Haft gehalten wurde.

Sie ging in die Zelle des Mörders und sprach zu ihm: „Warum haben Sie meinen Mann getötet? Warum haben Sie Ihr Gewissen mit einem so schrecklichen Verbrechen belastet?" Dem Gefangenen, der sie zuerst mit bösem und mißtrauischem Blick empfangen hatte, war es auf-

fallend, daß sie mit Milde sprach und nicht der „Großfürst" sagte, sondern „mein Mann". „Ich habe Sergius Alexandrowitsch getötet", antwortete er, „weil er sich zum Werkzeug der Tyrannei und zum Ausbeuter der Arbeiter gemacht hatte. Ich habe das Urteil des sozialistischen und revolutionären Volkes vollstreckt". Sie antwortete wiederum sehr sanft: „Sie irren sich, mein Mann liebte das Volk und war nur auf sein Wohl bedacht. Für Ihr Verbrechen gibt es keine Entschuldigung. Lassen Sie ab von ihrem Stolz und bereuen Sie. Wenn Sie den Weg der Reue beschreiten, werde ich den Kaiser bitten, Ihnen das Leben zu schenken und von Gott werde ich erflehen, daß er Ihnen verzeiht, wie ich Ihnen schon verziehen habe." Der Gefangene war von dieser Sprache ebenso betroffen wie überrascht, aber er hatte die Kraft, der Großfürstin zu sagen: „Nein, ich bereue nicht. Ich muß für meine Sache sterben; ich werde sterben." „Da sie mir jede Möglichkeit nehmen, Ihr Leben zu retten, lassen Sie mich wenigstens Ihre Seele retten, da Sie bald vor Gott treten müssen. Hier ist das Evangelium. Lassen Sie es mich Ihnen vorlesen bis zur Stunde Ihres Todes." Er machte eine abwehrende Bewegung und antwortete: „Ich werde das Evangelium lesen, wenn Sie mir gestatten, Ihnen mein Tagebuch vorzulesen, damit Sie verstehen warum ich Sergius Alexandrowitsch getötet habe." „Nein, nicht ihr Tagebuch; ich will nur für Sie beten." Sie ging fort und ließ das Evangelium zurück.

Sie schrieb an den Kaiser, um Gnade für den Mörder zu erlangen. Die Öffentlichkeit hatte von ihrem Besuche im Gefängnis Taganka erfahren. Seltsame, romantische Versionen liefen um; man glaubte, Kalajew hätte eingewilligt, ein Gnadengesuch einzureichen.

Einige Tage später erhielt die Großfürstin vom Gefangenen einen Brief, der ungefähr folgenden Wortlaut hat: Sie haben meine Lage mißbraucht. Ich habe keine Reue bewiesen, denn ich habe keine empfunden. Wenn ich Sie angehört habe, so geschah es deshalb, weil ich in Ihnen die beklagenswerte Witwe eines Mannes erblickte, den ich getötet habe. Ich hatte Mitleid mit Ihrem Unglück, weiter nichts. Die Auslegung, die man unserer Zusammenkunft gibt, entehrt mich. Die Gnade, die Sie für mich fordern, will ich nicht.

Der Prozeß nahm seinen Verlauf; die Untersuchung zog sich sehr lange hin, weil man vergebens die Mittäter suchte, deren Haupt Boris Sawinkow war. Im Mai wurde Kalajew zum Tode verurteilt. Als am nächsten Tage der Justizminister beim Kaiser zum Vortrag erschien, fragte er ihn, ob er die Absicht hätte, Kalajew zu begnadigen, wie die Großfürstin Elisabeth gebeten hatte. Nikolaus II. verharrte in Schweigen;

dann ließ er nachlässig die Worte fallen: „Haben Sie nichts Anderes in Ihrem Portefeuille?" Und er verabschiedete ihn. Aber bald danach ließ er den Direktor des Polizeidepartements kommen und gab ihm einen geheimen Befehl.

Kalajew wurde von Moskau nach dem berüchtigsten Staatsgefängnis der Festung Schlüsselburg gebracht. Am 23. Mai um 11 Uhr abends erschien der Staatsanwalt Feodorow, der die Untersuchung geführt hatte, in der Zelle des Verurteilten, den er früher als Student gekannt hatte und erklärte ihm: „Ich bin ermächtigt, Ihnen zu sagen, daß seine Kaiserliche Majestät geruhen wird, Sie zu begnadigen, wenn Sie um Gnade bitten. Kalajew antwortete ruhig und fest: „Nein, ich will für meine Sache sterben." Feodorow sprach mit aller Beredsamkeit auf ihn ein. Kalajew weinte, aber er gab nicht nach. Schließlich sagte er: „Da Sie mir so viel Mitleid erweisen, lassen Sie mich an meine Mutter schreiben." „Ja, schreiben Sie, Ich lasse Ihren Brief sofort befördern." Als der Gefangene mit Schreiben zu Ende war, machte Feodorow noch einmal den Versuch, ihn zu überreden. Kalajew blieb fest: „Ich will und ich muß sterben. Mein Tod wird meiner Sache noch nützlicher sein, als der Tod des Großfürsten Sergius es gewesen ist. Der Staatsanwalt begriff, daß es ihm niemals gelingen würde, diesen unbeirrbaren Willen zu brechen; er ging hinaus und ordnete die Urteilsvollstreckung an. Um 1 Uhr mittags wurde Kalajew in den Festungshof geführt und ging ohne Widerstand an den Galgen. Er ließ sich den Strick um den Hals legen, ohne ein Wort zu sprechen.

Nach dieser Tragödie hielt Elisabeth Feodorowna ihr weltliches Leben für beendet. Von nun an beschäftigte sie sich ausschließlich mit religiösen Übungen, ihr ganzes Leben weihte sie Werken der Barmherzigkeit und der Askese.

Am 15. April 1910 verwirklichte sie einen lang gehegten Lieblingsplan: Sie begründete eine Frauengemeinschaft, deren Äbtissin sie wurde. Martha und Maria geweiht, erhob sich das Kloster in Moskau in einem Stadtviertel auf dem rechten Ufer. Die Nonnen widmen sich vor allem der Kranken- und Armenpflege. Aber bevor die Großfürstin dem weltlichen Leben entsagte, befiel sie ein letztes Mal der Wunsch nach Eleganz: Nach ihren Angaben mußte der Maler Nesterow, ein Moskauer Künstler, ein Kleid entwerfen, ein seltsam einfaches Gewand von hiratischer Schönheit und Strenge.

Die Beziehungen der Großfürstin Elisabeth zur Kaiserin Alexandra sind nicht herzlich. Der eigentliche Grund ihres Zwiespalts ist Rasputin.

In den Augen der Großfürstin Elisabeth Feodorowna ist Rasputin ein Betrüger und Heiligtumsschänder, ein Sendbote des Satans. Seinetwegen haben die beiden Schwestern oft gestritten: Jetzt sprechen sie nicht mehr miteinander. Ein anderer Grund ihres Zwiespalts ist ihr Wetteifer, sich in Askese und Mildtätigkeit zu überbieten. Jede glaubt sich der Anderen an theologischen Kenntnissen, an Ausübung der Evangelien-Gebote, an Versenkung in Gott und Verehrung des Kreuzes überlegen. In Zarskoje-Selo erscheint die Großfürstin Elisabeth nur ganz selten.

FRIEDRICH WOLF

DER LETZTE MOPS

oder: Die Wiedergeburt der Erde

Das Problem lag auf der Hand! Aimé war ein Rassemops, blutrein bis zur Dido von Karthago. Er war der einzige, der den Brand der punischen Veste überlebt. Kraft seines Blutes! Nie war das Elixier eines seiner Ahnen anders denn mit phönicischem Element gemischt. Das war sein Stolz und Stab.

Er hatte keinen Sproß. Er gehörte der Witwe eines Privatus in der Lindenstraße. Das heißt, es ging ein Gerücht, das tierähnliche Wesen, das der Oberstleutnant a. D. an einer Leine hinter sich herzog, sei eine Möpsin gleich untadeligen Stammbaums.

Nichts hätte näher gelegen, als beide seltenen Exemplare, die in ihrem Fett und Blut verbrannten, zu paaren. Allein der Oberstleutnant a. D. sträubte sich entschieden gegen die Vermischung der Möpsin, die seinen Namen auf dem Halsband trug, mit einem Zivilmops. Gesellschaften zur wissenschaftlichen Erforschung richteten Bittschreiben; ein namhafter Kynologe, zudem Kamerad, sprach vor; der Oberstleutnant widerstand.

*

Aimé — seinerseits erwachte eines Morgens in seiner Korbwiege, streifte nach einem ahnungsvollen Frühknurren die gehäkelte Decke: „Ja, wir Hunde sind doch bessere Menschen!" zurück und ermittelte nach einigem Hin und Her, daß seine Eigentümerin, die Privata, nicht mehr aktionsfähig war. Sie war verschieden.

Aimé, im Restbesitz dunkler Triebe, witterte Freiheit und sprang durchs Retiradenfenster in den Garten. Sein eigener Herr! — Er stand auf der Straße, leinenlos, ungebunden, kraftgeschwellt. Er sog nach rechts und links; nichts hielt ihn. Etwas nur zog, zog. Er wußte nicht, was es war, noch wie ihm geschah. Gefolgt von einer Kolonne Mithunde trabte er vor ein fernes Haus. Große Stärke überkam ihn;

er warf sein Haupt in den Nacken, sein Mopsschweif peitschte die Flanken, und mit einem Großtiergebrüll, das die Fenster erklirren ließ, rohrte er jahrlang betrogenes Elementarverlangen zu der letzten seiner Art. Schweigend, jedoch demonstrativ, harrten die Scharen der Mithunde. In den Fenstern lagen die Menschen, besorgt, erwartungsvoll, schaulustig. Drunten brüllte empor der Mops donnernden Urlaut. Plötzlich — doch hatte niemand es anders erwartet — zerknallte ein Fenster, und heraussprang die Möpsin, glasscherbenbespickt, aus dem ersten Stock! Hoch wogte . . . und fast drohte zu geschehen, was nicht anders als geschehen konnte . . . . da trat der Oberstleutnant aus dem Haus, jede Fiber gestrafft, bleiche Entschlossenheit in den männlichen Zügen, in der Faust eine Reiterpistole. Er schoß sie nieder. Sie!

Und verschwand. —

*

Dies alles war das Werk eines Augenblicks, zugleich aber das Samenkorn endlosen Geschehens.

Hochauf sprang Aimé und sank schnaubend über die tote Möpsin. Aufbrüllten tausende von Mithunden. Das Vieh in den Ställen brüllte. Hunderte von Katzen miauten, Kakadus schrieen, Ziegen meckerten, Laubfrösche sprangen hörbar gegen ihre Glasdeckeln, Kanarienvögel verweigerten die Nahrung! Brave Bierwagengäule zerrissen die Sielen und donnerten übers Pflaster, daß die Schaufenster splitterten; Kühe wandelten rollenden Auges über die Leipziger Straße und fraßen Chicorée und Ananas aus den Delikatesseläden. Myriaden der Geister domestizierter und vermenschter Tiere flatterten, stampften, brausten racheschnaubend durch die Steinwüste und die Glaskerker der Stadt. Schon sproßte Gras durch den platzenden Asphalt. Vereinzelt lebten noch Menschen auf Dächern und in Kassenschränken. Über verfallene Bahnhöfe und Ministerien wölbte sich sehr stätig die milde Bucklung von Maulwurfshügeln. —

Ein großes Verdienst aber hatten die Spatzen und Tauben. Bevor sie ihrer Urfreiheit sich hingaben und die ehemalige Stadt verließen, stürzten sie in Wolken über einen Güterbahnhof: es spritzte Gerste und Korn; vom Wind und Flügelschlag verstreut, stäubte es über die niedermalmende Metropole.

*

Bei einem Märzregen erhob sich die Erde, grün, grün, grün. Nur aus einer Wiese spießte handhoch, schief, schwarz und weiß ein seltsames Gewächs; darauf noch stand: „Die geehrte Kundschaft wird gebeten . . ."

Eine weidende Kuh stampfte es in den Grund.

DAS MÄDCHEN

Frühling. Sonnenschein. Stimmung. Bäume. Blumen. Duft. Der Jüngling. Das Mädchen. Und tiefe Stille. Großartige, andächtige Frühlingsnachmittags-Stille.

Der Jüngling: (weich) Und dann sah ich Sie, wie Sie sich gegen die Säule lehnten, ein wenig müde vom Tanzen, erhitzt, das Gesicht gerötet . . . Da sah ich Sie zum erstenmal . . . Dann, zwei Wochen später, im Theater — Sie saßen in der dritten Loge links, mit Ihrer Mutter, im dunklen Seidenkleid, das Haar einfach nach hinten gekämmt und . . . und waren schön . . .

Das Mädchen: (schweigt.)

Der Jüngling: . . . Auf dem Ball waren Sie auch schon schön, aber im Theater waren sie noch schöner . . . und . . . und als ich Sie zum dritten Male sah, und als ich Sie kennen lernte, an jenem Abend . . . da waren Sie viel schöner, viel, viel schöner . . . Und so oft ich Sie seither sah, wurden Sie immer schöner, und jetzt . . . jetzt . . .

Das Mädchen: (schweigt.)

Der Jüngling: . . . Jetzt geht es nicht mehr weiter . . . Denn jetzt sind Sie schon am schönsten, so schön, daß Sie garnicht mehr schöner sein können und . . . und . . .

Das Mädchen: (schweigt.)

Der Jüngling: . . . Und jetzt muß ich endlich sagen, daß ich Sie liebe, daß . . . daß . . .

(Stille und Pause.)

Der Jüngling: . . . Warum sind Sie so bleich?

Das Mädchen: Oh — nichts . . . Ich hab ein bißchen viel Kuchen gegessen. Fahren Sie nur fort.

(Deutsch von Barbara Friedmann.)

AUS DEM TAGEBUCH

FRIEDA WALDEN

Vor etwa fünfzehn Jahren sah ich die Schauspielerin Frieda Wagen am Josefstädter Theater in Wien. Sie spielte in französischen Stücken, nicht die derben, ausgelassenen, sondern die geistigen, auf flinke Plauderei gestellten Rollen. Sie war damals nicht mehr in der ersten Jugend, hatte einen Grafen Hohenthal geheiratet, wurde im Theater nur Frau Gräfin genannt und war im Leben etwas unfroh. Der Graf hatte ihr einen Sohn beschert, der geistig nicht ganz normal war. Es plaudert sich schwerer und lächelt sich weniger leicht, wenn man zuhause einen schwachsinnigen Jungen hat. Aber Frau Wagen war noch immer eine sehr hübsche, schlanke Erscheinung, ihre seidene Blondheit entzückte, und sie hatte noch immer ein sehr einladendes, delikates, nur ganz wenig abgenutztes Lächeln. Die Huldigungen, denen in Wien eine Schauspielerin ausgesetzt ist, die pikante Dinge zu sprechen weiß, schienen sie nicht sehr zu interessieren. Das nannte sie, etwas müde und von dergleichen übersättigt, „Schmus".

Kurz darauf heiratete sie in Berlin Harry Walden. Ich wußte nicht recht, ob ich ihr gratulieren sollte. Die Frau eines ersten Schauspielers sein, besonders dieses von Frauen umschwärmten Mannes, das sieht nur aus der Entfernung wie Glück aus. Es gehört sehr viel innere Festigkeit, sehr viel Toleranz, sehr viel mütterliche Liebe dazu, neben einem solchen Mann auszuhalten. Von Walden wußten wir überdies, daß eine dämonische Kraft ihn immer wieder aus der Bahn warf. Er konnte mitten aus der Arbeit, aus Eleganz und Gesellschaft verschwinden, um nach ein paar Tagen in einem Straßengraben gefunden zu werden. Etwas Unbändiges warf ihn immer wieder um. Dieser gepflegte, saubere, wohlerzogene Mensch, aus einer begüterten kultivierten Familie stammend, hatte in periodischen Abständen eine unbezähmbare Neigung, sich im Kot schlafen zu legen. Seine Natur, die auf der Bühne nur Liebenswürdigkeit schien, hatte ihre Untiefen. War der blonden, vom Leben ohnehin schon etwas zerzausten Frieda Wagen zu gratulieren, als sie, von vielen Frauen beneidet, sich mit diesem nicht nur charmanten Manne verband?

Sie hat viele Jahre fest bei ihm ausgehalten. Hat ihre eigene Schauspielerei als nebensächlich an den Nagel gehängt und war nur mehr Pflegerin zweier krankhafter Menschen, ihres unheilbaren Sohnes und ihres, wie es schien, heilbaren Harry. Jahrelang ist es ihrer festen Betreuung gelungen, den Gatten vor Rückfällen zu bewahren, kein Zweifel, sie war die stärkere Kraft, und als sie am Ende doch versagte, da verstand sie es wenigstens mit großer Umsicht, Harrys Schwäche zu verkleiden und zu verheimlichen. So sind dem Schauspieler anderthalb Dezennien guter Arbeit ermöglicht worden, bei Reinhardt und im

Burgtheater. Sie übersiedelten ganz nach Wien, bezogen ein reizendes Haus in Sievering, hart an den Weinbergen. Harry lebte mit seinen schönen Büchern und in den Gärten und Buchen des Wienerwaldes. Eine freundliche Sonne leuchtete eine Zeitlang in sein Altwiener Häuschen. Letzte Harmlosigkeit und Frohheit hat nie lange in seiner Seele gewohnt, ein Berliner Trieb zur Unruhe und Betäubung hat ihn nie ganz verlassen. Frau Frieda war zum Glück keine Frau Alving. Sie saß abends neben ihrem Kammerherrn und trank mit, ohne ihn durch Moralsprüche bessern zu wollen. Die Geschichte wurde unfröhlicher, weil Frieda schneller alterte als er und weil es einer Liebenden schwer fällt, sich nur in der Mutterrolle zurechtzufinden. Überdies hatte sie so wenig ökonomische Talente wie er. Es kam eine Menge Geld ein und ging ein Heidengeld auf. Seit 1914 hieß es sparen. Darauf verstanden sich Beide nicht. Einmal, im vorigen Jahr, sah ich Frau Walden auf der Straße wieder, sie war eine alte Frau mit schlechtem Teint geworden, machte einen etwas vernachlässigten Eindruck, die Salondame schien verschlumpt, die Gräfin proletarisiert. In sein Wesen war eine unheimliche Starrheit gekommen, eine Abgestorbenheit, die ich mir zuerst nicht erklären konnte. Dann erfuhr ich, daß alle Drei, Walden, Frau und Stiefsohn, Morphinisten waren. Seine Zerrüttung trieb ihn aus dem Burgtheater, in einem kleinen Theater spielte er Direktion und verkrachte. Er mußte aus seiner schönen Wohnung aus den Weinbergen heraus und kam, ganz arm, verschuldet, zerrüttet, mit geschwächtem Gedächtnis, ohne Kraft der Konzentration nach Berlin, wo ihm eine erbarmungslos gerechte Kritik den Totenschein schrieb.

Jetzt war Frieda schon der armen Frau Alving ähnlicher. Sie veranstaltete in dem kümmerlich möblierten Zimmer, wo sie hausen mußten, ein festliches Abendessen mit Rheinwein und Sekt, mit Blumen und leckersten Gerichten. Nach dem Souper bekam jeder eine Spritze. Die Dosis ist größer gewesen als sonst. Nachdem die beiden Männer in den erlösenden Taumel versetzt waren, schnitt sie Einem nach dem Andern die Adern auf. Als man Harry Walden fand, da saß er mit erhobenem Arm da, die Hand schien sanft abzuwehren, als wollte er sagen: „Bitte . . . nicht!" Aber es gibt Briefe von ihm, die bestätigen, daß er seinen Tod von Frieda Wagen erbeten hat, wie Oswald Alving seine Muster angefleht hat, ihn hinüberzubefördern, wenn er zu lallen beginnt: „Die Sonne . . . Die Sonne . . ."

In diesem Augenblick ist das Schicksal von Frieda Wagen noch nicht entschieden. Wird sie ein gnädiger Tod mit hinüber ins gemeinsame Grab nehmen? Wird sie Rede stehen müssen für eine Tat, die zwei zerstörte und verbrauchte Leben beendigt hat? Wird man die Schwerverletzte aufpäppeln, damit sie dann, von rechtswegen, langsam, in Qual verzehrt, absterbe? Gäbe es noch eine zweite Frieda Walden, sie zöge die schicksalbringende Spritze aus der Tasche und hülfe der Verwundeten hinüber, mit jener unglückseligen Entschlossenheit, die dieser armen Seele zu eigen war und die sie bewähren mußte von dem Tage an, da sie Frau Frieda Walden geworden.

DIE RUSSISCHE GEFÄHRTIN

Werden in den preußischen Gerichtssälen keine Schicksale erfüllt? Zerschellen dort nicht Existenzen? Lebt dort nicht Wahn und Schuld und Verhängnis das letzte Kapitel aus? Man vergleiche die lebendigen Gerichtsberichte von Wiener Zeitungen mit den trockenen Tatsachenmeldungen Berliner Blätter und wird sogleich erkennen, wie unausgebildet in Preußen der Sinn fürs Menschliche ist. Tragödien sind hier wie dort. Aber in

Berlin hat Niemand das Ohr für das Geschehnis und deshalb auch nicht die Hand zur Niederschrift. Ich finde in einer Wiener Zeitung den folgenden Bericht. Man lese ihn, wie eine Novelle von Maupassant oder Tschechow. Die Figuren leben. Sogar der Richter, einigermaßen fassungslos vor dem Schicksalhaften der Begebenheiten, scheint ein beseeltes Wesen:

Verhandlung beim Bezirksgericht Leopoldstadt gegen die Schneidergehilfengattin Karoline Böhm wegen Mißhandlung ihres Gatten. Die Frau war angeklagt, ihrem Gatten im Laufe eines ehelichen Zwistes ein Schaff Wasser ins Bett geschüttet und ihm dann mit einem Bajonett mehrere Stiche versetzt zu haben.

Die verhärmte Frau erzählte, daß sie seit der Heimkehr ihres Mannes aus den Aufregungen nicht herauskomme. Er habe eine Russin aus der Gefangenschaft mitgebracht und lasse sie nun mit ihrem elfjährigen Kind darben, während er die Russin und deren Kind füttere.

Überdies habe er, erzählte die Frau, schon die Ehescheidungsklage eingebracht.

Richter: Das gibt Ihnen aber kein Recht, das Leben Ihres Mannes zu gefährden.

Angekl.: Ich hab' ihn ja nur, weil es gar nicht mehr zum Aushalten war, mit einem Häfen Wasser angeschüttet.

Richter: Das Attest spricht aber auch von Stichen mit einem Bajonett.

Angekl.: Die hat mein kleiner Bub, der sich meiner angenommen hat, dem Mann beigebracht.

Richter: Das ist ja ganz romanhaft, wie der elfjährige Beschützer seiner Mutter auf den Vater mit einem Bajonett losgeht!

Nun wird der Mann, Schneidergehilfe Karl Böhm als Zeuge vorgerufen. Er erzählte in sichtlicher nervöser Gereiztheit, die, wie er erklärt, eine Folge seiner Leiden in den vier Jahren seiner Kriegsgefangenschaft ist, daß seine Frau ihm nach Rußland geschrieben habe, sie sei leidend und sehe voraus, daß es in diesem Leben für sie kein Wiedersehen mehr geben dürfte. Er habe, zumal die Frau schrieb, sie bringe sich ohne ihn besser durch, in Rußland geheiratet. „Das mußten Hunderte und Bessere als ich tun, um nur einigermaßen ein erträgliches Leben führen zu können," erzählte er. Als er hierher zurückkehrte, habe die russische Regierung ihm seine Frau mit ihrem Kind als die Frau eines österreichischen Staatsbürgers nachgeschickt. Ich stand nun mit zwei Frauen da. Die Wiener Frau machte mir das Leben heiß und quälte mich bis aufs Blut. Ich konnte auch das Kind der Russin und sie nicht im Stiche lassen und habe sie bei meiner Schwester in Mähren untergebracht. Meine Frau erstattete sofort eine Strafanzeige wegen der Doppelehe.

Richter: Was ist dann geschehen?

Zeuge: Bis jetzt ist die Sache noch nicht entschieden. Ich habe versucht, mit meiner Frau weiter zu leben. Aber sie hat es soweit gebracht, daß ich zu jeder Arbeit unfähig wurde. Sie drohte mir, mich umzubringen, und dann hatte sie mich körperlich mißhandelt. Ich will ja nicht, daß sie bestraft wird.

Angekl.: Ich will ihm ja auch verzeihen.

Richter: Sie sind ja beide eigentlich gar nicht gegeneinander feindlich gesinnt! Vielleicht läßt sich die Sache doch noch zum Guten wenden. Wie ist es denn mit den Bajonettstichen? Ihre Frau behauptet, daß Ihr kleiner Bub Sie verletzt hat?

Zeuge: Es ist möglich.

Angesichts dieser Stimmung sprach der Richter die Wiener Frau von der Anklage frei und ermahnte sie, mit dem vielgeprüften Gatten etwas Mitleid zu haben. Der Mann gab noch an, daß die russische Frau jetzt einen Dienstposten gefunden habe. „Der Hauptverdruß besteht halt darin, daß die Frau nicht will, daß ich mich des Kindes der Russin, das doch auch mein Kind ist, annehme."

Richter: Versuchen Sie eben beide, eine Lebensmöglichkeit in dieser Verwirrung zu finden!

Soweit der Wiener Bericht.

Wie oft, frage ich, hat man einen preußischen Richter in so verständnisvollem Tone sprechen hören? Wann, je, hat ein Berliner Journalist Ohren für so einfache Schicksalstöne gehabt und gezeigt?

Ist hier die dürre Heimat der nichts als Correcten?

BÜCHER

Auffenberg - Komarow. Aus Österreichs Höhe und Niedergang. Eine Lebensschilderung, 1921. Drei Masken-Verlag, München 4, 528 S., brosch. 45 M.

Die k. u. k. Armee zählte, als sie in den Krieg zog, unter ihren höchsten Führern zwei Genies: Conrad, Potiorek — und zwei Talente: Auffenberg, Boroevich. Die Genies sind gestrauchelt; Auffenberg siegte bei Komarow, in der größten Bewegungsschlacht der österreichischen Geschichte; Boroevich hielt am Isonzo einem elfmal überlegenen Gegner elfmal stand.

Dieser kleine Moritz Freiherr von Auffenberg (von schwäbischem Uradel) hat nun seine Biographie geschrieben — und da er auf der Höhe seines Lebens mit auf der Kommandobrücke des österreichisch-ungarischen Staatsschiffes stand, ist seine Geschichte zugleich jene von Österreichs Untergang geworden.

„In der Familie Auffenbergs gabs immer Tragödien:" ein ferner Vorfahr schon ist unter Franz I. zum General aufgestiegen, in den Kerker gestoßen und . . . rehabilitiert worden; als er die Freudenbotschaft empfing, traf ihn der Hirnschlag. . .

Moritz von Auffenberg, unser Zeitgenosse, ward 1852 geboren. Als junger Leutnant kam er zum Regiment Benedek; er hat später — als Sieger, nicht als Besiegter — Benedeks Los gezogen.

Ein sonderbarer, echt österreichischer Zufall lenkte die Aufmerksamkeit Franz Ferdinands auf Auffenberg: nach einem Generalsempfang im Wiener Belvedere stand Auffenberg noch plaudernd mit Feldmarschalleutnant Tislar in der Ecke. Plötzlich nahte sich der Erzherzog und zog . . . den General Auffenberg ins Gespräch über südslavische Fragen. Er meinte, mit Tislar zu reden. Auffenberg aber erwies sich so wohlbeschlagen, so ideenreich, daß Franz Ferdinand den klugen Mann hinfort nicht aus den Augen ließ: Auffenberg wurde Korpskommandant in Sarajevo, Kriegsminister — immer von des Thronfolgers Gunst getragen, von der Schönbrunner Clique umso scheeler angesehen.

Als Kriegsminister vollführte er eine kühne Tat: er wars, der auf eigene Verantwortung, gegen den einstimmigen Beschluß des Ministerrats jene 30,5 cm Mörserbatterien einstellte, die nachmals soviel belgische und russische Forts in Staub und Asche legten.

Ende August 1914 schlug er sein Tannenberg und führte (da die Nachbararmeen rechts und links zertrümmert waren) den Rückzug an den Dunajetz durch, ohne auch nur eine Kompagnie einzubüßen; dieser Rückzug wird, solang es Militärschulen gibt, als Muster für Bewegung dieser Art gelehrt werden.

Ende September 1914 war Auffenberg abgesägt. Ohne Grund — ja, ohne den Schein eines Grundes. Dieses Mannes sich zu begeben, war eine Dummheit —

nicht die einzige im großen Krieg, die Habsburg beging — immerhin eine der gröbsten.

Es folgte ein Kesseltreiben gegen Auffenberg, das auch wieder (leider) nicht einzig dasteht in Österreichs Geschichte. . . Man setzte ihn in Haft, hielt Haussuchung bei ihm — angeblich, um ihn eines kleinen Vergehens zu überweisen, in Wahrheit: um sich seiner Aufschreibungen zu bemächtigen; denn man fürchtete, es könnte aus dem Beschuldigten eines Tags ein erbitterter Ankläger erstehen . . .

Er hat sich erhoben und schrieb ein dickes Buch; schrieb es nicht mit Galle; mischte ein paar Tränen in seine Tinte.

Wenn ich heut stockenden Atems dies Buch von Österreichs Niedergang lese, fällt mir das Wort eines ironischen Mundes ein — er gehört einem der geistreichsten Menschen der k. u. k. Armee:

„Auffenberg mag sich mit seinem Schicksal abfinden; Habsburg hat einst seinem Wallenstein noch ganz anders bedankt."

Roda Roda.

HEINRICH EDUARD JACOBS „TULPENFREVEL".

Unlust an der Zeit, in der wir leben, hat unsere Künstler dem Realismus, ja der Wirklichkeit überhaupt, feind gemacht. Ob sich unsere jungen Dramatiker symbolistische Phantasieländer ausdenken, in denen ihre Stücke spielen, ob sie dazu vergangene Zeiten, vor uns hin bauen, oder auch nur unsere eigenen Verhältnisse in überzeitlicher Verzerrung wiedergeben, es geschieht aus demselben Motiv — und mit demselben Ziel: das Gewollte im zeitfremden Gewande auffallender, bedeutsamer, gültiger zu zeichnen.

In Jacobs „Tulpenfrevel" (uraufgeführt am 31. Mai 1921 im Mannheimer National-Theater mit warmen, von Akt zu Akt, wachsendem Wiederhall beim Publikum) wird ein durchaus in unsere Zeit passender Stoff, Zusammenbruch des auf Ausbeutung einer Luxusindustrie basierenden Reichtums der holländischen Tulpen-Großzüchter im 17. Jahrhundert, in den weite, durch das Spekulieren dem Tulpenhandel verkettete, Volksschichten mit hineingerissen werden, gezeichnet — im historisch festgelegten Gewande mit überzeitlichem Hinweis auf den Grundsatz Rousseau'scher Ethik: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers quillt, alles entartet unter des Menschen Hand.—"

Dieser ethische Grundgehalt, und diese Technik (einen zeittendenziösen Stoff in antikisiertem Gewande zu zeigen) verbindet den „Tulpenfrevel" zu einer Kette mit den beiden anderen Werken der letzten Schaffensperiode Heinrich Eduard Jakobs, des Drama's „Beaumarchais und Sonnenfels" (bei Georg Müller, München und des Dialoges „Die Physiker von Syrakus" erschienen wie der „Tulpenfrevel" bei Ernst Rowohlt, Berlin).

An Großzügigkeit der Komposition, dramatischer Wucht und Farbenpracht, steht dieses Drama über den anderen Schöpfungen Jacobs, an Gepflegtheit des Stils, Echtheit des Ethos, Einheit und Wirksamkeit schlechthin über Vielem was in der letzten Zeit geschrieben wurde. Erstaunlich ist die Vielgestaltigkeit der Handlung, die vom Kammerspiel im Hause des Tulpenmagnaten Thomas Kerkeringk zu breitem und bewegtestem Volksdrama anschwillt; aus dem massigen, lauten Gewoge der Volkshandlung in Episodales sich verläuft, wieder in den Strom der Gesamthandlung gebannt wird und an fast keiner Stelle konstruktiv oder äußerlich wird. Die kothurnische, schwer dahinflutende Prosa des Jacob'schen Dramas ist von eigener Leuchtkraft, ohne je undramatisch zu werden und wird natürlich und bildkräftig empfunden in der Umgebung von Zuchtblumen und altniederländisch gewandeten Menschen.

Die Aufführung im Mannheimer National-Theater war recht gut und mit liebevoller Einführung bereitet von der Hand des Herrn Ober-Regisseur Lotz.

Georg Zivier.

APELL AN DIE PORNOGRAPHEN

Die Berliner Polizei wollte die Berliner Presse davon überzeugen, daß ihr Kampf gegen die Filmunzucht nicht ohne Berechtigung ist. Zu diesem Zweck führte sie etliche Dutzend Filme vor, zu deren Kennzeichnung das Wort „schweinisch" eigentlich zu milde ist.

Da die Menschheit offenbar starkes Bedürfnis nach Pornographie hat, gibt es auch Pornographen. Ich wende mich an das Minimum von Intellekt und Geschmack, das ich in den pornographischen Hirnen vermute und meine folgendes:

Liebe Pornographen! Ihr verderbt Euch das Geschäft ja selbst, indem Ihr der Phantasie des geneigten Beschauers auch nicht einen Zentimeter Spielraum laßt. Ihr leidet am Laster des Allzudeutlichseins. Ihr verekelt uns den nackten Menschen. Stürzt Euch doch auf den bekleideten. Die einzige Sensation ist, daß in Euren Bildern einmal eine angezogene Frau herumläuft. Ihr Quantitätseseln glaubt, die Menge tut es; nämlich die Menge der ineinander verschlungenen Gliedmaßen. Ihr, die Ihr sicherlich gute Geschäfte macht, kauft Euch einmal Leonardi da Vincis Tagebuch auf Kaiserlich Japan. Leonardo meint, nur die gottgewollte eingeborene Leidenschaft könne die Menschen dazu zwingen, den Sexualakt, der sich in Leonardos Künstleraugen als Maximum von Häßlichkeit darstellt, auszuüben. Ihr wißt gar nichts von der Kunst der Übergänge. Bei Euch wird das Sexuelle nicht in die Handlung verwebt, es wird keine hübsche Fabel erfunden, als deren Schlußpunkt man sich schließlich einen Vorgang gefallen lassen würde, dem wir alle unseren Ursprung verdanken. Ihr fangt mit dem an und hört mit dem auf, was das Bürgerliche Gesetzbuch Beiwohnung nennt. Eure einzige Variante ist, daß Ihr normale Akte mit lesbischen Akten abwechseln laßt. Nie ein Einfall, nie grotesker Humor, immer nur als Nebenhandlung der Kammerdiener oder die Kammerzofe, die durchs Schlüsselloch die Wonnen des Herrn und der Herrin belauschen und schließlich dem Beispiel ihrer Gebieter folgen. Ein Badekarren, der sich im Rhythmus des nur durch Gedankenstriche auszudrückenden Körperspiels bewegt, ist das ausschweifendste, was Eure Phantasie ausgeheckt hat. Eure Monotonie erzeugt nichts als Langeweile.

Der Polizei wünscht man in ihrem Kampf alles Gute, aber man muß sich klar darüber sein, daß die Verschweinung unseres Sexuallebens das Ergebnis einer noch nicht ganz 2000 Jahre alten Unkultur ist. Wenn die Menschen nicht nur in Schlupfwinkeln sondern im Lichte liebten, könnte die Deutsche Zentral-Polizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Schriften etc. sich anderen Zielen widmen.

Wärt Ihr, Pornographen, weniger geistarm, so könntet Ihr Euren Verfolgern die Jagd viel saurer und hindernisreicher machen!

MÜNCHENER IDYLLEN

Aus den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 27. Mai fischt ein Freund des Tage-Buches zwei höchst traurige Anzeigen heraus. Die Erste lautet:

In der Danksagung in No. 217 5. 8.

Frau Grete Schaaf,
ehemalige Hoflakais-Witwe

muß es richtig heißen:

ehemalige Hoflakais-Gattin.

Der Hoflakais-Gattin Schaaf folgt die Ankündigung der Detektiv-Familie Wurmann:

Statt besonderer Anzeige!

Für die vielen Beweise herzlicher Anteilnahme in diesen schweren Tagen sagen wir, außerstande, jedem einzelnen zu danken, allen denen, die unserm lieben Dahingegangenen die letzte Ehre erwiesen, ihm Blumen auf seinen letzten Weg mitgaben, innigsten, wärmsten Dank.

Insbesondere danken wir Herrn Pfarrer Gatzenmeier von der Altkatholischen Gemeinde für seine Grabrede, der Abordnung der Einwohnerwehr, dem deutschen Detektivbunde, dem Verband der Detektive Münchens, in dessen Namen Herr Tierbächer so schön gesprochen, den Stammtischfreunden, die den Entschlafenen noch besonders durch ihren weihevollen Gesang ehrten und dem Sparverein Rheintal für ihre herrlichen Kranzspenden und ehrenden Worte am Grabe.

München, den 27. Mai 1921.

In tiefer Trauer
Familie Wurmann.

Ist München eine Erfindung von Carl Sternheim?

ANEKDOTEN

DER TÄNZER

Eine Matinée in den Münchener Kammerspielen. Es tanzen verschiedene Tänzer und Tänzerinnen. Vor mir sitzt ein begeistertes, frisches Mädel aus der Provinz, die angestrengt bemüht ist, zu erraten, ob sie einen Tänzer vor sich hat oder eine Tänzerin.

Peter Pathé tanzt eine Pastourelle in einem weißen Kleid, mit einer blonden Perrücke und blauen langen Suivez-moi Bändern.

Er ist fertig, Applaus bricht los, er reißt die Perrücke herunter und schwenkt sie grüßend. Darunter flattert sein eigenes halblanges Haar.

Die Kleine vor mir hat ihn mit atemloser Aufmerksamkeit studiert, zuletzt mit freudiger Gewißheit, — bei diesem Anblick aber bricht sie enttäuscht in die Worte aus:

„Ach nun war ich schon so sicher, das ist ein Mann — und nu is es doch eine Frau!"

DIE GUTE ALTE ZEIT

Einem heute arrivierten Schriftsteller ging es in der Zeit vor dem Krieg häufig sehr dreckig. Er pflegte dann zu Aschinger zu gehen. Als er einmal wieder nur noch einen Groschen hatte, kaufte er sich bei Aschinger ein Glas Bier und verspeiste dazu Brödchen, die es damals gratis gab. Als er das neunzehnte Brödchen verschlungen hatte, berührte eine Hand seine Schulter, drehte ihn dem Ausgang zu und die Stimme des handfesten Geschäftsführers raunte ihm ins Ohr: „Wenn Sie mal wieder Durst haben, junger Mann, — die Bäckerei ist drüben."

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Nr. 23):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

THOMAS WEHRLIN

AN HERMANN MÜLLER

Sind Sie jetzt wirklich der Führer der sozialdemokratischen Partei? Ich unterschätze Sie nicht, ich schätze den Typus Hermann Müller. Sie sind ein grundanständiger Kerl, nicht gerade verwegen, wie Freunde erzählen, die in den paar revolutionsähnlichen Novembertagen neben Ihnen waren, aber dafür besonnen, leidlich klug, Sie sprechen einigermaßen französisch (deshalb wurden Sie Außenminister), Sie können fließend sprechen und dann und wann gibt es in Ihren Reden einen ganz schwachen Schimmer von Humor. Gäbe es ein Examen für Staatsmänner — warum eigentlich gibt es nicht im Parlament eine gelinde Prüfungskommission? — so würden Ihre volkswirtschaftlichen Kenntnisse genügend, Ihre Sprachkenntnisse befriedigend, Ihr sittliches Verhalten lobenswert befunden werden. Müßten Staatsmänner eine gute Note in selbständigem Erfassen historischer Situationen erhalten, dann, freilich, würde die Zensur weniger gut ausfallen. Sie sind schon einmal durchgefallen in den schweren Sommertagen 1914, als Sie in Paris Ihren sozialistischen Genossen in der Kammer ankündigten, die deutschen Sozialdemokraten würden gegen die Kriegskredite stimmen. So erleichterten Sie es Marcel Sembat mit seinen Leuten, Mann für Mann, schnell ins Patriotenlager zu ziehen.

Aber Ihr seid nun einmal alle nur Innenpolitiker. Es ist ja kein Zufall, daß die große sozialdemokratische Partei sich zu einem Parteitag vor dem Kriege als Referenten für auswärtige Politik Otto Bauer aus Wien holen mußte. Es gibt in der ganzen großen S. P. D. keine fünf Leute, was sag' ich, keine drei Leute, die auch nur die großen französischen, englischen, amerikanischen Zeitungen regelmäßig verfolgen. Fürchterlich ist diese Eingeengtheit, dieses nicht über die Grenze-Sehen-Können in einer Epoche, in der Alles davon abhängt, deutsche Politik aus der Weltlage abzuleiten. Jetzt fehlt die Übersicht eines Friedrich Engels, der Weltblick selbst eines Wilhelm Liebknecht, die europäische Einfühlungskraft Viktor Adlers. Unter den Mehrheitssozialisten gibt es, Köster ausgenommen, nicht einen Mann, der sich über die wirtschaftlichen und politischen Vorgänge außerhalb Deutschlands aus einer anderen Quelle als der Frankfurter Zeitung informierte. Das Versäumnis wird sich bitter rächen. Wären Sie ein Führer, voraus-

schauend, vorsorgend. Sie würden auf die Suche nach Köpfen gehen und nicht, allzuquietistisch, der berühmten Entwickelung vertrauen.

Nun, Ihr seid bloß Innenpolitiker.

Aber seid Ihr denn Innenpolitiker? In den letzten Wochen habt Ihr Alles getan, um der Deutschen Volkspartei den Eintritt in die Regierungsmehrheit schwer zu machen. Hat das Sinn? Sie wissen, daß wir im Herbst die erste große Panik der öffentlichen Meinung nach Versailles erleben werden. Die Kohle wird immens verteuert, die Miete verdreifacht, Alkohol, in Depressionszeiten nötiger als je, wird fast unerreichbar werden. Die Hausfrau wird den Zucker viel teurer kaufen müssen, auch die Getreide- und Mehlpreise werden wahrscheinlich, mit dem Fallen der Mark, geschweige denn bei Beschneidung der staatlichen Zuschüsse, außerordentlich steigen. Die großen Pfändungen, der Steuer wegen, werden beginnen. Jetzt muß Versailles und London ausgefressen werden. Könnt Ihr die neuen Steuern ablehnen? Unmöglich, weil sonst die Reichskrise wieder akut wird. Man kann jetzt nicht mehr Staatspartei und Oppositionspartei zugleich sein. Steuerverweigerung heißt jetzt: Franzosenbegünstigung. In dieser Situation siegen die verantwortungsvollen Politiker der S. P. D. über die demagogischen. Aber, frage ich Sie, Hermann Müller, was für ein Interesse habt Ihr daran, der Deutschen Volkspartei die Last der Mitverantwortung abzunehmen? Wozu Stresemann in Helfferichs Arme treiben? Warum die Desperadopolitiker vermehren? Taktisch betrachtet: Warum laßt Ihr die Stresemänner das nahrhafte Brot der Steueropposition essen?

Die Gründe Eurer Taktik — ach, immer wieder nur Taktik! — sind klar: Ihr fürchtet wieder einmal die Leute hinter Euch, die U. S. P., mit der Ihr Euch über kurz oder lang wieder verschmelzen werdet. Aber so viel Vertrauen zu Euch selbst müßtet Ihr doch haben, um Euch zu sagen: Die U. S. P.-Leute sind gute Menschen, aber miserable Musikanten. Sie haben nach dem November 1918, durch unheilbaren Doktrinarismus Spaltung und Schwächung hervorgerufen, sie werden von gelehrten Demagogen geleitet, und es gibt keine schlechtere Mischung in der Politik als den rabiaten Gelehrten. Bei Euch, Mehrheitsleuten, ist kein Führer, leider, aber ein gewisser bon sens, wirkliche Vertrautheit mit den guten Instinkten des deutschen Arbeiters, der ein sittlicher, kein revolutionärer Politiker ist. Betreibt Politik nicht als wissenschaftliche Seminarübung, betreibt sie als freie Kunst instinktsicherer Arbeiter.

II.

Eine dritte Gefahr habe ich zu schildern. Sie besteht in der Konkurrenz derjenigen Staaten, die im Kriege glücklicher gewesen sind als wir, vor allem in der Konkurrenz der angelsächsischen Länder. Vor dem Kriege war der Deutsche überall, ich will nicht behaupten, sehr gerne gesehen, aber doch zweifellos gut aufgenommen. Es waren uns die Handelsverbindungen mit allen Ländern offen, Es gab keinen Winkel auf der Erde, der deutsche Produkte nicht kannte und verwertete, und er fuhr gut dabei, denn das deutsche Produkt war gut gearbeitet, präzis, billig und schön. Der Nationalismus der Völker hat diese Verbindung zerrissen, aber nicht nur das: unser Eindringen in andere Länder wird mit größtem Mißtrauen beachtet. In vielen Ländern können wir heute noch nicht reisen, andere Länder verschließen sich uns gänzlich. Es wird große Mühe kosten, die Verbindung wieder herzustellen, die wir reichlich gehabt und benutzt haben.

Während dieser Zeit aber wächst empor die Konkurrenz der angelsächsischen Welt. In seiner Industrie war England jahrzehntelang zurückgeblieben, und zwar deswegen, weil es die technische Atmosphäre, von der ich gesprochen habe, nicht so stark entwickelt hatte wie wir, England ist im Kriege industriell mächtig emporgewachsen. Es ist daher noch viel stärker emporgewachsen kolonial und noch weitaus stärker politisch. England entscheidet heute auf dieser Seite des Weltmarktes die Geschicke einer halben Welt. Die Industrie Englands, die Wirtschaft Englands, die Finanzen und der Handel Englands haben Eingang überall, das Land gesundet finanziell, wächst politisch an.

Nicht minder gefährlich ist die Konkurrenz Amerikas, denn Amerika, ein Land von wenig stark ausgebildetem Imperialismus, hat die größte wirtschaftliche Kraft der Erde dadurch, daß es sich selbst genügt, daß es alle Produkte, deren es bedarf, in seinen eigenen Flanken birgt, daß es niemals Käufer zu sein braucht und jedes Menschen Verkäufer sein muß. Das amerikanische Produkt wird von allen Ländern verlangt, Amerika braucht das Produkt keines anderen Landes. Aber das ist nicht die größte Gefahr, sondern die größte Gefahr ist die, daß das amerikanische Land das weiträumigste und reichste aller Länder ist. Die Frage der industriellen Produktion ist heute mehr denn je eine Frage des industriellen Konsums. Nur da kann mit vollendeten Mitteln produziert werden, nur da kann Massenfabrikation und billige Fabrikation getrieben werden, wo ein riesenhafter Absatz gegeben ist. Die Weiträumigkeit und der Reichtum Amerikas aber machen Amerika zum Land des ungeheuersten Konsums. Der Verbrauch Amerikas an irgendeinem Produkte kann immer so betrachtet werden, als wäre er gleich dem Verbrauch von ganz Europa. Nun stellen wir uns aber vor, wie zersplittert, wie feindselig der Konsum dieser kleinen Diminutivstaaten ist im Vergleich zu der riesenhaften Einheitswirtschaft dieses

überseeischen Landes! Auf unsrer Seite schärfste Konkurrenz der kleinen Staaten in der Produktion und im Absatz, auf der anderen Seite eine kolossal konzentrierte Fabrikation von relativ wenigen Unternehmungen, ein riesenhafter Absatz, der dem Absatz des ganzen europäischen Festlandes zumindest gleichkommt, und ein Absatz, der beruht auf eigener Produktion des eigenen Landes, während alle europäischen Länder ihre Stoffe kaufen müssen. Daß dieses Gleichgewicht überhaupt kaum mehr herzustellen sein wird zwischen Amerika und Europa ist klar, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in wenigen Jahrzehnten die ganze europäische Politik der Staaten untereinander, die Staaten als Gemeinbegriff sich umgestalten wird, zwangsläufig, sobald man erkannt hat, daß diese Zersplitterung der amerikanischen Einheit gegenüber gar nicht mehr Stand hält. Es drängt sich der Vergleich mit den geschichtlichen Ereignissen vor 2300 Jahren auf, als die ganz zersplitterten kleinen Diminutivstaaten Griechenlands trotz ihrer enormen Zivilisation und Kultur sich nicht mehr halten und verteidigen konnten gegenüber der einheitlichen Macht des durch ein Meer von ihnen getrennten Roms.

Wir sind noch immer bei der Betrachtung der Frage, aus welchen Gründen es notwendig ist, unsere Produktion auf eine neue Basis zu stellen, um imstande zu sein, denjenigen Verhältnissen gerecht zu werden, die der Krieg uns auferlegt hat. Da dürfen wir ein letztes Element nicht unerwähnt lassen; das ist die Schwierigkeit, die sich aus der Entwertung unseres Geldes ergibt, die Schwierigkeit zu bauen und anzuschaffen. Diese Schwierigkeit haben wir niemals zuvor gekannt. Wo wir es für erforderlich hielten, Werke zu errichten, war das Kapital zur Verfügung. Wo wir Eisenbahnen, Kanäle oder Schiffe brauchten, wurden sie gebaut; wo wir Werkstätten vergrößern mußten, war es leicht, sie zu errichten. Das hat sich geändert. Heute kostet die Errichtung eines Hauses nahezu das Zwanzigfache von dem, was wir vor dem Kriege dafür bezahlt haben. Das ist nur ein anderer Ausdruck der Tatsache, das wir verarmt sind, denn an Dollars gemessen, kostet das Haus nur das Einundeinhalbfache von dem, was es früher gekostet hat; aber wir, deren Geldwert sich gezehntelt hat, wir können diese Gebäude, diese Einrichtungen nicht mehr schaffen. Auch hierin liegt eine enorme Gefahr für unsere Zukunft, die wir zu überwinden haben. Wir haben sorgfältig umzugehen mit dem, was wir besitzen. Unsere Kraft wird nicht mehr in den nächsten Jahren und Jahrzehnten darin bestehen, daß wir die Stärksten sind im Errichten neuer Werke, wir können unsere Kraft nur darin suchen, daß wir die gegebenen Werkzeuge, die gegebenen Werke, die gegebenen Bauten und Unternehmungen erhalten, daß wir sie ausnützen in einer Weise, wie wir sie nie zuvor ausgenützt haben, das heißt, wir werden abermals hingeleitet zu dem Produktionsproblem, zu der Frage der organisierten Produktion. Immer wieder werden wir zu diesem Punkte geführt: Produktionspolitik ist der Schlüssel unserer Zukunft. Produktionspolitik ist die Möglichkeit von der sich alle Tendenzen des Sozialisierungsbedürfnisses lösen lassen, und wenn wir die Produktionspolitik als das Zentrum unserer Erwägungen nehmen,

werden wir finden, daß das Schlagwort der Sozialisierung sich auflöst in vollkommen rationell erfaßbare Begriffe.

Wir haben gesprochen von der Notwendigkeit, die Produktionspolitik zu betreiben, wir wollen ins Auge fassen die Frage, ob sie möglich ist und wie weit sie möglich ist. Selten sind Probleme dieser Art in früherer Zeit studiert worden. Es herrschten gewisse zwangsläufige Vorstellungen, die niemals geprüft sind, mit denen die Wissenschaft sich nicht befaßte und die der Praktiker nach seiner Art erfahrungsgemäß zu behandeln pflegte. So ging man davon aus, daß die höchste Möglichkeit eines Arbeiters, zu produzieren, neue Werte zu schaffen, ungefähr eingeschlossen sei in die Größenordnung von 2000 bis 3000 Mark jährlich. Man glaubte also, daß man einen Umsatz von vielleicht 3000 bis 5000 Mark per Kopf der Arbeiter leisten könne, mit Ausnahme derjenigen Fälle, wo der Arbeiter an einem sehr wertvollen Stoff arbeite, wie etwa Gold oder Kupfer oder anderen wertvollen Rohprodukten und war der Meinung, die Wertsteigerung, die durch die Arbeitskraft eines einzelnen Menschen geschaffen werden konnte, sei nur ein Bruchteil dieser, sagen wir 5000 Mark, also etwa von der Größenordnung von 2000 Mark. Man hat die Produktionsfähigkeit Deutschlands vor dem Kriege berechnet auf einen Wert von etwa 42 bis 45 Milliarden Goldmark und diese Rechnung wird ungefähr zutreffend gewesen sein. Auch hier kommt man wieder zu dem gleichen Erfahrungssatz, daß etwa die Wertschöpfung des einzelnen Menschen begrenzt sei durch ein Maximum von wenigen Tausend Mark per Jahr. Man hat aber selten in den Kreis der Betrachtung die Frage gezogen, ob denn hier wirklich eine natürliche gesetzliche Begrenzung der Produktionsfähigkeit des Menschen vorliegt. Betrachtet man diese Frage vorurteilslos, so kommt man zu dem Ergebnis, die Produktionsfähigkeit der menschlichen Arbeitskraft hängt in weitgehendem Maße ab von den Einrichtungen, die dieser Arbeitskraft zur Verfügung gestellt werden. Sie ist praktisch auf den meisten Gebieten des menschlichen Schaffens nahezu unbegrenzt. Es gibt zwar Gebiete der reinen Handarbeit, wo das menschliche Schaffen in seinem Werte begrenzt ist. Es kann ein Kohlenhäuer, solange ihm keine besseren mechanischen Hilfsmittel zur Verfügung stehen als heute, nicht mehr als ein bestimmtes Quantum Kohle fördern. Wohl aber kann zum Beispiel der Arbeiter einer chemischen Fabrik, die wie ein Uhrwerk ganz von selbst läuft, sich lediglich auf Überwachungsarbeiten beschränken und dabei Werte erzeugen, die ganz beliebig groß sind. Als ein Beispiel möchte ich erwähnen, daß heute der Arbeiter, der an einem Hochofen arbeitet jährlich Werte schafft — schaffen ist vielleicht ein ungeeigneter Ausdruck, sagen wir besser, daß unter seiner Aufsicht Werte entstehen — die sich auf mehrere Hunderttausende Mark jährlich belaufen. In einer gutgeordneten chemischen Fabrik, in einem guten Elektrizitätswerk werden unter Führung eines einzelnen Arbeiters Werte von ungeheurer Größe geschaffen. Es ist also nicht nur die menschliche Arbeit der Faktor, der die Höhe der produzierten Werte bestimmt, sondern auch die Einrichtung, die

man ihm zur Verfügung stellt. Die Leitung des Produktionsprozesses ist entscheidend dafür, welche Quantitäten in Arbeit umgesetzt, kristallisiert werden können in Werte und welches der Betrag derjenigen Werte ist, die als Gesamtsumme ein Land am Ende des Jahres an industrieller Arbeit fertigstellt.

Wir können also davon ausgehen, daß der Nutzeffekt der menschlichen Arbeitsleistung praktisch nahezu unbegrenzt ist; wir können davon ausgehen, daß kein theoretischer Grund dagegen spricht, daß 60 Millionen Menschen, von denen 20 Millionen Erwachsene Arbeiter sind, daß ein Land von dieser Größe etwa begrenzt sein muß mit einer Produktion von 40, 42 oder 45 Milliarden Goldmark. Wir können davon ausgehen, daß ein solches Land, wenn es seinen Produktionsprozeß richtig leitet, wenn es vollkommen durchdachte Einrichtungen schafft, ein Vielfaches dieser Werte produzieren kann. Die theoretische Möglichkeit ist vollkommen gegeben und daß die praktische Möglichkeit gegeben worden ist, das werden wir finden, wenn wir durch unsere Industrien hindurchgehen, wenn wir feststellen, daß überall da, wo wirklich vorzügliche Einrichtungen gegeben sind, wo wirklich die Produktionsprozesse organisch ineinanderlaufen, die Produktionskraft des einzelnen Menschen eine außerordentliche, weit über den Durchschnitt hinausgehende ist.

Wenn wir nun im Vergleich zu dieser Forderung der organischen Produktion, der durchdachten Produktion, der Produktion, die auf einem Maximum und einem Optimum von technischen Einrichtungen beruht, wenn wir im Gegensatz zu dieser Forderung den Zustand ins Auge fassen, in dem sich unsere Wirtschaft gegenwärtig befindet, so können wir nur sagen: trotz unseres berechtigten Glaubens an die Vorzüglichkeit unserer Wirtschaft, wie sie vor dem Kriege war, ist unsere Wirtschaft weit entfernt von denjenigen Forderungen, die wir heute an sie stellen müssen. Wir waren nicht zu Unrecht vor dem Kriege der Meinung, daß wir weit über England standen an technischer Vollkommenheit unserer Mittel, daß wir weit über Frankreich standen, daß wir uns nur zu vergleichen hätten etwa mit Amerika, aber analysieren wir den Zustand unserer Wirtschaft genauer, so finden wir, daß er von der Forderung, die wir heute zu stellen haben, noch unendlich weit entfernt ist, auch wenn wir absehen von denjenigen Zerstörungen, Minderungen und Verschlechterungen des gesamten Mechanismus, die der Krieg und die der Friede uns gebracht hat.

(Weitere Artikel folgen.)

Es liegt mir nichts daran, Enthüllungen zu bringen, sonst würde ich „Das rote Buch der Tscheka", welches die Tscheka, die russische Überwachungskommission zum Kampfe gegen Konterrevolution und Spekulation, selbst aus Anlaß des X. Rätekongresses verfaßt, aber auch selbst wieder beschlagnahmt hat, benutzen. Es enthält die interessantesten Dinge über die Tätigkeit der Tscheka, ihre Wirksamkeit im Falle Mirbach und bei vielen anderen Gelegenheiten.

Ich will aber heute nicht von diesem Buche sprechen, sondern von dem, was ich selbst erlebt habe. Ich habe ja in besonderem Maße Gelegenheit gehabt, die Tscheka kennen zu lernen.

Die alte Ochranka war ein Werkzeug in der Hand des zaristischen Regimes. Die neue Ochranka ist das nicht in der Hand der Sowjet-Regierung. Sie ist vielmehr eine Regierung neben der offiziellen Regierung, die wenig danach fragt, ob ihr Vorgehen dem Willen der offiziellen Regierung, der „Diktatur des Proletariats" entspricht. Wenn ich in den Moskauer Gefängnissen der neuen Ochranka Personen fand, deren Haft kein Vorteil für Sowjetrußland war, so fragte ich mich oft (— und ich tat es nicht allein —), ob nicht ausgesprochene Konterrevolutionäre in der Tscheka arbeiten, die nur darauf ausgehen, die äußere Politik der Sowjetregierung zu erschweren und den inneren Aufbau unmöglich zu machen. Warum geht nun die Sowjetregierung nicht energisch gegen die Tscheka vor? Wahrscheinlich aus zwei Gründen. Zunächst deswegen nicht, weil sie mit der Reinigung der Tscheka das ganze Instrument ihrer Diktatur zerstören würde und sodann, weil sie nicht die Macht dazu hat. Lenins Rede auf dem X. Rätekongreß hat die Tscheka schon beschlagnahmt! Die Russische Kommunistische Partei und der Rat der Volkskommissare haben nicht die Macht, die Tscheka zu säubern. Ich habe sichere Berichte, daß die Tscheka, vertreten durch Herrn Dsershinski als Obertschekisten die Wünsche selbst eines Trotzki absolut nicht berücksichtigt, geschweige denn reagiert, wenn ein „Konterrevolutionär" wie Lenin ein Anliegen hat. Ich spreche von Lenin als einem „Konterrevolutionär". Ich will damit natürlich nicht sagen, daß ich ihn selbst dafür halte. Ich habe ja meine Ansicht über Lenin an dieser Stelle schon klar ausgesprochen, ich will damit nur andeuten, daß selbst ein Lenin in den Augen eines echten russischen Parteigängers oder eines richtigen Tschekisten eigentlich schon ein Konterrevolutionär ist, und ich zweifle nicht, daß er längst in der Ljubjanka sitzen würde,

wenn er nicht eben gerade Lenin wäre. Der Name und Einfluß einer Persönlichkeit spielt doch auch in dem „kommunistischen" Rußland noch immer eine große Rolle, ebenso wie das Geld. Von der Bedeutung des Geldes im wirtschaftlichen Leben habe ich im letzten Artikel gesprochen, auf die Bedeutung des Geldes im politischen Leben sei hier hingewiesen. Man kann sich mit Geld aus den Händen der Tscheka loskaufen. Es ist natürlich sehr teuer, viel teuerer, als dies bei der alten Ochranka war. Die Preise sind ja wie bekannt überhaupt in Rußland gestiegen. Die Loskaufpreise sind in Rußland noch nicht zentralisiert. Möglich, daß die Finanzabteilung sich mit diesem Problem gelegentlich noch beschäftigt. Die Loskaufpreise regeln sich nach dem Gesetz von Nachfrage und Angebot. Berücksichtigt man, daß eine Million Rubel in Rußland kein Kapital, sondern ein zwar auch dort von jedem heiß ersehnter, aber doch äußerst geringfügiger Besitz ist, so läßt sich leicht verstehen, daß dieser Betrag nur die Valutabezeichnung bei Loskaufpreisen ist. Armer Proletarier, in wie schlechter Lage befindest du dich in dem kommunistischen Rußland gegenüber dem Besitzenden, dem Sowjetbourgeois, dem Spekulanten und Schieber!

Die Tscheka wirkt wie der „Wille", von dem Schopenhauer spricht. Sie ist überall. Wenn der Arbeiter-Delegierte im Schlafwagen nach Moskau fährt und im Automobil vom Bahnhof abgeholt und nach dem Staatshotel „Lux" gebracht wird, wenn er im Delegiertensaal des „Lux" sein reichliches und schmackhaftes Essen verzehrt, wenn er die Sowjetbehörden besucht, immer ist die Tscheka um ihn. Wenn der Delegierte im „Lux" in seinem Zimmer sitzt und arbeitet, auch dann ist die Tscheka um ihn. Sie sitzt dann im Telefon, im Papierkorb und in der Wand. Wenn der Proletarier im Viehwagen nach Moskau fährt, wenn der Rotgardist unter freiem Himmel ohne Decke oder Kopfunterlage schläft, wenn er sein Blut für die Interessen der Sowjetbourgeoisie verspritzt wenn der Sowjetlehrer unterrichtet, wenn der Mann zu Hause bei seiner Frau sitzt und mit ihr spricht, — immer, immer ist die Tscheka unsichtbar zugegen. Alles wartet gleichsam nur auf die Verhaftung durch die Tscheka. Holitscher hat ganz recht, wenn er das Wirken der Tscheka als eine Verfolgung, vor der es kein Entrinnen gibt, auffaßt. Die Tscheka läßt sich sehr wohl durch die Worte des 139. Psalm charakterisieren: „Tscheka, du erforschest mich und kennest mich. Ich „sitze" oder „stehe auf", so weißt du es; du verstehest meine Gedanken von ferne. Ich gehe, oder liege, so bist du um mich, und siehest alle meine Wege. Von allen Seiten umgibst du mich, und hältst deine

Hand über mir. Solche Erkenntnis ist mir zu hoch; ich kann sie nicht begreifen."

Ein Netz von Spitzeln und Provokateuren ist über Rußland ausgebreitet, dem auch die Vertreter ausländischer Regierungen nicht entgehen. Eine besondere Organisation ist die Finnland-Provokation. Diejenigen, die Rußland gern früher verlassen, als der R. K. P., der Sinowjew'schen Internationale, dem Auswärtigen Amt und der Tscheka lieb ist, werden durch Provokateure freundlichst eingeladen, die Ausreise über Petersburg vorzunehmen, wo angeblich ein Herr Karl Eduardowitsch Stein ihnen gern über die wenige Stunden entfernte finnische Grenze verhilft. Der Provokateur, stets eine angeblich sehr einflußreiche Persönlichkeit, besorgt sogar in liebenswürdigster Weise die Reisepapiere nach Petersburg, ein außerordentliches Entgegenkommen bei dem russischen Bureaukratismus, bringt sie dem Opfer sogar auf den Bahnhof und läßt sich schließlich noch mit ihm verhaften. Diese wundervolle Einrichtung ist mit Erfolg ausprobiert und gibt den Untersuchungsrichtern der Tscheka die Möglichkeit, gegen den Delinquenten vorzugehen ohne überhaupt die politischen Gesichtspunkte, die für seine Verhaftung bestimmend waren, zu erwähnen. Man hat sich durch seine Handlungsweise in jedem Falle höchst verdächtig gemacht, gegen die Sowjetgesetzgebung verstoßen und der harmlose, von den ganzen politischen Intriguen, angeblich nichts ahnende Untersuchungsrichter bedauert unendlich, daß sich der Angeklagte von einem Konterrevolutionär zu einer solchen Tat hat verleiten lassen.

Wenn ich hier von Untersuchungsrichtern und Angeklagten spreche, so darf man sich nicht etwa ein Gerichtsverfahren vorstellen, wie es hier in Deutschland üblich ist. Der Angeklagte wird unter bewaffnetem Schutz aus seiner Zelle zum Verhör geführt. Das ist einer der wenigen großen Augenblicke im Leben des Gefangenen. Wenn die Zelle aufgeschlossen wird, so sind drei Möglichkeiten. Entweder man wird zum Arzt gerufen, oder zum Daproß (Verhör) oder „wsabodu" (Freilassung bezw. Hinrichtung). Natürlich wird die Zelle auch sonst noch zuweilen geöffnet, aber das sind so genau vorhergesehene Anlässe, die sich an jedem Tag wiederholen, daß sie selbst bei einem Gefangenen keine besonderen Ereignisse mehr sind. Höchstens die Zeit der Essenausgabe ist bemerkenswert. Die Zelle gleicht dann einem Raubtierkäfig vor der Fütterung der Raubtiere.

Zum Verhör wird man dann durch eine lange Reihe kalter und dunkler Gänge geführt. Im Vorzimmer des Untersuchungsrichters muß man einige Minuten warten, während deren man Gelegenheit hat, über seine Situation nachzudenken. Wird man dann zum Genossen Unter-

suchungsrichter hereingelassen, so beginnt die Inquisition. Man ist mit dem Untersuchungsrichter allein. Allenfalls ist noch jemand da, der Protokoll führt. Jedoch kommt es auch sehr häufig vor, daß der Angeklagte das Protokoll selbst schreiben darf. Das geschieht meistens dann, wenn die Aussagen des Angeklagten so nebensächlich für die Behandlung des Falles und für das Urteil sind, daß der Angeklagte schreiben kann, was er will. Während des Verhörs raucht man „Papirossi". Auch der Angeklagte darf rauchen, und wenn er die 25 Zigaretten, die er von der Gefängnisverwaltung alle zehn Tage bekommt, schon verraucht hat, bekommt er sogar von dem Untersuchungsrichter noch Zigaretten. Ich habe sogar erlebt, daß der Untersuchungsrichter, dem Angeklagten noch einige Vorräte an Zigaretten und Tabak in die Zelle mitgegeben hat. Es ist überhaupt nicht richtig, zu sagen, daß die Beamten der Tscheka, seien sie nun Untersuchungsrichter oder Aufseher, nicht zuweilen durchaus menschlich auftreten und dem Gefangenen gegenüber freundlich und entgegenkommend sind. Es ist nicht richtig, die rohe Behandlung als die übliche und die Brutalität als hervorragendsten Charakterzug der Tschekisten darzustellen. Das ist subjektiv und tendenziös. Auch die Tschekisten sind Menschen und deswegen sind unter ihnen auch alle Typen vertreten.

Man sitzt während des Verhörs dem Untersuchungsrichter ganz kameradschaftlich gegenüber. Man unterhält sich. Man spricht von einem Fall und man würde ganz vergessen, daß es der eigene Fall ist, wenn man nicht durch eine bestimmte Leere im Magen daran erinnert würde, daß man an der Sache persönlich interessiert ist.

Ein solcher Verlauf eines Verhörs ist natürlich nicht eine Norm. Es gibt auch Verhöre, die anders verlaufen. Manchmal wird der Untersuchungsrichter sehr ungemütlich und zieht den Revolver, mit der Drohung, einen sofort zu erschießen, wenn man nicht die Wahrheit sage d. h. das zugibt, weswegen man angeklagt ist. Interessant ist die Behandlung des Rechtsfalles an sich. Man klagt dort nämlich nicht an und bemüht sich dann als Ankläger, die Schuldbeweise zu erbringen, sondern man verhaftet und verlangt dann von dem Angeklagten, daß *er* seine *Unschuld* nachweist. Das ist natürlich schwerer, umsomehr, als in dem Ljubjanka-Gefängnis (das *innere* Gefängnis der Tscheka in Moskau) jeder Verkehr der Inhaftierten mit der Außenwelt völlig unterbunden wird und dem Angeklagten grundsätzlich nichts geglaubt wird. Einen Rechtsbeistand hat man nicht. Man braucht ihn ja auch nicht, denn nach der Ansicht der Tscheka ist gar kein Recht zu erweisen, sondern seitens des Angeklagten das vermeintliche Unrecht, das ihm geschieht, zu widerlegen.

Das Verhör wird nach der Revolverinquisition in den gleichen verbindlichen Formen weitergeführt. Man raucht seine Zigarette wieder an. Der Untersuchungsrichter reicht dem Angeklagten eventuell sogar Feuer.

Während des Verhörs ist dem Angeklagten größte Aufmerksamkeit anzuempfehlen. Hat der Angeklagte zum Beispiel einen Brief bei sich gehabt, vielleicht einen Brief ganz harmlosen Inhalts, so wird er vielleicht gefragt, ob das zutrifft. Beantwortet er die Frage bejahend, so wird weiter gefragt, ob er den Inhalt dieses Briefes gekannt habe. Bejaht er wieder, so ist erwiesen, daß der Angeklagte ein Konterrevolutionär ist, Denn erstens sind unter den harmlosen Worten des Briefes konterrevolutionäre Mitteilungen verborgen. Der Angeklagte staunt dann, was der Untersuchungsrichter alles aus dem Brief herausliest. Der Angeklagte erkennt seinen Brief gar nicht wieder und muß nun beweisen, daß der Untersuchungsrichter unrecht hat. Oder aber, der Untersuchungsrichter fragt weiter, ob der Angeklagte sich denn auch des Blattes erinnere, welches in dem Briefe gelegen habe; er kenne doch den Inhalt des Briefes. Natürlich weiß der Angeklagte von solchem Blatte nichts. Bei solchem Verfahren kommen natürlich auch Verwechselungen vor. Der Untersuchungsrichter hat viele Akten und dabei kann sehr leicht ein solcher schwer belastender Zettel aus einer Akte in die andere geraten.

Das Leben des Untersuchungsrichters ist überhaupt sehr schwer, Er muß sogar oft nachts arbeiten. Die Konterrevolution hat ja zu sehr um sich gegriffen. Ehe ein Prozeß erledigt ist vergehen Monate, oft sogar Jahre. Dabei die Ernährungsschwierigkeiten. Von dem Pajok kann man doch bei so anstrengender und verantwortlicher Arbeit nicht leben. Man muß also sehen, wie man durch Spekulation etwas bekommen kann. Die Sowjetbourgeoisie hat auch ihre Sorgen, und dies umsomehr, je höhere Posten sie im Sowjetleben inne hat.

Nach dem Verhör wird der Angeklagte dann wieder in seine Zelle zurückgebracht. Man ist entweder allein oder mit einigen Leuten zusammen. Die Kammer, in der ich in der Ljubjanka war, sollte für vier Personen reichen. Wir waren zuerst auch nur vier, der russische General Klimbowski, ein Zarenoberst Masharowski, ein Anarchist und ich. Nach und nach kamen immer mehr dazu. Selten, daß einmal jemand fortging. Der ehemalige Zarengeneral, der sich nach der Oktoberrevolution der Sowjetregierung zur Verfügung gestellt hatte und auf seinem militärtechnischen Gebiet einen guten Ruf genießt, saß schon — man sollte eigentlich sagen: erst — sieben Monate. Er ist nach einem weiteren Monat in das Butürka-Gefängnis gebracht worden. Ich

habe ihn aber dort nicht mehr gesehen. — Die Kammern füllen sich also allmählich immer mehr. Sogar ein richtiger ehemaliger russischer Fürst, Mitglied der russischen kommunistischen Partei kam. Dann richtiggehende „Burjuken", Banditen und Tscheka-Spitzel. Als kein Platz mehr war, um ein Holzgestell zum schlafen aufzustellen, mußten die Überzähligen auf dem Fußboden schlafen. Decken gab es natürlich nicht. Man konnte sich mit dem zudecken, was man bei sich hatte. War man im Winter verhaftet worden, so hatte man eventuell einen Wintermantel, war man im Sommer verhaftet worden, so hatte man natürlich nichts und dann fror man im Winter sehr. Die Heizung funktionierte in der Ljubjanka im letzten Winter zeitweilig. Oft war es aber auch sehr kalt. Sehr fürsorglich war die Gefängnisverwaltung hinsichtlich der sonstigen hygienischen Vorrichtungen. Die Fenster, von außen mit Farbe beschmiert, so daß man nicht hinaussehen konnte, ließen sich nicht öffnen. Sonstige Ventilationsvorrichtungen waren auch nicht vorgesehen. Morgens und abends wurde man unter bewaffneter Bewachung nach der „Ubornaja" (Wasch- und Toilettenraum) geführt. Einer der die Parascha trug (wer die alte russische Literatur über die Schrecken der zaristischen Gefängnisse gelesen hat, weiß, was eine Parascha ist) ging voran, die anderen folgten langsam schweigend im Gänsemarsch. Ich mußte dabei immer an jenes Gedicht denken, wo es heißt: „Voran kam der Meßner geschritten". Dauerte dem Aufseher die Sache auf der Ubornaja zu lange, so schrie er: skarjei (beeilt euch), worauf ihm einer antwortet: ssitschass. Dieses Wort „ssitschass" hat eine Bedeutung, die im Deutschen schwer wiederzugeben ist. Das Wörterbuch sagt, ssitschass heiße sofort. Das stimmt aber nicht. Ssitschass bedeutet einen einstweilen nicht näher anzugebenden fernen Termin.

Leider gestattet mir der Raum nicht, von meinen Erlebnissen in der Tscheka noch weiter zu berichten. Ich habe ja nur einen Bruchteil von dem, was ich gesehen habe, angedeutet. Ich habe noch nichts von den Folterqualen des Hungers, des Kellers und des Ungeziefers erzählt. Ich habe noch nicht das Leben in der Butürka dargestellt, von dem ja neulich Meschtscherjakow in der „Prawda" erzählte. Das Leben ist natürlich nicht so, wie es die Prawda darstellt. Ich habe auch noch nicht von den Hinrichtungsmethoden der Tscheka gesprochen.

Ich habe aber alles gesagt, was zur Charakteristik der Tscheka notwendig ist, und darauf kam es mir an. Ich will nicht Schreckensplakate malen, sondern die Wahrheit sagen.

WALTHER FEDERN

WIENER WIRTSCHAFTLICHES TAGEBUCH

Die Wiener Regierung hat den Staatsvoranschlag für das zweite Halbjahr 1921 eingebracht, der mit fast 50 Milliarden Kronen Ausgaben und 24 Milliarden Kronen Einnahmen, also mit einem Defizit von 25.4 Milliarden schließt. Das ist um 5 Milliarden mehr als die Hälfte des Defizites des laufenden Finanzjahres. Es ist also noch keine Rede von einer Besserung. Indessen sind bereits 9 Milliarden neue Ausgaben für Personalaufbesserungen und anderes in sicherer Aussicht, für die die Bedeckung in der Erhöhung der indirekten Abgabegebühren, Tabakpreisen usw., gesucht werden soll. Die Personentarife sind soeben wieder verdoppelt worden. Die Gütertarife werden ab 1. Juli um etwa 50 % erhöht. Dabei beträgt das durchschnittliche Jahreseinkommen eines Staatsbediensteten jetzt K 122.000 und wenn man bedenkt, daß im Durchschnitt davon 3 Familienmitglieder erhalten werden sollen, kann man sich leicht ausmalen, ob die Beamten mit einem Durchschnittseinkommen von rund 1100 schw. Francs im Jahr ausreichend bezahlt sind. Ein Sektionschef, der höchste Beamte nach dem Minister, hat jetzt ein Jahreseinkommen von kaum 250.000 K, also nicht einmal Frcs. 2500 und da soll eine gute Verwaltung überhaupt möglich sein. Ein Sektionschef hat heute kaum dreimal so viel Einkommen als ein Hilfsdiener. Vor dem Krieg hatte er 18 mal soviel. Es gehört viel Selbstverleugnung für einen tüchtigen Menschen dazu, um überhaupt im Staatsdienst zu bleiben, und man kann sich nicht wundern, daß die Flucht der Staatsbeamten in private Stellungen immer stärker wird. Daß dies der gewünschte Abbau der Überzahl der Beamten sei, wird man nicht behaupten können. Es sind die tüchtigsten Beamten, die weggehen.

Eine Sanierung des Budgets durch Verminderung der Personallasten, die etwa 37 Milliarden K betragen, wird kaum möglich sein, durch Steuererhöhungen wird es auch nicht zu machen sein. Dieser Tage haben die Industriellen einen großen Protesttag gegen die unerträgliche Überlastung mit Steuern abgehalten, wobei die Hauptgravamen die Nichtberücksichtigung der Geldentwertung bei der Steuerbemessung und die ungeheuerlichen Zuschläge der Länder und Gemeinden bildeten. Was in Deutschland bereits im wesentlichen durchgeführt ist, die Vereinheitlichung der Steuern und die Verweisung der autonomen Verwaltungen auf einzelne vom Staate nicht in Anspruch genommene Einnahmequellen und Überweisungen aus dem Staatsbudget steht in Deutschösterreich noch

bevor. Über diese Zuschlagswirtschaft wurden groteske Ziffern vorgebracht. Landes- und Gemeindeumlagen erreichen oft weit über 1000 %, in einer kleinen Gemeinde 1050 % der staatlichen Steuer. Da diese den Reingewinn der Aktiengesellschaften mit 20 % trifft, kommt es vor, daß die Steuern samt Zuschlägen 124 % des Reingewinnes ausmachen. Ähnliches wird über die Belastung der nicht zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichteten Firmen, der Hausbesitzer usw. berichtet. Es ist ja anzunehmen, daß sich in den meisten Fällen die Steuerpflichtigen helfen, indem sie nur einen Bruchteil des tatsächlich erzielten Reingewinnes einbekennen, aber welche Verwilderung der Steuermoral muß eintreten, wenn man bei richtiger Fatierung um ein Viertel mehr, als man verdient hat — das geht in der gesegneten Stadt Dornbirn in Vorarlberg fast bis zum Vierfachen des Reingewinnes — an Steuern entrichten soll.

Auch die Verminderung der staatlichen Lebensmittelzuschüsse wird das Heil nicht bringen. Wohl sind sie für das Halbjahr mit $10^1/_4$ Milliarden K präliminiert, aber jeder Versuch den Zuschuß durch Erhöhung der Lebensmittelpreise zu vermindern, muß unvermeidlich zu einer Erhöhung aller Löhne und Gehalte führen.

Der Preisabbau hat immer noch nicht eingesetzt, aber der Industrie beginnt es schlechter zu gehen. Sie hat lange Zeit sehr viel verdient, aber nun drückt die unverkäufliche Ware aus der Tschechoslovakei und aus Deutschland und der Export beginnt zu stocken. Ein Automobilfabrikant, der kürzlich in England und den Vereinigten Staaten war, berichtet, daß er die Automobile um die Hälfte billiger liefern könnte, daß aber trotzdem niemand etwas bestellen will. Der Weltmarkt ist übersättigt und Mitteleuropa bleibt kaufunfähig. So ist nun auch die Stimmung der Geschäftskreise, die sich bisher bei der allgemeinen Not sehr wohl gefühlt hat — die Bilanzen sind zumeist sehr gut ausgefallen — arg herabgestimmt. An der Börse gab es einen ausgiebigen Krach der Effektenkurse, als die Krone vorübergehend sich hob. Seither ist das Mißtrauen gegen die vielen neuen Firmen, die riesige Geschäfte gemacht haben und von denen einzelne zusammengebrochen sind, so groß, daß auch die seither wieder eingetretene starke Erhöhung der Devisenkurse den Effektenmarkt nicht belebt hat. Bald wird das Pockerspiel die einzige Ressource der Wiener sein, die von ihrem Einkommen nicht leben können. Das Börsenspiel wenigstens, dem weite Kreise gehuldigt haben, hat vorläufig seine Zugkraft verloren.

„Ich liebe diese Sprache, schreibt mir jemand, schon um ihrer formalen Schönheit willen: dasselbe Wohlgefallen, das mich immer wieder zu diesen Bändchen treibt, führt mich auch immer wieder an die lateinische Prosa der deutschen Humanisten heran. Wenn ich wenig Genüsse kenne, die sich mit der Kostbarkeit von Huttens lateinischen Dialogen vergleichen ließen, so denke ich dabei weniger an den Inhalt als an die Form. Nur unter den Deutschen ist das Schlagwort möglich, daß der Gehalt über die Form gehe. Die Sprache an sich und zwecklos, soll und kann Gegenstand und Ausdruck einer Kunst sein. Es handelt sich hier um ein Formgefühl, das den Griechen und Romanen etwas naiv Selbstverständliches ist." Gewiß, das ist ganz richtig, man darf das sagen, es deutet in die Richtung hin, wo die Wahrheit liegt, aber man müßte noch ein wenig in die Tiefe gehen, um auf die wirkliche Wahrheit zu kommen. Denn „schön", das ist eines von den Worten, mit denen die Leute am geläufigsten operieren und bei denen sie sich am wenigsten denken, und „schöne Sprache" oder „schön geschrieben" ist ein richtiges Verlegenheitswort, das dem in den Mund kommt, dem ein Buch nichts gegeben und ein Stück Prosa nichts gesagt hat. Und doch gibt es keinen schönen und auch keinen bedeutenden Gehalt, ohne eine wahrhaft schöne Darstellung, denn der Gehalt kommt erst durch die Darstellung zur Welt, und es kann ein schönes Buch ohne schöne Sprache ebenso wenig geben, als ein schönes Bild ohne schöne Malerei; und gerade das ist das Kriterium des schön geschriebenen Buches, daß es uns viel sagt, des häßlich geschriebenen aber, daß es uns wenig oder nichts sagt, wenngleich es uns immerhin irgendetwas übermitteln oder zu Verstand bringen, oder Tatbestände vor die Augen führen kann. Der Theologe oder der Anthroposoph trägt er uns das vor, was ihm als höchste Einsicht oder überirdische Ahnung vorschwebt — und welch höherer Gegenstand wäre denkbar als die Zusammenhänge unserer Natur mit dem Göttlichen —, aber trägt er es in einem Kaufmannston, in einer abgenützten Zeitungssprache oder in einer flauen, stammelnden Bildersprache vor, so ist es nicht da; aber Boccaccio hat seine Erzählungen so hingeschrieben, daß alles dran für ewig da ist, und ihr Gegenstand sind die Begegnungen von Verliebten, Überlistungen von Ehemännern und andere schlechte Streiche; aber in ihrer Unzerstörbarkeit und geistigen, man kann nichts anders sagen als geistigen Anmut, stehen diese frivolen Geschichten neben den Dialogen des Platon, deren Gehalt der erhabenste ist. So käme

man fast in die Nähe des Gedankens, es gäbe keinen an sich hohen und keinen an sich niedrigen Gegenstand, sondern nur Reflexe des unfaßlichen geistig-sinnlichen Weltelementes in den Personen, und diese Reflexe seien von unendlich verschiedenem Rang und Wert, je nach der Beschaffenheit des spiegelnden Geistes. Von den Gegenständen gleitet unser Blick plötzlich zurück auf den Mund, der zu uns redet. Aber auch das Montaignesche „Tel par la bouche que sur le papier", ist eine subtile Wahrheit, die verstanden sein will; denn zwar ganz sicherlich ist das, was den tiefsten Zauber des schön geschriebenen Buches ausmacht, eine Art von Enthüllung der ganzen Person durch die Sprache: aber diese Mündlichkeit setzt einen Zuhörer voraus; somit ist alles Geschriebene ein Zwiegespräch und keine einfache Äußerung. Von dieser Einsicht aus fällt wie durch ein seitlich aufgehendes Fenster eine Menge Licht auf gewisse Vorzüglichkeiten, an denen wir das gutgeschriebene Buch, die gutgeschriebene Seite Prosa — denn die Prosa und durchaus nicht die Poesie, welche wir hier betrachten — zu erkennen, und die wir an ihr hervorzuheben gewohnt sind. Eine behagliche Vorstellung oder eine bedeutende körnige Kürze, eine reizende oder eine kühne Art zu verknüpfen und überzugehen, wohltuende Masse, eine angenehme Übereinstimmung zwischen dem Gewicht des Dargestellten und dem Gewicht der Darstellung; die Distanz, welche der Autor zu seinem Thema, die, welche er zur Welt, und die besonders, welche er zu seinem Leser zu nehmen weiß, die Beständigkeit des Kontaktes mit diesem Zuhörer, in der man ihn verharren fühlt, das sind lauter Ausdrücke, die auf ein zartes, geselliges Verhältnis zu zweien hindeuten, und sie umschreiben einigermaßen jenes geistig-gesellige leuchtende Element, das der prosaischen Äußerung ihren Astralleib gibt, und es ist keines unter ihnen, das sich nicht auf den Stil des Robinson Crusoe ebenso gut anwenden ließe, als auf den Voltaires, auf Lessings Streitschriften ebenso wie auf Sören Kierkegaards Traktate. Auf Kontakt mit einem idealen Zuhörer läuft es bei allen ihnen hinaus; dieser Zuhörer ist sozusagen der Vertreter der Menschheit, und ihn mitzuschaffen und das Gefühl seiner Gegenwart lebendig zu erhalten, ist vielleicht das Feinste und Stärkste, was die schöpferische Kraft des Prosaikers zu leisten hat. Denn dieser Zuhörer muß so zartfühlend, so schnell in der Auffassung, so unbestechlich im Urteil, so fähig zur Aufmerksamkeit, so Kopf und Herz in eins gedacht werden, daß er fast über dem zu stehen scheint, der zu ihm redet oder es wäre nicht der Mühe wert, für ihn zu schreiben; und doch muß ihm von dem, der ihn geschaffen hat, eine gewisse Unvollkommenheit

zugemutet werden, mindestens eine gewisse Unvollkommenheit der Entwicklung, daß er es notwendig hat, auf vieles erst hingeführt zu werden; eine starke Naivität, daß er mit dem, was das Buch bringt, wirklich zu ergötzen sei, und dadurch etwas wesentlich Neues erfahren werde. Vielleicht könnte man eine ganze Rangordnung aller Bücher, und ganz besonders der belehrenden, danach aufrichten, wie zart und wie bedeutend das Verhältnis zu dem Zuhörer in ihm erfüllt sei: und nichts zieht ein Buch und einen Autor schneller herunter, als wenn man ihm ansieht, er habe von diesem seinem unsichtbaren Klienten eine verworrene, unachtsame und respektlose Vorstellung im Kopf gehabt.

Es sind also immer ihrer zwei: einer, der redet oder schreibt, und einer, der zuhört oder liest, und auf den Kontakt zwischen diesen zweien läuft's hinaus; aber dieser Kontakt gibt, je bedeutender er ist, in je höherer Sphäre er wirksam wird, um so mehr das Übergewicht dem Gebenden, während der Empfangende in diesen höheren Sphären immer leichter und dünner wird, ohne daß er freilich je aufhören würde, da zu sein. Wenn Goethe sagt, ihm sei, so oft er eine Seite Kant aufschlage, als trete er in ein helles Zimmer, so ist uns ein lichtvoller, mit der höchsten Quelle allen Lichtes kommunizierender Geist vorgestellt. Aber ebenso, wie diese Eigenschaft, ein Licht zu sein, spüren wir bei anderen großen Autoren andere oberste Qualitäten des Geistes: die Stärke, welche von der inneren Ordnung nicht zu trennen ist; die wahre Selbstachtung, welche zusammengeht mit der Ehrfurcht; die seltene Glut der geistigen Leidenschaft. In der Darstellung eines solchen Geistes meinen wir wahrhaft die Welt zu empfangen, und wir empfangen sie auch, und nicht nur in den Gegenständen, die er erwähnt, sondern alles das, was er unerwähnt läßt, ist irgendwie einbezogen. Gerade die Kraft und die Überlegenheit, von dem ungeheuren Wust der Dinge unzählig viele fortzulassen — nicht ihrer zu vergessen, was die Sache eines schwachen und zerstreuten Geistes wäre, sondern sich mit bewußter Gelassenheit über sie hinwegzusetzen; die unerwarteten Anknüpfungen und Verbindungen hinwiederum, in denen plötzlich eine nach allen Seiten gewandte Aufmerksamkeit und Spannkraft sich offenbart; die scheinbare Zerstreutheit sogar endlich und die Willkürlichkeiten, welche zuweilen reizend sein können, all dies gehört zu dem geistigen Gesicht des Schriftstellers, dem Gesicht, das wir zugleich mit der Spiegelung der Welt empfangen, während wir seine Prosa lesen. Wie ein Seiltänzer geht er vor unseren Augen auf einem dünnen Seil, das von Kirchturm zu Kirchturm gespannt ist, die Schrecknisse des Abgrundes, in den er jeden Augenblick stürzen

könnte, scheinen für ihn nicht da, und plumpe Schwerkraft, die uns alle niederzieht, scheint an seinem Körper machtlos. Mit Entzücken folgen wir seinem Schritt, mit umso höherem, je mehr es scheint, als ginge er auf bloßer Erde. So wie dieser wandelt, genau so läuft die Feder des guten Schriftstellers. Ihr Gang, der uns entzückt und der so eigenartig ist wie eine menschliche Physiognomie, ist die Balance eines Schreitenden der seinen Weg verfolgt, unbeirrbar durch die Schrecknisse und Anziehungskräfte einer Welt, und eine schöne Sprache ist die Offenbarung eines unter den erstaunlichsten Umständen, unter einer Vielheit von Drohungen, Verführungen und Anfechtungen aller Art bewahrten inneren Gleichgewichtes.

ALFRED POLGAR

FIESCO, NEU INSZENIERT

Der künstlerische Leiter des Theaters in W., mit 17 1/2 Perzent am Ertrag der Bühne beteiligt, die zu 82 1/2 Perzent der Firma Mauritius Braunschweiger — Klosettschüsselerzeuger und moderner Buchverlag — gehörte, schlug seinem Kompagnon vor: „Spielen wir ‚Fiesco' von Schiller".

„Ich kaufe keine Katz im Sack", antwortete Braunschweiger, „erst muß ich das Stück lesen."

„Nein", sagte er nach der Lektüre. „Bolschewistische Sachen passen mir nicht. Und die spanischen Kostüme möchten ein Heidengeld kosten."

„Das Stück spielt in Italien, Herr Braunschweiger. Es ist klassisch und doch zeitgemäß."

„Wieso zeitgemäß? Der Schiller ist doch schon 800 Jahre tot?"

„Sie verwechseln ihn mit Lessing. Jedenfalls werden die Zeitungen das Stück nicht verreißen können. Es ist geradezu modern. Verrina sagt seiner Tochter: „Werde Du eine Hure!" Ich werde das als Regisseur so herausarbeiten, daß die Leute glauben sollen, sie sind bei Hans Müller."

„Warum spielen wir dann nicht gleich Müller?"

„Müller bekommt Tantièmen. Schiller bekommt keine Tantièmen."

„Dafür kosten die türkischen Kostüme ein Heidengeld. Müller, Schiller, gehupft, wie gesprungen."

„Ich werde Ihnen einen Voranschlag machen. Wenn wir das Stück ganz modern inszenieren, expressionistisch, wird es ein Bombengeschäft."

Der künstlerische Leiter machte den Voranschlag. Für Kostüme setzte er nur eine geringe Ziffer ein. Im Wesentlichen wollte er sich mit dem Fundus von „Kobi auf dem Maskenball" behelfen, jenem Werk, dem die materielle Gesundung des Theaters zu danken war. Hingegen belastete den Voranschlag eine mächtige Post: „Bühnen-Vorbau und Holzstiege ins Parkett".

„Ausgeschlossen", sagte Braunschweiger, „zu teuer."

Der künstlerische Leiter erklärte decitiert, daß er auf Vorbau und Stiege bestehen müsse. Das sei er sich als moderner Regisseur schuldig. Das Genueser Volk müsse aus dem Parkett auf die Bühne kommen, auch der Mohr solle über die Holzstiege sich anschleichen. Hingegen ließe sich vielleicht die Meer-Dekoration der letzten Szene ersparen durch Heranziehung der noch vorhandenen Leinwandwogen aus dem „Böhm in Amerika".

Braunschweiger blieb hart. Der Regisseur sprach ihm ins Gewissen, daß ein Theaterdirektor doch nicht nur dem Geschäft, sondern auch dem Zeitgeist Rechnung zu tragen habe. Der Zeitgeist verlange die Holzstiege. Man könne über den Expressionismus denken wie man wolle, aber eine moderne Inszenierung ohne Holzstiege von der Bühne ins Parkett sei eine solche Unmöglichkeit, wie ein Klosett ohne Wasserspülung.

„Reden Sie nicht in Sachen drein, von denen Sie nichts verstehn. Fiesco, gut, Fiesco. Aber, mit Holzstiegen und solchen Närrischkeiten lassen Sie mich in Ruh. Im Parkett brauch' ich keine Schauspieler, im Parkett brauch' ich zahlendes Publikum."

„Herr Braunschweiger, mein Ruf als moderner Regisseur steht auf dem Spiel. Wenn ich keinen Bühnen-Vorbau und keine Holzstiege bringe, werden die Leute sagen: „vieux jeu".

„Sollen sie! Antisemitische Beschimpfungen lassen mich kalt."

„Vielleicht, wenn wir nicht Eiche nehmen, sondern Sekunda-Fichte. Da kostet der Meterzentner ab Säge nur vier- bis fünfhundert."

„Nicht zu machen."

„Und wenn ich Ihnen mein Wort gebe, wenn ich Ihnen schwöre, ja wenn ich Ihnen garantiere, daß Fiesco mit der Holzstiege ein Bombengeschäft ist?"

„So gewiß sind Sie Ihrer Sache?"

„Ganz gewiß."

„Dann werde ich Ihnen was sagen. Machen Sie das Geschäft allein! Mir ist lieber, Sie verdienen eine Million, als ich verliere hundert Kronen. Also entweder Fiesco mit Stiege ohne mich oder Fiesco mit mir ohne Stiege."

Damit schloß Herr Braunschweiger die Debatte. Aber andern Tags kam der künstlerische Leiter wieder auf das Projekt zu sprechen. Er legte seinem kapitalstarken Kompagnon dar, daß sich, sei Fiesco abgespielt, zu einem Bühnenvorbau nebst Stiege, wenn man nur suche, eine ganze Reihe von Theaterstücken werde finden lassen und daß, verbreite sich in modernen Dramatikerkreisen die Kenntnis vom Vorhandensein solchen Requisits in Braunschweigers Theater, die dramatische Produktion mächtigen Anreiz hiervon erhalten würde. Als Braunschweiger noch immer unbeugsam blieb, sagte der künstlerische Leiter: „Also dann ein anderer Vorschlag. Ich kann aus eigenen Mitteln die Inszenierung, wie ich mir sie denke, nicht bestreiten. Strecken Sie mir zinsenfrei das Geld vor, und ich mache Fiesco auf eigene Gefahr."

Der Kompagnon willigte ein. Vorbau und Stiege wurden angeschafft. Die Genueser liefen treppauf, treppab vom Parkett auf die Bühne, von der Bühne ins Parkett. Der Mohr schlich aus mystischer Niederung an. Die Verschworenen saßen wie Hühner auf ihrer Steige, und Verrina schmiß den Fiesco die Treppe hinunter ins Meer. Das Stück fiel jämmerlich durch. Die Leute warfen ihr rayonniertes Brot auf die Bühne, weil sie außer den ärarischen Zigaretten nichts übler Riechendes bei sich hatten. Braunschweiger zitterte um sein Geld.

„Seien Sie unbesorgt", sagte der künstlerische Leiter. „Sie werden es auf Heller und Pfennig zurückerhalten. Die Tendenz der Holzpreise ist eine hausierende. Oder glauben Sie, ich inszeniere so ins Blaue hinein? Ich habe für Vorbau und Stiege den Meterzentner Holz gezahlt mit dreihundertachtzig. In längstens einem Monat werde ich ihn um sechshundertvierzig verkaufen können . . . Habe ich Ihnen gesagt, daß das Stück ein Bombengeschäft sein wird, ja oder nein? Ihre Schuld, wenn Sie nicht dabei beteiligt sind . . . Übrigens, wissen Sie, was wir jetzt inszenieren? „Hamlet". Dazu brauche ich unbedingt 200 Quadratmeter prima roten Plüsch. Das bin ich meinem Ruf als moderner Regisseur schuldig."

„Ich will mir's überlegen", sagte Braunschweiger zaghaft. „Aber schön war es nicht von Ihnen, daß Sie mich mit „Fiesco" so drangekriegt haben. Kunst, einen armen Kaufmann hineinzulegen, der nichts vom Theater versteht!"

AUS DEM TAGEBUCH

FREUNDE UND MÄZENE

Die arme Frieda Walden hat im Tode nicht neben ihrem Harry liegen dürfen. Herr Dr. Eugen Robert, der Direktor, hat den Zeitungen mitteilen lassen, daß e r, nicht Waldens Verwandte, die Kosten der Beerdigung trage. Schön. Edel. Unerwartet gütig. Darf man den Regisseur des Leichenbegängnisses fragen, ob er auch dafür verantwortlich ist, daß Harry Walden allein bestattet wurde, an einem anderen Orte, an einem anderen Tage als Frieda Walden und ihr Sohn? Schließlich haben die drei so an die zwanzig Jahre miteinander gelebt, gekämpft, geliebt, sie sind an einem Tage in den Tod gegangen, und leicht wird es der fürchterlich entschlossenen Frau nicht gefallen sein, erst dem Geliebten, dann dem Sohn und schließlich sich selbst die Pulsadern durchzuschneiden. Nun, dachte die Verzweifelte, gehen wir drei gemeinsam zur Ruhe. Nein, gebietet der Regisseur des Leichenbegängnisses, jetzt arrangiere ich: Trennung der Toten! Getrennte Beerdigungen! Getrennte Gräber! Arme Frieda Walden, noch im Grabe sehe ich das schiefe Lächeln Deiner schmalen Lippen.

Du hättest auch über das gutbesuchte Leichenbegängnis den Mund schief gezogen. Es hat alles so tadellos geklappt, wie immer bei Roberts Premièren. Unzählige Statisten — kostenlos! — Verwandte, ehemalige Geliebte, Schwärmerinnen, die Bühnengenossenschaft, Rickelt mit einem unvergeßlichen Zylinder, Theaterdirektoren in drolliger Grandezza, reiche Leute bei deren Soupers Walden ehemals als Tafelschmuck verwendet worden. Neugierige. Kino - Operateure mit dem Aufnahme-Apparat. Automobile, Droschken, Equipagen! . . . Am selben Tag erschien im Wiener Tageblatt ein kurz vor dem Tode geschriebener Brief der Frau Walden: „Wenn Harry jetzt für vier Monate ausspannen könnte, wäre es wahrscheinlich, daß alles wieder gut würde. Aber, das ist unmöglich, wir haben kein Geld." Mit der Hälfte der Summe, die beim Leichenbegängnis für Autos, Droschken, Omnibus und Straßenbahn ausgegeben wurde, wäre dem abgehetzten Harry zu helfen gewesen. Nicht gerechnet die Spesen des Leichenbegängnisses. Aber Regisseure für Lebensrettungen finden sich schwerer als Regisseure für Beerdigungen.

Jetzt, da Harry zu verwesen beginnt, fängt die Walden-Hausse an. In Wiener Blättern finde ich folgende Annonce

> Möbel und Gegenstände aus der seinerzeitigen
>
> Auktion Harry Walden
>
> werden von Mäzen gegen reichliche Ablöse gekauft. Nur authentische Besitzer werden gebeten, eventuellen Falles die Gegenstände vorläufig schriftlich unter „Historia 107710" bekanntzugeben.

Die Mäzene! Jetzt kaufen sie seine Schreibtischmappen, seine Schminkdose, sein Nachtgeschirr. Als er lebte, ließen sie den Luxusgewohnten, der ein Heim verloren hatte, in der trostlosen Unheimlichkeit Berliner Pensionate trübsinnig werden. Möge Harry Waldens Federstiel dem neuen Besitzer in den Fingern brennen. Auf den Sammler, der Harrys Studierstuhl kauft, gehe die Qual und Unrast des rechtmäßigen Besitzers über. Der Verehrer, der Waldens historische Seidenjoppe gegen reichliche Ablöse erworben hat, schlüpfe in sie und werde von Glut und Frost und Fieber des Anderen geschüttelt! Wenn Harry Waldens Dämonen in seinen Sachen wohnen, so werden sie, hoff' ich, durch die Sammlung der Mäzene unerbittlich geistern!

BRIEFE ANS TAGEBUCH

TAGORE IN DARMSTADT.

Verehrter Herr Großmann!

Ich appelliere an Ihren Mut und Ihre Bereitwilligkeit, eine Meinung, die der öffentlich legitimierten strikt entgegengesetzt ist, auch zu Wort kommen zu lassen. Sie werden sich, der Sie sozusagen am Steuerruder der öffentlichen Meinung stehen, gegenüber einem so mächtig erregendem Phänomen Ihrer besonders großen Verantwortung bewußt sein und werden deshalb nicht mithelfen, die Diskussion über Tagore so einseitig weitergehen zu lassen, wie es bisher geschah. Ich bitte Sie, mir sagen zu lassen, daß ich Tagore für einen bedenklichen Dichter und den hiesigen Teil seiner Reise für eine ganz bösartige Farce halte.

Ich meine nämlich — um das vielleicht ungeheuerlich klingende dieser Behauptung zu erläutern — daß man die sicher anmutigen Gedanken — und Sprachmusik Tagores nicht mit den ermüdeten Ohren heutiger Europäer anhören darf (durch welche der Inder bloß aus Kontrast ein gewaltiges Plus erhält), sondern daß man sich auf den Boden dieser Geisteshaltung ganz und gar stellen muß, um Eigenleistung von traditionellem Besitz unterscheiden zu können. Denn was an Tagore besticht — das Sordino seines Sprachtons, die katzenfellhafte Weiche und Wärme des Gedankens, die abenteuerliche Kupplung des Konträren im Paradox, das tropische Glühlicht der Sprachfarbe, die namenlos lockere härtelose rhytmische Form — dies alles stellt in deutscher Sprache jederzeit ein Ereignis und eine Leistung dar.

Aber im Indischen ist Geist und Laut der Sprache derart von solchem durchtränkt (wie man an jedem Übersetzungsbruchstück indischer Literatur zeigen kann), daß das Eigentliche hier nicht aufhört, sondern erst beginnt, (wie man ebenfalls an besagten Bruchstücken zeigen kann). Dieses Eigentliche fehlt bei Tagore. Jene Architektur der Visionen, jener gewaltige Zeugungsweg von den Abgründen der Intuition zum Kristall der sprachlichen Form, jene Welt der Gesichte, die einer Thesis erst die Legitimation geben (die der analytische Philosoph durch die rationale Deduktion erbringt), jene Hellsichtigkeit des Sprechers, die seine Dogmen so evident macht wie geometrische Sätze — das fehlt bei Tagore. Wenn er z. B. sagt: „der Tod sei etwas Schönes — der König sei ein Bettler (und umgekehrt) — der Arme sei reich (und umgekehrt) — das Leben sei der Tod (und umgekehrt)" — so finde ich das nicht sehr berauschend. Grob gesagt: Ich glaube, daß man damit keinen Hund hinterm Ofen hervorlockt. Mit solchen dialektischen Purzelbäumen kann man gelegentlich die Tiefe des Absurden in der Welt ahnen lassen, bewegt und ordnet damit aber keinen ihrer Inhalte.

Tagore ist in Darmstadt! Damit aktualisiert sich die Angelegenheit und

nimmt eine Gestalt an, die ich vorschlage bei gelinder Bezeichnung einmal „heiter" zu nennen. Die „Gesellschaft für freie Philosophie" des Grafen Keyserling organisiert die Veranstaltung. Das Heikle dieser Aufgabe soll nicht verkannt werden. Tagore verlangt Zutritt für alle Leute, die ihn sehen und sprechen wollen. Nun sind alle Leute „im heutigen Deutschland eine gemischte Gesellschaft". Viele leiden an der Fiktion, das „Volk der Dichter und Denker" wirksam vertreten zu müssen und lieben die romantische Allüre. Damit kann man sich bei einem gut erzogenen Inder schwer blamieren. Viele kommen zu Tagore, wie sie zu Bellachini und der Boaconstriktor kommen. Es ist nicht leicht: Deshalb sei dieser Teil der Veranstaltung mit Roitik verschont. Tagore sitzt in einer „lauschigen Laube", die Leute, die „Wesentliches" zu sagen haben (wie es in der Presse heißt) cirkulieren vorbei. Dies die Tatsachen. Aber bei den öffentlichen Vorlesungen passiert ein Malheur. Der Teufel gibt der „Gesellschaft für freie Philosophie" ein, den Saal zu garnieren und zwar „à la Inde". Palmen und Blumen, Blumen und Palmen illusionieren den bengalischsten Urwald. Ich vermisse noch einige Pumas auf der Galerie und Klapperschlangen an den Kronleuchtern. Und einen Fakir, der sich lebendig begraben läßt, Tagore liest! Und Graf Keyserling sitzt neben ihm und signalisiert dem ehemaligen Großherzog, wenn eine besondere schöne Stelle kommt. Zum Schluß bringt er ein dreimaliges Hoch (!) auf Indien aus, in das das Publikum „begeistert miteinstimmt". (Natürlich, daß das Publikum begeistert ist und miteinstimmt — wozu ist es sonst auch da?) Also: Hoch Indien! Es genügt wohl. Der Bericht kann abgebrochen werden, zumal die berühmte Uhr anfängt dreizehn zu schlagen und mehr.

Zuletzt sei noch ein Kuriosum vermerkt: Da der ehemalige Hof die Sache managete, hielt sich auch das Volk der Hakenkreuzer für legitimiert, in großer Menge zu erscheinen und pazifistisches Ethos zu schlucken. Wie ihnen das wohl geschmeckt hat? Etwa so, wie dem Löwen Ali, als er die Vergißmeinicht fressen mußte. Möglich auch, daß sie sich geirrt haben und Tagore mit einem Pogromredner verwechselten. Und seine Versöhnungsrede mit einem Aufruf zum Revanchekrieg!

W i c h t i g e r N a c h t r a g: Am Sonntag den 12. Juni erreichte die Feierlichkeit ihren Höhepunkt. Tagore wurde mitten in den Wald gesetzt, das Volk versammelte sich um seinen Fürsten und um ihn und sang auf die sinnige Aufforderung dieses Fürsten („weil Herr Tagore so gern Musik hört" — wörtlich zitiert)(„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten". Das ist nicht gelogen! Buchstäblich wahr! Die Uhr, die dreizehn schlagen wollte (vorhin) — stellt den Betrieb ein! Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!

Duliöh! Juhu! Junge! Junge!

Theodor Haubach.

EIN PROTEST

Michael Z a d o r a schreibt mir:

Am 12. Juni veranstaltete die Staatsoper eine Weberfeier. Einige Tage vorher entschloß sich die Intendanz das Programm durch die Aufnahme des Konzertstückes in F-moll von Weber zu erweitern und ließ bei mir anfragen, ob ich in der Lage sei, das Konzertstück zu spielen.

Die Intendanz legte anscheinend Wert darauf, mich als Solisten zu gewinnen,

weil kein anderer Pianist in so kurzer Zeit die Mitwirkung übernehmen wollte oder konnte.

Absicht der Intendanz war es, der musikalischen Gedenkfeier für einen der größten deutschen Musiker durch Gewinnung eines Pianisten von einigem Format eine würdige Prägung zu geben. Die rechtsstehende Presse bezeichnet nun meine Teilnahme an der Weberfeier als „taktlos" und „geschmacklos", weil ich Pole sei.

Selbst wenn ich es wäre, wäre der Entrüstungssturm, den ich durch meine Mitwirkung hervorgerufen habe, unverständlich. Hätte ich etwa entgegen den künstlerischen Intentionen der Intendanz aus politischen Rücksichten dem Andenken Carl Maria v. Webers, dem ich mich vielleicht verwandter fühle als mancher deutschgeborene Musiker, die Huldigung versagen sollen?

Zur seelischen Beruhigung der Erregten erkläre ich nun, daß ich in New-York geboren und noch heute amerikanischer Bürger bin und Polen nicht besser kenne, als alle anderen Länder, die ich auf meinen Konzertreisen besucht habe.

Zwischen der Tatsache, meiner polnischen Abtammung und den Vorgängen in Oberschlesien, anläßlich meines Auftretens in Berlin, wo ich seit 22 Jahren meinen ständigen Wohnsitz habe, einen Zusammenhang zu konstruieren, scheint mir auch für nationalistische, angeblich der reinen Kunst dienende Musikkritiker, sonderbar genug.

Michael Zadora.

SCHÖNHEITSPFLEGE IM WIENER WINTER 1918.

Ein Prostituiertenmord. Nichts ungewöhnliches also. Wäre der Beruf nicht aus anderen Gründen in unserer Zeit und unserer Zone wenig geachtet, er müßte geehrt sein, weil er ständig Lebensgefahr mit sich bringt. Heute rot, morgen tot. Wenn auch die Röte geschminkt ist, der Tod ist echt.

Der „Fall", die Kulisse des Wesentlichen, die Schale des Kerns soll kurz geschildert werden. Frau Johanna Papier nachtmahlt mit dem Gatten. Sie macht Toilette und verläßt, um die empfindsamen Nachbarn nicht zu stören, möglichst geräuschlos das Haus. Der Gatte legt sich in der Küche schlafen, das Zimmer bleibt für die Ausübung des gefährlichen Berufes frei.

Eine Stunde später alarmiert schon Herr Markus Papier den Hausmeister, der die Polizei. Auf dem Divan des Berufszimmers liegt Frau Papier, bekleidet mit Strümpfen und Schuhen, die Strangulationsmarken an der Kehle, ein paar Bänder, die einer militärischen Leibbinde entstammen, zur Sicherheit noch um den Hals geschnürt. Aus dem Mund zieht man ihr Stoffstücke, den Knebel offenbar, der sie am Schreien hindern sollte. Rasch tritt der Tod den Menschen an, es ist ihm keine Frist gegeben. Ihr vor allem nicht, der armen Straßendirne, den Unbekannten auf seine Absichten zu prüfen. Sie ist zufrieden, daß ihr so rasch ein Fang geglückt. Meint er es ehrlich? Oder meint er die drei armseligen Steine, die an ihren Fingern falschen Glanz vorspiegeln?

Der Täter nahm den Hausschlüssel (ein seltenes Gebrauchsstück in der Stadt der Sperrsechserls) mit sich. So sah der Gatte, sagt er, nur einen Schatten noch von ihm durchs Haustor entschwinden.

„Spurlos", lautet der Bericht, ist der Mörder entkommen. Doch nicht ganz. Eine fremde Uhr, die sich bei der Leiche findet, die Leibbindebänder, die den Hals der Toten umspannten, sind Zeichen. Die Polizei nimmt sie begierig auf. Über einen gestohlenen Koffer, in dem jene Uhr einmal verpackt war, über ein weggeworfenes Paket, in dem die bänderlose Leibbinde entdeckt wird, spürt sie doch

eine Fährte aus, verfolgt sie, und nach langer Suche greift sie an ihrem Ende den heute Angeklagten, der aus einem italienischen Gefängnis ausgeliehen wird, um endlich vor Wiener Geschworenen zu stehen. Deserteur, Schleichhändler, Betrüger, Dieb, zwischen Konstantinopel und Triest vagierend, eine böse Nummer von Kriegs-Niedrigstapler, um das Resultat, daß nicht das Interessante, vorweg zu nehmen: den Geschworenen waren die Indizien nicht ausreichend, der hoffnungsvolle junge Mensch darf in sein bagno zurückkehren, ohne den österreichischen Kerker kennen zu lernen.

Doch dem aufmerksamen Leser wird eine Lücke in der Erzählung nicht entgangen sein, und diese Lücke ist eben das, um dessentwillen erzählt wird. Der Knebel, der angebliche Knebel, konnte er nicht beweiskräftig zeugen gegen den mörderischen Liebhaber? Woraus bestand dieser Knebel? War der weißliche Stoff nicht sein Taschentuch, ein rasch abgerissenes Stück seiner Wäsche, das der Würger benützte, den Todesschrei des Opfers zu ersticken? Nun, der Schein trog, es war kein Knebel. Markus Papier, der unaufmerksame Gatte mit dem tiefen Schlaf, gibt Auskunft. Was dem Mund der an der Berufskrankheit Verstorbenen entquoll, auch das war ein Teil der zum Beruf gehörenden Ausstattung. Ein unbenützter Vorhang wanderte allabendlich fetzenweise in die Backentaschen der Liebessuchenden, um für die Zeitspanne ihrer Werbepromenade die Höhlen ihrer Wangen wegzutäuschen.

Viel Zeit ist vergangen über der polizeilichen Fahndung. Die schauerliche Szene, die heute im Gerichtssaal reproduziert wird, liegt mehr als zwei Jahre zurück. So also — noch einmal wird es ins Gedächtnis zurückgerufen — so sah in Wien der Winter aus, der dem Kriege folgte. So sah es aus in dem Wien, dem die Kriegsschuld zur Last fiel, das den Zorn der Länder zu büßen hatte, die sich von seiner Herrschaft befreit fühlten, die Wien seit langem haßten und es jetzt in seinem Elend ersticken lassen wollten. Spärlich nur brannten seltene Gasflammen auf den Straßen. Es war zu dunkel, als daß ein prüfender Blick der streichenden Dirne die Mord- und Raublust ihres Zufallsbekannten verraten konnte. Aber keine Dunkelheit genügte, ihm die Löcher zu verdecken, die der Hunger in ihre Wangen grub. Lustdirnen, Freudenmädchen des Wiener Winter 1918! Die Stoffreste, die du zwischen deine Zähne und deine schlaffe Haut deines Gesichtes stopftest, sollten das bescheidene Maß der Fülle, das auch der anspruchslose Wollustkäufer in diesem Wiener Winter noch erwarten konnte, vortäuschen. Nachdem die Wiener Katastrophe vorbei ist — denn Katastrophen sind keine mehr, wenn sie sich einmal in die Länge ziehen, — zeigt dies nie gehörte Schönheitsmittel noch einmal in grellem Licht, was der Winter 1918 in Wien war.

Rudolf Olden.

BÜCHER

Bibliophiles. Im Dr. Julius Schröder-Verlag, München erscheint eine Reihe von Büchern unter dem Titel „Meisterwerke der Weltliteratur mit Originalgraphik". Gobineaus „Renais-

sance" liegt in französische Sprache vor, mit 20 Radierungen von Sepp Frank. Die einmalige Vorzugsausgabe von 230 Exemplaren ist auf echtem Japan-Bütten von van Gelder Zonen in Amsterdam gedruckt. Wilhelm Raabes farbige Erzählung „Die schwarze Galeere", eine grandiose Episode aus dem Kampf der Wassergeusen gegen die Spanier hat Bruno Goldschmitt mit 17 technisch vollendeten Holzschnitten geschmückt. Beide Werke sind eine außerordentliche Leistung deutscher Buchkunst.

Friedrich Jarosy: Die Mumien von Krenzburg. Erzählung aus Livlands Bolschewiken-Zeit. Axel Juncker Verlag, Berlin W 35.

Der Roman leidet am Romanhaften, das macht ihn männlichen Lesern gemeinhin unlesbar. Dieses lebendig erzählte Buch ist von solchem Romanballast fast frei. Es gibt eine von Erfahrung gesättigte, sehr einprägsame Schilderung eines interessanten Winkels der Zeitgeschichte. Nach diesem Buch würde man nicht vermuten, daß Jarosy selbst alle Martern des Kampfes für und gegen die Bolschewiki mit eigenem Leibe erlebt hat, eher würde man glauben, er sei die ganze Zeit in einer livländischen Nische oder Aussichtswarte gestanden und habe mit der Objektivität des Dritten zugesehen und gelauscht. So entstand ein lebengesättigtes, dokumentarisches Buch!

Ilse Linden: Fanny Elssler. Ullsteinverlag, Berlin 1921, (Bibliothek der fünfzig Bücher). Das ist ein reizendes, graziöses, in vielen Beiträgen unvergeßliches Buch über die schöne unvergeßliche Wiener Tänzerin Fanny Elssler. Nur Briefe an sie, von ihr, über sie. Die bis ins Greisenalter verführerische Frau wirkt mit elektrisierender Kraft noch durch die Briefe. Der alte Friedrich Gentz, der sie so lange liebte, bis seine Lebenskraft erlosch, ersteht neben ihr und hinter ihm der Schatten des großen Menschenkenners Metternich. Ilse Linden hat mit dem Takt und Spürsinn der sicher blickenden Psychologin die Stücke zu einem blinkenden Ganzen vereinigt.

Wolfgang Götz: Das wilde Säuseln (Sibyllen Verlag, Dresden, 1921). Diese Erzählung vom versuchten und erlösten Pfarrer ist eine deutsche Kunstarbeit, deutsch in ihren Voraussetzungen, im Gegensatz der kleinbürgerlichen Figuren und ihres gott- und weltumspannenden Gedankenfluges, deutsch in ihrer sorgfältigen Liebe zum Detail und in der Neigung, jedem Seitenweg mehr als billig zu folgen. Der Pfarrherr von Stolkewitz erfährt beim Stiftungsfest seines Studentenvereins, daß um seinetwegen vor 30 Jahren ein junges Mädchen in den Tod gegangen. Der Gottesfürchtige fällt von Gott ab, der ihn, den Unwissenden, in Sünde gestoßen. Aber die Güte Gottes führt den sächsischen Hiob wieder in den Glauben an die Allmacht.

Wolfgang Götz besitzt Gemüt und Ironie, Schalkhaftigkeit und Einfühlung. Jean Paul würde dieser humorvollen Geschichte vom gottesleugnenden Pfarrer seinen Beifall nicht versagen.

Hans Jäger: Kranke Liebe (Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam, 1920). Dieses autobiographische Buch des Norwegers Hans Jäger stellt ein Maximum an Exhibitionismus, an brutalem Wahrheitsdrang dar. Es ist die Beichte eines Mannes, der — vermoulu wie Oscar Alving — mit Syphilis und anderen körperlichen und seelischen Leiden behaftet, in totkranker Liebe eine Frau umkreist. Die Geliebte gibt sich ihm hin, aber Erfüllung seines Begehrens bleibt ihm doch versagt; nie wird der Leidenschaft Erlösung. Mit dem Rest an Willen und Lebenskraft, der ihm geblieben, schreibt der Sterbende die Geschichte dieser erotischen Vorgänge. Der Menschheit ganzer Jammer brüllt aus diesen Geständnissen eines Verdammten, dem nicht einmal

der letzte Wunsch gelang, von der Hand der Geliebten zu sterben.

Hans Jägers dokumentarischer Bericht, der uns nichts, aber auch garnichts erspart, sagt mehr über das Leben und die Menschen, als tausend Romane je könnten. „Es ist schade um die Menschen", sagt in Strindbergs Traumspiel die Göttin, die den Erdgeborenen auch nicht helfen kann. M.

W e r n e r S c h e n d e l l : Irene. Erich Reiß Verlag Berlin 1921. In dieser Novelle ist Schendell's Jugend-Zwiespältigkeit doppelt spürbar, weil Kürze aller Gesichte zusammenpreßt und das Tempo heftiger ist: der eminente Blick, das genialische Umreißen der Geschehnisse in Atem und Blutdruck und auf der anderen Seite: die barocke Wirrung in ihm, alles in übersteigerten Ausdrücken zu sagen (ich habe das schon bei seinem Roman „Dienerin" geschrieben). Die Grenzen der Linienführung sind gesprengt, damit alle Leidenschaft hindurchquelle, das Tempo ist getrieben von Erlebnissen aus Krieg und Wirrsal: Eros ist zügellocker. Diese Novelle, Kampf zwischen Mann und Weib, Künstler und Künstlerin ist über Hunderte hinausgehoben durch Sehkraft, Umrißtechnik und Blutfüllung. Früher als der Roman geschrieben, aber nach ihm erschienen, offenbart sie den Weg, auf dem Schendell herkommt und öffnet den Blick für die straffe Selbstzucht seines Schaffens; deutet über die gereiftere „Dienerin" das Kommende. Sie ist wertvoll als Erkenntnis der Wandlung von der Herrschkraft des Weibes zur Dienenden, sie ist bedeutsam als Stunde. B.

DAS GIBT ES

Aus der Schlesischen Zeitung fischt ein Freund des Tage-Buch folgendes Inserat heraus:

> Fein. geb. Herr in mittl. Jahr.
> **als Tischherr** f. kl. f. Hochzeit gesucht.
> Zuschr. u. T. 19 Gst. Schles. Ztg.

Bei dieser kleinen feinen Hochzeit hätt ich gern als Festredner mitgewirkt.

ANEKDOTEN

DER VATER DES GENIES

In dem (gräflich) Sch'schen Palais fand ein Musikabend zu wohltätigen Zwecken statt, an dem ein Werk des jungen Korngold zur Aufführung gebracht wurde. Ein paar Tage vor der Aufführung erschien Korngold père im Palais, kümmerte sich um die Aufstellung der Sitze, um die Beleuchtung, um die Akustik des Saales etc. etc. Nach einiger Zeit sollte wieder im Palais Sch. ein Musikabend zu wohltätigem Zweck veranstaltet werden. Man schlägt dem Grafen eine Aufführung der „Stabat Mater" von Pergolese vor. „Schön", sagt er, „aber bitte, sorgen Sie dafür, daß mich der alte Pergolese in Ruhe läßt."

KOLLEGEN

Nach der Première von „Schloß Zeitverlust" (wie Mela Schwarz, die reizende Salzgriesette, Halbes „Schloß Zeitvorbei" in ihrer Huschligkeit umgetauft hat) nach

„Schloß Zeitverlust" also begrüßt Frank Wedekind den freudig erregten Autor am vollbesetzten Stammtisch in der Torggelstube mit den Worten: „Lieberrr Max, dies ist unstreitig Dein bedeutenstes Werk nach „Mutter Erde!" Und da der stammtischgefeierte Autor sich einem anderen Beglückwünscher zuwendet, fährt Wedekind halblaut mit unveränderlich feierlichem Gesicht fort:

„. . . . womit ich kein Urteil über „Mutter Erde" abgegeben haben möchte."

DER BELIEBTESTE

Der Scheidungsprozeß des beliebtesten und bezauberndsten Schauspielers Münchens.

Das Publikum ist in ihn vernarrt, selbst die Richter können sich eines zärtlichen Wohlwollens für den Unband nicht erwehren.

Aber nun ist man beim fünfundsiebzigsten nachweislichen Ehebruch angelangt, und sogar der wohlwollendste Richter schüttelt mit schonendem Vorwurf das Haupt:

„Na, wissens, Herr Baron, da müssens aber schon selbst sagen . . ."

Der Verbrecher ist selbst ganz betreten anläßlich dieses Leporello-Registers, und er murmelt kopfschüttelnd, reuig und liebenswürdig-zerknirscht:

„Gott, das läppert sich so zusammen . . ."

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Nr. 24):

AN DIE ABONNENTEN UND LESER DES T.-B.

Mit diesem Heft schließt das dritte Halbjahr des Tage-Buches.

Um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements wird gebeten.

Eine Zahlkarte liegt bei.

Wer am Tage-Buch Gefallen hat, der kaufe nicht nur gelegentlich das Heft, sondern abonniere!

(Die Verwaltung des Tage-Buch).

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.